Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Erste Hauptabtheilung.

Fünfter Theil.

Geschichte von Hellas und Rom.

Von G. F. Hertzberg.

Zweiter Band.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1879.

Geschichte

von

Hellas und Rom.

Von

Dr. G. F. Hertzberg,
Professor an der Universität Halle.

Mit Illustrationen und Karten.

Zweiter Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1879.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
BERLIN

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Erstes Buch.

Von den Anfängen des Römischen Staates bis zur Vollendung der Einheit Italiens.

Erster Abschnitt.

Das Zeitalter der römischen Könige.

Erstes Kapitel.

Italien und die italische Völkerwelt.

Griechen und Römer haben einander ethnographisch sehr nahe gestanden. Auf dem Höhepunkte ihrer politischen Entwicklung sind die Römer den Griechen so nahe getreten, wie keiner andern Nation der alten Welt, ist weiterhin das römische Wesen für lange Jahrhunderte von griechischen Einflüssen nach allen Richtungen hin in der ausgedehntesten Weise durchdrungen und durchsetzt worden. Aber bis weit hinein in das Zeitalter der romanischen Weltherrschaft imponirt dem Beobachter weit mehr die charakteristische Verschiedenheit des starken Volkes an der Tiber von der Art der Hellenen, fällt unser Blick viel mehr auf die von der griechischen völlig abweichende Weise, wie die Römer von kleinen Anfängen zu immer stärkerer Macht emporwachsen und ihre scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit selbständig in vollendeter Weise zur Entwicklung bringen.

Wie bei den Hellenen, so hat in sehr kenntlicher Weise die landschaftliche Natur des Bodens, auf welchem das römische Volk und der römische Staat erwachsen sind, auf den historischen Charakter des Römerthums eingewirkt. Freilich sind die Römer so wenig wie die Hellenen innerhalb der engeren Grenzen ihres alten Landes verblieben; es ist beinahe eine Trivialität zu bemerken, daß ihre Geschichte endlich nahezu mit der Geschichte der gesammten antiken Welt zusammenfällt. Aber während seit den ersten kräftigen Athemzügen hellenischen Lebens die griechische Nation in die Ferne strebt, über das Meer zieht und zu ihrem Mutterlande eine neue Welt von Kolonialstaaten aufbaut, erfüllt sich viele Jahrhunderte lang die Geschichte der Römer innerhalb der italischen Halbinsel und in desselben Landes nächstem maritimem und insularem Bereich. Und die Römer ihrerseits begannen erst dann ihre räumliche Ausbreitung über die Gestade des Mittelmeeres, als nicht nur die selbständige Geschichte der Hellenen zu Ende zu gehen, sondern auch der Riesenbau der neuen hellenistischen Staatenwelt allenthalben bereits wieder aus den Fugen zu gehen und zum Niedergange sich zu neigen anfing. So

ist es wesentlich Italien, dessen Natur bis zur Zeit des Hannibalischen Krieges auf die Entwickelung der Römer bestimmend eingewirkt hat.

Auch das zweite Hauptvolk der antiken Welt erwuchs auf einer Halbinsel von bedeutender Ausdehnung. Aber wie tief verschieden ist bei manchen unleugbaren Analogien der Grundbau der mittleren Halbinsel des südlichen Europa von jenem der östlichen! Wie sehr war die physische Gestalt Italiens dazu angelegt, ein politisches Leben von gänzlich andrer Art zu ermöglichen, als wir es auf der griechischen Halbinsel kennen gelernt haben! Die kolossale Masse der Alpen, die im Halbrund das nördliche Italien von dem Gestade des heutigen Nizza bis zu dem dalmatinischen Archipel zugleich umschlingen und von den Ländern des mittlern Europa scheiden, fällt gegen Süden und Osten ab zu einem ausgedehnten Niederland, dem langgestreckten Stromgebiet des Padus, welches seinen maritimen Ausgang auf der Seite des adriatischen Meeres findet, und herkömmlich, — freilich aller physischen Naturanschauung widersprechend — Oberitalien genannt wird. Klimatisch dem heutigen Süddeutschland nicht unähnlich, durch seine Lage berufen, ein reiches Kulturland zu werden, wie das den kaum minder reich ausgestatteten Uferlandschaften der unteren Donau auf dem nördlichen Saume der Balkanhalbinsel erst in der römischen Kaiserzeit möglich geworden ist, hat dieser nördlichste, noch immer halb kontinentale Theil des italischen Landes von Anfang an zu der eigentlichen Halbinsel politisch und ethnographisch in ungleich näherer Beziehung gestanden, als der Norden der Balkanhalbinsel jenseits des Axios zu der Welt der Hellenen.

Die eigentliche Halbinsel Italien dagegen, das Land der „Italiker", ist in analoger Weise von dem Norden getrennt, wie das Land der Hellenen von Makedonien. Wie die Kambunischen Berge mit dem mächtigen Olympos die nördliche Grenzmauer der hellenischen Welt bildeten, so wird jenseits der Adria das gesammte Niederland des Padus von dem Süden geschieden durch die stolz aufragende Mauer der Apenninen, die sich am Col di Tenda von den See-Alpen trennen, in flachem Bogen die Riviera von Genua umkränzen, und dann ostsüdöstlich streifen bis in die Gegend von Rimini. Hier aber, nur wenige Stunden von der Westküste des adriatischen Meeres entfernt, ändert sich die Richtung dieses Gebirges. Aehnlich wie die lange griechische Gebirgskette, die vom Lakmon bis zu dem stolzen Tempel auf Cap Sunion das Rückgrat von Nord- und Mittelgriechenland bildet, durchzieht die lange Kette der Apenninen nunmehr ununterbrochen in der Richtung von Norden nach Süden die ganze lange Halbinsel, die wir nach ihr benennen, bis zu der Meerenge von Rhegion und Messana, — im nördlichen und im mittleren Theile der Halbinsel auf der westlichen wie auf der östlichen Seite durch kürzere Parallelketten begleitet. Anders aber als in Griechenland wird der landschaftliche Charakter der Apenninenhalbinsel ganz vorzugsweise durch die Gebirgsbildung bestimmt. Die Mitwirkung der neptunischen Gewalten bei der Ausarbeitung der italischen Landesgestalt ist,

wenn wir an die griechische Küstenbildung denken, verschwindend gering. Von der Fülle tief einschneidender Golfe und Buchten, wie wir sie bei Griechenland kennen lernten, ist in Italien nicht die Rede. Die Gliederung des italischen Gestades ist sehr einfach, für die Ostküste sogar sehr eintönig. Wirklich charakteristisch ist nur im Südosten der Golf von Metapont oder Tarent, der hier den südlichsten Theil der langen Halbinsel in die zwei kleineren peninsularen Glieder scheidet, deren östliches im Alterthum den Namen Calabrien trug, welcher in der Gegenwart auf das alte Bruttium angewendet wird. Auf der Westküste ist nur die Küste von Campanien und ganz im Norden die von Genua durch das Meer einigermaßen reicher ausgearbeitet. In derselben Weise ist auch bei Italien von jener Masse von Inselketten, welche der griechischen Geschichte zu allen Zeiten einen so eigenthümlichen Reichthum verliehen haben, keine Rede. Die zahlreichen Inselchen oder Inselklippen, welche theils isolirt, theils in Gruppen an den Küsten der Halbinsel verstreut sich finden, haben es mit einigen wenigen Ausnahmen zu irgend welcher Bedeutung so gut wie nie gebracht. Eine solche Bedeutung dagegen gewannen in sehr hohem Grade die drei großen Inseln, die südlich und westlich von Italien das tyrrhenische Meer begrenzen. Sicilien, das Gegenstück zum Peloponnes, tief im Süden, dessen Geschichte jedoch erst nach der Zeit des Molotters Pyrrhos mit jener Italiens sich verschlingt, bis dahin die Domäne der Griechen und der Karthager. Im Westen dagegen Corsika und Sardinien, von denen aber jenes in der alten Geschichte gar keine, dieses nur eine sehr sekundäre Rolle gespielt hat.

Die Halbinsel aber der Apenninen steht auch noch in einer andern Beziehung in sehr merkwürdigem Contrast zu Griechenland. Wir haben gefunden, daß Dank der physischen Gestaltung dieses Landes bis herab zu den Zeiten des Königs Pyrrhos und der Aetoler, mit Ausnahme von Elis das eigentliche historische Leben der griechischen Nation sehr wesentlich in jenen Kantonen pulsirte, die ihre Richtung nach Süden und nach Osten, nach dem ägäischen Meere hatten. In sehr bestimmtem Gegensatz dazu sind bis zu der Zeit, wo die Geschichte der Römer sich mit der griechischen bleibend verschlingt, die historisch dominirenden Landschaften Italiens jene, welche zwischen der westlichen Abdachung der Apenninen und dem Strande des tyrrhenischen Meeres sich ausbreiten. Wie nämlich in Griechenland die westliche, so ist in Italien die östliche Küste von der Natur weit weniger begünstigt, als die gegen Abend schauende Seite der Halbinsel. Zeigt im oberitalischen Norden die Küste des Padusgebietes und der Nachbarflüsse eine Kette von Lagunen und Maremmen, so tritt südlich von Ancona bis zum Monte Gargano das Gebirge andauernd so nahe an die See heran, daß von der Entwickelung von Niederungen gar keine Rede sein kann. Erst tief im Süden, in Apulien und in den nördlichen Gestadestrichen des Golfes von Tarent, finden sich wieder ausgedehnte Ebenen. Die Nähe des Meeres läßt die zahlreichen Gebirgsflüsse kaum jemals zu nützlichen Gewässern für den Verkehr

und die Bewässerung des Landes werden. Endlich aber hat die Ungunst der Natur gerade der italischen Ostküste nur wenige wirklich gute Häfen gewährt. Das Prachtstück in dieser Beziehung, der wundervoll ausgearbeitete Hafen von Brundisium, ist daher auch von geradezu weltgeschichtlicher Bedeutung für das Alterthum geworden, seitdem die Römer angefangen haben, ihren Blick auf die Staaten des griechischen Ostens zu richten.

Ganz anders ist es um die Westseite der Apenninenhalbinsel bestellt. Hier ist in der Regel der Raum zwischen der Kammhöhe der Apenninen und dem tyrrhenischen Strande weit breiter, so daß sich hier einerseits ausgedehnte Flußthäler haben bilden können, die gewöhnlich in ihrem oberen Laufe zwischen der Hauptkette und der westlichen Parallelkette sich hinziehen, in ihrem unteren Laufe dagegen die Strandlandschaften quer durchschneiden. Andrerseits gewährt der breite Ufersaum auf dieser Seite Italiens wiederholt den Raum für ausgedehnte, zur Grundlage einer reichen Kultur bestimmte, gut ausgestattete Ebenen. Die etrurische, die latinische, die campanische Küstenlandschaft stehen an landschaftlichen Reizen den begünstigtsten Kantonen auf Griechenlands Ostküste nicht nach, ja für wirthschaftliche Interessen sind sie noch mehrfach besser gestaltet. Vor Allen das campanische und das latinische Land gehörten zu den Perlen der schönen Halbinsel. In analoger Weise wie ein großer Theil des festländischen Griechenlands und der griechischen Inselwelt nur allzuhäufig von denselben vulkanischen Gewalten bedroht und erschüttert, denen in dunkler vorgeschichtlicher Vorzeit das latinische Niederland, namentlich die römische Campagna, die Entstehung verdankte, während das Albaner-Gebirge sammt seiner nächsten Umgebung die vulkanische Arbeit schon seit ungezählten Jahrtausenden eingestellt hat; die dagegen noch heute ununterbrochen das üppige Campanien erwärmen und beherrschen, und dem ganzen südlichen Italien ihre unheimliche Macht von Zeit zu Zeit in Erinnerung bringen; — trotzdem zu allen Zeiten ein Sitz des reichsten historischen Lebens: sind die westlichen Gestade Italiens von der genuesischen Riviera bis zur Meeresstraße von Rhegion viel reicher mit guten Hafenplätzen begabt, als die Ufergelände der Adria. So war für die italische Völkerwelt, sobald sie dazu kam, ihre Seegrenze zu überschreiten, der Zug nach Süden und Westen viel stärker gegeben, als der nach Osten. Nur daß das tyrrhenische Meer, — dieser Kampfplatz hellenischer, etruskischer, karthagischer und römischer Rivalitäten, — trotz seiner historischen Bedeutung für die Völker Italiens zu keiner Zeit ihrer Geschichte die imposante Wichtigkeit gewonnen hat, wie das ägäische für die Hellenen, so wie für deren Vorgänger und spätere Nachfolger in der Meeresherrschaft.

Auch hier aber müssen wir wieder bemerken, daß bis zu den weltgeschichtlichen Seeschlachten zwischen punischen und römischen Kriegsflotten die Entwickelung der Italiker weit überwiegend, weit mehr in dem Verhältniß zu ihrem Festlande, als nach der maritimen Seite hin sich vollzogen hat. Abgesehen davon, daß ein großer Theil der italischen Küsten Jahrhunderte lang in den

Händen der Hellenen sich befunden hat, so gewann — völlig anders als während des Mittelalters — der Gegensatz zwischen dem Seevolke und den Binnenbewohnern im Alterthum für Italien auch nicht im entferntesten die Bedeutung, wie für die Griechen, die schon seit dem alten Achäischen Zeitalter mit stets wachsender Energie nach dem Meere zu drängen begannen. So viele Gegner die Römer bis zur Vollendung der Einheit Italiens unter ihrer Führung zu überwältigen hatten: Staatsgebilde, wie das Mittelalter sie in Venedig, in Genua, in Pisa und Amalfi entstehen sah, sind ihnen unter den italischen Völkern zu keiner Zeit entgegengetreten. Mit Ausnahme der uferländischen Etrusker ist die Geschichte, die sich seit dem ersten Aufblitzen historischen Lichtes über die Schicksale der Italiker bis zur Vereinigung der Apenninenhalbinsel unter römischer Hegemonie abspielt, die Geschichte einer Gruppe kraftvoller Hirten-, Berg- und Bauernvölker, die sehr entschieden durch die Natur ihres Festlandes bestimmt wird.

So bedeutsam das sogenannte Ober-Italien später für die Römer geworden ist; so wichtig das Niederland des Padus schon für die älteren Jahrhunderte italischer Geschichte gewesen ist als die Basis, von welcher aus vier Hauptmassen der Völker in die Halbinsel eingerückt sind, die nachher hier mit einander den Kampf um das geschichtliche Dasein ausfochten: wirklich tief eingreifend in das politische Leben der Romanen ist die Bodengestalt dieses Theiles von Italien erst seit der Zeit geworden, wo die Herrschaft des Senats und der Legionen von Rom bis unmittelbar an den Fuß der Alpen vorgerückt war. Erst seit dieser Zeit wird es für die Italiker sehr empfindlich, daß die physische Gestalt der Alpenwelt und ihrer Hochpässe den Völkern der Alpen wie den jenseits dieser kolossalen Gebirgsmauer wohnenden und fluthenden Massen der „Barbaren" den Eingang nach Italien viel leichter machte, als den Römern den Vorstoß zu Lande aus dem Stromgebiet des Padus heraus nach Westen und gar nach Norden. Wir werden finden, daß endlich zur Zeit der ersten Cäsaren diese orographischen Verhältnisse die römische Politik sehr entschieden dahin trieben, zur Sicherung ihres um das Mittelmeer gelagerten Reiches auf der Nordseite nun auch die „Glacislandschaften" der Alpen zu gewinnen und die „natürliche Grenze" der Romanen schließlich an der Donau zu suchen.

Für die politische Entwicklung dagegen des Römerthums und des römischen Staates bis zur Einleitung des ersten welthistorischen Waffenganges mit Karthago ist lediglich die Natur der Apenninenhalbinsel bedeutsam geworden. Soll man im Gegensatz zu der hellenischen Geschichte es in kürzester Fassung bezeichnen, so kann man etwa sagen, die italische Landesnatur stellte der Ausbildung eines großen, einheitlich geordneten Staates durchaus nicht die gewaltigen Hindernisse entgegen, wie das in Griechenland der Fall war. Es gab sogar ein Moment, welches diese Ausbildung zu fördern geeignet war. Auch für die ältere Zeit Italiens gab es eine Zeit, wo — abgesehen von dem Gegensatze der griechischen Kolonialstaaten

auf diesem Boden zu dem italischen Wesen — das Erwachsen eines starken Dualismus zwischen den Stämmen lateinischer und sabellischer Zunge nicht unwahrscheinlich erschien. Der landschaftliche Gegensatz zwischen dem Süden der Halbinsel, den sonnigen Uferländern südlich von Tarracina und dem prachtvollen Hochland der Abbruzzen, auf der einen, und dem Norden der Halbinsel auf der anderen Seite, — also um modern zu sprechen, zwischen (dem völlig naturwidrig sogenannten) Unter- und Mittelitalien, der auch ethnographisch in der Gruppirung der italischen Stämme seinen Ausdruck fand und heute in der Politik des „Königreichs Italien" wieder aufgelebt ist, schien eine Zeit lang sich eben so sehr verhärten zu sollen, wie in Griechenland der zwischen Athen und Sparta. Und nicht minder bestimmt machten sich auch im Alterthum die starken partikularistischen Züge kenntlich, die in der Zeit der Städterepubliken des Mittelalters zu voller Reife gediehen, und noch heutzutage als „Regionalismus" und energischer Municipalgeist der verschiedenen großen Städte das parlamentarische Leben des modernen Italien so bunt färben. Dennoch war die gesammte Bodengestalt der Halbinsel nicht der Art, um einen so zähen und zugleich tausendfach anders ausgearbeiteten Partikularismus wie in Griechenland erwachsen zu lassen. Die Gebirgsnatur der Apenninen hat die Halbinsel nicht in der Art in zahlreiche Kantone zerschnitten, wie das auf der griechischen Halbinsel bis nordwärts nach Eordäa der Fall. Mehr noch, die Landesnatur und die Bodengestalt Italiens war eher der Entwickelung mehrerer größerer Stammesgebiete günstig, als der Entstehung einer Unzahl kleiner Staatswesen, die in einfacher Zeit sich mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit in dem behaglichen Bewußtsein voller Autonomie hätten bewegen können. Sehr wesentlich hat ferner der Umstand der Blüthe des altitalischen Partikularismus entgegengewirkt, daß der Stamm, welcher die Vereinigung der Halbinsel erstrebte, städtisch concentrirt war, während die tapferen Verfechter des italischen Partikularismus zur Zeit der Entscheidungskämpfe größtentheils noch in den Zuständen des Stammeslebens verharrten, meistens noch nicht bis zur Ausbildung großer geschlossener Stadtgebiete, der allezeit stärksten Träger des antiken, wie des mittelalterlichen Partikularismus auf südeuropäischem Boden, gelangt waren. Endlich aber wurde es für die Möglichkeit einer politischen Vereinigung der altitalischen Völker hochwichtig, daß die Halbinsel ein dominirendes Gebiet besitzt, dessen Eroberung über die politische Suprematie innerhalb ihrer Grenzen entschied. In der Zeit der Cäsaren bis herab zu Odovakars Zeit sind die eisernen Würfel über das Schicksal Italiens sehr häufig in der Padusebene gefallen, deren Besitz für jene späteren Jahrhunderte in Bezug auf die eigentliche Halbinsel etwa die Bedeutung hatte, wie seit der Periode der Psammetichiden der Gewinn des Delta für die Beherrschung des mittleren und oberen ägyptischen Nilthales. Aber für die gesammte Zeit der römischen Republik hing die Herrschaft über die Halbinsel der Apenninen von der Frage ab, wer die sogenannte Akropolis von Italien sicher inne hatte. Gemeint damit

ist das mächtige Bergland, welches die Mitte der eigentlichen Halbinsel großentheils ausfüllt: das System von Hochgebirgsketten, tief eingeschnittenen oder eingesenkten Thälern und kleinen Hochebenen, welches — durch das Nebeneinander der Hauptkette, der minder hohen westlichen, und der zu imposanter Höhe aufsteigenden östlichen Parallelkette der Apenninen gebildet — zwischen dem obern Anio und dem obern Liris (Garigliano) im Westen, dem Truentus (Tronto) im Norden, der Adria bis zum Monte Gargano im Osten, dem Vulturnus und dem obern Aufidus (Ofanto) im Süden sich ausbreitet. Es ist das Gebiet der alten sabellischen Kernvölker, dessen Besitz in Wahrheit die Vertreter einer konsequenten und planvoll geleiteten Eroberungspolitik in den Stand setzen konnte, den Zusammenhang aller feindlichen Stämme im Norden und im Süden militärisch zu zerschneiden, und schließlich jeden noch übrigen Widerstand zu brechen. Die Herrschaft der Römer über die Halbinsel war principiell entschieden, sobald vom Gran Sasso und Monte Velino bis zu den Höhen von Venusia, vom Lago di Celano bis zu den Caudinischen Pässen der eherne Tritt der Legionen auf keine Gegenwehr mehr stieß. Seine Bedeutung für die Kämpfe um die Herrschaft der Römer oder ihrer Gegner in Italien hat dieses Hochland erst verloren, als unter den grausenhaften Schlächtereien des Marsischen und des letzten Sullanischen Bürgerkrieges das Gebirgsland der Samniten theils in eine menschenleere Einöde verwandelt, theils mit neuen römischen Ansiedlern besetzt war.

Es versteht sich aber von selbst, daß alle die Chancen, welche die Landesnatur Italiens und seiner Akropolis für die antike Politik einem auf einheitliche Beherrschung der Halbinsel hinarbeitenden Volke boten, erst dann ihre volle und rechte Bedeutung gewinnen konnten, wenn eben dieses Volk politische und militärische Talente zu entwickeln verstand, wie sie — nun eben in gänzlich anderer Weise als die tapfern Stämme der Sabellischen Gruppe, die Römer ausgebildet hatten, in deren ganzer Art, wie wir sehen werden, die kräftigsten Züge der beiden Hauptglieder der specifisch italischen Völkergruppe innig mit einander verschmolzen waren. Dieselben Züge sind es hernach auch, welche die Römer nach Ueberwältigung der Karthager befähigt haben, gerade die mittlere der drei südeuropäischen großen Halbinseln zur Basis einer Weltherrschaft zu machen, die so lange an Italien geknüpft war, als dieses herrliche Land bei einem Areal von nur 5000 Quadratmeilen (die Halbinsel ohne Oberitalien) eine schier unerschöpfliche Fülle rüstiger Manneskraft zu stellen vermochte.

Bei den interessanten Ergebnissen modernster Kulturforschung gerade über die Halbinsel der Apenninen erübrigt es noch für uns, darauf aufmerksam zu machen, daß die landschaftliche Physiognomie Italiens, soweit namentlich die Pflanzendecke, die die Halbinsel überzieht, in Betracht kommt, im Alterthum eine wesentlich andere war, als sich dieselbe dem heutigen Beobachter darstellt. Anders als die Länder des Ostens bis zur Adria, und anders wieder als unsere deutsche Heimath, ist gerade Italien ein Land, welches im Guten wie im Schlimmen in wahrhaft vollendeter

Weise als ein Gebiet sich darstellt, wo einerseits die menschliche Kulturarbeit über die Natur vollständig Herr geworden ist, wo andrerseits in niemals unterbrochener Folge siebenundzwanzig Jahrhunderte die kraftvollen Spuren ihrer unablässig umgestaltenden Thätigkeit zurückgelassen haben. Theilt ein nicht unerheblicher Theil der italischen, heute nur noch durch ihre plastische Schönheit und durch die glühenden Tinten, welche die Sonne ihnen aufprägt, anziehenden Gebirge das Schicksal rücksichtsloser Entwaldung mit den öden Bergketten Griechenlands und Vorderasiens; hat die zerstörende Gewalt der Geschichte in den fieberathmenden Pomptinischen Sümpfen und in der öden Campagna von Rom bleibende Spuren zurückgelassen: so belehrt uns andrerseits die heutige Forschung, daß die Halbinsel der Apenninen in ihrer ältesten Zeit, soweit sie von mehr oder minder seßhaften Völkern zuerst bewohnt gewesen ist, gegenüber den Ländern des Orients, gegenüber dem hochkultivirten karthagischen Gebiet, gegenüber Sicilien und selbst Griechenland, einen entschieden nordischen, primitiven Eindruck machte und mit ungeheuren, unwirthlichen Waldungen bedeckt war, die überwiegend theils aus Nadelhölzern, wie Tannen, Fichten, Kiefern, theils aus Laubhölzern, wie Buchen und Eichen, bestanden. Die Hellenen kannten Italien Jahrhunderte lang nur als ein Land, welches vorzugsweise Vieh, die Erzeugnisse der Hirten- und Waldwirthschaft, und in seinen für den Anbau von Cerealien geeigneten Theilen gewaltige Massen von Getreide lieferte. Das Alles hat sich bis zum Ausgang der republikanischen Zeit sehr wesentlich verändert. Die Geschichte wird uns zeigen, wie mit Ausnahme der Ebenen des Padusgebietes auf Grund einer sehr bedauerlichen Entwickelung nachmals zu Gunsten der Latifundien und der Anlagen von Villen der italische Getreidebau in schlimme Abnahme gerathen ist, während die Vieh- und Weidewirthschaft sich sehr erheblich ausgebreitet hat. Viel anmuthiger dagegen ist die Beobachtung, wie unter starker Gunst des Klimas und der Landesnatur dieser Halbinsel der Fleiß und die Kunst des menschlichen Geschlechtes den unwirthlichen Charakter des alten Italien von Grund aus verändert, und dieses Land zu dem anmuthigsten und schönsten des europäischen Südens gemacht hat. Zunächst bis herab zu dem Ausgange der Republik wirkten die verschiedenartigsten Einflüsse in dieser Richtung. Weitaus am stärksten ist jedenfalls die Wirkung der griechischen Kultur gewesen, die von den zahlreichen hellenischen Kolonien des sogenannten Unteritalien aus eine Masse von Gewächsen und Wirthschaftsarten in Italien einheimisch machte, wie dieselben einst aus verschiedenen Theilen des Morgenlandes in Griechenland diesseits und jenseits des ägäischen Meeres eingeführt worden waren. Später hat die Beziehung der Römer zu dem punischen Afrika, endlich das Vordringen der Italiker nach dem Orient Motive genug zur Aufnahme neuer „Kulturen" geboten. In solcher Weise sind bis zum traditionellen Ausgang der römischen Königszeit in Italien mehrere so nutzbare Kulturgewächse einheimisch und schnell in weitem Umfange ausgebreitet worden, wie der Feigenbaum, wie (vielleicht) der Weinstock, und wie — dieses letztere erst in

den späten Zeiten des tarquinischen Königshauses — die Olive, die jedoch in dem „oberitalischen" Niederland nicht mehr zu gedeihen vermochte. Mit dem Eintreten dieser „Kulturen" in die italische Wald- und Ackerwirthschaft erfolgte nun auch die Ausbildung des neuen Systems, welches seitdem mehr und mehr bis auf unsere Zeit für Italiens äußere Physiognomie höchst charakteristisch geworden ist, nämlich der Gartenwirthschaft und der sogenannten Terrassenkultur, welche letztere — wie man es auch aus Griechenlands guten alten Zeiten für mehrere Kantone dieses Landes erkannt hat — unter Anwendung unendlich mühseligen Fleißes große Theile der anbaufähigen Bergabhänge zu gewinnbringenden Grundstücken hat werden lassen.

Im Laufe der republikanischen Jahrhunderte sind die kolossalen alten Wälder großentheils verschwunden, und ist dafür unter immer allgemeinerem Vordringen der Gartenkultur, — wie sie in späteren Zeiten namentlich die Verwendung zahlloser aus dem aramäischen Orient stammender Sklaven und Freigelassenen ermöglichte, — Italien schließlich größtentheils in einen ungeheuren „Baumgarten" mit wesentlich immergrünem Charakter verwandelt worden, wo neben den früher eingeführten Kulturpflanzen zahlreiche asiatische Obstbäume mit massenhaften Ziergewächsen abwechselten. Bis zur Zeit der Diadochen waren die Myrthen und die Lorbeerbäume, die letzteren aber niemals als Wald auftretend, bereits bis tief in Latium ausgebreitet. Der Granatapfelbaum begann sich etwa gleichzeitig mit der Olive auf der Halbinsel festzusetzen, während die Palme, freilich ohne Früchte zu reifen, schon früher auf diesem Boden Eingang gefunden hatte, um in den Stürmen des angehenden Mittelalters zu verschwinden und erst in der arabischen Zeit wieder aufzutreten. Von Sicilien her ist über Tarent nach Eroberung dieser Stadt durch die Römer (Bd. I, S. 611) die Cypresse in Italien eingedrungen, neben welcher in den letzten beiden Jahrhunderten der Republik die römischen Lords sehr wesentlich die Anpflanzung der Platane gefördert haben, während die Ausbreitung der Pinienwälder wohl in noch etwas spätere Zeit fällt. Von den eigentlichen, in Massen auftretenden Fruchtbäumen haben die Pflaumen erst in Augustus' Zeitalter volles Bürgerrecht in Italien gewonnen, während ein halbes Jahrhundert früher Lucullus die Kirschen aus den pontischen Küstenländern Kleinasiens nach Italien führte. Die Maulbeeren und die Haselnüsse hatten bereits viel früher Eingang gefunden, während die Zeit der Einführung der süßen Kastanie nicht sicher feststeht. Erst in die spätere Kaiserzeit dagegen fällt die Akklimatisirung der „Agrumi"-Bäume, deren reizvolle Erscheinung heute in Griechenland wie namentlich im südlichen Italien den Nordeuropäer so sehr entzückt. Erst nach manchen vergeblichen Versuchen sind nämlich im ersten Drittel des dritten christlichen Jahrhunderts die Citronenbäume in Italien einheimisch geworden, damals nur erst auf dem Wege der Treibhauskultur. Im fünften Jahrhundert erscheinen sie endlich Winter und Sommer in Neapel und Sardinien unter freiem Himmel, zuerst die „Citronat-Citrone". Im 11. Jahr-

hundert gelangte dann durch die Araber auch die Pomeranze zuerst nach Sicilien. Seit 1548 ist durch die Portugiesen aus dem südlichen China auch die „süße Pomeranze" oder Apfelsine zuerst nach Lissabon gekommen, um dann schnell in Italien festen Fuß zu fassen; eine ausgezeichnete Abart derselben, die „Mandarinen", hat erst in unserem Jahrhundert immer mehr Boden gewonnen. Wichtige Volksnahrungsmittel ganz anderer Art und neue Kulturen brachten dagegen das 15. und 16. Jahrhundert, wo der seiner Zeit durch die Araber aus Hindostan nach dem Nildelta und dem spanischen Valencia verpflanzte Reisbau durch spanischen Einfluß namentlich in Oberitalien eingeführt worden ist. Endlich hat auch die transatlantische Welt Italiens Physiognomie umgestalten helfen. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts ist nämlich in Italien der Maisbau einheimisch geworden. Und parallel mit diesem Nutzgewächs sind von jenseits des Oceans sehr zahlreiche Zierpflanzen nach der Halbinsel der Apenninen gekommen, die ihre Physiognomie vielfach gänzlich anders geformt haben: wir nennen in erster Reihe die Magnolie, dann den Opuntienkaktus, und endlich die Aloë, die Agave americana. Jene südamerikanische blaugraue, stachlichte Pflanze, die in Italien wie auf anderen Küsten des Mittelmeeres die dürrsten Felsenwände überzieht, und durch Humusbildung der Kultur wiedergiebt, mit ihren Stacheln das Feld hütet, mit ihren Blättern das Vieh, mit ihren saftigen Früchten das Volk nährt, und die Agave mit riesengroßer grüner Blätterrosette und einem aus dieser kandelaberartig aufsteigenden Blüthenschaft, haben zusammen den Typus der „mediterranen" Landschaft harmonisch neu ergänzt. Dazu stimmt die seit einem Jahrzehnt begonnene Einführung des riesigen Eucalyptus globulus, des blauen australischen Gummibaumes, der dazu bestimmt ist, verödete Landstriche Italiens zu entsumpfen und fieberfrei zu machen. Neben diesen Geschenken des jüngsten Erdtheils aus der Pflanzenwelt sei dann zum Schluß noch erwähnt, daß das älteste Kulturland der Erde, Aegypten, zuerst zur Zeit der Völkerwanderung auch ein nützliches Hausthier, nämlich die Katze, an Italien abgegeben hat.

Das historische Leben auf der Halbinsel der Apenninen beginnt mit der Entstehung der griechischen Kolonialstaaten auf den verschiedenen Strichen des süditalischen Gestades. Aber die hellenischen Ansiedler (Bd. I, S. 64 u. 84) fanden auf der Halbinsel bereits eine starke, stammfremde Bevölkerung vor, zu welcher sie sich theils civilisirend, theils erobernd und unterwerfend verhalten, mit welcher sie auch wiederholt schwere Kriege geführt haben, die theilweise bereits von uns berührt worden sind. Es waren zwei ganz verschiedene Völker, denen die Griechen hier begegneten. Soweit sich hier, wo eine kritische, räsonnirende, durch Anmerkungen und gelehrtes Beiwerk im Souterrain gedeckte Schilderung ausgeschlossen ist, über diese Frage etwas Zusammenhängendes sagen läßt, so folgen wir der Annahme,

daß die uns bekannten alten Stämme auf der Ostküste von Italien dem illyrischen Volke angehört haben, namentlich also in dem alten Calabrien und Apulien die Messapier, die Japyger und einige kleine Nachbarvölker, dagegen in dem Mündungsgebiet des Padus und der benachbarten Alpenflüsse die Veneter, während in der spätern Zeit die Römer auch in den Hochthälern der Alpen mitten unter Kelten mehrere illyrische Stämme versprengt fanden. Die Apenninen jedoch hatten diese Vorposten des illyrischen Volkes nicht überschritten.

Ethnographisch in ganz anderer Weise nahe standen dagegen den Griechen die verschiedenen Glieder der eigentlichen italischen Nation, die eigentlichen „Italiker", denen sie nach einander auf der langen Linie von dem Golf von Metapont bis zur Mündung der Tiber begegnet sind. Nach Annahme der heutigen Forschung hat das „italische" Urvolk sich von den Vorvätern der Griechen erst verhältnißmäßig spät getrennt, und ist endlich auf dem Landwege um den venetischen Golf der Adria herum, — die italischen Illyrier entweder vor sich her und zur Seite schiebend, oder umgekehrt von diesen vorwärts nach Süden und Südwesten gedrängt, — in Oberitalien und in die Halbinsel eingerückt. Allmählich erst lösten sich die verschiedenen Glieder dieser italischen Masse von einander ab, und in zum Theil noch „vorgeschichtlicher" Zeit erfolgten nach einander eine Reihe von Einwanderungen, die theilweise auch den Charakter verschiedener Ueberschichtungen derselben Landschaft, da und dort verbunden mit Unterwerfung der zuerst Eingewanderten durch die Nachrückenden, wie auch mit Durchsetzung größerer Stämme durch Splitter anderer verwandter, angenommen zu haben scheinen. Die Masse der Italiker zeigt sich später in zwei Hauptgruppen getheilt, in eine westliche und eine östliche, deren Stellung zu einander in Dialekt und Volksart man wohl mit jener der griechischen Jonier und Dorier in Parallele gestellt hat. Die westliche Gruppe kann nach dem Hauptvolke als die lateinische bezeichnet werden. Ein höheres historisches Leben hat allerdings nur der latinische Stamm in der Landschaft südlich von der Tiber zu erreichen vermocht. Alle diesem verwandten Stämme auf der westlichen und südlichen Seite Italiens, die Ausoner in Campanien, die Italer in „Italia", d. h. in dem „Rinderlande" (nämlich in dem späteren Bruttium), dessen Name erst mit der Ausbreitung der Römerherrschaft sich über die ganze Halbinsel ausgedehnt hat, wie auch die Sikeler, deren andere Glieder wir bereits wiederholt auf Sicilien kennen gelernt haben, — also die Völker von Campanien, Lucanien und Bruttium —, unterlagen frühzeitig stärkeren auswärtigen Einflüssen. Diese sind dermaßen durch die militärisch und civilisatorisch ihnen weit überlegenen griechischen Einflüsse theils zersetzt, theils geschwächt worden, daß sie später in historischer Zeit, wie wir es an der Hand der Ueberlieferung noch beobachten können, ziemlich schnell der Eroberung durch die nach Süden vordringenden jüngern Glieder der östlichen Gruppe erlagen.

Die östliche Gruppe wird gewöhnlich die umbro-sabellische genannt. Das Muttervolk dieses Zweiges der Italiker waren die Umbrer, die anfangs in großer Ausdehnung zwischen den Venetern und den auf ihrer Westseite im ganzen obern Padusgebiet und im nördlichen Etrurien hausenden Liguriern sich ausbreiteten. Die ethnographische Stellung des letztgenannten wilden und erst sehr spät civilisirten Volkes, dem vielleicht die Umbrer erst den Osten Italiens abgewonnen haben, ist noch jetzt so dunkel, daß nicht einmal ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zu der arischen Gruppe als zweifellos gelten kann. Die Umbrer haben sich dann auch auf der Halbinsel ausgebreitet; das später nach ihnen benannte italische Gebiet und der größte Theil des später sogenannten Etruriens gehörte ihnen ebenfalls an. Die Auswanderung jedoch der kraftvollsten Glieder der östlichen Italiker nach dem Hochland des mittlern und des südlichen Italien scheint erst durch den gewaltigen Druck veranlaßt zu sein, welchen der Einbruch einer neuen, ihnen stammfremden Nation in die Paduslandschaft veranlaßte.

Diese Nation waren die Etrusker oder (Rasennen) Rásener. Trotz sehr energischer Arbeit der modernen Forschung noch immer nach verschiedenen Seiten hin räthselhaft; unendlich viel interessanter als die ganz rohen Ligurier, stehen die Etrusker den Italikern viele Jahrhunderte lang fremd und feindlich gegenüber. Schon in ihrer äußern Erscheinung von den Italikern auffallend abweichend, — sie werden auf monumentalen Darstellungen gebildet als Leute von kleiner, stämmiger Statur, mit großen Köpfen, kurzen, dicken Armen, von ungeschickter und unbehilflicher Leibesgestalt, während für die italischen Stämme, während für Griechen und Italiker schlankes Ebenmaß charakteristisch war, — ist die Stellung ihrer Sprache, über die bis auf diesen Tag sehr zahlreiche, unter einander möglichst abweichende Vermuthungen aufgestellt worden sind, noch immer unentschieden. Um es kurz zu sagen: während auf der einen Seite sogar eine ziemlich nahe Verwandtschaft der Etrusker mit den Italikern, speciell mit den Latinern, und deren Sprache behauptet wird, gilt auf der andern die Stellung des Etruskischen unter und zu den übrigen Sprachen noch immer für so zweifelhaft, daß kaum die Zugehörigkeit des Volkes zu der indogermanischen Familie als wirklich zweifellos gesichert angenommen werden kann. Dagegen wird jetzt ziemlich allgemein angenommen, daß die Rasener von dem Südfuß der rätischen Alpen her in Oberitalien einbrachen und nun (vielleicht in derselben Zeit, wo auf der Balkanhalbinsel jene Völkerbewegungen stattfanden, als deren letzter Ausläufer uns die thessalisch-dorische Wanderung gilt,) die Umbrer zuerst aus den Landschaften auf dem linken Ufer des Padus völlig verdrängten. Oestlich an der Etsch mit den Venetern, im Westen mit den Liguriern grenzend, auf Plätze wie Mantua und Melpum gestützt, verdrängten sie seitdem die Umbrer auch südlich vom Padus und den Apenninen aus einem großen Theile ihres Gebietes, oder vielmehr sie machten sich in weiten Strichen auf Kosten der zurückbleibenden unterworfenen Reste der Umbrer zur herrschen-

den Nation. In dem Niederlande südlich vom Padus sind Orte, wie Ravenna und namentlich Felsina (das heutige Bologna) wahrscheinlich von ihnen gegründet. Ihre wahre Bedeutung aber für die spätere Geschichte Italiens gewannen die Etrusker, als sie die Landschaft zwischen den Apenninen (genauer dem Arno), der Tiber und dem tyrrhenischen Meer eroberten, die noch heute von ihnen den Namen führt. Hier hat sich dieses merkwürdige Volk besonders ausdauernd behauptet; nur daß der südlichste Theil des Landes „Etruria", das Gebiet zwischen dem Ciminischen Waldgebirge und der Tiber, anscheinend erst in dem zweiten Jahrhundert der Stadt Rom von ihnen gewonnen wurde, derart daß die unterworfene umbrische Einwohnerschaft dieses Striches nachmals bei dem Obsiegen der Römer überraschend schnell sich latinisirte.

Man nimmt nun an, daß der gewaltige Druck der Rasener auf die umbrische Masse es gewesen ist, was die verschiedenen Stämme dieses Zweiges der Italiker bestimmt hat, immer weiter nach der Mitte und dem Süden der Apenninenhalbinsel sich erobernd auszubreiten. Das Vorrücken vollzog sich — ganz allgemein gesagt, für die Latiner besonders fühlbar, während der Zeit, wo in Rom die Herrschaft der Könige bestand, — auf den Gebirgszügen und Hochlandschaften der Apenninen, aber so, daß einzelne Theile der vordringenden Schaaren in das Gebiet der latinischen Völker sich eindrängten, wie namentlich die den eigentlichen Umbrern besonders nahe stehenden Volsker auf beiden Seiten des obern Liris, und damals wohl auch die Aequer am obern Anio sich festgesetzt haben. Hier und da scheinen auch Mischungen ostitalischer mit westitalischen Elementen stattgefunden zu haben, — wie ja gerade auf einer solchen Mischung ein Theil der eigenthümlichen Bedeutung des seiner Grundanlage nach latinischen Römervolks beruht hat.

Als das Kern- und Hauptvolk der nach den mittlern und südlichen Theilen der Halbinsel vordringenden östlichen Italiker treten nun aber nicht mehr die eigentlichen Umbrer auf, die in hellerer historischer Zeit vielmehr auf das Gebiet östlich von der obern Tiber beschränkt erscheinen. Als das Muttervolk des Südens lernen wir vielmehr die Sabiner kennen, deren spätere bleibende Sitze wir südlich von Umbrien finden. Das obere Aternusthal, die längliche, — im Norden und Nordosten vom Gran Sasso, im Süden und Südwesten von den Verzweigungen des Velino eingeschlossene, — Hochebene von Amiternum oder Aquila ist hier ihr ältester Wohnsitz, und Testrina hier ihr Hauptplatz. Von diesem Theil der Apenninen aus beginnen theils die Vorstöße der hier sich fest ansiedelnden Sabiner nach dem Westen, an der mittlern und untern Tiber abwärts in der Richtung auf das latinische Niederland, theils die allmähliche Ueberfluthung und Eroberung der mittlern und südlichen Kantone der Halbinsel, dieses namentlich in den Zeiten nach der Abstoßung der Krone in Rom. Die rasche und energische Ausdehnung der Völker „sabinischer" Abkunft wurde wesentlich durch eine bei ihnen besonders in Blüthe stehende Institution gefördert: durch die Aussendung sogenannter „heiliger Lenze". Es war namentlich bei diesem Theile der Italiker

der Brauch einheimisch, in schwerer Kriegs- oder Seuchennoth der Gottheit (wahrscheinlich an Stelle ursprünglicher Menschenopfer) einen „heiligen Lenz" zu geloben. Alles im nächstfolgenden Frühling Geborene, Menschen und Vieh, war in Folge eines solchen Gelübdes den unterirdischen Göttern, vorzugsweise dem Mars, geweiht. Das Vieh wurde geopfert; die junge Mannschaft aber mußte nach Ablauf von zwanzig Jahren, Jünglinge und Jungfrauen, „einem im Frühling ausziehenden Bienenschwarme gleich", die heimathliche Grenze überschreiten, um sich neue Wohnsitze zu gewinnen. Aus solchen Kolonisationen, die durch die heiligen Thiere des Mars, Stier, Wolf, Specht, „geführt" wurden, leitete später die Ueberlieferung der Ostitaliker die Entstehung der verschiedenen „sabellischen" Völker ab. So erhielt Picenum seine sabellische Bevölkerung durch eine „unter Führung eines Spechtes" dahin ausziehenden Kolonie. So entstanden die kleinen kriegerischen Stämme der Vestiner am Gran Sasso, der Marruciner bei Chieti, der Päligner am Majellagebirge, in deren Gebiet später Corfinium und Sulmo wichtige Orte wurden, und der mit Aequern und Volskern grenzenden Marser am Lago di Celano; alle diese Stämme umgaben das alte Stammland der Sabiner östlich und südlich im Halbkreise. Das eigentliche Hauptvolk dieses Theiles der Italiker aber wurden die kraftvollen, mächtigen Samniten, welche selbst wieder aus mehreren Stämmen bestehend, unter denen die Frentaner, die Pentrer, die Hirpiner und die Caudiner die bedeutendsten waren, — von dem Flußgebiet des Sangrus aus, südlich vom Marser- und Pälignerland, sich die Masse des Apenninenhochlandes, südlich von den eigentlichen Abruzzen gewannen. Von hier aus haben die Sabeller sich theils auf Kosten der japygischen Einwohner auch über einen Theil von Apulien verbreitet, theils aber — und dieses fällt bereits in völlig historisch übersehbare Zeiten — erobern sie unter Bildung immer neuer Volksglieder auch die westlichen und südlichen Landschaften, die als Campanien und Lucanien in der römischen Geschichte uns so bedeutungsvoll entgegentreten. Auf der Seite dagegen des eigentlichen Latium schoben sich die sabellischen, unmittelbar mit den Marsern grenzenden Herniker ein in das Gebiet westlich vom obersten Laufe des Liris, zwischen den Aequern und den Volskern; eine Stellung, die sie für die Politik der Römer in den ersten Menschenaltern der Republik sehr wichtig gemacht hat. Die Vorschiebung dagegen der Sabiner abwärts an der Tiber in der Richtung auf das junge Rom führte zu der für die Zukunft dieses Staates hoch wichtigen Mischung eines Theiles dieses italischen Kernvolkes mit den latinischen Römern.

Auf der Höhe ihrer kriegerischen und politischen Entwickelung haben sich die Römer ohne irgend welche Ausnahme mit sämmtlichen Völkern des italischen Landes von den Ufern der oberitalischen Seebecken bis zum Sund von Rhegion rüstig geschlagen. Aber auf ihre Ausbildung, zum Theil

auch auf ihre ethnographische Entwickelung, haben wesentlich die drei Stämme nachhaltig und kenntlich eingewirkt, deren Grenzen bei der ältesten Mark der Siebenhügelstadt an der unteren Tiber einander ganz nahe berührten. Es sind die Latiner, die Sabiner und die Etrusker. Auf diese Völker werfen wir noch einen Blick, ehe wir zu der Geschichte der Römer übergehen, welche, — vergleichsweise jung, — für unsere heutige Kenntniß erst in einer Zeit reicher und kenntlicher ausgeprägt sich darstellt, wo wenigstens zwei dieser Stämme Italiens, die Latiner und die Etrusker, bereits eine reiche historische Entwickelung hinter sich hatten.

Weitaus das wichtigste Element für die Römer ist von Anfang an das latinische gewesen, das älteste Rom sicherlich ein Glied des latinischen Stammes. Die historischen Latiner, wie wir sie kennen lernen auf einem Gebiet kaum von der Größe des griechischen Attika, zwischen der unteren Tiber, zwischen einem nur mit wenigen und geringen Häfen begabten Gestade, zwischen dem Volskergebirge und den Vorbergen der Apenninen, rings gelagert um die natürliche Akropolis des Landes, das malerisch schöne Albanergebirge, — rings umgeben von Volskern, Hernikern, Aequern, Sabinern, und den nördlich von der Tiber mit der etruskischen Ueberfluthung ringenden Umbrern — haben seit der festen Ansiedlung und dem Uebergang zum agrarischen Leben bereits die Entwickelung durchgemacht, die endlich in der Anlage zahlreicher Städte und deren Zusammenfassung durch ein föderatives Band gipfelt. Ihre Glieder haben die Entwickelung durchgemacht von der ältesten Eintheilung in Gaue, die ihren Mittelpunkt fanden je in einem Platze, wo die „Dingstätte", die gemeinsamen Heiligthümer, die Versammlungsplätze zum gemeinsamen Verkehr, verbunden waren mit einer verschanzten Zufluchtsstätte zum Schutze der Heerden, der Menschen, und ihrer fahrenden Habe in Kriegsfällen. Solche vertheidigungsfähige Punkte, gewöhnlich verschanzte Bergspitzen, haben allmählich auf diesem Boden eine Bedeutung gewonnen, wie in Griechenland die zahlreichen Akropolen. Denn wie bei allen jenen Stämmen der Griechenwelt, die nicht bis auf sehr späte Zeiten in den Zuständen der westarkadischen Bauernkantone und der Aetoler verharrten, so legten sich auch bei den Latinern um die arx, um das „Capitolium", um die Burg allmählich städtische Ansiedelungen, die endlich auch wieder durch einen Mauerring umschlossen und geschützt wurden. Als die älteste Ansiedelung galt den Latinern der Gau an dem Albanergebirge; auf einer schmalen Hochfläche zwischen dem albanischen Berge, dem Monte Cavo, und dem albanischen See lag noch während der ersten Menschenalter der römischen Geschichte die Stadt Albalonga. Die latinischen Gaue und Städte mit ihren Häuptlingen, mit einem Rathe der Alten und der Versammlung der waffenfähigen Männer, waren in ältester Zeit vollkommen autonom. Aber wie in verschiedenen Kantonen der Griechenwelt vor dem Aufkommen des politischen Systems der Hegemonie hat sich auch in Latium allmählich ein lockeres föderatives Verhältniß entwickelt, durch welches die (angeblich

30) latinischen Orte politisch zusammengehalten wurden. Der Gau von Alba galt als der älteste und vornehmste. Hier versammelten sich die Bundesgenossen alljährlich an dem Albanerberge zur Feier eines dem Jupiter Latiaris dargebrachten Opferfestes. In der Nähe, am Quell der Ferentina, war die Dingstätte, wo Vertreter der latinischen Gemeinden sich sammelten. Dagegen ist über die politische Organisation des Bundes nur wenig bekannt. Allerdings, so scheint es, war die Gemeinsamkeit schon frühzeitig so weit ausgebildet, daß jeder Bürger einer latinischen Stadt mit jeder latinischen Bürgerin legitime Kinder erzeugen, daß er auch überall in Latium rechtmäßig Grundbesitz erwerben, Handel und Wandel treiben konnte. Dagegen ließ wahrscheinlich die politische Geschlossenheit sehr viel zu wünschen übrig. Mochte immerhin dem Bunde wegen Verletzung des Bundesrechtes eine Gerichtsbarkeit und ein strenges Strafrecht zustehen; mochte immerhin für die Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Gauen und Städten ein bündisches Schiedsgericht in Aussicht genommen sein: so scheint man dagegen bis zu einer Beschränkung des vollen Rechtes jeder einzelnen selbständigen Gemeinde über Krieg und Frieden nicht gekommen zu sein. Wahrscheinlich hat es selbst an Fehden unter den bündischen Gemeinden nicht gefehlt. Und es ist sehr zweifelhaft, ob für den Fall eines Bundeskrieges jede Gemeinde rechtlich gezwungen war, sich mit ihren Streitkräften dabei zu betheiligen.

Wie weit nachher *sabinische* Elemente bei der Ausbildung des auf latinischer Grundlage erwachsenen Rom mitgewirkt haben, erörtern wir später. Ihre und ihrer näheren Stammesgenossen *politische* Entwickelung ist jedoch andauernd erheblich hinter jener der Latiner zurückgeblieben. Bei den sabellischen Völkern, namentlich der älteren Jahrhunderte, hat sich der Uebergang zu städtischem Leben nur *sehr* langsam und sehr unvollkommen entwickelt. Lebhafter Handelsverkehr ist eigentlich nur zwischen den Samniten und der griechischen Handelsstadt Tarent in Aufnahme gekommen. Nur die Zweige der eigentlichen Samniten haben ein föderatives Band von einiger Stärke ausgebildet. Die Sabiner und die benachbarten sabellischen Gebirgsvölker in der Mitte der Halbinsel standen unter einander gewöhnlich isolirt in ihren Kantonen. Das Volk dieser verschiedenen Stämme, auf die alte unentwickelte lockere Stammesverfassung beschränkt, begnügte sich andauernd mit seinen schwer zugänglichen Höhen und den allmählich stärker und solider verschanzten Bergspitzen zu seiner Vertheidigung, und gefiel sich in dem wesentlich *bäuerlichen* Leben und dem Verharren in offenen Ansiedelungen.

Es sind nicht *diese* Züge, welche die Sabiner, — die wir schließlich im Besitze eines nordwärts bis Nursia, nordöstlich im oberen Truentusthale, südlich bis zur Grenze der Marser, westwärts über Reate hinaus bis zur mittleren Tiber, bis Cures und Eretum ausgedehnten Gebietes finden — den Römern zugebracht haben. Es ist vielleicht noch schwieriger, die unterscheidenden Züge des Volkscharakters der Latiner und Sabiner, als jene der Jonier und Dorier festzustellen. Bei beiden Völkern dominiren doch

die gemeinsamen „italischen" Züge in hohem Grade, und es fehlt hier der Einfluß des Seewesens, welcher frühzeitig die Jonier so vielseitig andere Wege gehen ließ, als die meisten Dorier. Wie die Sprachen, welche beide Völker redeten, nur dialektlich verschieden waren, so hatten sie auch in Sitte und Brauch, in Kulten und Rechtsinstituten das Meiste mit einander gemein. Der fühlbarste Unterschied bestand wohl darin, daß die Latiner zur Zeit ihrer energischen Berührungen mit den Sabinern bei mehrfach anders gearteter Sinnesweise und Naturanlage von den letzteren durch ihre Bildungsstufe erkennbar geschieden waren. Die Latiner treten uns überwiegend als ein ackerbauendes Volk entgegen; ohne in der Art wie die Küstenvölker Unteritaliens und zum Theil die Rasener durch griechische Einflüsse berührt zu sein, doch dem Weltverkehr keineswegs so fremd, wie die als abgeschlossenes Gebirgsvolk in zäher Ursprünglichkeit so überaus lange verharrenden Sabiner. Der bäuerliche Charakter, wie sich derselbe bei agrarischen Völkern des Niederlandes gern ausprägt, bildet die Signatur der Latiner; die solide, ausdauernde, wesentlich konservative Art solcher Völker zeigt sich auch bei ihnen sehr bestimmt ausgebildet. Dieses Alles aber, und dazu einen würdevollen Ernst, eine gewisse Grandezza theilen sie auch mit den Sabinern. Nur daß sich bei diesem Gebirgsvolke neben vorzugsweise energisch ausgebildetem sittlichem Ernst, knapper Genügsamkeit und Einfachheit, strengster Zucht, eine gewisse Simplicität, eine geringere Beweglichkeit des Geistes, eine vorzugsweise zähe Anhänglichkeit an altväterisches Wesen und überlieferte Satzung geltend macht, während wieder den Latinern ein in Rom bis in die Kaiserzeit hinein fortlebender beißender Witz, ein derber, bei den ländlichen Festen besonders reich zu Tage tretender „skoptischer" Humor eigenthümlich war. Soweit nun die Charakterzüge beider Völker bei den Römern sich zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen haben, so scheint die eigenthümliche Härte, die herbe, stählerne, ausdauernde, elastische, und furchtbar energische Art, welche das römische Volk den übrigen Latinern fühlbar überlegen werden ließ, mehr oder minder sabinisches Erbtheil gewesen zu sein. Dagegen tritt namentlich in der Entwickelung des römischen Verfassungslebens die geistig mehr bewegliche und rationelle Art der Latiner hervor, welche bei stärkerem Interesse für politische Organisation und lebendige Verfassungsentwickelung nicht in der starren Weise wie die Sabiner am Alten hingen und eher geneigt waren, dem Neuen Raum zu geben.

Wie in der gemeinsamen Grundanlage, so hatten Latiner und Sabiner auch in der Religion das Meiste mit einander gemeinsam. Genauer sind wir freilich nur über die latinische Art der Gottesverehrung unterrichtet. Aber es gilt für sicher, daß die sabellische, nur mit lokal verschiedener Färbung und Gestaltung, Ausdruck und Ritual, auf ganz gleichen Grundanschauungen beruhte. Wie die Griechen und Italiker — bei mancher durchgreifenden Verschiedenheit, namentlich auf geistigem Gebiete, — in Sprache, in Kulturentwickelung, in Hauswesen, Kleidung und Bewaffnung so viele

Analogien zeigen, so lagen auch in Italien wie in Griechenland dem Volksglauben analoge symbolische und allegorisirte Naturanschauungen zu Grunde, bestand auch bei den italischen Völkern, neben manchen gleichartigen Vorstellungen und Riten, eine allgemeine Analogie mit der griechischen Götterwelt. Aber erst in viel späterer Zeit sind die hellenischen Gottheiten in größerem Umfange in Italien eingedrungen. In der alten Entwickelungszeit hat die Ausbildung der italischen Religion, wie wir sie besonders in latinischer, beziehentlich römischer Gestalt kennen, einen ganz eigenthümlichen Gang genommen. Die italische Religion trägt den ausgeprägten Charakter einer vorwiegend agrarischen Religion; ihre Götter sind überwiegend Gottheiten cerealischer und animalischer Fruchtbarkeit. Die Gestalten der italischen Götter sind durchaus unplastisch, durchaus unpersönlicher Natur. Ganz im Gegensatz zu der griechischen Art des formen- und farbenreichen Anthropomorphismus herrscht bei den Italikern die begriffliche Seite vor, werden die Götter als Abstraktionen des Irdischen aufgefaßt, bleibt die Verkörperung der Gottheitsbegriffe so „durchsichtig", so „ursprünglich starr", daß Mythenbildung und künstlerische Darstellung hier keinen Boden finden konnten. Der ursprüngliche latinische Gottesdienst kannte vor dem Eindringen griechischer Einflüsse keine Gottesbilder und Gotteshäuser. Das gesammte Naturleben bis hinein in die einzelnen Momente der menschlichen, namentlich der landwirthschaftlichen Thätigkeit wird in der italischen Religion auf diese Weise vergeistigt. Ohne idealen Zug, ohne sinnlichen Enthusiasmus, ohne Mysterien, bleibt diese Religion durchaus phantasielos, nüchtern, rationalistisch, und vor Allem dient sie wesentlich praktischen Zwecken. Dieses letztere tritt namentlich in dem Kultus der Götter und in den verschiedenen Kultushandlungen deutlich zu Tage. Die Götterfeste, bei denen zugleich die eigenthümliche Sparsamkeit dieses Volkes das Uebermaß sowohl im Genuß, wie gegenüber den Göttern selbst, stark im Zaume hält, sind theils dem Ausdrucke frohen Behagens gewidmet, theils aber darauf berechnet, die unterweltlichen und die Todesgötter zu versöhnen und zu gewinnen, daß sie Leben und Gebären, das fruchtbare Schaffen und Gedeihen in der Natur zulassen. Alle Kulte gehen auf Ackerbau, Viehzucht, Kinderzeugung und Hauswesen hinaus. Ueberall dominirt hier das bäuerliche Interesse. Ein sittlicher Zug fehlt allerdings nicht, der des Menschen irdische Schuld und Strafe auf die Götterwelt bezieht, und jene als ein Verbrechen gegen die Gottheit, diese als deren Sühnung auffaßt. „Die römische Priesterschaft hat ihrem Volke auch ein Moralgesetz geschaffen, welches im Sinne und im Interesse bürgerlicher Zucht und Ordnung die sittlichen Verpflichtungen und Verschuldungen der Menschen vor das Gericht der Götter zog und sie mit göttlicher Strafe belegte, deren eventueller Vollzug auch nach menschlichem Rechte dann dem Oberhaupte des Staates vorbehalten blieb." Daneben aber entwickelte sich aus den sehr praktischen Zielen dieser agrarischen Religion heraus auch ein sehr harter und trockener Ceremonialdienst. Die sehr zahlreichen Gottheiten hatten alle ihr bestimmtes

Recht auf gewisse gottesdienstliche Verrichtungen, Leistungen und Opfer. Hier galt es, stets die Gunst der Götter zu behaupten, ihrer Rache wegen Vernachlässigung oder unrichtiger Art der Verehrung zu entgehen. So entwickelt sich hier eine superstitiöse Peinlichkeit, eine höchst eigenthümliche Art der Gottesfurcht, die uns in der Geschichte der Römer wiederholt seltsam genug anmuthet.

Hier ist auch der Punkt, wo das dritte der Völker der Halbinsel, die unmittelbar an der Wiege der künftig weltbeherrschenden Tiberstadt ihre Macht ausgebildet haben, eingreift; nämlich die Etrusker, die ethnographisch auf die Gestaltung des römischen Volkes so gut wie gar nicht eingewirkt, aber auf das innere Leben der Romanen einen nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt haben. Die Rasener, die in der älteren Geschichte der römischen Republik eine so bedeutsame Rolle spielen, haben namentlich in dem eigentlichen „Etrurien" verhältnißmäßig schnell einen erheblichen Aufschwung genommen. Eingewirkt hatte hier



Amphora mit einer Opferdarstellung (Cäre).



Etruskische Trinkschale.

namentlich der Verkehr mit den Griechen. Griechische Seefahrer blieben in alter Zeit nicht beschränkt auf die hellenischen Hafenstädte in Campanien. Sie besuchten den Strand und die Küstenbevölkerung von Latium und von Etrurien, theils als Kauffahrer, theils aber auch als Korsaren. Ja, auf der Küste von Etrurien haben die Griechen an mehreren Stellen zur Ausbeutung der Bodenschätze des Landes und zur Sicherung des Verkehrs festen Fuß gefaßt. Die Kupfer- und Eisengruben der Insel Elba; vielleicht selbst die Silbergruben bei Populonia und der Hafenplatz Telamon, sicher die Ortschaften Alsion und Pyrgi (bei S. Severa) in der Nähe von Cäre, befanden sich geraume Zeit in den Händen der Griechen. Aber während zwischen den Latinern und den alten Bewohnern des südlichen Etrurien auf der einen, den Griechen auf der andern Seite sich erträgliche Verkehrsverhältnisse ausbildeten, namentlich Cäre der Mittelpunkt eines lebhaften, später auch von Phönikern getheilten Handels gewesen ist, wirkte das griechische Bei-

spiel auf die Masse der Rasener in Etrurien in andrer Weise anregend. Diese wurden nicht minder schnell, als viele Jahrhunderte später in Afrika die deutschen Vandalen, kühne Seefahrer. In dem nach ihnen benannten westlichen Meere behaupteten die Etrusker Jahrhunderte lang die Vorherrschaft, deren Schmälerung durch die griechischen Phokäer (Bd. I, S. 146) sie seiner Zeit selbst mit Hülfe der Karthager zu verhindern wußten, und die erst (Bd. I, S. 315) durch des großen Gelon von Syrakus Nachfolger Hieron I. ernstlich erschüttert wurde. Als gefürchtete Korsaren wie als Kauffahrer spielten sie hier lange eine höchst bedeutende Rolle. Sie faßten sogar festen Fuß auf der Küste von Mittelitalien und in Campanien, wo sie sich zwischen den Griechen ziemlich weit ausbreiteten. Surrentum im Süden, Antium auf dem lateinischen Strande waren in ihrer Hand, die Volsker standen zeitweise unter ihrer Oberhoheit. Der Handel der Etrusker, so lange sie zwischen der etrurischen Küste, den Alpen und dem Mündungsgebiete des Padus in ungebrochener Macht standen, war sehr bedeutend, und reichte nordwärts weit in das Landgebiet nördlich von den Alpen hinaus, — kam ihnen doch von der Ostsee der Bernstein zu, — während die Produkte des etruskischen Gebietes, theilweise vortreffliches Getreide, wie ferner das Eisen und Kupfer von Elba, das Kupfer von Volaterrä und Campanien, das Silber von Populonia, von ihnen mit Erfolg verwerthet wurden.



Etruskische Schmucksachen.



Bronzecandelaber von Clusium.

Der lebhafte Verkehr mit den Griechen, (später namentlich auch mit Korinth und Attika,) hat aber auf die Etrusker mehrfach bemerkbar eingewirkt und ihre Civilisation sehr eigenthümlich gefärbt. Führte der Gewinn großer Reichthümer zur Entfaltung eines üppigen und massiven Luxus, namentlich auch eines ausgedehnten Tafelluxus, so nahmen die Rasener, die ihrerseits den Ackerbau und die Bewirthschaftung ihres fruchtbaren und produktenreichen Gebietes mit großer Energie betrieben, nach Seiten der Kunst und Industrie vieles von den Griechen an. Die Prägung goldener und silberner Münzen auf griechischem Fuß (neben einem einheimischen System der Kupfermünzen), die schwunghaft betriebene Fabrikation von Thongeschirren und künstlichen Erzarbeiten verschiedener Art, wie die Uebernahme der altgriechischen Schrift (gegen Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr.)

als Grundlage des etruskischen Alphabetes, gehören dahin. Die Anfänge der etruskischen Malerei und Plastik werden ebenfalls an griechische (bei den Vasen von einigen freilich auch an punische) Muster geknüpft, wie sie theils



Todtenklage.



Gorgone.

Etruskische Wandmalereien.

aus Großgriechenland, theils aus Korinth und Attika nach Etrurien kamen, theils aber auch von Griechen im Lande selbst geliefert wurden, so lange diese sich auf diesem Boden zu behaupten vermochten. Die Tusker sind jedoch dem Entwickelungsgange der griechischen Kunst nicht lange gefolgt, im Ganzen bei



Korinthische Vase von Cäre.

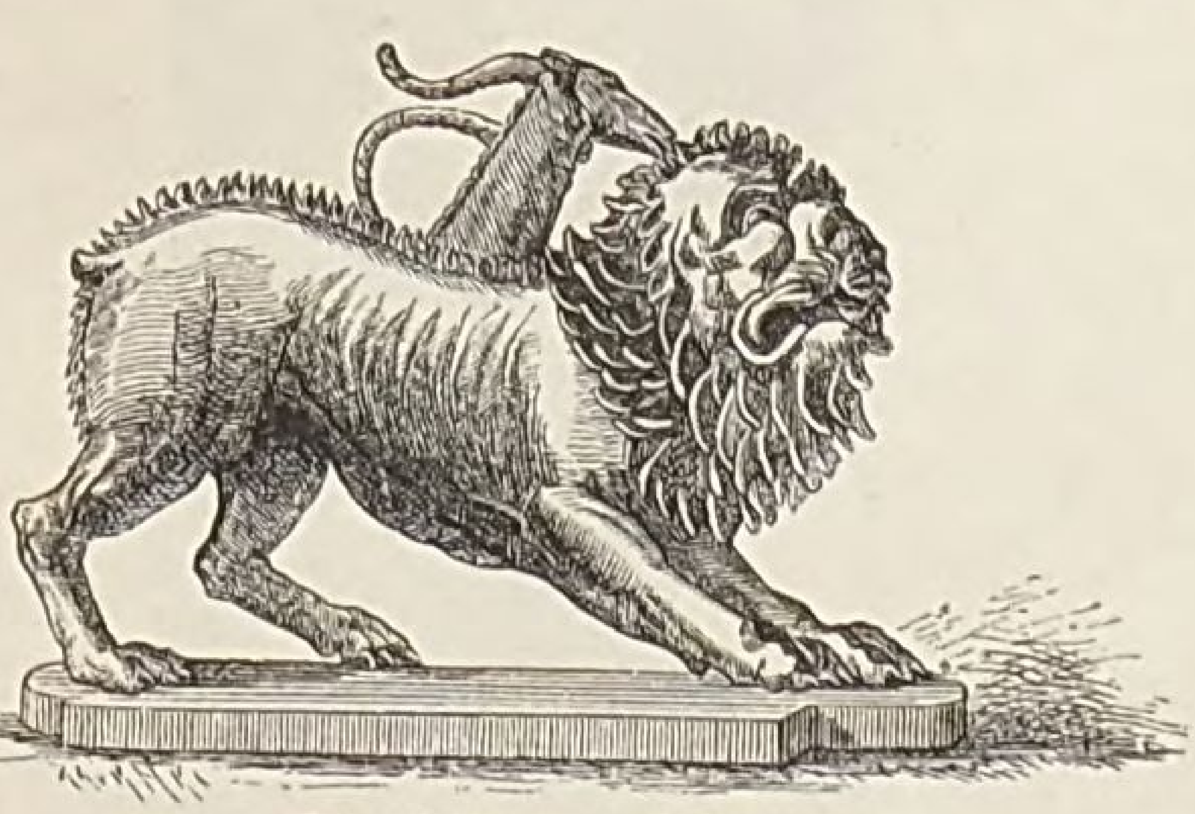


Panathenäische Vase von Clusium.

dem altgriechischen Style stehen geblieben, schließlich in einen gewissen steifen, verknöcherten, handwerksmäßigen Charakter verfallen. Von der Malerei der Etrusker geben die Wandmalereien in den Gräbern, besonders in denen zu Tarquinii Zeugniß. Ihre Ausführung ist im Allgemeinen einfach. Es wurden

lichte, bunte Farben rein und unvermischt aufgetragen, und die Bilder zeigen mehr Farbenharmonie als Naturwahrheit, wie überhaupt den Werken der etruskischen Kunst der feine Schönheitssinn und der ideale Zug der griechischen fehlt. Ihre in großem Umfange ausgeübte Gefäßmalerei kam über eine ziemlich plumpe Nachahmung der griechischen Originale nicht hinaus. Die plastische Kunst in Etrurien richtete sich lange mit Vorliebe auf Thonarbeiten, theils auf die Herstellung thönerner Götterbilder und Thonreliefs zum Schmucke der Giebelfelder der Tempel, theils auf die Anfertigung der verschiedenartigsten Gegenstände, von denen in den Gräbern eine große Menge sich erhalten hat. Zwei Gattungen derselben sind besonders interessant: Aschengefäße mit Deckeln in der Form eines menschlichen Kopfes, und Gefäße von ungebrannter schwarzer Erde, denen kleine Reliefdarstellungen mit Stempeln aufgedrückt sind. Aus der Thonarbeit entwickelte sich der Erzguß, in welcher Richtung die etruskische Plastik vorzugsweise gute Erfolge erzielt hat. Neben einer Reihe größerer Kunstwerke dieser Art haben sich sehr zahlreiche kleinere Bronzefiguren erhalten. Besonders tüchtig zeigte sich die etruskische Bronzearbeit in der Herstellung von dekorativen Gegenständen, als Prachtwagen und Throne, Waffenstücke, Kandelaber, Schilder, Schalen, wie auch von Spiegeln und Cisten mit gravirten Zeichnungen. Auch geschnittene Steine, Ringplatten mit gravirten Darstellungen, und Schmucksachen aus Gold gingen aus den Werkstätten der etruskischen Künstler hervor. Weniger wurde die Skulptur in Stein geübt. Die Reste derselben, die Sarkophage mit den Figuren der Verstorbenen auf dem Deckel, und Reliefs an der Vorderseite und an den Seitenflächen, sowie die kleinen, häufig aus Alabaster gearbeiteten Aschenkisten mit dem gleichen bildnerischen Schmuck gehören größtentheils der spätesten Periode der etruskischen Kunst an.

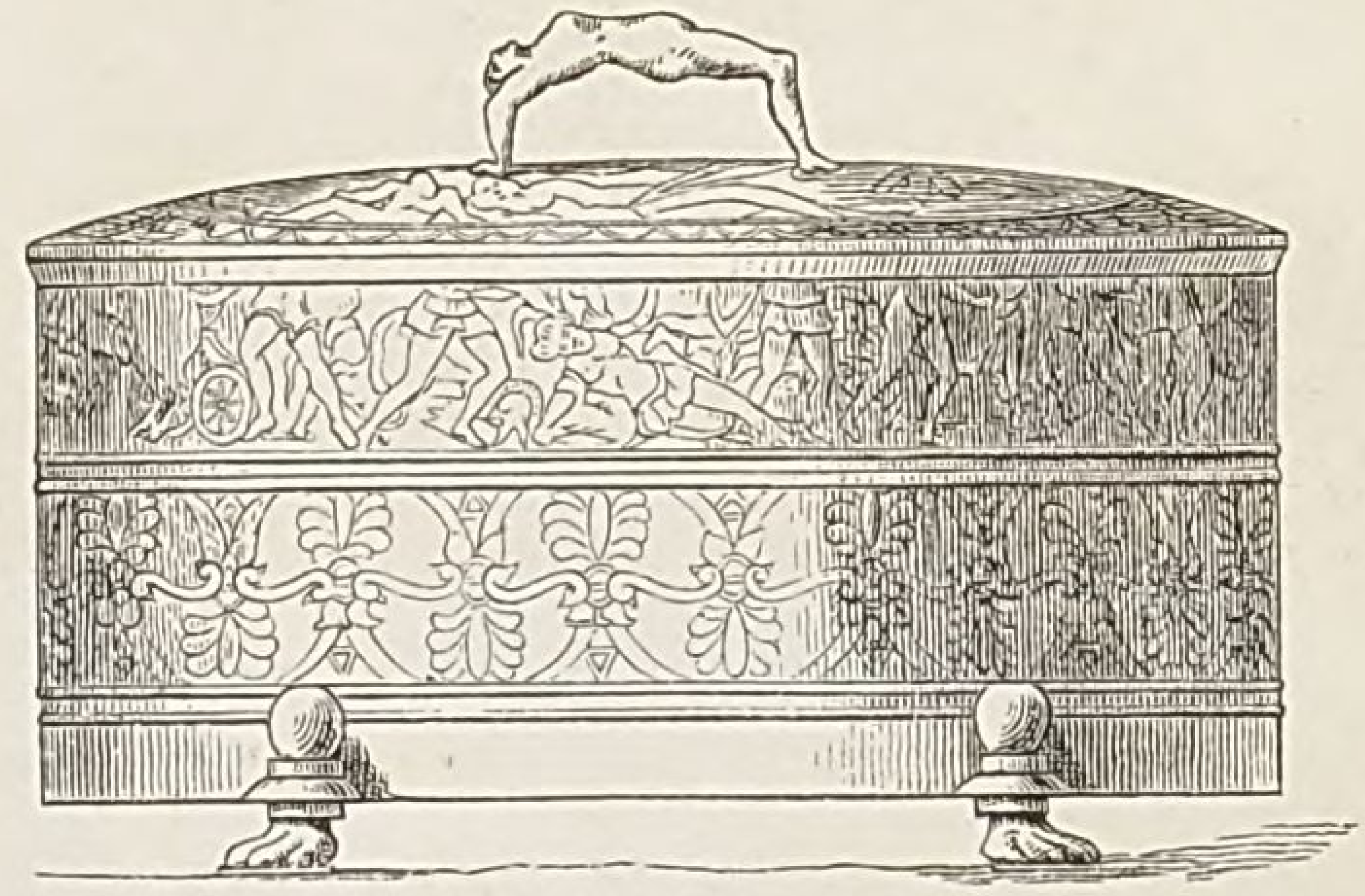

Korinthische Vasen von Cäre.


Die Chimära (Florenz).

Mehrfach eigenthümlich hat sich die Architektonik der Etrusker entwickelt. Auf der einen Seite sind sie durch die Natur verschiedener, an sich höchst nutzbarer, ursprünglich aber durch Ueberfülle von Wasser schwierig zu benutzender Theile ihrer Besitzungen in Oberitalien und namentlich in Etrurien genöthigt worden, die Wasserbaukunst mit Eifer zu pflegen. Neben der Anlage von Dämmen und Kanälen hat sich bei den Etruskern eine besondere Geschicklichkeit ausgebildet in der Herstellung sogenannter „Emissarien", nämlich unterirdischer, durch die Seitenwände der Berge zu brechender, Abzugsstollen zur Ablassung von Seen, die in erloschenen Kratern in uralten Zeiten entstanden waren. Außer der Kunst des Nivellirens zeigten die Etrusker bei solchen Arbeiten — und zwar früher als die Griechen — ihre Gewandtheit in der Anwendung der Gewölbekonstruktion. In der That scheint den Etruskern der Ruhm zu gehören, die Erfindung des aus keilförmig geschnittenen Steinen gearbeiteten Bogens und des ächten Gewölbes gemacht, dieselbe zuerst in ausgedehnter Weise angewendet zu haben.



Schwarze Vasen von Clusium.



Cifte von Präneste.

Die bedeutendsten Reste etruskischer Baukunst aber finden sich in den Ruinen ihrer alten Städte. Die Etrusker sind frühzeitig zum städtischen Leben übergegangen; was sich Detaillirtes aus den Resten ihrer großentheils verschütteten Geschichte noch erkennen läßt, knüpft sich an die Gliederung der drei Hauptmassen ihres Gebietes in städtische Föderationen. Die etruskischen Städte aber, wie sie nachher die Römer und dann wieder die moderne Forschung in Etrurien kennen gelernt haben, und wie uns deren nicht wenige nachher in unserer Erzählung begegnen werden, waren mit ganz besonderer Vorliebe, theils der größeren Sicherheit wegen, theils zur Beherrschung des benachbarten Niederlandes, sehr häufig aber auch aus Rücksicht auf die Gesundheit der Ein-



Etruskisches Grabmal von Cäre.

wohner, auf weithin das Land beherrschenden Höhen und Bergen angelegt. Von den namhaften Orten Etruriens lag nur Pisä in der Ebene, dagegen Tarquinii (wahrscheinlich auf der jetzt Turchino genannten Stätte), drei Miglien von Corneto, auf einem oblongen Hügel, Populonia auf der Fläche eines Vorgebirges hoch über den fieberhauchenden Maremmen der Küste, Volaterrä, eine der am höchsten gelegenen Städte der Halbinsel, auf dem Gipfel eines Berges, der ein mondförmiges Plateau bildet, Perusia auf der Höhe des Gebirges, Cortona auf einer Anhöhe über dem Thalbecken des Trasimenischen Sees, Volsinii, Falerii, Veji, Fidenä, auf steilen Bergkuppen, nicht minder Fäsulä im Arnusgebiet und tief im Gebirge Arretium. Die Bergspitzen, auf denen die Rasenerstädte Etruriens emporblühten, mußten mit großer Mühe und Kunst geebnet und theilweise abgetragen werden. Dann verschanzte man sie durch gewaltige Mauern aus kolossalen, oft polygonen, aber immer behauenen Steinblöcken, welche — unter Anderem zu Volaterrä — bei einer Länge



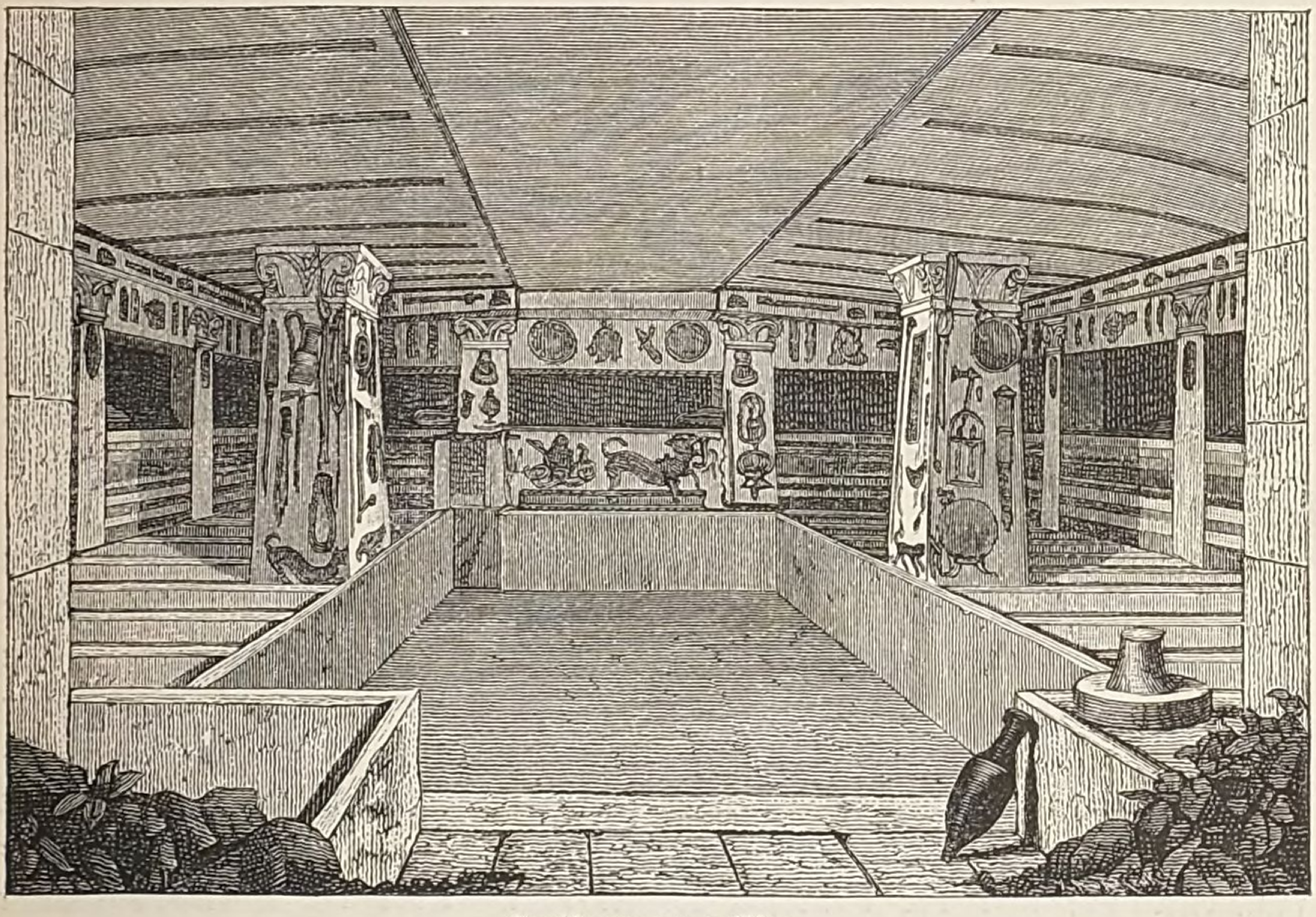
Thor zu Volaterrä.

von $3\frac{1}{3}$, einer Höhe von 1 und einer Dicke von $1\frac{1}{4}$ Meter in ähnlicher Weise, wie es zu Mykenä in Argolis uns entgegentrat, ohne Anwendung von Mörtel zu äußerster Festigkeit in einander gefugt, und zu Volaterrä bis zu neun Meter Höhe bei einer Dicke von etwa fünf Meter auf einander gethürmt sind. Thürme zeigt der mit Vorliebe ein Viereck beschreibende Lauf der etruskischen Stadtmauern nur selten; aber die Kunst der Wölbung ist auch hier bei Thorbauten, namentlich zu Volaterrä, zur Geltung gekommen. Auch Privathäuser hatten häufig in Bogen gebaute Thüren, nicht



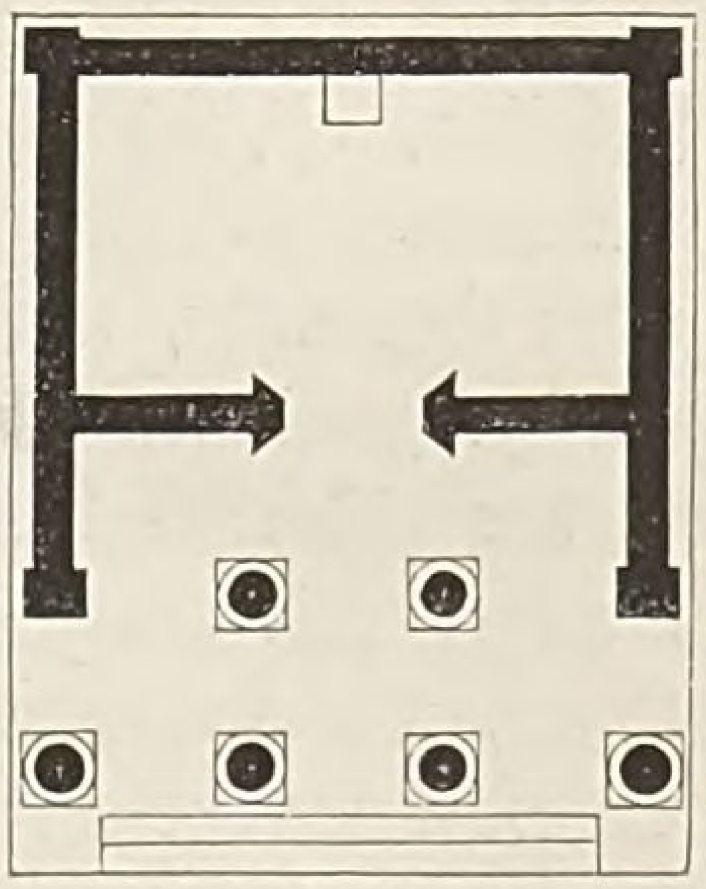
Il Sepolcro dei Volunni bei Perugia.

minder endlich kamen Bogen in den etruskischen Gräberbauten vor. Bei diesen interessanten Resten der etruskischen Civilisation werden drei Arten unterschieden. Die erste Gattung ist aus der Gestalt der rohen Grabhügel hervorgegangen und nur durch einen Unterbau von Stein künstlerisch verziert;



Grabkammer von Cäre.

sie entwickelte sich zu kegelförmigen Thürmen und auch zu Pyramiden, von denen zuweilen mehrere einen gemeinsamen Unterbau haben. Die zweite Art besteht aus architektonischen Façaden, zu denen man die Wände der Felsen ausgemeißelt hat; die einfache Hauptform und der zum Theil in griechischen Bauformen gearbeitete Fries mit Kranzgesims gibt diesen Monumenten den Charakter feierlichen Ernstes. Die dritte Gattung endlich ist ganz unterirdisch und in Tuffstein eingegraben. Endlich sei noch bemerkt, daß für die Tempelbauten der Rasener die Nachbildung des Holzbaues in Stein, eine andere Form der Säule, und die von der griechischen abweichende Gestalt des Grundplanes charakteristisch ist. Der letztere nähert sich einem Quadrat (die Breite betrug fünf Sechstel der Länge) und zerfiel der Länge nach in zwei Hälften, in die gegen Süden gewandte Vorhalle, und in den dahinter liegenden eigentlichen Tempelraum, welcher gewöhnlich drei Zellen für drei verschiedene Gottheiten enthielt.



Grundriß eines altetruskischen Tempels.

Die für längere Zeiten, eigentlich bis zu dem später zu erzählenden mächtigen Vordringen transalpinischer Kelten in Italien, höchst imposante

Macht der Etrusker war jedoch zu keiner Zeit einheitlich geordnet. Vielmehr theilten sich die Rasener auf der Höhe ihrer räumlichen Ausbreitung in drei Hauptmassen, deren jede als eine Föderation von je zwölf Staaten oder großen Stadtgebieten sich darstellt. Die älteste dieser Städtegruppen haben wir in dem Padusgebiete zu suchen, wo anscheinend Felsina die Hauptstadt gewesen ist. Die jüngste war die campanische, wo Vulturnum, nachmals von den erobernden Sabellern Capua genannt, noch später lange Jahre neben Rom die volkreichste, glänzendste, durch ihr üppig reiches Gebiet und die Erwerbthätigkeit ihrer Bewohner blühendste, Stadt der Halbinsel blieb.

Weitaus am wichtigsten dagegen für die römisch-italische Zeit ist der Zwölfstädtebund in Etrurien geworden. In welcher Weise die zahlreichen rasenischen Städte dieses Landes, die wir dem Namen und den Ruinen nach kennen, in zwölf Hauptgebiete geordnet waren, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr bestimmen. Der Bundesverband selbst war offenbar ein kaum minder loser, als etwa bei den Joniern der kleinasiatischen Küste. Die Zähigkeit, mit welcher auch diese Staaten auf ihrer Autonomie bestanden, hinderte die Ausbildung einer wirksamen Hegemonie; in dieser Richtung scheinen zwischen Tarquinii, Clusium und dem sehr mächtigen Volsinii erhebliche Rivalitäten bestanden zu haben. Am meisten war auch bei diesem rasenischen Bunde die religiöse Seite ausgebildet. Der seiner Lage nach nicht sicher bestimmte Tempel der Voltumna, der Platz, wo zu jährlichen Frühjahrsversammlungen, religiösen Bundesfesten und Märkten das Volk, und zu ihren politischen Versammlungen die Vertreter der herrschenden Kaste zusammentrafen, war der bündische Mittelpunkt. Aber die Bundesgewalt selbst war nur schwach ausgebildet. Wohl wählte man jährlich einen allgemeinen Bundespriester. Aber Bundesfeldherrn gab es wohl nur für den Fall eines Bundeskrieges, und wirkliche Bundeskriege vermochte dieser Bund nur sehr ausnahmsweise zu führen. Es war nichts seltenes, daß sich einzelne Glieder von allgemeinen, zum Beschluß erhobenen Unternehmungen ausschlossen, oder daß die Minderheit sich doch auf Feldzüge warf, welche die Bundesversammlung abgelehnt hatte. Das Gewöhnliche war, daß eine einzelne Gemeinde, wenn sie Fehden zu führen hatte, so viele ihrer Nachbarn für sich zu gewinnen suchte, als sie vermochte. Im Ganzen erscheinen wenigstens in der historisch bekannten Zeit die Etrusker weniger kriegslustig, aber auch weniger kriegstüchtig, als die Römer und die Sabeller. „Die unitalische Sitte, mit Söldnern zu fechten, begegnet hier schon früh." Die rasenischen Schwerbewaffneten, die in der uns aus Griechenlands Hoplitenschlachten wohl bekannten dichten Phalangen-Ordnung kämpften, führten kreisrunde, wenig gewölbte, eherne Schilde, metallene Helme mit hohen Federbüschen und breiten Seitenklappen (wie denn ein solcher eherner Helm aus der Siegesbeute des Hieron I. von Syrakus, Bd. I, S. 315, auf uns gekommen ist), Panzer und Beinschienen, und zum Angriff neben dem Schwert namentlich die auch bei den Hellenen übliche lange Stoßlanze. Der etruskische Adel diente in den Zeiten

seiner Kraft mit Vorliebe zu Roß, wie er auch am Wagenrennen großes Interesse nahm. Die leichten Truppen fochten mit Schleudern, kurzen Spießen, Wurflanzen und mit dem leichten, mit geringem Eisen versehenen Velitenspeer.

Wenn später die hochcivilisirte etruskische Nation auf der Nordseite den grimmen Kelten, auf der Südseite den Römern gegenüber im offenen Felde weit weniger widerstandsfähig auftritt, als die mannhaften sabellischen Völker, so hing das einerseits mit dem üppigen Luxus und der Verweichlichung zusammen, die die Kraft der Nation verzehrten, andrerseits aber mit gewissen tiefen Schäden ihres inneren politischen Lebens. Die etruskischen Staaten waren überall auf einer breiten Unterlage von Unfreiheit und Gewaltsamkeit aufgebaut. Es waren hier Zustände, die einigermaßen an Thessalien erinnern, indem auch hier das aus den siegreichen Eroberern sich entwickelnde herrschende Volk die unterworfenen älteren italischen Einwohner in „Klientel", das heißt hier in Hörigkeit, wo nicht gar in harte Leibeigenschaft herabgedrückt hatte. Die Masse der Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, war also nur ein dienendes Glied der etruskischen Staaten. Daß es dagegen auch innerhalb der eigentlichen Rasener einen Standesunterschied, daß es namentlich in den zahlreichen Städten einen freien, der herrschenden Kaste nicht persönlich unterthänigen Demos, oder nach latinischer Weise zu reden, eine freie „Plebs" gab, ist nicht unwahrscheinlich. Aber welche politischen Rechte diesen Elementen zustanden, ist völlig ungewiß. Die Träger dagegen der etruskischen politischen Macht und der etruskischen Geschichte waren die zahlreichen aristokratischen Geschlechter; strenge Geschlechterherrschaft und priesterliche Aristokratie war das charakteristische der etruskischen Verfassung, deren innere Organisation uns allerdings nur sehr unvollkommen bekannt ist. Aus den Geschlechtern, deren Häupter, wie es scheint, mit dem Namen Lucumonen bezeichnet wurden, war der Senat der verschiedenen etruskischen Städte abgeordnet. Nur die Mitglieder der Aristokratie hatten Anspruch auf die höheren Stellungen in den Staaten. Die höchste derselben war längere Zeit die des Königs; nur daß das rasenische Stadtkönigthum wahrscheinlich nicht erblich, und durch den Adel sehr stark beschränkt war. In den uns bekannten Zeiten sind die Rasener, wie die Latiner und Sabeller überall jener uns zuerst bei den meisten Griechen begegnenden Bewegung gefolgt, die dahin führte, die königliche Würde abzuschaffen und statt derselben in den einzelnen Staaten oder Gemeinden jährlich neu zu ernennende höchste Magistrate einzusetzen.

Der Einfluß des etruskischen Wesens auf die Italiker, mit Einschluß der Römer, ist durchaus kein geringer gewesen, — sehr natürlich, weil die reiche Civilisation dieses Volkes, sein ausgebreiteter Verkehr und seine lange behauptete Machtstellung von selbst in dieser Richtung wirken mußten. Namentlich nach Seiten der Industrie, des Kunstgewerbes, der Kunst und der Technik hat sich das in hohem Grade geltend gemacht. Auch für die Ausbildung der scenischen Darstellungen und der vielbeliebten Kampfspiele war

Etrurien eine alte Heimstätte; die widerlichste Ausartung derselben, die Gladiatur, die blutigen Fechterspiele, die zuerst 264 v. Chr. nach Rom verpflanzt worden sind, haben gerade bei den Römern im Laufe späterer Jahrhunderte eine nur allzu großartige Ausbildung gefunden. Speciell wird später der Pomp der Triumphzüge, wie auch die Art des fürstlichen und des aristokratischen Pompes der hohen Beamtungen bei den Römern auf Uebernahme etruskischen Schmucks und etruskischer Sitte zurückgeführt. Das goldene Diadem, die mit Gold gestickte Tunica Palmata und Toga Picta, das elfenbeinerne Scepter mit dem Adler auf der Spitze; ferner die zwölf Lictoren mit ihren Ruthenbündeln, die Apparitoren (die übrigen Magistratsdiener), der elfenbeinerne Curulsessel, endlich die roth geränderte Toga Prätexta, gehören dahin. Die Buchstabenschrift dagegen haben die Römer nicht von den Etruskern, sondern zur Zeit der tarquinischen Dynastie wahrscheinlich von den campanischen Griechen in Cumä erhalten.

Dagegen werden wir ferner annehmen dürfen, daß nicht wenige Erscheinungen im bürgerlichen, wie in dem religiösen Leben, welche die Etrusker und die Italiker gemeinsam zeigen, nicht erst aus Etrurien zu den Nachbarvölkern gelangt sind. Vielmehr neigen auch wir uns zu der Annahme, daß alles Ursprüngliche und Fundamentale in den Sitten und Gebräuchen, in den bürgerlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen, und in der Religion der Römer nicht den Etruskern entlehnt, sondern wesentlich italisch ist, vorzugsweise latinisch, mit einiger sabellischer Zumischung.

Allerdings gab es ein Moment in dem Religionswesen der Römer, welches notorisch aus Etrurien stammte. Obwohl sehr wahrscheinlich die starke italische Bevölkerung, welche die Rasener unterwarfen, auf die Ausbildung einiger Zweige der etruskischen Religion und ihrer Kulte einen bestimmenden Einfluß gehabt hat, so war doch die letztere ihrer Grundanlage nach von der italischen wie von der hellenischen wesentlich verschieden. Hier dominirte eine düstere, tiefsinnige Mystik, astrologisches Zahlenspiel und Zeichendeuterei, finstrer Aberglaube, wie dieses nur zu sehr in dem Wesen dieses den Italikern allezeit innerlich fremd gebliebenen Volkes begründet war. Kosmogonische Ideen und Anfänge einer gewissen Spekulation fehlen nicht. Ueber der Welt mit ihren Göttern, die sich mehrfach mit den italischen berührten — wo denn Tina (Jupiter) an der Spitze des Rathes der Zwölfgötter, der Consentes, steht, thronen im Norden noch höhere, obere, „verhüllte" Götter, Aesar genannt, welche der etruskische Jupiter selbst befragt. Aber diese Welt ist endlich, und sollte, wie sie entstanden ist, so auch wieder vergehen nach Ablauf eines bestimmten Zeitraumes, dessen Abschnitte die Säcula sind. Aber wie die Macht der obern Götter als eine zerstörende gedacht wurde, so treten unter den etruskischen Gottheiten die bösen und schadenfrohen in den Vordergrund. Auch der Kult war grausam und führte unter anderem zu der Opferung von Kriegsgefangenen. Die Religion der Etrusker kannte eine Hölle, eine mit Schrecknissen gefüllte, an Qualen der strafwürdigen Seelen reiche

Unterwelt, aber auch deren Befreiung durch geheimnißvolle Opfer. Das religiöse System der Rasener war in seiner Anwendung auf das Staats- und das Privatleben bis in das Einzelne ausgebildet. Ihre heiligen Bücher enthielten die Lehre von der Versöhnung der Götter, der Aufschiebung des Schicksals, der Vergötterung der Seelen; ihre Ritualbücher zeigten die Anwendung der heiligen Gebräuche auf das praktische Leben. Die Hauptsache war die Deutung der drohenden Zeichen und Wunder; aus den Eingeweiden der Opferthiere und aus den Blitzen konnte der sachverständige Etrusker den Gläubigen ihre Zukunft bis ins Einzelne hinein deuten. Der Reichthum Etruriens an schweren Gewittern hatte den Anstoß gegeben zur Ausbildung einer, — angeblich durch den zwerghaften Dämon Tages den Lucumonen offenbarten, — förmlich wissenschaftlich ausgebildeten Lehre von den Blitzen, von deren Deutung und Sühnung, die sogenannte Haruspicin. Auch die italische Religion kannte die Kunst, aus der Stimme der Natur den Willen der Götter zu erkennen. Das Collegium der sechs römischen Augurn, die ihr System ebenfalls streng ausgebildet hatten, erkannte aus dem Fluge bestimmter Vögel im Allgemeinen, ob eine Handlung Glück oder Unglück bringen werde. Störungen im Laufe der Natur galten ihnen als unheilbringend, bei Blitz und Donner wurde die Versammlung der Gemeinde aufgehoben. Aber dieses blieb weit zurück hinter der Art der etruskischen Haruspices, die dann später auch in Rom benutzt worden sind, nach Anweisung der etruskischen Disciplin die Opferschau, die Deutung und Procuration sogenannter Prodigien, und die „Bestattung" und Sühnung der Blitze in die Hand zu nehmen. Endlich scheint auch die Lehre vom „Templum", namentlich in ihrer Anwendung auf Tempelbau, Städtegründung, Landesvermessung und Lagerabsteckung etruskischen Ursprungs gewesen zu sein.

Zweites Kapitel.

Rom zur Zeit der Könige.

Mitten zwischen den Machtgebieten der Rasener, Latiner und Sabiner hat sich, nach der herkömmlichen Zeitrechnung seit der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr., auf einer Reihe von dominirenden Höhen am linken Ufer der unteren Tiber aus ziemlich unscheinbaren Anfängen allmählich die starke Stadt entwickelt, die im Laufe von etwa fünf Jahrhunderten die sämmtlichen Machtelemente der Apenninenhalbinsel, deren wir bisher zu gedenken hatten, unter ihre Hoheit beugen und vereinigen sollte. Freilich ist bis herab zu den letzten imposanten Kämpfen dicht vor Erreichung dieses stolzen Zieles eine zusammenhängende, flüssige Detailerzählung der römischen Geschichte nicht möglich. Die wissenschaftliche Darstellung führt uns bis dahin durch eine andauernd anschwellende Fülle von gelehrten Bearbeitungen der Trümmer der antiken Ueberlieferung. Erst seit der Zeit der letzten Kämpfe zwischen Römern, Samniten, Tarentinern und Epiroten wird auch für eine bloß erzäh-

lende Darstellung der Weg frei. Wir sind daher bis dahin genöthigt, die Geschichte der Römer und der endlichen Vereinigung Italiens nur in großen Umrissen vorzutragen.

Die Geschichte der Entstehung der zur antiken Weltherrschaft berufenen Stadt an der Tiber ist, ähnlich wie die der altgriechischen Vorwelt, nur sehr schwer aus der Masse der in verschiedenen Bearbeitungen vorliegenden Mythen und Sagen heraus zu erkennen, die uns die Alten überliefert haben. Das Ergebniß der historischen Kritik nach dieser Seite hin ist zunächst ein wesentlich negatives. Die fabelhafte Geschichte der angeblichen alten Landeskönige von Latium stellt sich dar als die Umsetzung eines Theiles der latinischen Mythologie in angeblich historische Thatsachen, als die Umwandlung der ältesten Landesgottheiten in Könige. Die fabelhaften Nachrichten von angeblichen uralten Ansiedelungen auf dem Boden des spätern Rom, von der Einwanderung namentlich arkadischer Kolonisten aus Pallantion unter einem Häuptling Evander, erweisen sich als völlig unhaltbar, die arkadische Ansiedelung als ein Mythos, der sich aus dem römischen Feste der Lupercalien heraus entwickelt hat. König Latinus endlich, dessen Herrschaft auf jene der Götterkönige folgt, der Heros Eponymos der Latiner, dessen Name und mythische Persönlichkeit lediglich aus dem Namen des Volkes entwickelt worden ist, war nach der weltbekannten Mythe der Römer und der Griechen der Herrscher, der unter seiner Regierung die Reste der der griechischen Zerstörung von Ilion entronnenen Trojaner mit ihrem Führer Aeneas bei sich aufnahm. Der letztere wird sein Schwiegersohn, Troer und Latiner verschmelzen zu Einem Volke, und des Aeneas Sohn Askanios wird der Gründer von Alba Longa, wo nach seinem Tode sein Sohn Julus durch priesterliche Würden entschädigt wird, während des Aeneas Sohn von des Latinus Tochter Lavinia, Silvius, der Ahnherr der albanischen Königsreihe der „Silvier" geworden ist. Der Glaube an die Echtheit dieser Legende und an die Abkunft eines Theiles des römischen Volkes von den Troern des Aeneas war bereits zur Zeit des ersten punischen Krieges in Rom selbst sehr fest gewurzelt, ist sogar von dem Senat, wie von griechischen Völkern wiederholt für politische Zwecke benutzt worden, lange ehe diese Sage durch Vergil ihre hochpoetische Weihe und Verklärung erhalten hat. Mehr noch, eine ganze Reihe großer römischer Geschlechter führte ihre Abkunft auf die troischen Begleiter des Aeneas, die Aemilier und namentlich die Julier, zuletzt die Gründer des römischen Kaiserthums, — diese durch den Julus, auf Aeneas selbst zurück. Nichtsdestoweniger entbehrt auch diese Legende jedes historischen Hintergrundes. Die Neigung nicht weniger italischer, namentlich latinischer Städte, seitdem sie die Heldensagen der Griechen kennen gelernt hatten, ihre Entstehung mit den leuchtenden Gestalten der homerischen Welt in unmittelbare Beziehung zu setzen, hat auch in Bezug auf Aeneas entscheidend gewirkt und seine Gestalt, die des Retters der troischen Penaten, eingeführt in die latinische Lokalsage, wo er im Detail zuerst der Gründer

von Lavinium, der „Laren- und Penatenstadt" des latinischen Bundes, des ältesten religiösen Mittelpunktes der Latiner, geworden ist. Nicht minder mythisch ist endlich auch die sogenannte Gründungsgeschichte von Rom selbst.

Die Legende gibt dem Hause der Silvier eine Dauer von etwa 400 Jahren. Als endlich König Procas von Alba stirbt, verdrängt sein gewaltthätiger Sohn Amulius den älteren Bruder Numitor vom Throne, und zwingt dessen Tochter Rhea Silvia, indem er sie zur Vestalin weiht, ewige Jungfrauschaft auf. Nun aber wird dieselbe von dem Gott Mars die Mutter von zwei Knaben. Rhea Silvia selbst wird in der Tiber ertränkt; aber die wunderbar geretteten und von dem Strome am Fuße des Palatin ans Ufer getriebenen Söhne, Romulus und Remus, werden durch die Gunst der Götter bewahrt, durch eine Wölfin, das heilige Thier des Mars, genährt, endlich von einem königlichen Hirten aufgezogen, zuletzt die Rächer ihres Großvaters, und nun die Gründer der neuen Stadt Roma.

Die historische Kritik hat uns darüber ausreichend belehrt, daß die Legende von der Art der Entstehung der weltbeherrschenden Stadt an der Tiber, — die später so fest in dem Volksbewußtsein der Römer, wie der andern Italiker wurzelte, daß 296 v. Chr. die römischen Aedilen Gn. und Q. Ogulnius den ruminalischen Feigenbaum am Palatin, wo die Söhne der Rhea Silvia ans Ufer der Tiber getrieben waren, durch Aufstellung eines Werkes etruskischer Kunst, der (noch heute in Rom im Palast der Conservatoren auf dem Capitol aufbewahrten) bronzenen säugenden Wölfin, schmückten, daß Roms italische Feinde in einer Zeit, wo die Wolfsnatur der römischen Politik voll zu Tage getreten war, die Römer wohl als „Wolfsbrut" schmähten, — nach keiner anderen Richtung hin auf geschichtliche Wahrheit Anspruch machen kann, als insoweit das feinere Detail derselben die Stiftung des ältesten latinischen Rom mit einer großen Anzahl von Motiven römischer Kulte, Heiligthümer, Denkmäler, und von Gebräuchen verknüpft, wie sie in historischer Zeit mit der Anlage neuer romanischer Ansiedelungen verbunden waren. Sonst ist das Ergebniß der kritischen Forschung nach allen Seiten hin ein negatives, so wenig die Entstehung der Gründungssage aus dem nationalen Geiste der Römer heraus bestritten wird. Eine Kolonisation des untern Tibergebietes von Alba Longa her ist gänzlich unerweislich. Es steht eigentlich nur fest, daß auch die ältesten Römer Latiner waren. Der Name des ersten Gründers und Königs, des Romulus, ist lediglich der Name des Heros Eponymos von Rom und, wie seine Persönlichkeit überhaupt, aus dem Namen der Stadt heraus entwickelt. Die sogenannte Gründung ihrer Stadt haben die Römer später für eine Zeit berechnet, die wir als das Jahr 753 v. Chr. bezeichnen. Wenn sie aber den 21. April, das Fest der Palilien, als den Stiftungstag feierten, so beruhte auch dieses nicht auf wirklicher Ueberlieferung, sondern scheint auf den Gebräuchen dieses Hirtenfestes beruht zu haben, welche auf Reinigung und Entsündigung von Menschen und Vieh abzielten, wie dieselbe bei der Anlage neuer Ansiedelungen geboten erschien.

Wie nun aber wirklich die älteste Geschichte der Römer sich gestaltet habe, wie in Wahrheit das Verhältniß der römischen Latiner zu ihren Stammesgenossen, deren Föderation sie nicht angehörten, gewesen sei, darüber hat die moderne Forschung eben nur Vermuthungen, die sich auf die verschwindend geringen Reste echter Ueberlieferung, auf die Natur des untern Tibergebiets, und auf die Analogie der Urgeschichte andrer Städte der italisch-griechischen Welt stützen. Die fabelhafte Idee von der Entstehung der Römer aus einem Haufen Hirten, albanischer Auswanderer, und starkem Zuzug kecker Abenteurer aus ganz Mittelitalien, mit allen ihren Consequenzen, und noch mehr die in der römischen Sage vorwaltende Auffassung, die alle politischen und religiösen Institutionen Roms, die doch notorisch allgemein italischen Charakter tragen, auf römischem Boden erst von Grund aus neu ausgebildet und ins Leben gerufen werden läßt, ist natürlich einfach abgethan. Dagegen erscheint es als sehr annehmbare Vermuthung, daß auf der einen Seite der römische Zweig des latinischen Stammes das „jüngste“ Glied desselben war, daß auf der andern dagegen gerade auf diesem Punkte der latinischen Landschaft das eigentliche städtische Leben sich früher und energischer entwickelt hat, als auf vielen andern Punkten dieses Theiles von Mittelitalien. Nur daß das ursprüngliche politische Verhältniß der ältesten Römer zu den Latinern vor dem Abschluß der Allianz, die der Zeit des Servius Tullius zugetheilt wird, mit irgend welcher Sicherheit nicht zu bestimmen ist.

Aus der Natur des ältesten römischen Gebiets ergiebt es sich, daß nur die Noth und der Mangel an anderen Besitzungen den in diese Ecke latinischen Landes gedrängten Theil des Volkes zur Ansiedlung auf diesem Punkte bestimmt haben wird. In etwas hellerer historischer Zeit sehen wir das römische Gebiet auf der östlichen, südlichen und südwestlichen Seite überall durch die Marken anderer, zum Theil starker, latinischer Gemeinden eingeengt; nach diesen Seiten hin dehnt sich das römische Gebiet durchschnittlich nur auf zwei Wegstunden aus. Nur die Richtung nach dem Gestade des tyrrhenischen Meeres, das Uferland der Tiber, war noch offen. Die bedeutenden militärischen, merkantilen und politischen Vortheile, welche die Lage der späteren Stadt Rom nachmals ihren Bewohnern zu gewähren vermochte, konnten für den Anfang nur erst sehr wenig ins Gewicht fallen: sie scheinen aber, sobald erst auf den Höhen am linken Ufer des Flusses eine städtische Ansiedlung zu erblühen begann, für deren Gedeihen bald genug fühlbar in den Vordergrund getreten zu sein. Der spätere Stadtboden selbst, das System von Höhen und Thälern etwa drei deutsche Meilen stromaufwärts von der Tibermündung, hatte viele Uebelstände. Noch war hier das Land theils mit Waldungen bedeckt, theils versumpft; denn die Tiber, die wilde Tochter der Apeninnen, ein ungestümer Gebirgsstrom, der bis tief in das Mittelalter hinein Dank der etrurischen Hydrographie auch einen Theil der überströmenden Fluthen des oberen Arno aufnahm, und die Gewässer vieler mittelitalischer Bergflüsse in seinem Bette sammelt, —

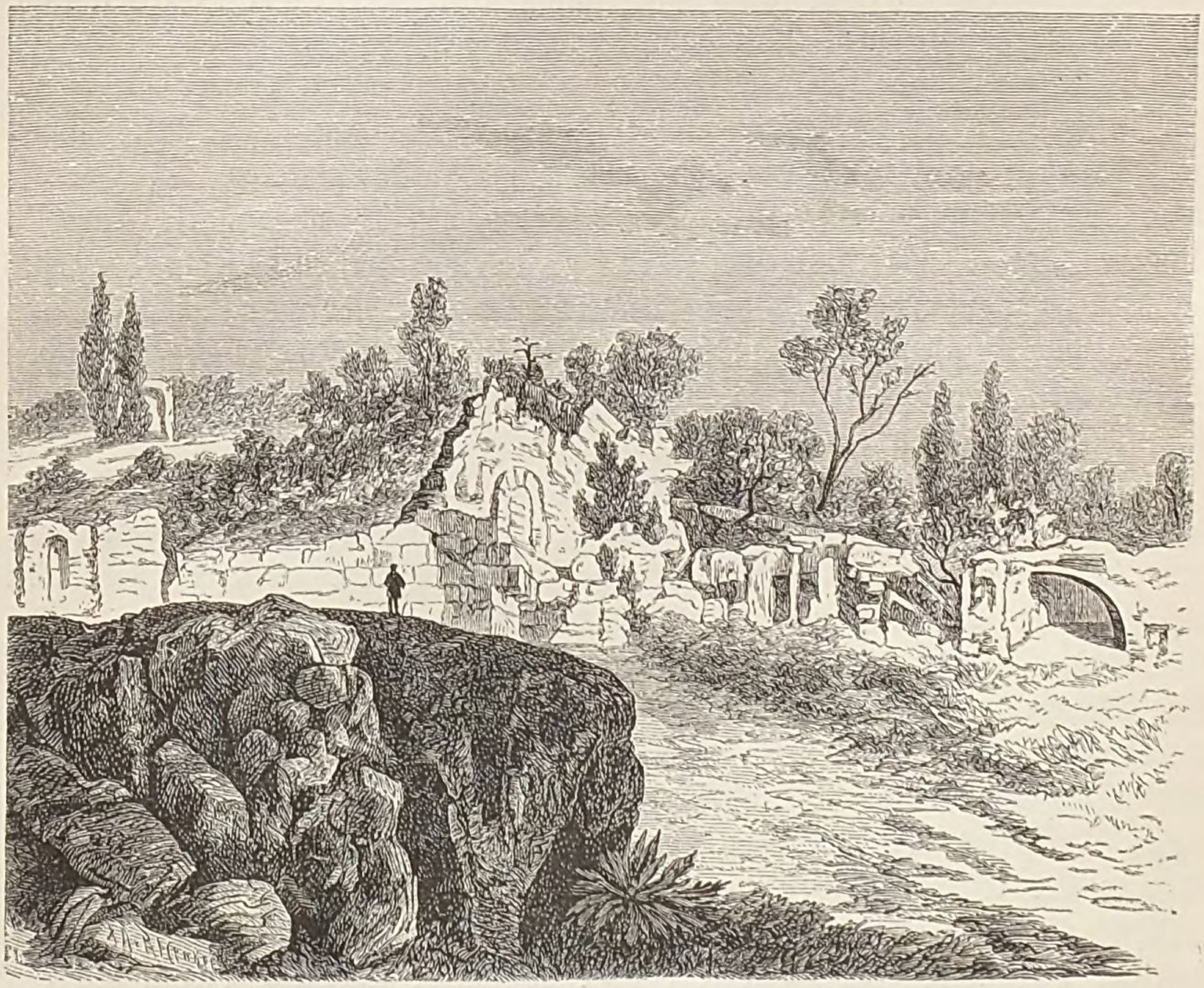
heute noch wegen seiner Ueberschwemmungen sehr gefürchtet, — hatte in grauer Vorzeit vor der allmählichen Aufdämmung des römischen Bodens und vor der allmählichen Abnahme seiner Gewässer die zwischen den Bergen und Hügeln sich öffnenden Thäler und Niederungen überstaut und versumpft. Die Landschaft selbst ist minder fruchtbar, als das übrige Latium, gutes Quellwasser nur in mäßiger Menge vorhanden; endlich hatte auch das Klima seine Bedenken, ehe die intensive Kultur des Bodens und die spätere Drainirung der versumpften Niederungen und Thäler hier Abhülfe schuf.

Wann und wie nun die als Bauern und Hirten in dieser Gegend des Landes wohnenden Italiker zur Anlage einer Stadt vorgeschritten sind, ist nicht mehr zu sagen. Nur dahin kommen die Forscher überein, daß hier Latiner und Sabiner sich gemischt haben. Die ältesten Römer gliederten sich in drei Stämme. Der alte latinische Kernstamm führte den Namen der Ramner; mit demselben verschmolz ein nach der unteren Tiber vorgedrungener sabinischer Stamm, die Titier, schwerlich ohne harte Kämpfe; jüngeren Datums war anscheinend der Zutritt eines dritten Gliedes, der sogenannten Lucerer, die (früher fälschlich für Etrusker gehalten) ebenfalls für Latiner anzusehen sind. Ob man aber in diesem Zweige des römischen Volkes die Reste der später (s. unten) zertrümmerten Gemeinde Alba Longa zu suchen hat, bleibt höchst zweifelhaft.

Auch darin kommt die Forschung mit der uralten Ueberlieferung überein, daß der Ausgangspunkt des städtischen Lebens der römischen Mark auf dem berühmten Palatinischen Berge zu suchen ist. Dieser Berg, an welchem die ältesten und primitivsten Kulte und die ältesten Heiligthümer der Römer hafteten, der noch zur Zeit der ersten römischen Kaiser eine Menge uralter Denkmäler trug, darunter die immer wieder erneute Strohhütte, die als die casa Romuli gezeigt wurde, war bei einem Areal von 1800 Meter Umfang und einer Meereshöhe von 52 Meter, einer der vielen Tufffelsen der römischen Campagna, und von Natur so gestaltet, daß es nur der Abschroffung der Wände bedurfte, um bei der primitiven Kriegskunst jener alten Zeiten den Bewohnern die nöthige militärische Sicherheit zu gewähren. Zu weiterer Sicherung wurde aber im Viereck um den Fuß des Palatinus noch eine Stadtmauer gezogen. Die Reste derselben waren noch in der Kaiserzeit sichtbar, und der Lauf des ältesten „Pomörium" dieser „Roma Quadrata", nämlich der geweihte Terrainstreifen auf der Außen- wie auf der Innenseite der Mauern, der nicht bebaut werden durfte, war auch damals noch durch Grenzsteine bezeichnet.

Ueber die allmähliche Ausdehnung der Stadt von der Verschanzung des Palatin zur Burg und der Anlage der ebenfalls ummauerten Ansiedlung an seinem Fuße bis zu dem gewaltigen Mauerbau, der an den Namen des Königs Servius Tullius sich knüpft, ist jetzt folgende Ansicht mehr und mehr zur Geltung gekommen. Auf der einen Seite nämlich lagerten sich um die Palatinische Stadt nach und nach eine ganze Reihe andrer, zu ihr

gehöriger Ansiedlungen, wie dieselben theils auf Grund der natürlichen Zunahme der Volkszahl, theils in Folge massenhafter, erzwungener Uebersiedlungen unterworfener Latiner aus den kleinen, durch die Römer zertrümmerten Nachbarstädten entstanden. Solche Vorstädte, die dann ebenfalls umwallt wurden, entstanden rings um den Palatin auf dem größeren südlichen Theile des späteren römischen Stadtbodens, auf dem Cermalus (dem Abhange des Palatin gegen den in ältester Zeit zwischen diesem und dem späteren Capitol sich ausbreitenden Sumpf); auf der Velia, nämlich auf dem Hügelrücken, welcher den Palatin mit dem Mons Esquilinus verband; auf den drei Höhen



Mauerreste des Palatinischen Roms.

des Esquilinus (Fagutal, Oppius und Cispius); und endlich in der Niederung zwischen dem Esquilin und dem Quirinal, wie auch auf dem Mons Cälius. Auch die Tiberbrücke, der Mons Tarpejus (wo später das Capitol entstand) und der Aventin scheinen in dem Besitz der Palatinischen Römer gewesen zu sein.

Auf der andern Seite wird nun angenommen, daß bereits in sehr alter Zeit gegenüber der Palatinischen Stadt, dem Sitze der „montani“, sich eine andere auf dem nördlichen Theile des späteren Stadtbodens entwickelt hat, nämlich die der „Hügelrömer“, der „collini“. Ein ausgedehnter Hügel ohne Gesammtnamen, mit fünf Erhebungen (Viminalis, Quirinalis, Salutaris, Mucialis und Latiaris) trug diese zweite Stadt, die ihren Mittelpunkt,

ihre Burg und ihre angesehensten Kulte auf dem Quirinal, einer Erhebung von 66 Meter Meereshöhe hatte. Ob und wie weit bei dieser Scheidung der ältesten Städte auch die Stammesverschiedenheiten eine Rolle gespielt haben, ob wir namentlich auf dem Quirinal wesentlich die römischen Sabiner zu suchen haben, ist eine noch unerledigte Streitfrage.

Die älteste römische Geschichte hat sich offenbar, soweit die politische Arbeit der Römer nach Außen in Betracht kommt, in zwei Richtungen bewegt. Einerseits in dem Ausdruck des langwierigen Gegensatzes zwischen den Palatinischen und den Hügel-Römern, der endlich unter uns unbekannten Verhältnissen zur innigen Verschmelzung der beiden starken Gemeinden geführt hat, aber so daß in der inneren Gliederung der drei alten römischen Stämme oder „Tribus", und namentlich in den geistlichen Institutionen, die alte Doppelheit noch mehrfach erkennbar blieb. Wie denn überhaupt trotz der geschlossenen Macht und einheitlichen Kraftentwickelung des Römerthums im Laufe der römischen Geschichte wiederholt in dem öffentlichen Leben eine höchst eigenthümliche Doppelheit auftritt, die freilich mit den ältesten Unterschieden unter den Gliedern des römischen Volkes nichts zu thun hat.

Andrerseits haben die Römer schon in sehr alter Zeit die Richtung auf Ausdehnung ihres kleinen Gebiets durch das Schwert genommen. Ein rüstiges, kernhaftes Bauernvolk, allezeit bereit, zu den Waffen zu greifen und mit außerordentlicher Zähigkeit jeden neuen Gewinn für das Gesammtinteresse ihres Staates zu verwerthen, so erscheinen sie gleich bei dem Beginn ihrer Geschichte, so zeigen sie sich andauernd im Verlaufe langer, wechselvoller Jahrhunderte. Die Vertheidigung der Tiberlinie gegen die Waffenmacht der Rasener, die Behauptung des unteren Tibergebietes gegen Vorstöße und Raubzüge der sabellischen Völker in ihrer Nähe, die Ausbreitung ihres Gebietes nach der See hin, lebhafter Verkehr hinüber nach Etrurien, namentlich nach Cäre, — und die Ausdehnung ihrer Mark auf Kosten zahlreicher kleiner latinischer Nachbarorte, sind die Hauptzüge ihrer ältesten Geschichte. Wie aber eigentlich jeder Punkt der traditionellen älteren Geschichte Roms der Forschung die größten Schwierigkeiten bereitet und den stärksten Zweifeln unterliegt, — auch da, wo das Gebiet des Mythus mehr und mehr der historischen Sage Raum gibt, — so ist nicht einmal das mit Sicherheit festzustellen, ob es wirklich römische Truppen gewesen sind, welche, wie die Ueberlieferung will, unter dem dritten der traditionellen römischen Könige, die alte mächtige Hauptstadt des latinischen Bundes, Alba Longa, zerstört haben. Nur das gilt für sicher, daß nach dem Untergange von Alba zahlreiche Geschlechter dieser Stadt, darunter die Julier, die Servilier, die Quinctilier, in die römische Bürgerschaft eingetreten sind. Die Art aber, in welcher Rom seine Herrschaft über die unterworfenen latinischen Orte ausbreitete und seine Macht wesentlich erweiterte, war diese. Die Burg der neuen Unterthanen wurde geschleift, ihre Mark zu der römischen geschlagen, Rom die neue Hauptstadt derselben. Die Einwohner aber wurden je nach

Umständen theils als persönlich freie, aber von den politischen Rechten der römischen Bürgerschaft ausgeschlossene, Unterthanen in ihren Dörfern und offenen Weilern belassen, theils aber auch genöthigt, in Menge nach Rom selbst überzusiedeln. Damit wurde aber der Grund gelegt zu der folgenreichen Gestaltung eines neuen Gliedes des römischen Volkes, nämlich der „Plebs" neben den Altbürgern.

Die aus Mythen, Sagen und einigen wenigen Trümmern wirklicher Geschichte höchst eigenthümlich zusammengesetzte Ueberlieferung der späteren Zeit von der römischen Geschichte vor der Einführung der Republik gruppirt alles, was man von jenen ältesten Jahrhunderten römischer Staatsentwickelung zu wissen glaubte, in der Gestalt der Biographien von sieben Königen, die auf die Zeit von 753 bis 510 v. Chr. in der Art vertheilt sind, daß zunächst dem Latiner Romulus der Zeitraum von 753 bis 716, dem Sabiner Numa Pompilius der von 715 bis 672, dem Latiner Tullus Hostilius der von 672 bis 640, und endlich dem Sabiner Ancus Martius der von 640 bis 616 zugewiesen wird. Den Abschluß macht dann die Herrschaft der Dynastie der Tarquinier, von denen Tarquinius Priscus 616 bis 578, dann Servius Tullius 578 bis 534, Tarquinius Superbus aber 534 bis 510 v. Chr. regiert haben soll. Die moderne Forschung hat die überaus zahlreichen kritischen Bedenken, die sich gegen die uns überlieferte Gestalt der römischen Königsgeschichte geltend machen lassen, ausreichend verarbeitet. Es muß hier genügen zu bemerken, daß mit einiger Sicherheit nur die wirkliche Existenz der letzten, nämlich der tarquinischen Dynastie behauptet werden kann. Sonst aber, — mag man immerhin annehmen, daß mehrere der Namen der römischen Könige wirklich historisch sind, — gelten Romulus und Numa Pompilius, von denen jener die Gründung der Stadt und ihrer politisch-militärischen Einrichtungen, dieser die Schöpfung des römischen Kultus repräsentirt, allgemein als rein mythische Gestalten, wird ferner vermuthet werden müssen, daß wahrscheinlich weit mehr als sieben Könige die römische Krone getragen haben, wie auch, daß es an erheblichen inneren Bewegungen nicht gefehlt hat. Die römische Sage knüpft ferner, wie schon bemerkt wurde, an Tullus Hostilius die Zertrümmerung der Macht der Albaner, und an Ancus Martius die Ausdehnung der römischen Herrschaft, die sehr wesentlich zur Ausbildung der römischen Plebs geführt hat. Der tarquinischen Dynastie dagegen theilt die Ueberlieferung einerseits einen neuen erheblichen Aufschwung der römischen Macht, verbunden mit einer glänzenden architektonischen Thätigkeit zu, wie andrerseits die erste große Neuerung in dem römischen Verfassungsleben in dieselbe Zeit verlegt wird. Ueber die Abkunft dagegen des tarquinischen Königshauses ist der Streit der Forscher noch nicht ausgefochten. Obwohl die ältere Vermuthung, welche in der Herrschaft der Tarquinier von Tarquinii in Etrurien nur den Ausdruck einer über Rom und einen Theil von Latium ausgebreiteten, später durch den Lars Porsena von Clusium an der Spitze einer andern rasenischen Partei

zertrümmerten, Herrschaft der damaligen Rasener-Fürsten von Tarquinii erblickt, jetzt nur noch wenige Anhänger zählt, so wird doch noch mehrfach wenigstens an der etruskischen Abkunft des Hauses der Tarquinier festgehalten, während wieder andere Forscher nach Niebuhrs Vorgange auch diese Annahme verwerfen, und die gens Tarquinia in Rom einfach als eine römische ansehen, deren Name nur zufällig an den jener berühmten etruskischen Stadt anklinge.

Vergleichsweise sicherer als über den wirklichen Verlauf namentlich der älteren Geschichte der römischen Königszeit sind wir über die inneren Zustände des an der untern Tiber neu heraufwachsenden italischen Herrenvolkes unterrichtet. Zunächst die Stadt Rom, wie sie sich allmählich aus der Verbindung der palatinischen mit der quirinalischen Ansiedelungsmasse entwickelt hatte, bot, soweit nicht die Lage auf einer Reihe mächtiger Erhebungen und Bergabhänge in Betracht kommt, noch keineswegs einen so imposanten Anblick, wie mehrere der blühendsten etruskischen und viele der auf Kleinasiens Westrande prachtvoll aufblühenden hellenischen Städte. Die Wohnhäuser der Römer haben noch zur Zeit des Krieges mit König Pyrrhos von Epirus Schindeldächer getragen; in jener alten Zeit, wo das bäuerliche Element entschieden dominirte, waren die Wohnhäuser noch wesentlich ärmliche Lehm- und Strohhütten, die noch durch keine stattlichen öffentlichen Gebäude unterbrochen wurden. Imposant waren allenfalls auf einigen Punkten die Verschanzungen; die zahlreichen geweihten Plätze, die vielen Altäre aus Stein oder Rasen, da und dort noch Felder, Sumpf und Weiden zwischen den Ansiedelungen, unterbrachen die Massen der Wohnungen, wo von irgend welcher Kunst noch keine Rede war.

Aber das Volk, welches allmählich aus den verschiedenen verwandten Elementen auf diesem Boden zusammengewachsen war, dieser kriegerische populus Romanus der „Quiriten", der Lanzenmänner, der wehrhaften Freien, erscheint von Anfang an als ein Kernvolk. Politisch und sozial von einander unterschieden, begegnen uns von Anfang an auf diesem Boden zwei Elemente. Die Geschichte der Stadt knüpft sich bis zum Aufhören der Monarchie nur an das herrschende, an die Vollbürger der drei „Tribus" der Ramner, Titier und Lucerer, Namen, die jedoch später vollständig in den Hintergrund treten. Diese alte Vollbürgerschaft nun erscheint gleich bei dem Beginn der römischen Geschichte in eigenthümlich fester Weise geschlossen und gegliedert. Wir begegnen hier, analog den älteren Zuständen in einem großen Theile der Griechenwelt während der Zeit der noch unerschütterten Eupatridenherrschaft, Formen, welche an ursprünglich natürliche Verhältnisse angelehnt, nach dem Muster, nach dem Vorbild des Familienverbandes, der natürlichen Verwandtschaft gestaltet sind. In den Familien dieser Vollbürger herrschte der Hausvater mit patriarchalischer, nahezu schrankenloser, Gewalt über seine Frau und seine Kinder, über seine Knechte und die (s. unten) ihm zugetheilten Hörigen. Auch der erwachsene Sohn, auch der verheirathete mit seinem gesammten Hauswesen, war dem Vater, so lange dieser lebte, unterthan, und

keine Stellung im Staate, kein Amt und keine Würde änderte etwas an dieser Unterordnung aller Familienglieder unter das gemeinsame Oberhaupt. Der Hausvater war Priester in seinem Hause, und Richter über die Seinigen mit der Gewalt über Leben und Tod; nur die härtesten Fälle eventuellen Mißbrauches der ungeheuren und unverantwortlichen Gewalt des Hausvaters wurden durch religiösen Bannfluch und rechtliche Ahndung getroffen. Dagegen stand dem Staate gegenüber der erwachsene Sohn zwar im Hause unter, aber in politischen Pflichten und Rechten neben dem Vater. Erst mit dem Tode des Hausvaters löste sich das Abhängigkeitsverhältniß, und nun wurden die Söhne ihrerseits regierende Hausväter. Die Römerin stand als Gattin in der Gewalt des Gatten, wie als unverheirathete Tochter und Schwester in der Gewalt des Vaters, oder bei dessen Ableben in der des nächsten männlichen Verwandten. Die Tutel über die Wittwe des Vaters führten die Söhne. Aber sie war unterthänig als Freie, nicht als Dienerin, und führte im Hause die volle Herrschaft über das weibliche Gesinde. Die Ehe wurde heilig gehalten, das Familienleben war streng und sittlich geordnet, — für lange Zeiten die Grundlage der römischen Kraft und Tüchtigkeit. Eine Anzahl solcher Familien war immer zu einer sogenannten gens, zu einem „Geschlecht" vereinigt, welches durch die wirkliche, oder für wahrscheinlich angenommene, oder auch nur vermuthete Abstammung von einem gemeinsamen Ahnherrn, wie auch durch gemeinsame Heiligthümer und Erbrechte zusammen gehalten wurde und äußerlich durch einen gemeinsamen Geschlechtsnamen erkennbar war.

Auf solchen Fundamenten war die älteste römische Verfassung erbaut. Der alte Populus Romanus erscheint in der Art gegliedert, daß je zehn Familien eine Gens, je zehn Geschlechter eine „Curie", je zehn Curien eine der drei Tribus bildeten, aus denen das Volk bestand. Die Curien, — eine Einrichtung, die jetzt als ein wesentlicher Theil des latinischen Stadtrechtes überhaupt angesehen wird, — als geschlossene Einheiten, deren Mitglieder ihre eigenen gemeinschaftlichen Heiligthümer, Kulte, Festversammlungen, und ihren eigenen Vorstand hatten, bildeten für diese alte Zeit die unterste politische Einheit der Römer. Wo die Bürgerschaft zu Abstimmungen zusammentrat, geschah es eben nach Curien. Die römische Feldmark war den Tribus entsprechend in drei Theile abgetheilt; wahrscheinlich war auch die Feldmark der verschiedenen Curien kenntlich getrennt. In der Zeit seiner Anfänge, wo der römische Staat ein Gebiet von nur wenig über fünf Quadratmeilen inne hatte, welches erst allmählich bis zu der tarquinischen Periode an Umfang verdoppelt wurde, stellte die Bevölkerung bei rund 10,000 freien Einwohnern ein Heer von 3000 Mann zu Fuß und 300 Reitern.

Auf solcher Basis bewegen sich nun die sehr einfachen Organe des römischen Volksthums. Wie lange auch in den übrigen Städten der Latiner, steht an der Spitze der Römer der Rex, der König, dessen Stellung vielfach an die der altgriechischen Fürsten erinnert. Ein wesentlicher Unterschied aber bestand doch darin, daß der römische König grundsätzlich ein Wahlkönig war. Unter

sehr eigenthümlichen Formen durch den Rath der Geschlechter ernannt, dann durch die Zustimmung der Bürgerschaft bestätigt, regiert er für die Zeit seines Lebens, und mit seinem Tode fällt die Staatsgewalt wieder an die Gesammtheit zurück. Bloß theoretisch angesehen, so war die Gewalt des Königs eine sehr ausgedehnte. Der Häuptling der Römer war im Kriege, — und Rom hat von Anbeginn seiner Geschichte an nur selten die blutige Arbeit der Waffen unterbrechen dürfen, — der unbeschränkte Oberbefehlshaber des Heeres, im Frieden aber der oberste Priester und der oberste Richter. Er befand sich im vollen Besitz der Regierungsgewalt, wie dieselbe noch zur Zeit der Republik, vor der Zerlegung der höchsten Gewalt in mehrere Aemter und namentlich vor dem mächtigen Emporwachsen des Senates, dem Consulat, noch mehr jedoch in Ausnahmefällen der Dictatur, eine so außerordentliche Bedeutung verlieh. Dazu kam noch, daß der König, dessen Amtstracht (S. 30) zugleich die des Jupiter war, auch die wenigen Beamten zu ernennen hatte, welche der kleine Staat damals brauchte, namentlich den Stadtpräfekten (den Stellvertreter des abwesenden Königs in bürgerlichen Dingen), die Quästoren oder Blutrichter, den Anführer der Reiterei, und die Tribunen oder Befehlshaber des Fußvolkes. Es war aber nur natürlich, daß in jenen primitiven Zuständen die Machtstellung auch dieser römischen Häuptlinge stets sehr wesentlich durch die Persönlichkeit, die Kraft, Einsicht und Leistungsfähigkeit des jedesmaligen Trägers des goldenen Eichenkranzes bestimmt worden ist. Und trotz seiner theoretischen Machtfülle war der römische Häuptling thatsächlich ebensowenig ein asiatischer Despot, ein völlig unbeschränkter Souverän, wie der griechische Basileus vor der Zeit der Eupatriden. An sich schon lag eine sittliche Beschränkung seiner Gewalt darin, daß der altrömische Staat und seine Institutionen nach dem Glauben der Vollbürger, aus deren Reihen der König doch selbst hervorging, auf göttlicher Sanction und Autorität beruhten, daß sie religiös geweiht und geheiligt waren. Eine Verletzung der altbegründeten Einrichtungen und des Herkommens, auch Seitens der Häuptlinge, mußte daher als ein Vergehen gegen die Götter erscheinen. Dann aber gab es zwei öffentliche Organe, die bei staatsrechtlich immerhin beschränkter Kompetenz doch thatsächlich das Königthum nicht unerheblich beschränkten, jedenfalls viel bestimmter, als die analogen Gewalten in Griechenland vor der Machterhebung der Eupatriden. Dem Häuptling zur Seite stand zunächst der Senat, der Rath der Alten, der große Rath des Staates, in dessen dreihundert Mitgliedern wir die Vertretung der römischen Geschlechter zu erkennen haben; sei es nun, daß die Geschlechter ihre Vertreter selbst ernannten, sei es, daß der König diese Männer zu berufen hatte, dabei an den Bestand der Geschlechter gebunden war, derart daß kein Geschlecht unvertreten und keines doppelt vertreten sein durfte. Die Senatoren fungirten lebenslänglich; nur bei eintretenden Todesfällen hatte demnach der König die Lücken durch neue Berufungen zu ergänzen. Der Senat der Königszeit, dessen Mitglieder, die Patres, als Abzeichen ihrer Würde einen Purpur-

saum am Gewande und wie der König rothe Schuhe trugen, erscheint allerdings bei Lebzeiten des jedesmaligen Häuptlings lediglich als Beirath des Königs, der ihn auch allein zu berufen und zu befragen hat. Aber der König konnte sich in Fällen von erheblicher Bedeutung nicht gut ohne schwere Bedenken der Sitte entziehen, die ihm gebot, auf das Gutachten des Senats das höchste Gewicht zu legen. Und da der König das Gesetz ausüben, nicht ändern sollte; da eine Nichtbeachtung der Ablehnung von Seiten des Senats, wenn es sich um Veränderung des Gesetzes, um Aufnahme neuer Bürger und Erklärung eines Angriffskrieges handelte, als ein tyrannischer Akt galt, der nach der legislativen Seite hin wenigstens auf die Dauer keine rechtlichen Folgen erzeugte, so war der Einfluß des Senats schon damals sicherlich höchst bedeutend. Aber auch die Stellung der sogenannten Volksversammlung, der versammelten Vollbürgergemeinde, war ungleich wichtiger als jene der griechischen Ekklesia zur Zeit der griechischen Monarchien. Die Vollbürger Roms, die allein wie die Pflicht, so das Recht hatten, die Waffen zu führen; die ferner im Auftrage des Häuptlings die verschiedenen Lasten zu tragen hatten, wie sie die Bedürfnisse des Staates damals erforderten, darunter in dieser Zeit, die eine regelmäßige direkte Besteuerung noch nicht kannte, auch das Tributum, nämlich die in Nothfällen als Anleihe erhobene Umlage, die in besseren Zeiten wieder zurückgezahlt wurde: diese Vollbürger als Gesammtheit der erwachsenen, waffenfähigen Männer also übten ihren Antheil am Regiment, wenn der Häuptling sie zur Versammlung, zu den „Comitien" berief, wo die Bürger über die ihnen vorgelegten Fragen innerhalb der Curien abstimmten, so daß schließlich nicht die Mehrheit der Köpfe, sondern die der Curien die Entscheidung brachte. Eine Debatte gab es damals noch nicht, noch auch das Recht zur Stellung selbständiger Anträge; die Vorschläge des Königs mußten einfach angenommen oder abgelehnt werden. Die Entscheidung aber der Comitien mußte eingeholt werden bei der Erklärung von Angriffskriegen, bei der Aufnahme neuer Bürger, und bei jeder Veränderung des herkömmlichen Rechtsganges; bei Fragen solcher Art an die Gemeinde war es wahrscheinlich schon seit alter Zeit üblich, daß der König zuvor das Gutachten des Senates einholte. Wahrscheinlich konnte auch schon in früher Zeit in schweren Criminalfällen unter Umständen von dem Spruch der Blutrichter an die Gnade der Gemeindeversammlung appellirt werden.

Wie bei den Griechen, so war auch bei den Römern der monarchische Absolutismus dadurch sehr bestimmt beschränkt, daß der König, ohnehin nur Wahlfürst, nicht Träger einer erblichen Krone, keine organisirten umfassenden Mittel in der Hand hatte, um für den Fall tyrannischen Waltens den ausbrechenden Unwillen der Römer zu bändigen, oder auch nur im Falle einer zähen und nachhaltigen Opposition des Senats und der Gemeinde seine Pläne zu realisiren. So mußte dem Häuptling unter allen Umständen sehr viel daran gelegen sein, bei seinen Unternehmungen nach Innen wie nach Außen sich der bereitwilligen Zustimmung des Senats und der Comitien zu versichern.

Das Hauptinteresse der römischen Geschichte während der Königszeit knüpft sich nun aber keineswegs ausschließlich oder auch nur überwiegend an die Stellung der alten Häuptlinge des an der unteren Tiber erwachsenden Staates. Die namentlich in den späteren Stadien durchschimmernden Versuche, die Herrschaft zur Erbmonarchie zu gestalten, wie auch die möglicherweise vorgekommenen gewaltsamen Thronwechsel sind uns nur in gänzlich nebelhafter Gestalt mitgetheilt. Viel bedeutsamer sind die sicherlich in die letzten Zeiten des Königsthums fallenden Momente, die auf einen sehr namhaften Machtaufschwung der Römer hindeuten, und zugleich der erste umfassende Versuch, die allmählich hinzugewachsene freie, aber politisch unberechtigte Bevölkerung auf Grund neuer, dem Geschlechtersysteme fremder, Principien mit den Vollbürgern in nähere Verbindung zu setzen. Der altrömische Staat bestand, so weit wir es wissen, von Anfang an nicht lediglich aus Vollbürgern. Neben diesen, die unter einander sozial und rechtlich gleich standen, neben den Trägern des den Römern nationalen Kleides, der Toga, eines Umwurfes von weißem Wollenstoff, steht bei einer damals nur erst relativ geringen Zahl von Ackersklaven der Stand der Hörigen oder Clienten, dem wir — in Etrurien unter eigenthümlich harten Zuständen (S. 29) — auch sonst wiederholt in Italien begegnen. Wahrscheinlich aus den Resten einer früheren, beziehentlich stammverwandten Bevölkerungsschicht, die in ältester Zeit unterworfen war, erwachsen, stehen diese in hellerer Zeit nicht sowohl rechtlich, als thatsächlich freien Leute zu den Römern in dem Verhältniß der Erbunterthänigkeit; aber sie sind nicht in ihrer Gesammtheit der Bürgerschaft unterthan, sondern die einzelnen Clientenfamilien gehörten den einzelnen Familien der Bürgergemeinde an. Die einzelnen Clienten sind gleichsam die Hintersassen der Familie, unter deren Patronat sie stehen. Theils Erbpächter auf den Besitzungen ihrer Patrone, theils mit dem Betrieb der Gewerbe und des Kramhandels beschäftigt, stehen sie zu ihren Patronen in einem Pietätsverhältniß, welches unter den Schutz der Religion gestellt war, wie denn auch die Clienten an den religiösen Diensten der Geschlechter theilnahmen, zu denen sie gehörten. Der Client sollte dem Patron treu und hold sein, und war demselben gegenüber zu verschiedenartigen Diensten verpflichtet, während der Patron dem Clienten das Recht auszulegen, ihn vor Gericht zu vertreten, sich seiner Angelegenheiten väterlich anzunehmen, ihm jeden möglichen Schutz zu gewähren hatte. Patron und Client durften einander nicht vor Gericht verklagen, noch Zeugniß wider einander ablegen. Durch die Freilassung von Sklaven, mehr noch durch Zuwanderung Auswärtiger, die sich unter den Schutz und das Patronat eines Vollbürgers stellten, wuchs die Zahl der Clienten. Aber politisch bedeutsam für Roms Entwickelung sind nicht diese, sondern die (S. 38) allmählich weit zahlreicheren Plebejer geworden.

Die römische Plebs, deren Entstehung nicht aus den Clienten abzuleiten ist, ging aller Wahrscheinlichkeit nach in ihrer Hauptmasse (S. 38)

aus den sehr zahlreichen stammverwandten Latinern kleiner Städte hervor, welche die siegreichen Altbürger Roms während der ersten Menschenalter der königlichen Herrschaft unterwarfen und, anstatt sie nach der vollen Strenge des greulichen antiken Kriegsrechtes in Sklaverei zu versetzen, lediglich sich unterthan machten. Vielleicht ist es wiederholt auch nur zu Capitulationen gekommen, durch welche solche Latiner vor ihrer völligen Niederwerfung Roms Hoheit anerkennen mußten. Und dies in der Art, daß dieselben nicht wie die alten Clienten an die einzelnen Geschlechter und Familien gewiesen, sondern unter die Hoheit der Gesammtheit, beziehentlich des Königs, gestellt wurden. Aus diesen Massen, zu denen vielleicht noch erhebliche Schaaren umbrischer Auswanderer (S. 15) traten, die vor den erobernden Rasenern aus dem südlichen Etrurien nach Rom auswichen, bildete sich allmählich ein zweiter Stand, oder vielmehr ein unorganisches Aggregat von Menschen, die wie ein, um einen später den Römern sehr geläufigen staatsrechtlichen Ausdruck hier zu gebrauchen, durch „ungleiches Bündniß" (foedus iniquum) mit Rom verbundenes Volk an die herrschende Stadt gefesselt waren. In ihrer Lage den Periöken in Lakonien nicht unähnlich, erscheinen sie den Alt-Römern gegenüber als persönlich freie Leute. Sie stehen in keiner privatrechtlichen Abhängigkeit, sie bedürfen keines Patrons, der sie vor Gericht vertritt, sie haben Theil am gemeinen Recht, und sind vermögensfähig, besitzen die Fähigkeit zu dem römischen Vermögensrechte, dem jus commercii". Aber sonst sind sie politisch ohne Rechte; sie haben nur Pflichten gegen die Alt-Römer, keinerlei Anspruch an das Staatsvermögen, wie namentlich die Staatsdomänen, und zwischen den Plebejern und den Altbürgern besteht keine „Epigamie", kein connubium. Endlich aber, obwohl der Plebs eine „Privatverehrung" der römischen Gottheiten zustand, so hatte sie doch keinen organischen Antheil an der Art der römischen Staatsreligion, keinen Zutritt zu den Kulten und Priesterthümern derselben. Es war dieses eines


Römer mit Toga.

der Momente, die bei der starken Verflechtung religiöser Elemente mit dem altrömischen Geschlechterstaate nachmals zur Zeit der anhebenden Ständekämpfe die schnelle Ausgleichung zwischen Altbürgern und Plebs so sehr erschwert haben.

Das Heranwachsen dieser starken, persönlich freien, aber politisch unberechtigten, wesentlich bäuerlichen Volksmasse neben den Altbürgern wirkte zunächst fühlbar auf die Stellung der letzteren zurück. Allerdings mehrte sich durch die Eroberungen auch die Stärke der Altbürger, da sie den Besiegten in der Regel einen Theil ihrer Feldmark abnahmen, und in der Königszeit gewöhnlich das Weideland zur Staatsdomäne (ager publicus) schlugen, aber die Aecker zur Anlage immer neuer römischer Gutshöfe benutzten. Dabei wurde aber ihre Stellung mit der Ausbildung der Plebs eine völlig andere als früher, nicht unähnlich der der Spartiaten zu ihren Periöken. Mit Einem Worte: das alte starke Volk, der populus der aus Ramnern, Titiern und Lucerern zusammengewachsenen Berg- und Hügel-Römer, stand, was es bisher nicht gewesen war den plebejischen Unterthanen gegenüber als ein geschlossener, sehr zahlreicher Erbadel. Die „Patricier", (wie man die Altbürger nannte, weil sie allein von Solchen abstammten, die im Sinne des altrömischen Rechtes und mit allen Wirkungen des römischen Familienrechtes Familien gründen konnten,) erschienen jetzt als ein allseitig hochbevorrechteter Stand. Die Uebelstände aber, die aus der längeren Fortdauer einer solchen unvermittelten Doppelheit für den römischen Staat unvermeidlich erwachsen mußten, haben schließlich noch zur Zeit des Königthums die Veranlassung geboten, hier Reformversuche in umfassender Weise anzustellen. Dieses ist aber erst geschehen, als die äußere Macht der Römer sich sehr bedeutend erweitert hatte.



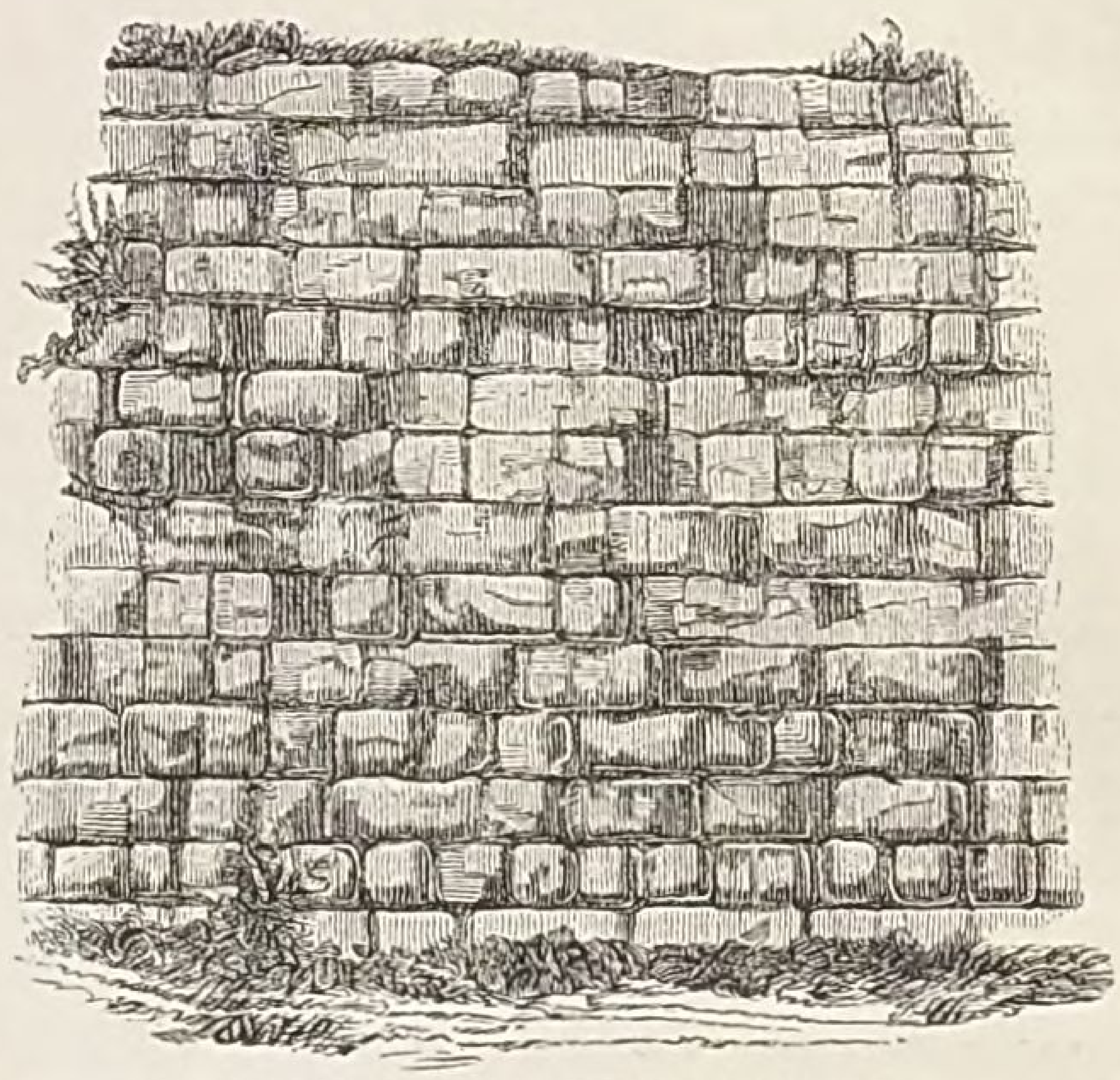
Römerin mit Stola.

Die Ueberlieferung schreibt dieses Alles der späteren Reihe der römischen Könige zu, die man unter dem Namen der tarquinischen Dynastie zusammenfaßt. Abgesehen von dem für diese Zeit bereits fühlbar zum Vorschein kommenden Einfluß der hellenischen Kultur, den die unteritalischen Griechenstädte und wohl auch die seit Alters mit den Römern befreundete Phokäische Pflanzstadt Massilia in Gallien auf Rom ausübten, so ist neben

der fortlaufenden Grenzfehde gegen Rasener und Sabeller die ausgreifende Politik der römischen Könige andauernd und mit wachsendem Erfolg auf die Erwerbung der Suprematie über Latium gerichtet. Nach der Ueberlieferung war es nun der König Servius Tullius, der zuerst die Eroberungspolitik gegen die Latiner einstellte, und dafür dieses stammverwandte Volk, dessen Stellung inmitten zahlreicher und starker feindlicher Glieder der umbro-sabellischen Gruppe sicherlich sehr schwierig war, dahin zu bestimmen wußte, mit Rom in ein festes Bündniß zu treten, welches seit dieser Zeit allerdings sehr verschiedenartige Phasen durchlaufen hat, aber bis zur gänzlichen Verschmelzung aller Italiker mit den Römern nur zeitweise wieder gelöst worden ist. Man schloß damals, so scheint es, ein Bündniß zu gleichen Rechten zwischen Rom und der latinischen Eidgenossenschaft ab. Allgemeiner Friede im Innern und dauernde Verbündung für den Angriff wie für die Abwehr wurden als Hauptziele aufgestellt. In Handel und Wandel, in dem gesammten Verkehr bestand Rechtsgleichheit; auch das Privatrecht entwickelte sich auf dem Gebiete der Verbündeten ziemlich gleichartig. Die bundesmäßige Rechtsgleichheit schloß auch die Ehegemeinschaft in sich, und neben den besonderen Bürgerrechten der einzelnen Städte bestand ein allgemeines eidgenössisches Niederlassungsrecht, in Folge dessen nicht wenige Latiner nach Rom übersiedelten, die natürlich damit keine römischen Vollbürger wurden, sondern als Insassen dem König ein Schutzgeld zahlten. In Verfassung und Verwaltung blieb, die Bundespflichten vorbehalten, jede Gemeinde souverän; auch der latinische Bund als solcher behauptete Rom gegenüber die Autonomie. Auch sollte Rom mit keiner einzelnen latinischen Gemeinde ein Sonderbündniß eingehen. Rom seinerseits gewann die Ehrenvorstandschaft bei dem alten Bundesopferfest der Latiner (S. 18) und errichtete in dem Dianentempel auf dem Aventinus ein zweites Bundesheiligthum. Der Oberbefehl im Kriege sollte zwischen Römern und Latinern abwechseln, und zu gleichen Theilen getheilt werden, was in Bundeskriegen an Land und Beute gewonnen ward. Vielleicht wurden schon damals die sabellischen Herniker für den Bund gewonnen, deren geographische Lage in sehr glücklicher Weise die räuberischen Aequer von den Volskern trennte, mit denen Römer und Latiner wiederholt in Fehde standen. Die führende Rolle in dem neuen Bunde fiel thatsächlich natürlich den Römern zu, deren unmittelbares Gebiet in der sogenannten Servianischen Zeit schon mehr als zwanzig Quadratmeilen Areal umfaßte und den Landstrich zwischen der Tiber und dem untern Anio in sich schloß. Aber erst der letzte König der Römer machte aus der bündischen Gleichheit eine straffe Hegemonie Roms über Latium, die freilich nur während seiner Regierung Bestand hatte, und der sich die Stadt Gabii trotzig widersetzte.

Dieselbe Servianische Zeit, wo die Stadt Rom die Allianz mit dem latinischen Bunde schloß, war es nun auch, wo die Energie der römischen Könige aus dem Aggregat an einander gehäufter Ansiedelungen und Verschanzungen der alten Doppelstadt durch einen gewaltigen Mauerbau, gewöhnlich die

Servianische Mauer genannt — von welcher in unserer Zeit große Stücke wieder entdeckt worden sind — Rom zu einer stark verschanzten, wirklichen Großstadt im Sinne jener Zeit machte. Damals, so scheint es, hörte zuerst der Palatinus auf, die Burg der Römer zu sein. Die neue Burg der Stadt, ihre arx, ihr Capitolium, wurde der Mons Tarpejus, nordwestlich dem Palatin gegenüber. Die ganze Nordseite des Capitolinischen Berges (49 Meter hoch) wurde durch senkrechtes Abschroffen des Felsens unzugänglich gemacht. Der Uebergang über die Tiber wurde durch die Tiberinsel, die Pfahlbrücke nach dem rechten Ufer, und namentlich durch die als Brückenkopf dienende Verschanzung des Mons Janiculus auf dem rechten Ufer (84 M. Höhe) vertheidigt. Südlich vom Palatin schloß die neue Ringmauer, hier aus mächtigen viereckig behauenen Tuffblöcken unregelmäßig geschichtet, den Mons Aventinus (von 46 M. Höhe) ein, umfaßte dann den Cälius (48 M.), und deckte weiter Roms schwache Ostseite, wo die Hügel Esquilin, Viminal und Quirinal sich vereinigen und in der Richtung nach Gabii in eine offene Ebene auslaufen. Auf dieser Seite war in einer Länge von 21 Minuten (1300 Meter) ein Graben von 100 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe gezogen; hinter demselben erhob sich ein mächtiger 50 Fuß breiter Erdwall, der nach der Stadtseite zu abgeböscht, auf der Außenseite dagegen mit einer 4 Meter dicken Futtermauer von Tuff- und Peperinblöcken bekleidet, und (wie wohl die gesammte



Servianisches Mauerstück am Aventin.



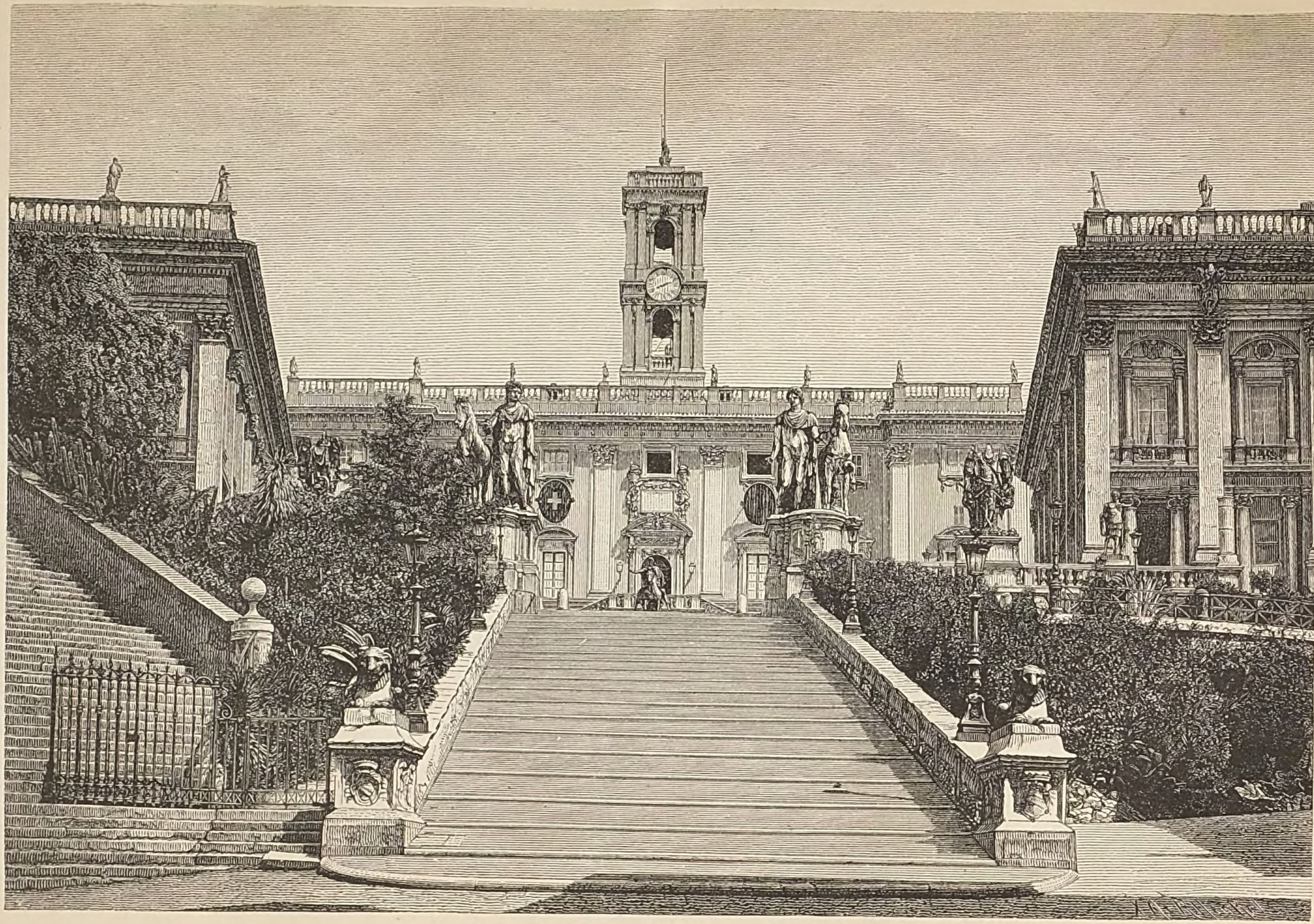
Mauerstück vom Agger des Servius Tullius.

Mauer) mit Thürmen und Brustwehren versehen war. Auf der Nordseite erreichte die Mauer, die den Quirinal umschloß, wieder die Felsen des Capitols. Der Umfang der kolossalen Verschanzung auf dem linken Ufer wurde auf 43 Stadien, also auf mehr als eine geographische Meile berechnet. Mit dieser Vereinigung der römischen Ansiedlungen zu Einer großen Stadt stehen dann noch andere Schöpfungen in Verbindung. Einerseits erhielt Rom jetzt eine neue Eintheilung. Wie die Ueberlieferung will, im Zusammenhange mit der

in dieselbe Zeit gesetzten neuen Censusverfassung (s. unten), wurde damals die Stadt und ihr Gebiet neu gegliedert. Die Feldmark wurde in eine Anzahl von Gaue oder pagi getheilt, die Stadt dagegen in vier Quartiere oder Tribus (urbanae), Suburana, Palatina, Esquilina und Collina, von denen die drei ersten auf dem Boden der alten palatinischen Stadt lagen, während das vierte die quirinalische umfaßte. Ausgeschlossen von dieser Viertelseintheilung aber blieben das Capitol und der Aventinus, welcher letztere Berg auch nicht innerhalb des neuen, sonst überall der neuen Ringmauer folgenden, Servianischen Pomöriums lag, und wahrscheinlich stark von Ansiedlungen schutzverwandter Latiner besetzt war.

Andrerseits aber sahen sich die Römer zur Anlage eines umfassenden inneren Werkes genöthigt, welches man gewöhnlich den Bau der Kloaken nennt. Es galt nämlich die versumpften Thäler zwischen dem Capitol und dem Palatin, und weiter zwischen diesem Berge und dem Aventin endlich trocken zu legen. Nach Herstellung eines umfassenden Uferbaues und einer Regulirung des Flusses wurde ein ausgedehntes Netz unterirdischer, überwölbter Kanäle angelegt, die endlich in einem großen, der Cloaca maxima, zusammentrafen, welche die Masse der Gewässer in die Tiber leitete. Diese heute theilweise noch stehenden, aus prachtvollen Travertinquadern erbauten Kanäle, die nachmals immer weiter verzweigt wurden, die auch die vielen, auf den Hügeln und Bergen hervorbrechenden, jetzt meistens verschütteten Quellen und die Wasser jäher Gewitterregen in sich aufnahmen, und allmählich auch mit dem öffentlichen Latrinenwesen in Verbindung gesetzt wurden, waren ein gewaltiges Werk. Namentlich imponirte der Mündungsbau, ein etwa 300 Schritt langes und gegen den Fluß sich von etwa 4 Meter zu 3,44 Durchmesser verengendes Gewölbe.

Durch diese Arbeiten gewannen die Römer neue und erhebliche Räume im Innern ihrer Stadt, theils zu öffentlichen Plätzen, theils zu wichtigen Bauten. Der wichtigste Punkt für die Römer ist in den letzten Zeiten der Königsherrschaft der Capitolinische Berg geworden. Es war ein zweigipfeliger Hügel; auf seiner nördlichen Höhe (49 M.), die heute Kirche und Kloster von S. Maria in Araceli trägt, stand die eigentliche Arx, die Burg des römischen Volkes; die tiefe Einsattelung zwischen der nördlichen und der südlichen Kuppe trägt jetzt das moderne „Campidoglio" (Senatorenpalast, Museum und Conservatorenpalast), die südliche Kuppe dagegen (46 M.), jetzt Monte Caprino mit dem Palazzo Caffarelli, sah in der späteren Zeit der Königsherrschaft auf ihrem Areal einen imposanten Tempel emporsteigen. Der Einfluß des fremden, namentlich wohl des griechischen Kultus hatte die Römer jetzt dahin geführt, ihren Gottheiten Tempel und Standbilder zu errichten. Der Tempel selbst des capitolinischen Jupiter (an den sich allmählich noch verschiedene andere Heiligthümer reihten), wurde (S. 29 ff.) von tuscischen Künstlern und im tuscischen Styl erbaut, also fast so breit als lang, und in seinen architektonischen Einzelheiten von Tempeln



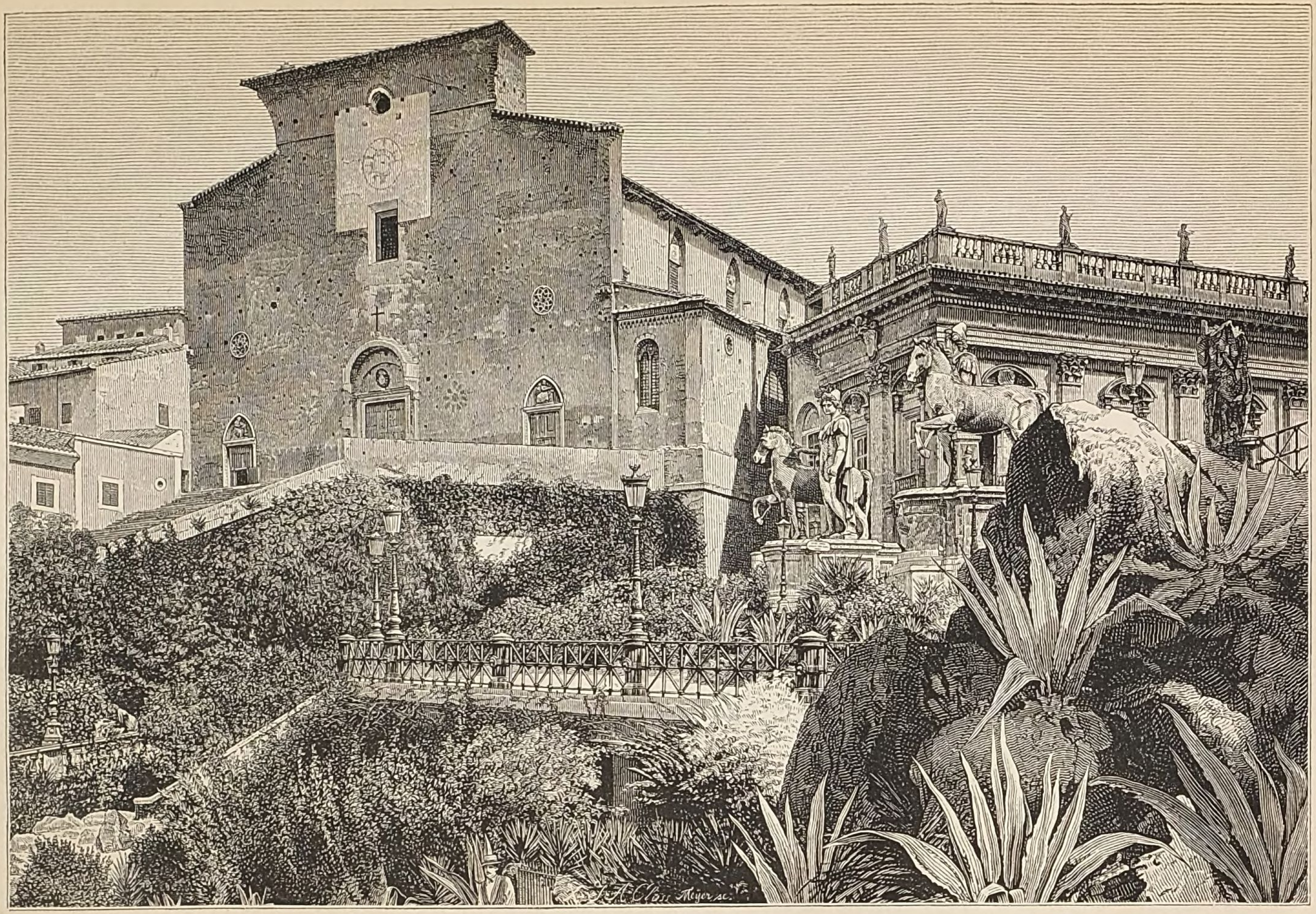
Campidoglio.



Cloaca maxima (Rom).



Araceli (Rom).



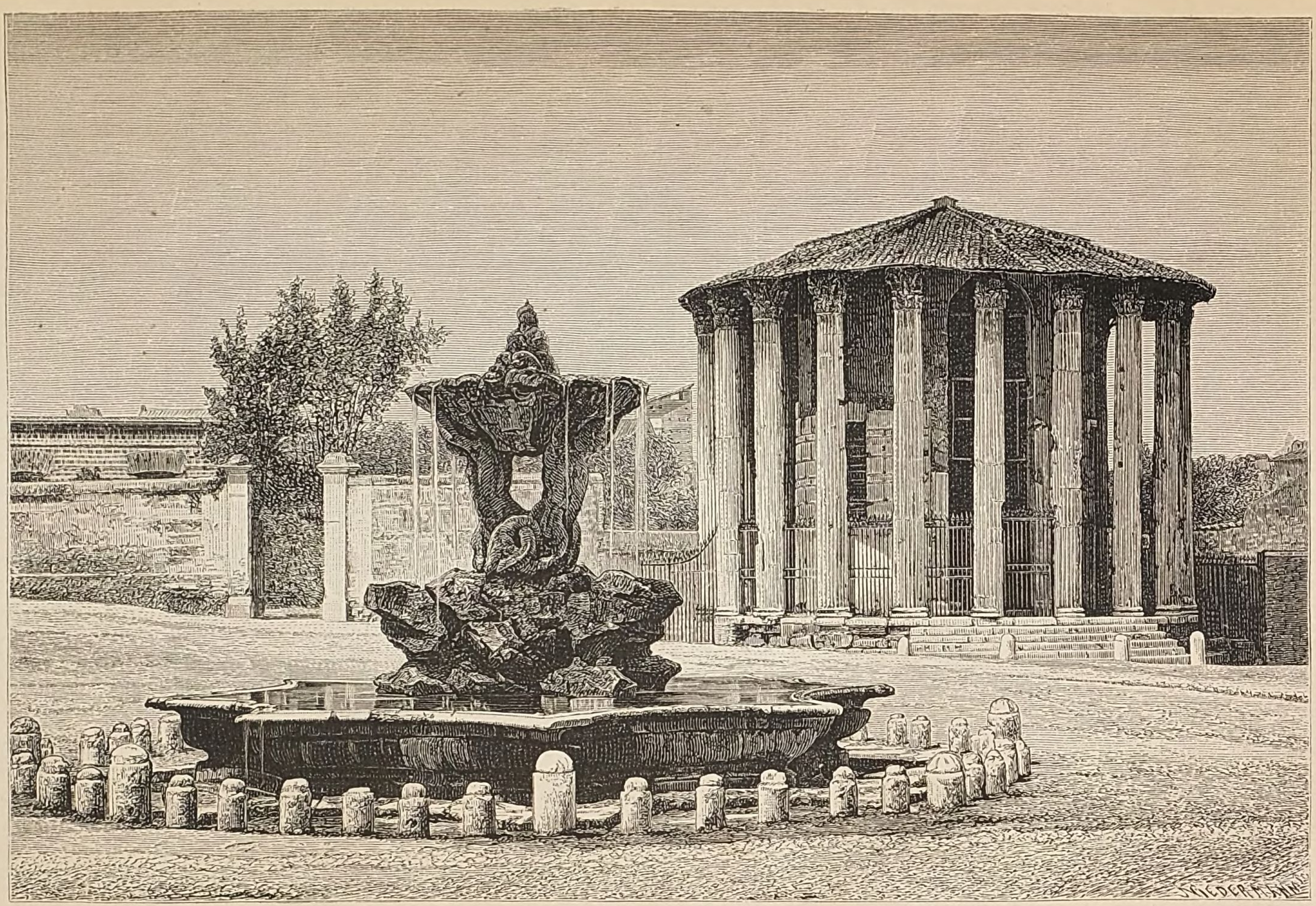
Araceli (Rom).

dorischen Styles namentlich durch fast verdoppelte Säulenweiten und durch Holzgebälke verschieden: freilich bei der Breite der Stirnseite und der dadurch bedingten Mächtigkeit der Giebel anders als griechische Tempel, eher etwas platt und gedrückt aussehend. Bei aller Einfachheit scheint jedoch dieser auf hohem Unterbau in bedeutenden Dimensionen sich erhebende Tempel nicht ohne Würde gewesen zu sein. Die Säulen waren von Peperin, wahrscheinlich mit Stuck bekleidet und gefärbt, das Gebälk von Holz, die Götterbilder aus Thon. Die Breite des Tempels wird auf $192\frac{1}{2}$ Fuß, die Länge auf $207\,\frac{1}{2}$ Fuß angegeben. Die Säulen — drei Reihen auf der Stirnseite, je eine Reihe auf den Langseiten — hatten bei 64′ Höhe einen Durchmesser von 9′.

Auf der Abdachung gegen Südosten, 120 M. vom Tempel des Jupiter entfernt, und 30 M. tiefer, lag ein mäßiger plattformartiger Platz, das Comitium, wo die Altbürger der Stadt zu ihren Gemeindeversammlungen, unter freiem Himmel und stehend, zusammentraten; er war nach den Himmelsgegenden als Quadrat abgegrenzt. An seiner Ostseite, mehr als fünf Meter tiefer, dehnte sich nun nach Trockenlegung der Niederung, hinüber vom Burgberge bis zur Velia (dem nördlichen, gegen den Esquilin hin gewendeten, Ausläufer des Palatinus, S. 36), der große Markt der Stadt, das Forum: für Jahrhunderte der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens der Römer. An dem Comitium erhob sich das Rathhaus der Stadt, die hostilische Curie. Am Westabhange der Velia, am Forum und am Anfang der „heiligen Straße" stand die Regia, nämlich das Staatshaus des Königs, neben dem „gemeinsamen Heerd" der Stadt, nämlich der Rotunde des Vestatempels. Längs der beiden Langseiten des Forums zogen sich die Fleischbuden und Kramläden hin. In dem Thale dagegen zwischen dem Palatin und dem Aventin wurde der große Ring oder Circus abgesteckt für die seit Alters beliebten Kampfspiele des Wettrennens mit Pferden und Wagen, bei deren Ausbildung mehr und mehr griechischer Einfluß durchdrang. Einfach dagegen blieben noch immer die Wohnungen. Häuser von Holz oder Lehmhütten, mit spitzen Stroh- oder Schindeldächern, bildeten noch lange die Wohnsitze dieses kräftigen und genügsamen Volkes, welches zunächst für mehrere Menschenalter in die lebhaftesten inneren und äußeren Kämpfe trat.

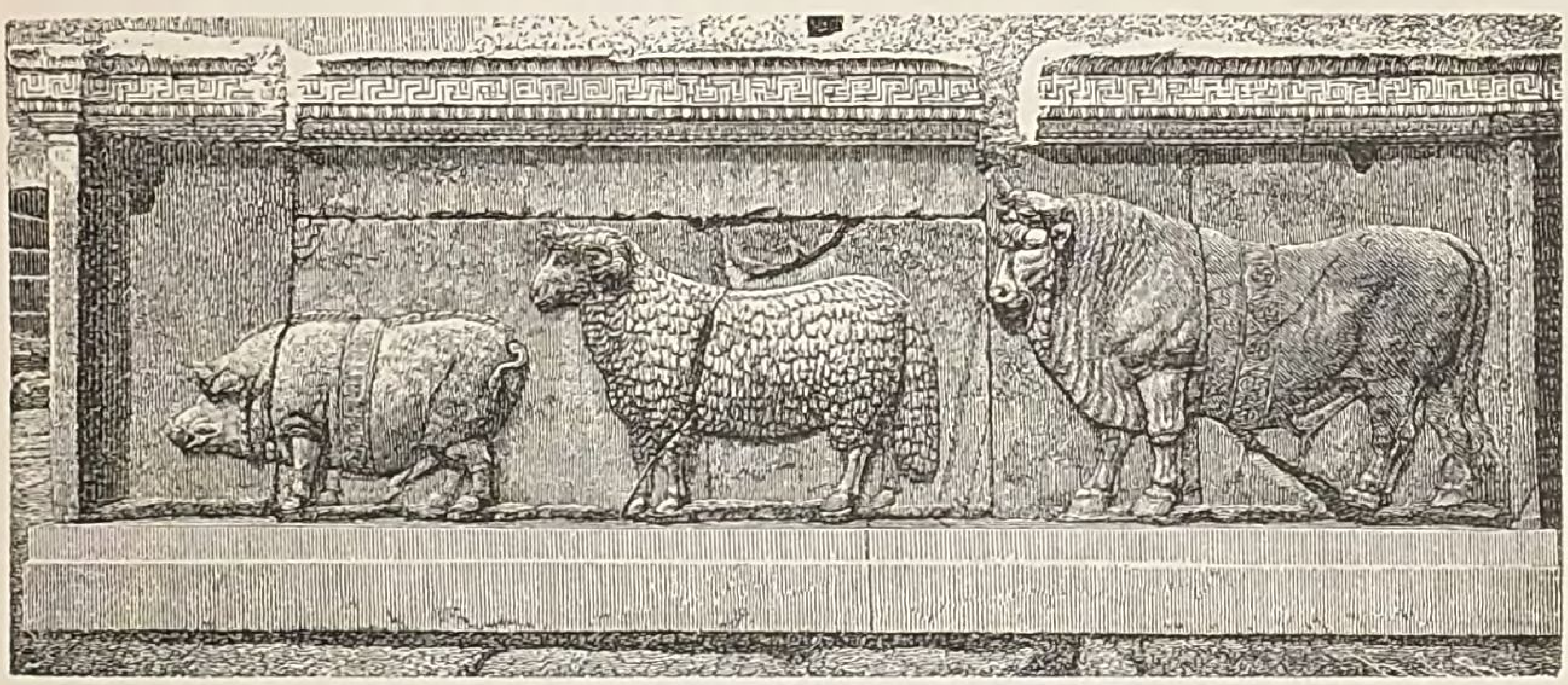
Die inneren Bewegungen knüpfen sich einerseits an die Versuche, der Volksverfassung eine neue Gestalt zu geben, andrerseits an den Sturz der Monarchie. Die Ueberlieferung schreibt dem trefflichen und hochbegabten König Servius Tullius (578—534 v. Chr.), dem angeblich vorletzten in der Reihe der römischen Alleinherrscher, den Ruhm zu, die neue „Klassen- und Centurienverfassung" in Rom eingeführt zu haben. Sie verlegt also diese Reformversuche, oder vielmehr den Versuch, die Patricier und Plebejer endlich in organischer Weise auf einer neuen politischen Grundlage zu einer staatlichen Einheit zu verbinden, in jenes Zeitalter, wo auf hellenischem Boden die Solonische Verfassung und die Reformen des

Pittakos in Athen und auf Lesbos langsam und allmählich zur Wirksamkeit kamen, wo ferner namentlich auf attischem Boden die ältere Tyrannis noch einmal in glänzender Weise zur Erscheinung gekommen ist. Ueber die Art und Weise jedoch, wie man in Rom zu dieser für die Zukunft bedeutungsvollen Neuerung gelangt ist, erfahren wir nichts sicheres. Eher lassen sich die Motive erkennen. Beide unter der Hoheit der Könige zur Zeit nur erst unorganisch kombinirten Massen des römischen Volkes, die patricischen Träger des Staates, die damals auch wohl an Zahl des Plebs mindestens noch gleich standen, und die politisch rechtlosen Plebejer, hatten Grund genug, eine Veränderung zu wünschen. Den Altbürgern mußte es erwünscht sein, die Plebejer endlich auch zu dem Heeresdienst herangezogen zu sehen, der bisher ausschließlich auf den wehrfähigen Leuten des Geschlechterstaates lastete. Die Plebejer aber, namentlich der wohlhabende und einst in den jetzt durch die Römer unterworfenen Gemeinden mächtige Theil derselben, mußten bei zunehmendem Anschwellen ihrer Zahl und steigender Assimilirung an das römische Wesen lebhaft wünschen, endlich aus ihrer lediglich abhängigen Stellung herauszukommen. Die Phasen aber, unter welchen die Servianische Reform zur Einführung gelangt ist, kennen wir nicht. Wir sehen nur, daß für die ganze Folgezeit, namentlich für die gesammte Geschichte der Republik, und später wieder des Kaiserthums bis zu den fundamentalen Neubauten der Kaiser Diocletian und Konstantin I., das militärische Element im Vordergrunde steht. Man hat nicht mit Unrecht von der weiteren Entwicklung des römischen Staates das Wort gebraucht, daß in demselben die Armee gleichsam das „Urgebirge" darstelle, an welches sich die jüngeren Schichtungen nach einander anlehnen. So scheint denn auch die servianische Reform oder die Reihe dieser Reformen, die man zusammen gewöhnlich technisch mit dem Namen der servianischen Verfassung zu bezeichnen pflegt, ihren Ausgang von den militärischen Bedürfnissen genommen zu haben. Nach dieser Seite hin lehnt sich die neue römische Wehrordnung zunächst an die neue topographische Eintheilung der verschanzten Stadt und ihres Gebietes. Zu den vier Quartieren der Stadt Rom traten eine große Anzahl (vielleicht 26) Bezirke oder „Tribus" der römischen Mark. Jeder dieser Bezirke umfaßte alle daselbst ansässigen kriegs- und steuerpflichtigen Bürger, Patricier wie Plebejer, welche letztere nun unter Abstellung früherer Lasten wie die Altbürger dem Tributum (S. 42) unterworfen wurden. Die Tribus dienten dann zu Anhaltepunkten für die regierenden Gewalten, wenn es sich um Aushebungen von Truppen, um Schatzungen und Steuerumlagen handelte. Auch die Vermuthung ist ausgesprochen worden, daß seiner Zeit die neue Tribuseintheilung mit ihren eventuellen Unterabtheilungen benutzt worden sei, um den öffentlichen Kultus der Plebejer zu organisiren. Die damit verknüpfte militärisch-politische Ordnung des römischen Volkes, die mehrfach an die Art anklingt, wie Solon die Athener neu organisirt hatte, legte nun die allgemeine Steuer- und Kriegs-



Vesta-Tempel (Rom).

dienstpflichtigkeit nicht mehr auf die Altbürger als solche, sondern auf die Glieder des römischen Gesammtvolkes je nach dem Vermögen der Einzelnen, und zwar nach antiker Art, wie in Hellas, an Grundbesitz. Und bis auf die militärisch höchst bedeutsame, in ihren politischen Folgen aber höchst bedenklich gewordene, Neugestaltung der römischen Armee, die Gajus Marius zur Zeit des Jugurthinischen Krieges eingeführt hat, galt bei den Römern der stolze Grundsatz, das Recht und die Ehre der Waffen, des Dienstes bei den Hauptwaffengattungen ihrer Armee, nur den besitzenden, und zwar wesentlich den grundbesitzenden Klassen des Volkes zu verleihen. Auf Grund des Vermögens an Grundbesitz ist nun bei jener alten Ordnung das römische Gesammtvolk in fünf Steuer- oder Censusklassen eingetheilt worden. Aus der Ueberlieferung entnehmen wir, daß die erste Schatzung, der erste Census, von einem feierlichen Sühnopfer begleitet war, bei welchem ein Schwein, ein Schaf und ein Ochse geopfert wurden. Dieses Opfer, Suovetaurilia ge-



Suovetaurilia.

nannt, sollte für alle Folgezeit beibehalten und alle fünf Jahre bei jeder neuen Schatzung wiederholt werden.

Wie hoch die Censusansätze der Klassen in der ältesten Zeit gegriffen worden sind, welches Maß an Grundbesitz die Zugehörigkeit der einzelnen Römer zu jeder der verschiedenen Klassen bestimmte, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Die traditionellen Angaben, welche diese angeblichen Ansätze in Geldsummen auszudrücken versuchen, sind anerkanntermaßen nicht die richtigen. Man hat es versucht, mit einiger Wahrscheinlichkeit die Censussumme für die erste Klasse auf 20,000, die für die übrigen auf je 15,000, — 10,000, — 5000 und 2000 sogenannte schwere Asse zu bestimmen. In Italien bediente man sich in jenen Zeiten im Verkehr mit Vorliebe des Kupfers als Tauschmittel, während daneben noch längere Zeit bei den Römern, wie vor Alters, Rinder und Schafe demselben Zwecke dienten, auch die ältesten gesetzlichen Bußen in Rindern und Schafen angesetzt waren. Das Kupfer aber wurde anfangs zugewogen und cirkulirte in Barren.

Die Tradition schreibt natürlich auch wieder dem Servius Tullius das Verdienst zu, diese Art des Verkehrs regulirt, die Herstellung einer annähernd regelmäßigen Gestalt der in Barren gegossenen Kupferstücke, und die Einführung einer offiziellen Marke auf diesen Barren veranlaßt zu haben. Wahrscheinlich ist jedoch erst zur Zeit der Decemvirn anstatt des gewogenen Barrenkupfers die mit dem Wappen der Stadt und Werthbezeichnung versehene Kupfermünze eingeführt, und damit die Werthbezeichnung nach der Zahl der neuen „Ganzstücke" oder Asse üblich geworden. Diese alten „schweren" oder „libralen" Asse sollten nominell ein Pfund Kupfer darstellen; in der Praxis sind sie jedoch nicht in dieser vollen Schwere ausgemünzt worden, vielmehr trat vom Normalgewicht ein Abzug von $\frac{1}{12}$ und noch gewöhnlicher von $\frac{1}{6}$ ein; sie wogen bei nicht unbedeutender Legirung mit Zinn und Blei effektiv ungefähr 10 römische Unzen = 273 Gr., und hatten den Werth von etwa 47 R.-Pfennigen, so daß nach heutiger Rechnung tausend schwere Asse etwa 466 Mark und sieben Pfennige darstellten. Als kurz vor Ausbruch des ersten punischen Krieges die Römer zur Silberwährung übergingen, wurden die Asse sehr bedeutend leichter ausgeprägt, als bisher. Und weil nun die in dieser Zeit erfolgende wiederholte Reduktion des Asses nur eine Veränderung der Währung und des Werthausdruckes, nicht des Werthes selbst darstellte, so sind in dieser späten Zeit (was sich dann nachmals wiederholt hat), die in Assen ausgedrückten Censussätze der Klassen erheblich erhöht worden, da natürlich beispielsweise 20,000 Asse im Triental-, nachher im Sextantarfuß ein ganz anderes, viel geringeres Vermögen darstellten, als ebensoviele schwere Asse. So daß in jener späteren Zeit beispielsweise der Census der ersten Klasse auf 110,000 Asse, der der fünften auf 11,000 bestimmt wurde.

Nach dem Vermögen nun der verschiedenen Römer richtete sich die Art, wie sie zum Kriegsdienst herangezogen worden sind. Zum Waffendienst war jeder ansässige Mann vom 18. bis zum 60. Lebensjahre verpflichtet, mit Einschluß der erwachsenen Söhne ansässiger Väter, ohne Unterschied der Geburt. Die vermögendsten und ansehnlichsten Grundbesitzer aus den Reihen der Altbürger wie der Plebejer wurden der ersten Klasse noch vorangestellt und, in 18 sogenannte „Centurien" (6 patricische und 12 plebejische) gruppirt, zum Reiterdienst bestimmt; ob jedoch schon damals, wie später für diese ein höherer Census galt, ist sehr zweifelhaft. Die Masse dagegen des römischen Fußvolkes, welches damals und noch lange nachher in ganz analoger Weise gerüstet und zur Schlacht geordnet war, wie die dorischen Hellenen, ging aus den drei ersten Klassen hervor, von denen die erste völlig in Erz gewappnet erschien, während die zweite keine Brustharnische und dabei bretterne Langschilde, die dritte keine Beinschienen hatte. Alle dagegen trugen Speer und Schwert. Die Männer der 4. und 5. Klasse, die theils nur Lanzen und Wurfspieße, theils nur Schleudern führten, kämpften gewöhnlich als Leichtbewaffnete. Alle Bürger, deren Vermögen an Grundbesitz nicht so bedeutend

war, um sie zur fünften Klasse zu ziehen, darunter namentlich die meisten Handwerker, waren in Einer Centurie vereinigt, die zum Kriegsdienst und Tributum nicht herangezogen wurde; erst in späteren Zeiten sind auch hier Abstufungen und Veränderungen eingeführt worden. Ausgenommen waren nur vier Centurien militärischer Handwerker und Musiker, die die Armee im Felde nothwendig brauchte. Weil nun aber mit Recht die schwere Last des Kampfes im offenen Felde die Aufgabe der jüngeren Mannschaften sein mußte, so war die ganze Armee in zwei Aufgebote, in die der ältern und der jüngern Krieger eingetheilt. Die Krieger vom laufenden 18. bis zum vollendeten 46. Lebensjahre bildeten das aktive Heer, die älteren hatten den Dienst in der Stadt im Nothfall zu leisten. Den Normalbestand der gesammten römischen Streitkräfte zur Zeit der Einführung dieser Einrichtungen hat man jetzt auf rund 20,000 Mann berechnet. Die gesammte Zahl aber der Schwadronen und Compagnien, der „Centurien", beziffert man mit Zurechnung der Einen letzten der sogenannten „Proletarier" auf 193, von denen auf die an Grundbesitz und damals noch auch an Zahl sehr starke erste Klasse 80, auf die zweite, dritte und vierte je 20, auf die fünfte 30 kamen.

Wir sehen später noch wiederholt, wie sehr das militärische Element auf das römische Verfassungsleben bestimmend eingewirkt hat. Social scheint die Ausschließung der meisten grundbesitzlosen Handwerker von dem Waffendienst mit dahin gewirkt zu haben, daß die gewerbliche Art der Thätigkeit in Rom niemals ein ähnliches Ansehen zu gewinnen vermochte, wie der in allen Ständen gleich hochgeschätzte Ackerbau. Daß in viel späteren Jahrhunderten die kolossale Ausbreitung des Sklavenwesens in Rom eine Blüthe der Industrie niemals hat aufkommen lassen, gehört noch nicht hierher. Wohl aber wirkte mehr und mehr in Rom Alles dahin, daß sich in diesem Staate ein starkes gewerbliches Bürgerthum echtrömischen Blutes nicht ausbilden konnte. Das stolze römische Staatsbürgerthum hat allezeit den Bauerncharakter getragen.

Nach der politischen Seite dagegen war die neue militärische Organisation, obwohl sie zunächst die Plebs erheblich belastete, für diese doch nicht ohne namhafte Vortheile. Abgesehen von der Ehre, den Waffendienst nunmehr mit den Altbürgern zu theilen, so wurde es von Werth, daß die Plebejer nun auch Offiziere in der Armee, Centurionen und Kriegstribunen werden konnten: nur daß vor der großen Umwandlung des römischen Heeres in der Marianischen Zeit in Rom kein ständiges Offizierkorps sich ausgebildet hat, sondern bei jeder neuen Aushebung die Legionen neu formirt wurden, und Niemand rechtlich Anspruch darauf hatte, deshalb wieder als Offizier zu fechten, weil er es in einem früheren Feldzuge gethan hatte. Sicher ist nun, daß die starke Heranziehung der Plebs zu den großen militärischen Staatsaktionen auch ihren sehr natürlichen Wunsch steigern mußte, der höheren Rechte der Altbürger theilhaftig zu werden. Wann und wie weit jedoch die sogenannte Servianische Heeresordnung dazu gebraucht worden ist, auch die

Grundlage einer neuen Gestalt der Nationalversammlung zu werden, steht freilich dahin. Wahrscheinlich ist von der noch immer als Hauptorgan des römischen Volkes geltenden Curienversammlung zuerst das Recht, auf Anfrage des Königs die Entscheidung des Volkes über einen projektirten Angriffskrieg abzugeben, auf die Centurienversammlung übergegangen. Wie weit aber schon in der Königszeit die Rechte der alten Bürgerschaft auch auf das neue „Stimmheer" ausgedehnt worden sind, entzieht sich jeder sichern Bestimmung. Bedeutungsvoll war es aber unter allen Umständen, daß für das römische Gesammtvolk das griechische System, die Rechte und Pflichten nach einander, die letzteren nach der Leistungsfähigkeit am Vermögen verschieden zu bemessen, nunmehr auch Eingang gefunden hatte. Für die Zukunft aber sollte es, — während zunächst die Plebs kaum erst einen Fußbreit Terrain auf dem Boden der politischen Rechte gewonnen hatte, — vorzugsweise wichtig werden, daß man in dem Census eine Unterlage durchaus rationeller Art gefunden hatte, von welcher aus der alte strenge Bann des religiös und politisch fest geschlossenen Geschlechterstaates zersetzt werden konnte.

Die weitere politische Entwickelung des römischen Staates dagegen knüpft sich nicht sogleich an den Gegensatz zwischen Patriciat und Plebs, sondern an eine tiefgreifende Revolution. Das römische Volk hatte offenbar unter den Königen der letzten Dynastie in seiner Civilisation sehr erhebliche Fortschritte gemacht. Wir fanden bereits im Laufe unserer Darstellung, wie und nach welcher Richtung hin sich dieses, doch wahrscheinlich unter fühlbarer Einwirkung des Griechenthums, am stärksten bemerkbar gemacht hat; auch in Bezug auf den Kultus. Noch aber war die Gruppe der auf italischem Boden erwachsenen Gottheiten in Rom, welches später unbedenklich fremde Stadtgottheiten und die verwandten griechischen Göttergestalten in seine Mauern aufnahm, die letzteren beziehentlich mit den entsprechenden einheimischen identificirte, wesentlich ursprünglich geblieben, und mit denselben die ungemein große Zahl der Götterfeste, wie sie (S. 21) den Kulten der Italiker eigenthümlich waren. Die bedeutendste Stelle unter den römischen Göttern nahmen Mars und Jupiter ein. Vater Mars, in der älteren Zeit der Mittelpunkt aller italischen Kulte, war eine ursprünglich chthonische Gottheit, ein Gott der Weissagung, ferner ein Gott tellurischer und animalischer Fruchtbarkeit, endlich Todesgott: letzteres die Bedeutung, aus welcher sich später der Begriff „Kriegsgott" entwickelt hat. So wird er denn mit Vorliebe gedacht als der speerschwingende, die Heerden schirmende, den Feind niederwerfende, göttliche Vorfechter der Bürgerschaft. Ihm ist der erste Monat geheiligt, speziell das damalige Neujahr (1. März), und ihm gehörte das große Kriegerfest in diesem nach ihm benannten Monat. Die Römer hatten aber auf Grund ihrer Vereinigung aus zwei alten Gemeinden noch einen zweiten Mars, nämlich den sogenannten Quirinus, der ursprünglich der Mars der Hügelrömer gewesen war; diesem hatten die Römer den 17. Februar geweiht. Noch bedeutsamer aber als Mars, die eigentliche ideale „Wiederspiegelung"

der bürgerlichen Gemeinde der Römer, ist Jupiter, der höchste Gott des Himmels, der Gott des Donners, und weiter der Verleiher des Sieges und der Herrschaft, dem als Gemahlin die Juno, die endlich auch zur Geburtsgöttin geworden ist, zur Seite steht. Dem Jupiter sind alle Vollmondstage oder Idus heilig, dazu sämmtliche auf den Weinbau bezügliche Feste. An Rang aber geht der Priester des Jupiter denen des Mars voran. An diese Gottheiten reiht sich nun neben sehr zahlreichen rein abstrakten Gestalten die Gruppe der bekannteren Figuren, wie die Mondgöttin Diana, die Gartengöttin Venus, die Minerva (die Göttin des Gedächtnisses), ferner die Tellus oder die nährende Erde, die Ceres, die Göttin des sprossenden Wachsthums, die befruchtende Heerdengöttin Pales, dann Neptun, Volcanus als Gott des Feuers und der Schmiedekunst, die Fortuna, die Vesta als Göttin des Hauses und des häuslichen Heerdes, der Handelsgott Mercurius, und um noch eine der merkwürdigsten Gestalten zu nennen, der doppelköpfige Janus, die Abstraktion der Oeffnung und Eröffnung, dem Thor und Thür und der Morgen heilig ist, und der stets vor jedem andern Gott angerufen wird. An den Dienst dieser zahlreichen Gottheiten reihen sich nun die verschiedenen öffentlichen römischen Priestercollegien. Es gab zur Darbringung der Brandopfer bestimmte „Flamines“ des Mars


Vestalinnen.

und des Jupiter, noch andere für die Herde der dreißig Curien; „Salier“ des Mars, die im März den Waffentanz zu Ehren dieses Gottes aufführten und dazu sangen. Unter den Einzelpriestern verschiedener Gottheiten und unter den zu bestimmten Diensten verpflichteten Geschlechtern oder Genossenschaften sind später bedeutsam geworden die „Arvalen“, die seit Alters im Mai für das Gedeihen der Saaten die „schaffende Göttin“ (dea dia) anriefen. Weiter die sechs Vestalinnen, die reinen Jungfrauen, welche den Dienst der Vesta zu pflegen und das Feuer des Gemeindeherdes stets lodernd zu unterhalten

hatten. Nicht zu den Priestern im eigentlichen Sinne zählten die Collegien der Augurn und Pontifices, die in Rom eine so sehr wichtige Rolle gespielt haben. Die Priesterthümer galten dem Kultus der verschiedenen Gottheiten. Aber zum Verkehr mit den Göttern, zur Befragung derselben und zur Erkundung ihres Willens bedurfte der Römer, wie überhaupt der Italiker, der Genossenschaften sachkundiger, mit dem Verkehr mit der Gottheit wohl vertrauter Männer. Solcher durch Cooptirung aus der Bürgerschaft sich ergänzender Genossenschaften gab es nun, ehe man auch auf die Haruspicin der Etrusker sich einließ, zwei. Die sechs Augurn verstanden die Sprache der Götter namentlich aus dem Fluge der Vögel zu deuten, und hatten diese Kunst wissenschaftlich ausgebildet. In ihrer Hand liegt die Leitung der Auspicien, ohne welche in Rom keine öffentliche Handlung von Wichtigkeit vorgenommen wurde. Es handelt sich dabei namentlich um die göttliche Weihe; die skrupulöse Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit bei der Wahrnehmung des gebotenen Ceremoniells, wobei Formfehler leicht die Ungiltigkeit der unter unrichtigen Auspicien vollzogenen Handlungen nach sich ziehen konnten, sollte dann auch die Götter entsprechend verpflichten. Die Augurn durften jedoch nur im Dienste und im Auftrage der römischen Magistrate die Auspicien anstellen; denn nur diese waren nach römischer Anschauung die Inhaber der Auspicien, nicht die Augurn selbst. Die sechs Pontifices dagegen, „die Kenner göttlicher und menschlicher Dinge", die das Geheimniß der Maße und Zahlen verstanden, hatten den Kalender des Staates zu führen, woran sich später die Anfänge der von ihnen geführten Stadtchronik anschlossen; sie hatten ferner dem Volke Neu- und Vollmond und die Festtage abzurufen, und dafür zu sorgen, daß jede gottesdienstliche, wie jede Gerichtshandlung am rechten Tage vor sich gehe. Da ihr Collegium über Gerichtstage und religiöse Rechtsfragen sein Gutachten abzugeben hatte, so wurde auch die Kunde des Prozesses und der Rechtssätze bei demselben traditionell. Und da sie vorzugsweise den Ueberblick über den ganzen römischen Gottesdienst hatten, so gewannen sie allmählich auch die allgemeine Oberaufsicht über denselben und über Alles, was damit zusammenhing. Das Collegium endlich der zwanzig Fetialen war mit der Ueberlieferung und Bewahrung der mit den benachbarten Gemeinden geschlossenen Verträge betraut, und hatte über angebliche Verletzungen des Vertragsrechtes zu entscheiden, und eventuell Sühneversuche anzustellen und die Kriegserklärung zu bewirken.

Ehe nun noch neben dem Göttertausch mit anderen italischen Völkern die eigentliche Uebernahme griechischer Gottheiten und deren öffentlicher Kult in Rom begann, unter denen namentlich Herakles als Hercules und die Dioskuren frühzeitig populär wurden, denen dann auch Figuren wie der hellenische Weingott und Pluton als Plutus (der Reichthumspender), Persephone als Proserpina folgten, hatte namentlich das griechische Orakelwesen in Rom lebhaften Anklang gefunden, damit zugleich die Befragung des Delphischen Apollo. Nicht minder die Uebernahme des griechischen Systems,

die Götter im Bilde und in Tempeln zu verehren, während früher die Römer nur Symbole für die Gottheiten gehabt hatten, wie den Stein für Jupiter, die heilige Lanze für Mars, das Feuer für Vesta, Altäre und geweihte Plätze für den Kultus.

Aber es gab endlich auch noch einen andern Punkt, auf welchem die Römer mit der althellenischen Entwicklung sich berührt haben, nämlich die schließliche Abstoßung der Krone. Die Verfassungsbewegung, die wir zur Zeit des achten Jahrhunderts v. Chr. in so vielen griechischen Staaten beobachtet haben, blieb auch wie den Rasenern, so den Latinern nicht fremd, und auch die Römer sind ihr schließlich gefolgt. Diese nach der gewöhnlichen Chronologie erst in jener Zeit, als in Unteritalien der blutige Gegensatz der Pythagoräer von Kroton gegen Sybaris zur Reife gedieh, als das alte Land der Hellenen die Tyrannis der Peisistratiden zusammenbrechen sah, und die Geschwader des persischen Schahinschah schon auf der Nordhälfte der Balkanhalbinsel festen Fuß faßten, und bereits in weiter Ferne, aber schon deutlich erkennbar, der Zusammenstoß zwischen Achämeniden und Athenern sich einleitete.

Die römische Ueberlieferung weiß, daß die letzte Dynastie der römischen Könige durch eine Revolution vertrieben worden ist. Sie gefällt sich darin, die Regierung von Roms letztem Könige, die des Tarquinius Superbus, zugleich in den glänzendsten wie in den düstersten Farben zu malen. Mit einem starken Aufschwunge des Staates in äußerer Macht und äußerem Glanze geht ein furchtbar tyrannisches Regiment Hand in Hand. Dieser Tarquinius, der die Krone durch greuliche Frevel errungen, entfaltet mit der strahlenden Seite der alten zugleich die harten Züge der jüngeren Tyrannis. Die Patricier wie die Plebejer, die beiderseits schwere Klage zu führen haben, vereinigen sich in gemeinsamem Hasse gegen diesen Machthaber. Ein greulicher Frevel gegen die Frauenehre, den ein Sohn des Königs verübt, wird schließlich, — wie später in Italiens Mittelalter und Renaissance wiederholt es geschehen, — der Anlaß zu der Revolution (510 oder 509 v. Chr.), an deren Spitze zwei Verwandte des Königs selbst, Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus, stehen. Aber die junge Republik kann sich nur unter schweren inneren und äußeren Gefahren behaupten. Jedenfalls war der Sturz zugleich des regierenden Hauses und der Monarchie nicht ohne harten Widerstand einer starken Partei durchgeführt worden, die noch nach der Vertreibung des letzten Königs auf eine Restauration sann, und schließlich mit Einschluß des gesammten tarquinischen Hauses, selbst den Collatinus mit inbegriffen, nur den harten Brutus ausgenommen, aus Rom weichen mußte. Aber auch äußere Gefahren bedrohten den Staat in Fülle. Wie die Ueberlieferung will, so versuchten die ausgetriebenen Tarquinier, auf dem Wege offenen Krieges die Rückkehr nach Rom sich zu erzwingen. Die Tradition setzt dann auch verschiedene schwere Kriege, die die Römer bald nach Einführung der neuen republikanischen Verfassung zu bestehen hatten, oft freilich anscheinend nur mit Unrecht, in unmittelbare Beziehung

zu den Restaurationsversuchen der Tarquinier. Erst nach langem und zum Theil verlustvollem Kampfe steht endlich die Republik gesichert da. Und mit dem Tode des letzten Königs, der, nachdem er alle seine Söhne hatte untergehen sehen müssen, im Jahre 495 in der Verbannung als Gast des glänzenden griechischen Tyrannos Aristodemos zu Kyme stirbt, hatten wenigstens die Gefahren einer Restauration ein Ende.



Saturnustempel.

Die traditionelle Geschichte Roms von der ersten Erhebung gegen die Monarchie bis zum Tode des letzten Königs ist ungemein reich, dabei höchst dramatisch belebt. Aber auch dieses Stück sogenannter Geschichte trägt noch immer einen völlig sagenhaften Charakter, bietet der Forschung die härtesten Probleme, auch wenn wir die ebenfalls aufgeworfenen Zweifel, ob die Verfassung der jungen Republik wenigstens in ihrer Spitze sogleich den Charakter getragen habe, unter dem sie uns hernach begegnet, hier nicht weiter erörtern.



Dioskuren= (Castor=) Tempel (Rom).

Steht es nun auch außer Zweifel, daß die Republik mit der vertriebenen Dynastie noch längere Kämpfe auszufechten hatte, so gilt es dafür doch als sicher, daß verschiedene der schweren Kriege, welche die Ueberlieferung in diese Zeit verlegt, jedenfalls seitens der mit Rom verfeindeten Nachbarvölker nicht im Interesse der Tarquinier unternommen waren. Von diesen Kriegen sind namentlich zwei von Bedeutung. Zuerst der eine mit dem mächtigen Rasenerhäuptling, Lars Porsena von Clusium, der (angeblich 507 v. Chr.) den Römern einen Theil ihrer Mark, namentlich wohl auf dem rechten Ufer der Tiber, entriß und ihren Staat vorübergehend seiner Unabhängigkeit beraubt zu haben scheint, bis die Rasener bei weiterem Vordringen in Latium vor Aricia (506) eine schwere Niederlage erlitten, die ihnen namentlich die Truppen des Aristodemos von Kyme beibrachten. Der zweite Krieg wird von den Latinern erhoben, welche die römische Hegemonie abschütteln und ihre Selbständigkeit energisch behaupten. Denn auch ein großer Sieg der Römer am Regiller See, den die Römer nur der Einführung der Dictatur und nach der Legende der Hülfe der Dioskuren verdankten (496), ein Kampf, in welchem zugleich alle noch überlebenden Helden dieser Uebergangsepoche fallen, — führt noch nicht zur Herstellung der alten Verbindung mit den Latinern. So ergibt sich überall, daß die Gründung der Republik, — wie wir demnächst zeigen werden, die Einführung der regierenden Aristokratie, nur mit schweren Opfern und mit erheblicher Einbuße an äußerer Macht des Staats erkauft war.

Die architektonische Ueberlieferung verlegt in die Uebergangszeit vom Sturze der römischen Monarchie bis zum Tode des letzten Tarquinius für Rom noch die Erbauung einerseits des Saturnustempels (dem chthonischen Gott der Saat geweiht, 501 v. Chr.), der — später wiederholt verschönert und restaurirt, als Schatzkammer des Staates am oberen Ende des Forums, am Capitolinischen Hügel sich erhob. Andrerseits des „Castortempels" (d. i. der Dioskuren), der nach dem Siege am Regillersee begonnen, 485 v. Chr. geweiht, und 6 n. Chr. durch den Prinzen Tiberius erneuert worden ist.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter der Ständekämpfe.

Erstes Kapitel.

Das Volkstribunat und die Decemvirn.

Der hochstrebende Sinn, der die Römer schon in jener Zeit erfüllte, ließ sie sich nicht bei der Lage beruhigen, in welche sie durch den Ausgang der Kämpfe zurückgedrängt waren, deren wir soeben gedachten. Die nächste Aufgabe war, die alte Stellung — wenigstens des „Servius Tullius" in Latium zurückzugewinnen. Es scheint, daß der höchst gefährliche Druck, den namentlich die energischen und höchst rührigen Volsker andauernd auf die Latiner ausübten, die Bemühungen der römischen Staatsmänner wesentlich unterstützt haben wird. Schon im Jahre 493 ist es den Römern gelungen, zwar nicht die Hegemonie des Tarquinius, wohl aber das alte, auf der Basis der vollen Gleichheit und Gegenseitigkeit (S. 46) formirte Bündniß mit den föderirten Latinern wieder herzustellen. Militärisch höchst werthvoll wurde es weiter (S. 46), daß es einige Jahre später auch zum Abschluß der festen Allianz der verbündeten Römer und Latiner mit den Hernikern kam. Mit dieser Zeit beginnen nun aber auch die ebenso zähen als langwierigen Fehden der Römer und ihrer Bundesgenossen mit ihren Nachbarvölkern auf der langen Bogenlinie von den Etruskerstädten Veji und Fidenä an der Tiber, und von den derben Sabinern und Aequern bis zu den quer über der ganzen Südgrenze Latiums breit gelagerten Volskern. Es sind dieses Kämpfe, die allerdings nur sehr theilweise und zeitweise den Charakter wirklicher Kriege getragen haben, öfter vielmehr als „Raufereien", größten Theils als Abwehr oder Ausführung von Raub- und Brandzügen zu betrachten sind, in einer Zeit, wo die Völker Mittelitaliens noch immer mit Vorliebe bei jeder lokalen Differenz an das Schwert zu appelliren liebten. Doch hat es, namentlich den etruskischen Städten und den Volskern gegenüber, keineswegs an wirklichen, sehr ernsthaften Kriegen gefehlt, bei denen, wie wir hernach sehen werden, endlich die Römer eine für ihre und Italiens Zukunft höchst folgenreiche Entscheidung erkämpft haben. Vorläufig aber haben alle diese Kämpfe für die Römer nur erst den Werth einer tüchtigen Kriegsschule. Ihre politische Bedeutung tritt noch lange erheblich zurück hinter

jener der inneren Entwicklungskämpfe des republikanischen Rom, die zunächst unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Die Revolution, durch welche das Haus der Tarquinier in Rom fiel, führte in ihren Folgen zu etwas dem Aehnlichen, was wir in Griechenland die Eupatridenherrschaft genannt haben. Nur mit dem großen und fruchtbringenden Unterschied, daß doch von Anfang an der römische „Demos", die Plebs, die Gemeinde, bei allen Unbequemlichkeiten ihrer Lage weit bessere Chancen zur Veränderung ihrer politischen Stellung in der Hand hatte, als das in Hellas gewöhnlich der Fall war. Aeußerlich am erkennbarsten zeichnete sich die neue römische Staatsordnung dadurch ab, daß das alte Königthum durch ein neues Amt ersetzt war. In echt römischer Weise hatte man aus Gründen der religiösen Superstition, damit die Götter nicht den gewohnten Vermittler vermissen sollten, für die Leistung der Opfer und Kulthandlungen, die bisher den Königen obgelegen hatten, das Königthum nominell in Gestalt eines Priesterthums beibehalten. Aber der seit dieser Zeit (wahrscheinlich durch den Pontifex Maximus) auf Lebenszeit ernannte „Opferkönig" hatte nur einen hohen Rang, und galt als der höchste aller Priester; dagegen sollte er der machtloseste aller Beamten im Staate sein, niemals ein bürgerliches Amt bekleiden, niemals zu einer Gemeindeversammlung sprechen dürfen. Die wirkliche Regierungsgewalt, wie sie bisher den Königen zugestanden hatte, ging auf eine neue durch Wahl zu besetzende Magistratur über, deren Träger die Erben der königlichen Stellung und Machtfülle sein sollten. Diese republikanischen Nachfolger der alten Könige werden gewöhnlich die Consuln genannt; in Wahrheit führten sie damals noch den Namen „Prätoren", — eine Bezeichnung, die erst seit der Zeit der Decemvirn nicht mehr für die Oberhäupter des Staates gebraucht wird, viel später dann auf eine neue hohe Magistratur übertragen worden ist. Aber die imposante Machtfülle, die höchste bürgerliche, militärische, Richter- und Strafgewalt, welche damals aus der Erbschaft der Häuptlinge in die Hände der neuen Präsidenten der Republik überging, wurde durch verschiedene Momente sehr erheblich geschmälert, die ihrer Natur nach fortschreitend immer schwerer in das Gewicht fallen mußten. Auf der einen Seite stellten nämlich die Römer seit Gründung ihrer Republik andauernd zwei Consuln an die Spitze ihres Staates, so daß unter Umständen die Aktion des einen durch die Einrede des andern gehemmt werden konnte. Auf der andern Seite aber wurde das höchste Amt immer nur für je Ein Jahr verliehen. Nach Ablauf des Amtsjahres trat der Consul wieder in die Reihe der Männer seines Gleichen zurück und konnte zur Verantwortung gezogen werden. Die einjährige Amtsdauer, wie sie im Alterthum das aristokratische und das demokratische eifersüchtige Mißtrauen mit Vorliebe festgehalten hat, ist später in etwas gewandelter Gestalt in einer für uns Moderne schwer begreiflichen Praxis nach vielen Seiten hin auch in den Zeiten der römischen und der byzantinischen Kaiser festgehalten worden. Sie hat sich für die römische Republik später vielfach als

sehr schädlich erwiesen, war aber mit der Auffassung dieser Republikaner so unzertrennlich verbunden, daß man niemals an eine Aenderung gedacht hat. Wie nachtheilig dieses System einjähriger höchster Aemter in späteren Jahrhunderten namentlich auf die Verwaltung der Provinzen gewirkt hat, wird seiner Zeit gezeigt werden. Was aber die Römer selbst angeht, so hat der durchaus praktische Geist dieses Volkes den allmählich fühlbar werdenden Nachtheilen des Systems des jährlichen Wechsels der höchsten Beamten auf verschiedene Weise zu begegnen verstanden. Für die eigentliche Verwaltung, die mit der reicheren Entwicklung des römischen Lebens immer mehr an Bedeutung gewann, hat das System der Bureaus, der „Schreiber", der im Dienste bleibenden Subalternen, eine große Wichtigkeit gewonnen. Für den Krieg dagegen mußte es sich sehr bald zeigen, daß nicht gerade alle Präsidenten der Republik dasselbe Talent als Heerführer besaßen. Sobald nur erst größere Feldzüge nöthig wurden; sobald anstatt kurzer sommerlicher Kämpfe in der Nähe der Stadt größere Kriege zu führen waren, half man sich wohl damit, daß man erprobten Feldherren ihr Commando durch Beschluß der dazu berechtigten Staatsgewalt verlängerte. Machte jedoch eine unerwartete große Schwierigkeit es nöthig, es nicht auf die Leistungen eines unzulänglichen Consuls ankommen zu lassen, so veranlaßte der Senat den Consul, den besten Mann des Staates zum Dictator zu ernennen, der seinerseits als seinen Gehülfen den Reiterführer oder Magister equitum sich wählte. Die Dictatur, deren Autorität alle andern Aemter untergeordnet waren, sollte nur auf je sechs Monate beschränkt sein. In der Hand des Dictators, der keinerlei Verantwortung unterlag, und gegen dessen Schritte nicht appellirt werden konnte, sammelte sich die ganze alte Gewalt des Königthums; wiederholt haben die Patricier auch im Laufe der inneren Kämpfe zur Ernennung solcher Beamten gegriffen, um den zähen Widerstand der Plebejer zu überwinden. Trugen den Consuln je zwölf Lictoren die Abzeichen der höchsten Gewalt, die Beile mit den Fasces oder Ruthenbündeln voraus, so hatte der Dictator, wie früher die Könige, 24 Lictoren. Aeußerlich war das Auftreten der Consuln weniger glänzend, als früher das der Könige. Statt des fürstlichen Purpurgewandes führte der Consul nur einen Purpursaum an seinem Obergewande; und während der Rex wahrscheinlich öffentlich im Wagen erschienen war, so gebot der Brauch auch dem Consul, wie andere Bürger innerhalb der Stadt zu Fuße zu gehen. Dagegen blieb ihnen, wie den später entstehenden patricischen Aemtern, die (S. 30) sella curulis.



Lictoren.

Nicht sowohl eine Beschränkung, als vielmehr aus der Fülle der Amtsgeschäfte hervorgegangen war es, daß die Consuln für bestimmte Dienste von sich aus Beamte zu ernennen hatten, die mit ihnen zugleich zurücktraten. Da ihnen auch die Leitung des Staatsarchivs und des Staatsschatzes zustand, so bedurften sie für diesen Zweig der Verwaltung der Gehülfen; es waren die beiden Quästoren, — wahrscheinlich dieselben Persönlichkeiten, denen die Consuln, wie früher die Häuptlinge, als Hauptgeschäft die criminelle Thätigkeit in Blutsachen übertrugen. Ebenso ernannten die Consuln zwei Commissarien zur Aburtheilung von Empörung und Hochverrath, und verwiesen andrerseits in Civilsachen die Klagen zur Erledigung an einen von ihnen auszuwählenden und zu instruirenden Privatmann. Zunächst hatten die Consuln das unbeschränkte Recht, als Straf- und Zwangsmittel sehr schwere Multen oder Geldstrafen, oft der härtesten Art, namentlich bei Widersetzlichkeit gegen Rekrutirung zu verhängen. Wo es sich jedoch um Leibes- und Lebensstrafen handelte, bildete ihre und ihrer Stellvertreter Justiz nur die erste Instanz, indem (soweit nicht kriegsrechtliche Strafen in Frage standen), nach der Gründung der Republik, nach der üblichen Chronologie durch das Valerische Gesetz, 509 v. Chr., in solchen Fällen der Verurtheilte an die höhere Instanz der Gemeindeversammlung appelliren durfte, was später, (noch vor d. J. 451,) auch auf schwere Vermögensbußen ausgedehnt worden ist. Beamte, welche der Appellation nicht ihren Verlauf ließen, sollten der öffentlichen Infamie verfallen.



Sella curulis. Reversseite eines Denars der Gens Furia.

Weitaus die stärkste Beschränkung dagegen der consularischen Gewalt entwickelte sich thatsächlich aus der veränderten Stellung des Senats heraus. Theoretisch freilich stand auch dieser große Staatsrath zu den Consuln nicht anders, als zu den Königen, dem formellen Rechte nach nicht über, sondern unter den Präsidenten der Republik, die auch auf die Ergänzung des Senats einen erheblichen Einfluß ausübten, indem sie, wie es jetzt üblich wurde, bei Gelegenheit der Schatzung, jedes vierte Jahr, die Liste des Senats zu revidiren und die eingetretenen Lücken zu ergänzen hatten. Aber, wenn der abgehende Consul, falls er bisher noch nicht im Senate gesessen, jetzt nach Ablauf seines Amts regelmäßig Mitglied desselben blieb, so waren andernfalls bei der Ergänzung des großen Rathes die Consuln wahrscheinlich weit mehr durch Herkommen und Standesmeinung gebunden, als früher die Könige. Und nun machte sich schrittweise, aber immer entschiedener, das enorme Uebergewicht geltend, welches zu allen Zeiten eine zahlreiche aristokratische Corporation, die aus lebenslänglich fungirenden, reichen, politisch vorzugsweise erfahrenen Mitgliedern besteht, über Beamte auszuüben pflegt, die einerseits ihre Standesgenossen sind, andererseits ihr verantwortliches Amt nur für ein Jahr zu bekleiden haben. Mehr und mehr repräsentirte der Senat die Einheit, den Zusammenhang und die feste Tradition der

römischen Regierung und ihrer Politik. Und alles stolze Selbstbewußtsein einzelner imposanter Gestalten unter den Präsidenten des Staates hat nicht hindern können, daß sie allmählich nur noch als ausführende Organe des Senats angesehen werden konnten. Zumal, als derselbe später auch noch andere Mittel fand, als die Einsetzung eines Dictators, um im Falle eines Conflikts mit den Consuln dieselben zur Nachgiebigkeit geradezu zu zwingen.

Wie somit der Senat seit Begründung der Republik in Rom eine ganz neue und dominirende Bedeutung gewann, so erlangte seit dieser Zeit auch die Versammlung der römischen Bürger eine ganz andere Stellung. Die Nothwendigkeit, bei dem Sturze der Tarquinier die Plebs an sich zu fesseln, führte die Geschlechter dahin, die nach der traditionellen Darstellung durch Servius Tullius (S. 54) begründeten Centuriat-Comitien jetzt bedeutsam in den Vordergrund treten zu lassen. Diese sind jetzt in der That der Ausdruck des gesammten römischen Staatsbürgerthums, in ihnen treten die stimmfähigen Männer des Populus und der Plebs zu entscheidenden Beschlüssen zusammen. Ihre Competenz erstreckte sich seit Einführung der Republik namentlich auf folgende Punkte: auf die Wahl der höchsten Beamten, nämlich der Consuln; auf die Annahme oder Ablehnung der durch die Staatsregierung eingebrachten Gesetzesvorschläge oder Rogationen; auf die Entscheidung über Angriffskriege, und endlich auf die Entscheidung in allen Criminalprozessen, in welchen jetzt der Plebejer so gut wie der Altbürger von der Instanz der Quästoren an die der Gemeinde appelliren durfte.

Die Gestalt, welche der römische Staat in Folge der Beseitigung der Monarchie gewonnen hatte, blieb jedoch nicht lange unverändert. Und zwar ging der Anstoß zu solchen Bewegungen naturgemäß von der Plebs aus, die sehr bald erkennen mußte, daß die neue Herrschaft der Geschlechter den Löwenantheil bei allen Vortheilen des öffentlichen Lebens den Altbürgern in die Hand gab. Hätten die Patricier sich zu dem Entschlusse erheben können, aus ihrer Republik mit Einem Schlage eine verständige Timokratie zu machen, nämlich kurz und gut alle ihnen social irgend näher stehenden namhaften und begüterten Familien der Plebs in den populus aufzunehmen, denselben die Epigamie, die Aufnahme zu gleichen Rechten in den Senat, und das Recht auf die öffentlichen Aemter zuzugestehen, die Masse der kleineren und mittleren plebejischen Bauern aber durch Zulassung zur Benutzung der Staatsdomänen und durch regelmäßige Landvertheilung zur Gründung neuer Bauernstellen zufrieden zu stellen, so würde von einem hundertundfünfzigjährigen Ständekampf in Rom schwerlich die Rede gewesen sein. Aber so einfach pflegen die menschlichen Dinge sich nicht zu vollziehen. Nach Seiten aller materiellen Interessen dominirte bei den römischen Altbürgern der exclusive Geist, der Eigennutz und die zähe Selbstsucht, wie dieses übrigens in solchen Fragen auch bei ihren plebejischen Stammesgenossen in ganz derselben Weise vorhanden war. Bei der Frage aber wegen der Epigamie und der hohen Staatsämter kam noch sehr bedeutend der Einfluß der religiösen Superstition hinzu.

Noch zur Zeit des Krieges mit König Pyrrhos frappirt uns die merkwürdige Erscheinung ehrwürdiger römischer Staatsmänner, die alle schwierigsten Staatsfragen mit bewundernswürdiger Kraft, Einsicht und ruhiger Klarheit lösen, und zugleich von einer bangen Sorge wegen Prodigien und Naturerscheinungen erfüllt sind, für welche die moderne Menschheit gar kein Verständniß mehr hat. Es war wirklich, — so erbitternd das auf die edelsten Plebejer einwirken mußte, — noch Jahrzehnte lang der ehrliche Glaube dieser alten Patricier, daß nur die Altbürger auf richtige Weise mit den Göttern zu verkehren, wirksame Auspicien anzustellen vermöchten, und daß durch die ehelichen Verbindungen mit Personen der Plebs das Blut der Altbürger verändert, dessen Reinheit in Frage gestellt, die Fähigkeit zur Anstellung richtiger Auspicien getrübt werden würde. Von Plebejern aber angestellte Auspicien hatten keine öffentliche Giltigkeit und blieben wirkungslos. Daher sollte eben weder von Epigamie, noch von der Zulassung der Plebejer zu solchen Aemtern die Rede sein, mit welchen Staatsauspicien verbunden waren.

Unter diesen Umständen standen Populus und Plebs nach Gründung der Republik auf römischem Boden einander gegenüber, wie zwei fremde Völker, die nur durch eine elementare Gewalt zusammengeschmiedet waren. Von Rechtsgleichheit und von innerer Einheit war noch lange keine Rede. Die Patricier, — in der Zeit nach dem Sturze der Tarquinier noch verstärkt durch die Aufnahme eines sabinischen Clans, nämlich des „Attus Clausus", des Appius Claudius, der mit seinen Landsleuten zerfallen, an der Spitze von 5000 Hörigen zu den Römern übertrat und jenseit des Anio angesiedelt wurde, bildeten allein die herrschende Klasse. Sie allein hatten das Recht auf bürgerliche Aemter und Priesterthümer, sie allein waren die Bewahrer der geistlichen Wissenschaft und Rechtstradition. Wenn wirklich, wie die Ueberlieferung will, nach dem Sturze der Monarchie eine Anzahl namhafter Plebejer als conscripti in den Senat aufgenommen worden ist, so wurden diese damit nicht Senatoren, sondern blieben Mitglieder des Ritterstandes, trugen nicht die senatorischen Abzeichen, den Purpursaum an der Toga und die rothen Schuhe, und hatten auch an den Rechten des Senats nur einen sehr untergeordneten Antheil. Was aber die Wahlen der Consuln anging, so waren dieselben noch lange nicht frei. Vielmehr entwarfen allem Anschein nach der Senat und die zur Zeit fungirenden Consuln noch lange eine bindende Vorschlagsliste, und die Abstimmenden konnten die Vorgeschlagenen höchstens ablehnen, nicht aber selbständige Candidaten aufstellen. Denn die auf einen Oppositionscandidaten fallenden Stimmen brauchte der wahlleitende Consul nicht anzunehmen, einen solchen Candidaten nicht als gewählt zu proklamiren. Behauptete nun weiter der in den Curien versammelte Populus noch das Recht, dem Gewählten erst noch durch eine lex curiata de imperio des „Imperium" zu ertheilen, so war bei Gründung der Republik in Sachen der Priestercollegien bei den Männercollegien die Selbst-

ergänzung, bei den Vestalinnen und den Einzelpriestern die Ernennung durch das Pontificalcollegium eingetreten, welches letztere damals zuerst in dem Pontifex Maximus einen Vorstand erhalten zu haben scheint.

Solche Zustände konnten der Plebs auf die Dauer durchaus nicht gefallen, je mehr sie sich dessen bewußt wurde, daß die Existenz des römischen Staates zu einem sehr großen Theile auf ihren Leistungen an Gut und Blut beruhte. Nichtsdestoweniger waren es nicht die mächtigeren und materiell besser situirten Plebejer, von denen der Gegendruck gegen diese Lage der Dinge ausging, war es nicht das Gebiet der Politik im engern Sinne, auf welchem sich die ersten Bewegungen bemerkbar machten. Es waren vielmehr die sozialen Zustände, namentlich der großen Masse der armen plebejischen Bauern und Pächter, welche die ersten mächtigen und epochemachenden Aufwallungen der Plebs gegen den Populus ins Leben riefen.

Die Lage der Plebejer hatte sich auch nach dieser Seite hin sehr nachtheilig gestaltet. Die Plebejer haben es lange sehr schwer empfunden, daß sie überall unter der strengen Justiz der patricischen Beamten standen, die nach einer juristischen Tradition, nach Rechtsgrundsätzen entschieden, welche der Plebs nicht bekannt waren. Weit drückender aber waren ihnen die Nachtheile ihrer materiellen Lage. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß auch die Altbürger, soweit es auf Grundeigenthum ankam, unter einander erhebliche Abstufungen zeigten, und ferner, daß sie in dieser Beziehung im Allgemeinen nicht eben viel reicher waren, als der besser situirte Theil der Plebejer. Dagegen war ihre Lage nach zwei andern Seiten hin überaus günstig, und viel besser, als die der Plebs sein konnte. Einerseits waren viele patricische große Grundbesitzer zugleich — im Sinne und nach dem Maßstabe jener einfachen Zeit bemessen, — namhafte Kapitalisten. In Rom hatte sich noch kein selbständiger Stand großer Kaufleute ausgebildet, der den Grundherren ebenbürtig gegenüber eine Rolle hätte spielen mögen. Der Großhandel mit den massenhaften landwirthschaftlichen Produkten befand sich von Anfang an zugleich in den Händen der großen Gutsbesitzer, die dadurch für alle Fälle landwirthschaftlicher Nothstände und Kalamitäten ihren plebejischen Landsleuten gegenüber erheblich im Vortheil waren. Auf der andern Seite zogen damals ausschließlich die Altbürger, und zwar in sehr erheblichem Grade, den Gewinn von der Ausnutzung des vorhandenen Staatsvermögens. Seit alter Zeit (S. 45) hatte der römische Staat jene Theile immer neu eroberten Landes, die man nicht verkaufte, verpachtete, oder zur Gründung neuer Bauernstellen verwandte, zu den Domänen, dem sogenannten Ager publicus, geschlagen. Erhebliche Theile dieses Domaniallands konnten mit Genehmigung der Staatsregierung von römischen Bürgern gegen einen bestimmten Jahreszins „vorläufig okkupirt“ und in passender Weise wirthschaftlich ausgenutzt werden. Solche okkupirte Domänen sollten rechtlich freilich niemals ihren Charakter als Staatseigenthum einbüßen; der Staat verzichtete niemals auf das Recht, solche Grundstücke unter Umständen wieder zurückzu-

fordern, — ein Verhältniß, welches in der römischen Geschichte zweimal von sehr bedeutender sozialpolitischer Tragweite geworden ist. Thatsächlich aber sind solche okkupirte Stücke des Ager publicus sehr bald wie freies Eigenthum behandelt, vererbt, verschenkt, verkauft, mit Schulden belastet worden. Nun aber bestand der schlimme Mißstand, daß den ganzen Vortheil von solcher Benutzung des Domaniallandes andauernd, wie zu der Zeit, als von einer Plebs noch gar keine Rede war, lediglich die Altbürger zogen. Die Plebejer hatten nur das Recht, für ihr Vieh die Gemeindeweiden zu benutzen; und selbst dieses ist ihnen nach Begründung der Adelsrepublik wahrscheinlich thatsächlich aus der Hand gewunden worden.

Abgesehen nun von der Ungerechtigkeit, die darin lag, daß nur der patricische, nicht auch der plebejische Theil dieses Soldatenvolkes in solcher Weise den materiellen Vortheil von gemeinsamer Waffenthätigkeit ziehen durfte, so knüpften sich an dieses Verhältniß sehr erhebliche Nachtheile für die Plebs. Es mag sein, daß nur die reicheren Grundherren unter den Plebejern größere Stücke des Ager publicus mit Vortheil hätten wirklich bewirthschaften können. Der Masse der Plebs lag auch praktisch zu allen Zeiten viel mehr daran, bei neuen Landerwerbungen immer neue Massen von Grundstücken „assignirt", d. h. zur Gründung neuer ausgiebiger Bauernstellen für jüngere Söhne und ärmere Bauern vertheilt zu sehen. Aber die gesammte Plebs empfand tief und bitter den schlimmen Mißstand, daß einerseits unter Connivenz der Behörden die Altbürger die Zinszahlung für die von ihnen „okkupirten" Grundstücke verfallen ließen, und daß andrerseits die „Besitzungen" der Altbürger auf Domanialländereien bei der Schatzung nicht mit in Betracht gezogen, also auch nicht mit zur Unterlage für die Steuer-Umlagen gemacht wurden. Machten also die Staatsausgaben, namentlich in Kriegszeiten, es nöthig, die Bürger zu besteuern, so wurden die Patricier lediglich für ihr „Eigenthum" an Grund und Boden in Anspruch genommen, standen sich also bei ihren ausgedehnten steuerfreien „Besitzungen" viel besser, als die Plebejer, die nur steuerpflichtiges Grundeigenthum hatten. Dazu trat endlich die weitere große Härte, daß bei der Umlage des Tributum (S. 51) die Kapitalien der Altbürger nicht belastet, dagegen den Plebejern die auf ihren Gütern lastenden Schulden nicht in Abrechnung gebracht wurden.

Und damit berühren wir endlich den dunkelsten Punkt in der damaligen Lage namentlich der ärmeren Plebejer. Die seit dem Sturze der Tarquinier längere Zeit hindurch unablässig sich wiederholenden harten Kriege mit den Nachbarvölkern trafen speciell die Plebs sehr schwer. Theilweise Verheerung oder Plünderung ihrer Besitzungen, unaufhörliche Einberufungen zum Dienst bei den Fahnen, dazu die beständige Belastung mit den Kriegssteuern drückten schwer auf die plebejischen Bauern. Die unmittelbare Last namentlich des Tributums wurde dadurch doch nur theoretisch gemildert, daß dasselbe nur als Vorschuß galt, welcher in guter Zeit vom Staate wieder (S. 42) zurückerstattet werden sollte. In derselben Zeit, wo in der griechischen Welt der Kampf zwischen

den Generalen des Schahinschah von Susa und den aufständischen Joniern tobte, und Athen bereits als das nächste Ziel persischer Angriffskriege ins Auge gefaßt war, stürzten in Rom solche Verhältnisse einen erheblichen Theil der kleineren und mittleren plebejischen Grundbesitzer, die nur über geringe Baarmittel zu verfügen hatten, in Schulden, und daraus erwuchs sehr schnell eine höchst bedenkliche Kalamität für das römische Volk. Der Zinsfuß war damals in an Zahlungsmitteln noch wenig reichen Verhältnissen enorm hoch und willkürlich bemessen; es galt der Plebs als eine große Erleichterung, als später (entweder zur Decemvirnzeit, oder — was wahrscheinlicher, — erst 357 v. Chr.) von Staatswegen das Maximum des Zinsfußes auf jährlich $8^1/_3$ oder 10 Procent fixirt worden ist. Konnte nun der Schuldner seine Schuld nicht rechtzeitig nach Jahresfrist zurückzahlen, so wurden die verfallenen Zinsen zum Kapital geschlagen, und so geschah es, daß in nur zu vielen Fällen die Schuldensummen dieser unglücklichen römischen Bauern schnell eine grauenhafte Höhe erreichten. Und nun war es für den innern Frieden des römischen Staates ein sehr böser Umstand, daß, der Natur der Verhältnisse entsprechend, die Gläubiger der plebejischen Bauern in der Regel ihre reichen patricischen Nachbarn, die adeligen Gutsbesitzer waren, die als Kapitalisten am ersten und nächsten um Darlehen angesprochen wurden. Aehnlich wie hundert Jahre früher vor Solons Seisachtheia die attischen Eupatriden ihren Bauern gegenüber, erschienen jetzt in der römischen Mark die adeligen Grundherren auf dem Wege, die politisch minder berechtigte Plebs wirthschaftlich zum großen Theile von sich abhängig zu machen. Wie in Solons Zeit in Attika, so war es aber nur natürlich, daß auch in Rom die ersten großen Angriffe des Demos auf die anscheinend so stark befestigte Stellung der Altbürger von diesem Punkte ausgingen, weil das Schuldrecht nach Art dieses Volkes, welches ohne besondere Freude an Grausamkeit, doch in allen Fragen des materiellen Interesses bis zur Erbarmungslosigkeit hart auftritt, furchtbar schroff sich gestaltet hatte. Von Rechtswegen konnte nach der Theorie dieses alten italischen Volksrechts der Gläubiger den zahlungsunfähigen Schuldner dem Diebe gleich behandeln, ihn tödten oder „über die Tiber" in das Ausland verkaufen; wenn es mehrere Gläubiger waren, konnten sie nach der wilden, offenbar auf Abschreckung trotziger, zäher, erbitterter Schuldner berechneten Ausdrucksweise dieses „Rechts" „den Schuldner zerhacken, und es sollte keinem zum Nachtheil gereichen, wenn er zu viel oder zu wenig abhaue!" Praktisch stand die Sache so, daß auf der einen Seite der Gläubiger dem überschuldeten Bauern, dessen Person und Gut ihm das schnöde Schuldrecht in die Hand gab, nominell sein Eigenthum beließ, ihn nur die Lasten des Besitzes tragen ließ, ihn aber thatsächlich zum Zeitpächter herabdrückte. Aber auf der andern Seite war es viel gewöhnlicher, daß die Schuldner, die unter der damals üblichen Form der Darlehnskontrakte, unter der Form des Nexums, Geld aufnahmen und für die Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit mit ihrer Person hafteten, es vorzogen, statt ihr Vermögen

gänzlich aufzuopfern, sich im Falle momentaner Zahlungsunfähigkeit (oder aber nach völligem Untergange ihres Vermögens) in die Schuldknechtschaft ihrer Gläubiger zu begeben: eine furchtbar harte Lage, die sie freilich an sich noch nicht zu Sklaven machte, auch ihre bürgerlichen und privaten Rechte nicht vernichtete, in der sie aber unter Umständen als Knechte ihrer Gläubiger Jahre lang dienen mochten, bis entweder es gelang, jene zu befriedigen — oder bis der Gläubiger sie wirklich als Sklaven in das Ausland verkaufte.

Solche Zustände erwiesen sich natürlich an der Tiber auf die Dauer eben so unhaltbar als am Kephissos und im attischen Oberland. Aus solchen schnöden Zuständen heraus mußte eine tiefe Abneigung der Plebs gegen das patricische Regiment erwachsen. Freilich stellten sich keineswegs sämmtliche Geschlechter der Altbürger so schroff und hart zu dem bäuerlichen Demos. Die eigenthümliche Gleichartigkeit des altrömischen Wesens bis zu der Zeit, wo das Griechenthum mehrfach zersetzend und umgestaltend auf das Römerthum einzuwirken beginnt: diese eigenthümliche Gleichartigkeit, die mehrere Jahrhunderte lang durch die gesammte Weise des Staatslebens gefördert wird und — ohne geniale Naturen zu erzeugen, oder auch nur leicht zu ertragen, ziemlich regelmäßig ein gewisses, immerhin hoch genug bemessenes Durchschnittsmaß persönlicher und politischer Tüchtigkeit zur Erscheinung bringt: diese Gleichartigkeit schließt durchaus nicht aus, daß nicht gar viele der großen adeligen Familien und Geschlechter Roms, an deren Namen die Ueberlieferung von der Geschichte dieser ältern Zeit bis herab zu der Schule jüngerer Staatsmänner in König Pyrrhos' Tagen sich rankt, in analoger Weise ihre verschieden gefärbte Auffassung von der inneren Politik des Staates zur Geltung bringen, wie seit dem Ausgang des zweiten punischen Krieges wieder verschiedene große Geschlechter die Leitung der einzelnen Zweige der neu entwickelten auswärtigen Politik des römischen Reiches zu ihrer Domäne gemacht haben. Auch in jener alten Zeit bereits gab es, von einzelnen anderen wohlmeinenden Männern abgesehen, mehrere große Geschlechter, welche ein besseres und versöhnlicheres Verhältniß zwischen Adel und Gemeinde herzustellen suchten: namentlich die Valerier (obwohl doch nicht alle historisch bekannten Valerier dieser Richtung des edlen Hauses folgen) und die Horatier. Aber einstweilen dominirte bei den Altbürgern die härteste Herrschsucht und ein schroffer Egoismus, wie derselbe freilich bis herab zu den Tagen der Ostgothen in Italien einer der unangenehmsten Züge des römischen Gesammtvolkes geblieben ist. Und neben vielen andern patricischen Familien treten in jenen alten Tagen die sabinischen Fabier, die neu aufgenommene Familie des Appius Claudius, die allerdings später mehr die Züge der stärksten Schroffheit und eine gewisse excentrische Art im Guten wie im Schlimmen, als gerade das specifisch Aristokratische oder doch Konservative zeigt; dann die Quinctier, später die meisten Manlier, diese die bewußten Träger einer wahrhaft eisernen soldatischen Disciplin, als unnachgiebige Repräsentanten des harten Altbürgerthums auf. So geschieht es, daß eine Besserung in der

sozialen Lage der Plebs und die Eröffnung neuer politischer Wege nur erst durch eine Bewegung der Gemeinde möglich wird, die bis hart an die Revolution führt.

Nach der traditionellen (freilich äußerst problematischen) Chronologie hatte der Nothstand der Plebejer schon im Jahre 495 v. Chr. eine unerträgliche Höhe erreicht. Die Entrüstung der Plebs über die geradezu unmenschliche Handhabung des Schuldrechts von Seiten eines Theiles der Altbürger war so leidenschaftlich und so tief, daß eine gewaltsame Erhebung der Massen, mindestens die entschiedenste Abneigung gegen die Führung der Waffen zu befürchten stand. Als nun die Patricier, der schroffe Consul Appius Claudius an ihrer Spitze, die Zusagen in der Schuldenfrage nicht einhielten, welche der milder gesinnte andere Consul P. Servilius unter dem Drucke auswärtiger Kriegsgefahr der Plebs ertheilt hatte, so erfolgte die erwartete Erhebung wirklich im Jahre 494 v. Chr. In diesem Jahre nämlich fügten sich bei erneuter Kriegsgefahr die Bauern der Plebs erst dem Befehle des volksbeliebten Dictators Manius Valerius, der die nöthigen Aushebungen leitete. Auch diesmal war der Sieg den Römern zu Theil geworden. Als nun aber der Dictator seine Anträge wegen Milderung der Lage der unglücklichen Schuldner an den Senat brachte und mit denselben durchfiel: da war die Geduld der Plebs für diesmal zu Ende. Sobald der mit Recht erzürnte Valerius sein Amt niedergelegt hatte und die Consuln des Jahres den Krieg fortsetzen wollten, sagte sich der plebejische Theil der Armee von ihnen und von der patricischen Stadt los und zog unter der Führung der plebejischen Offiziere nach dem sogenannten „heiligen Berge" (Mons sacer) auf der Halbinsel, welche, nur drei römische Meilen (Miglien) von Rom entfernt, durch die Vereinigung des Anio und der Tiber gebildet wird. Der Plan bei dieser sogenannten „Secession" war es, sich gänzlich von dem Populus zu trennen und hier oder auf irgend einem anderen Punkte eine neue selbständige Stadt zu gründen.

Der schwere Ernst der Lage zwang endlich die Altbürger und den Senat zur Nachgiebigkeit. Und nun kam es zu Unterhandlungen, deren Resultat für die gesammte römische Geschichte bis in die Kaiserzeit hinein fühlbar nachgewirkt hat. Die transitorischen Maßregeln, die damals zu momentaner Linderung der härtesten Schuldennoth und wegen der Ansiedlung einer Anzahl ärmerer Bauern in neuen Kolonien beschlossen wurden, wie auch die Feststellung einer allgemeinen Amnestie, sind vergessen worden über der bedeutendsten Schöpfung dieser Tage. Der neue Vertrag, der zwischen den beiden großen Gliedern des römischen Volkes vollkommen in völkerrechtlichen Formen abgeschlossen wurde, organisirte einerseits die Plebs selbstständig innerhalb des Staates und gab ihr gegenüber denen der Altbürger anerkannte eigene Beamte. Dieser Vertrag stellte an der Spitze der Plebs den Consuln zwei plebejische Tribunen (in der herkömmlichen Darstellungsweise gewöhnlich „Volkstribunen" genannt) zur Seite, die später auf fünf, seit 457 v. Chr. auf zehn vermehrt, und wie manche meinen, bei

völlig freier Wahl von den Centuriatcomitien, wahrscheinlicher jedoch von Anfang an von den Standesversammlungen der Plebs ernannt wurden. Diese Tribunen, denen plebejische Aedilen als Polizei- und Verwaltungsbeamte des Demos zur Seite standen, waren die Schiedsrichter in den Streitigkeiten der Plebejer unter einander und mit der Jurisdiction in Marktsachen betraut. Aber die Hauptsache wurde nun weiter, daß die Plebs mit Einsetzung des Tribunates ein sehr wichtiges Mittel erhielt, um sich gegen den Druck der patricischen Magistrate möglichst zu sichern. Die Tribunen, die natürlich stets selbst Plebejer sein mußten, wurden gewissermaßen die Schutzherren der Plebejer; sie erhielten nämlich das Recht und die Aufgabe, ihre einzelnen Standesgenossen gegen die schweren Härten und den Mißbrauch der consularischen Amtsgewalt zu schützen, namentlich auch auf strengste Durchführung des Rechtes der Provocation oder Appellation zu halten, überhaupt überall gegen Vergewaltigung der Plebejer einzutreten. Gegenüber der Dictatur und gegenüber dem militärischen „Imperium", nämlich dem der Consuln außerhalb der Stadt, vermochte allerdings die Macht der Tribunen nichts; sie war ihrer Natur nach gegen die Ausschreitungen der bürgerlichen ordentlichen Amtsgewalt (potestas) gerichtet, und zwar in sehr wirkungsvoller Gestalt. Denn die Tribunen hatten das Recht, jeden von einem patricischen Beamten erlassenen Befehl, durch welchen der davon betroffene Bürger sich verletzt hielt, auf dessen Anrufung durch ihren rechtzeitig und persönlich eingelegten Protest zu vernichten, und ebenso jeden von einem Beamten an die Bürgerschaft gerichteten Antrag nach Ermessen zu hemmen oder zu kassiren. Es war dieses das Recht der Intercession oder das tribunicische Veto. Um allezeit solcher Aufgabe nachfolgen zu können, sollte der Tribun während seines Amtsjahres keine Nacht außerhalb der Stadt zubringen dürfen, und mußte sein Haus für Schutzsuchende Tag und Nacht offen stehen. Um aber den Tribunen gegenüber den Altbürgern die nöthige durchschlagende Kraft und Macht zu sichern, wurde durch das Foedus im Jahre 494 verordnet, daß die Persönlichkeiten der Tribunen im Amte „sacrosanct", unangreifbar und unverletzlich sein sollten. Wer sich an ihnen vergriff, und ihren rechtmäßigen Befehlen zuwider handelte, verfiel dem Fluche der Götter und galt auch bei den Menschen als nach rechtlich erwiesenem Frevel des Todes schuldig. In Folge dessen konnten die Tribunen jeden Altbürger, der sich an ihren Rechten oder gar an ihrer Person vergriffen hatte, den Consul selbst nicht ausgenommen, zur Verantwortung ziehen, ihn im Nothfalle verhaften lassen, und dann vor ihr Gericht stellen, wo auf Tod oder Geldbuße erkannt wurde; die Berufung dagegen ging an die Standesversammlung der Plebejer.

Seit Einsetzung des Volkstribunates gegen Ende des Jahres 494, (dessen Träger nun andauernd am 10. December ihr Amt antraten,) gewinnt die römische Verfassungsgeschichte neues Leben und ein außerordentliches

Interesse für den modernen Beobachter. Vorläufig treten bis zur Zeit der großen Kriege mit Veji und mit den Kelten die inneren Kämpfe zwischen Plebs und Populus sehr bestimmt in den Vordergrund. Aber in der Geschichte derselben sind zwei Zeiträume, nämlich vor und nach der durch den Namen der Decemvirn bezeichneten gewaltigen Krisis, sehr entschieden zu unterscheiden. Das Ringen der Gemeinen mit dem Adel trägt nach der Decemvirnzeit einen ganz anderen Charakter, als während der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Bis zu der großen Wendung, die sich an das Decemvirat knüpft, stehen Plebs und Populus einander wie zwei föderirte Völker gegenüber, und es geht die Arbeit der plebejischen Führer wesentlich darauf hinaus, den Staat im Staate, den die Plebs bildet, immer mehr auszugestalten, die Trennung zwischen beiden „Ständen" schärfer zu ziehen, die Gewalt der adeligen Großbeamten über die Plebejer möglichst abzuschwächen. Zum Heil für die Zukunft der Römer wird diese gefährliche Richtung unter den Bewegungen der Decemviralepoche definitiv aufgegeben. Seit dieser Zeit ändern die Häupter der Plebs ihre politische Taktik. Sie arbeiten nunmehr darauf hin, innerhalb des römischen Gesammtstaates den Plebejern die gebührende politische und soziale Stellung zu erobern. Und wenn auch, wie bis zum Ausgang der Republik, die sozialen Fragen andauernd ihre hohe Bedeutung behaupten, wenn auch die agrarische und die Schuldenfrage wiederholt in den Vordergrund treten, so fällt doch seit dieser Zeit bis zum Beginn der großen Entscheidungskämpfe um die Hegemonie auf der Halbinsel der Apenninen das Schwergewicht auf die im engeren Sinne politischen Streitfragen.

Die Zeit seit dem Decemvirat ist denn auch die vorzugsweise interessante und politisch lehrreiche dieser inneren Kämpfe. Die erste große Phase bis zu dem Decemvirat, wo die beiden „Völker" Roms mit furchtbarer Schroffheit auf einander stoßen, ist sehr wenig erfreulicher Natur. In dieser ersten Periode fehlt es nicht an sehr widerwärtigen Scenen, von junkerhaftem Uebermuth der patricischen Jugend bis zum Meuchelmord, ja bis zu sehr bedenklichen Rückwirkungen der inneren Kämpfe auf die permanenten Kriege mit dem Auslande. Nichts desto weniger rechnete aber auch in dieser schlimmen Zeit jeder auswärtige Feind falsch, der da wähnte, der Adel oder die Gemeinde werde ihm aus Haß gegen die Gegner in der Stadt die Thore öffnen. Eher konnte man auch damals sagen, daß — im Großen angesehen — dieses innere Ringen die Römer allezeit frisch erhalten hat. Einzelne Landesverräther sind freilich auch auf römischem Boden erwachsen. Die Gesammtheit aber zeigte in Momenten auswärtiger Gefahren dem fremden Feinde stets eine unüberwindliche Mauer von Erz. Dagegen erzeugt die Zeit nach dem Decemvirat manche sehr sympathische Erscheinungen. Die Sympathien der modernen Beobachter der älteren römischen Geschichte sind, mit nur wenigen Ausnahmen, mit Recht stets den Bestrebungen der Plebejer zugewandt gewesen. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die Plebs damals

nur billige Dinge gefordert hat. Mit Recht stellt man die politische Einsicht und die maßvolle Haltung der römischen Plebejer, dieser kernhaften, soliden, ehrenfesten römischen Bauernschaft, hoch über die der Mehrzahl der griechischen Demokraten. Während in Griechenland, für seine lange gute Zeit namentlich Athen, und später Rhodos ausgenommen, die politischen Parteikämpfe eine höchst gefährliche Neigung zeigen, auf den Weg wilden Blutvergießens und wüster Revolutionen einzulenken, ist trotz aller Gluth und Leidenschaft des italischen Wesens bis auf die Tage der großen Gracchen herab in Rom die Revolution das Letzte, woran die Parteien denken. Während in Hellas mit seltenen rühmlichen Ausnahmen die Siege der Parteien nur zu häufig von massenhaften Austreibungen, ja selbst von Hinrichtungen der Besiegten begleitet sind; während nur sehr selten die durch eine Revolution je emporgehobene Partei sich entschließt, von einer gänzlichen Umgestaltung der einmal bestehenden Verfassung Abstand zu nehmen, und lediglich verständig zu reformiren: so erstrebt der Demos, die Bauerngemeinde in Rom nur den ihr — nach unserer Auffassung der Dinge — von Rechtswegen gebührenden Antheil am Regiment. Oft genug schwer verletzt, denken die Plebejer doch nicht an blutige Rache. Das Schlimmste, womit sie in den Momenten der höchsten Erbitterung drohen, wenn alle Mittel, den Gegner zu überzeugen oder gewissermaßen auszuhungern, erschöpft, oder schwere Thaten gegen sie selbst verübt sind, — ist die Secession, die freiwillige Trennung von dem patricischen Staate. Endlich aber, als sie ihr Ziel in der Hauptsache erreicht haben, zeigen sie thatsächlich, daß sie, im Guten (wie freilich auch im Schlimmen), Kernnaturen derselben Art sind, wie ihre vieljährigen Gegner. Sie beweisen nun durch die That, daß sie bei ihrem Streben das beste innere Recht zur Seite gehabt hatten. Sie führen dem öffentlichen Leben ihres Staates eine fast unerschöpfliche Fülle von frischen sittlichen, soldatischen und politischen Kräften zu, die Rom für mehrere Jahrhunderte zu dem stärksten und innerlich gesundesten Staate der alten Welt gemacht, ihm endlich die Weltherrschaft in die Hand gegeben haben.

Darum soll jedoch nicht etwa der Stab über die Altbürger gebrochen werden. So wenig geleugnet werden kann, daß in der agrarischen Frage kurzsichtige Selbstsucht bei ihnen eine sehr häßliche Rolle spielt; so widerwärtig uns das alte Schuldrecht dieses Volkes sein muß; so abstoßend die junkerliche Gewaltsamkeit jüngerer Männer dieses Standes in der älteren Periode uns anmuthet: so sind wir doch nicht berechtigt, den langjährigen und wiederholt mit großer taktischer Geschicklichkeit geführten Widerstand der Altbürger in den rein politischen Fragen lediglich auf den Hochmuth und den Eigennutz einer privilegirten Kaste zurückzuführen. So wenig wir in Griechenland bei Delphi die Existenz eines viele Jahrhunderte hindurch festgehaltenen Systems bewußten Priestertruges annehmen durften, so wenig sind wir berechtigt, die (S. 65) religiösen Momente des patricischen Widerstandes gegen die Zulassung der Plebs zum Connubium und zu den höheren

Civilämtern kurzweg auf schnöde Heuchelei zurückzuführen. Auch die Bedenken einer alten geschlossenen Bürgerschaft von langer politischer Schule, ihren Staat der Leitung neuer und noch unerprobter Elemente zu überlassen, sind nicht außer Acht zu lassen. Endlich haben auch die Plebejer selbst niemals geleugnet oder verkannt, daß ihre Gegner im Populus volle und ganze Männer, daß sie energisch ausgearbeitete Charaktere waren. In Krieg und Frieden haben die Altbürger Roms wirklich sehr Tüchtiges geleistet, so daß die Plebejer auch in den Zeiten des leidenschaftlichsten Haders sie wohl energisch zu hassen, niemals aber zu verachten, vielmehr sich an ihnen, als an stolzesten Mustern echten Römerthums, selber schrittweise zu Charakteren derselben Art zu schulen und zu bilden vermochten. Und schließlich vergessen wir doch nicht, daß in den großen Momenten der Weiterentwicklung der altrömischen Verfassung auch die Altbürger nicht vor der Gewalt, sondern vor der Macht der inneren Nothwendigkeit, der besseren Einsicht und der patriotischen Ueberzeugung ihre Fahne gesenkt und der Gemeinde die Hand zum Frieden gereicht haben. Die große Zähigkeit aber, mit welcher beide Völker und Stände des Römerthums mit einander gerungen haben, beruht sehr wesentlich darauf, daß Adel und Gemeinde ihrem Blute nach gleicher Art, daß endlich das römische Gesammtvolk der Hauptsache nach ein Volk von Landwirthen war. Auf diesem Moment beruht sehr wesentlich der konservative Zug aller dieser Kämpfe; nicht minder der aristokratische Charakter, den bis herab zu der Zeit des älteren Cato und des jüngeren Scipio Africanus, auch nach dem vollen Siege der Gemeinde, das römische Staatswesen behauptet. Eben darauf aber auch wieder die zähe Ausdauer, mit welcher beide Stände kämpfen, bis endlich überall die unerschütterliche Hartnäckigkeit der Plebs den Sieg davonträgt.

Durch die Art dieser alten Verfassungskämpfe hat nachmals die im Laufe mehrerer Menschenalter langsam erwachsene römische Staatsverfassung jene Festigkeit und jene Elasticität erlangt, welche später mehr als einen griechischen Staatsmann zu Gefühlen sehnsüchtigen Neides bestimmt haben. Eines allerdings ist diesem praktischen Volke, welches sich niemals darauf eingelassen hat, auf Grund politischer Theorien einen umfassenden Neubau seiner Verfassung zu versuchen; welches immer nur das gerade Nothwendige, dann aber mit concentrirter Kraft anfaßte, und von Compromiß zu Compromiß fortschritt, nicht erspart geblieben. Gerade die Art der römischen Verfassungskämpfe ließ doch auch keine Frage vollständig auskämpfen, ließ sehr zahlreiche, inhaltlos gewordene Formen fortbestehen und weitergeschleppt werden, ließ doch namentlich die Elemente des Dualismus in dem Staatsleben nicht vollständig überwinden, ließ endlich in der Verfassung gewisse gefährliche Factoren bestehen, die nachmals, als die politische Schöpfungskraft des Volkes im Verdorren, die Tüchtigkeit des Nationalcharakters im Schwinden begriffen war, zu böser Stunde eine unheilvolle Macht zu entfalten bestimmt waren.

Indem wir nun im Verfolg den Verlauf der Kämpfe zwischen Adel

und Bauerngemeinde zunächst bis zu der Zeit skizziren, wo die gewaltigen Kriege mit Veji und nachher der Existenzkampf mit den Kelten für längere Zeit das Interesse an den parlamentarischen Ereignissen zurücktreten ließen, wiederholen wir, daß die erste Periode dieses Ringens, die Zeit bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., eine vorzugsweise unerfreuliche Physiognomie trägt. Dieser Zeitabschnitt der römischen Geschichte, — dasselbe Zeitalter, wo die Hellenen ihren ruhmreichen Existenzkampf mit der Welt des persischen und des karthagischen Orients siegreich bestanden, wo dann die Kraft und Blüthe des herrlichen Athen in unvergänglicher Schönheit sich entfaltete, — ist uns noch immer nur unvollkommen bekannt, und nur allzusehr durch lediglich sagenhafte Züge und durch den Einfluß der Familienchroniken und der ruhmredigen Tradition der großen Adelshäuser Roms gefärbt. Was wir aber wirklich zu wissen vermeinen, zeigt durchaus kein heiteres oder erfreuliches Gesicht. Unaufhörliche, selten recht erfolgreiche Fehden mit den Nachbarvölkern, im Inneren dagegen die Phase, wo der Kampf des Populus und der Plebs den gehässigsten Charakter trägt.

Dieses Ringen nun bewegt sich namentlich in drei Richtungen. Zunächst hatte die Erwerbung des Tribunats für die Altbürger und die Großbeamten sehr lästige Folgen. Es entwickelte sich für eine Reihe von Jahren ein unablässiger kleiner Krieg zwischen den Tribunen und den patricischen Oberbeamten, der namentlich dann für den Adel recht empfindlich und für die Plebs erfolgreich wurde, wenn die Tribunen jeden einzelnen Plebejer, sobald er sich einer als widerrechtlich betrachteten Steuerzahlung oder Aushebung zum Kriegsdienst widersetzte, gegen die Folgen seiner Widersetzlichkeit schützten; wenn sie Uebergriffe der Patricier abwehrten, — namentlich aber, wenn sie, was seit 476 wiederholt geschah, parallel mit Verurtheilungen angeklagter Plebejer durch die patricischen Gerichte ihrerseits die Rechte des Vertrages für sich geltend machten und vertragswidrige Gewaltthat einzelner Altbürger durch schwere Geldbuße oder Verbannung straften. Namentlich dieser gerichtliche Krieg gibt diesem Zeitalter einen höchst unheimlichen Charakter. Dabei waren einige Momente in der Stellung der Tribunen, namentlich ihre factische Unverantwortlichkeit und ihre persönliche Unverletzlichkeit, sehr geeignet, um sie zu befähigen, aus der Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Ueberall wo sie negativ, wo sie hindernd auftreten wollten, stand jedem Einzelnen derselben kein Hinderniß im Wege; nur dann, wenn sie positive Schritte thun wollten, konnte jeder Tribun durch die Einrede seines Collegen gehindert werden, mußten sie unter einander einig handeln. Ihr Intercessionsrecht gewann praktisch sehr bald eine erhebliche Bedeutung. Konnten sie formell auch noch keineswegs gegen allgemeine Maßregeln der adeligen Regierung einschreiten, so konnten sie eben doch dem verzweifelten Mittel der Plebs, durch passiven Widerstand gegen den von Senat und Consuln geforderten Kriegsdienst die Hartnäckigkeit des Adels zu schlagen, im Detail ihre starke Hülfe leihen. Und so wirkte unter Umständen

die einfache tribunicische Erklärung, daß sie nöthigenfalls in solcher Weise eintreten würden, so gut wie ein direktes Veto der Tribunen gegen einen Beschluß der Staatsregierung. Es ist dieses der Weg geworden, auf welchem sie allmählich zu einem sehr ausgedehnten Einsagerecht gelangt sind. Ferner nahmen sich die Tribunen wahrscheinlich schon ziemlich frühzeitig das Recht, den Verhandlungen des Senats beizuwohnen. Es wurde dieses sehr nützlich und nothwendig, bald auch allgemein als zweckmäßig anerkannt, weil sie wiederholt im Interesse der Bauerngemeinde bei dem Senat Anträge verschiedenster Art einzubringen hatten. Die Masse der Altbürger hätte natürlich der Plebs das unbequeme Tribunat gern wieder abgerungen. Gehässigkeiten von beiden Seiten häuften sich, brutale Störungen der Standesversammlungen der Plebs durch die jüngeren Patricier blieben nicht aus. Die bekannte, in ihrer geläufigen Gestalt historisch nicht zu verwerthende, Sage von Coriolanus, und die Ermordung des gegen den Adel besonders gehässigen Tribunen Gnäus Genucius (diese i. J. 473 v. Chr.) fallen auf dieses trübselige Gebiet altrömischer Parteiwuth.

Weiter aber hatten die Bewegungen des Jahres 494 in den großen sozialen Fragen zu gar keiner Entscheidung geführt. Die argen principiellen Mißstände in der Art der Besteuerung, in dem Schuldenwesen, und das patricische Vorrecht in Benutzung des Ager publicus waren unangetastet geblieben. Da war es ein Altbürger, der treffliche Spurius Cassius Viscellinus, welcher, — im J. 486 zum dritten Male Consul, und ausgezeichnet durch das Verdienst, daß er damals die Allianz mit den Hernikern (S. 60), wie schon 493 die mit den Latinern (S. 60) zu Stande brachte, — es wagte, über den Egoismus seiner Standesgenossen erhaben, in der agrarischen Frage einen großen versöhnlichen Schritt zu thun. Er beantragte die Vermessung des Ager publicus, um einerseits sehr umfassende Assignationen zu Gunsten der ärmeren Plebejer zu ermöglichen, andrerseits entweder das übrige verpachten zu lassen, oder doch die Rente von den okkupirenden Altbürgern strenger als bisher einzuziehen. Wie es scheint, setzte er sein Gesetz wirklich durch. Aber es ist niemals zur Ausführung gekommen. Denn die wüthende Rachgier seiner Standesgenossen bewirkte, daß der edle Consular im folgenden Jahre nach Ablauf seiner Amtszeit (ungewiß ob von den Curien oder den Centurien) zum Tode verurtheilt wurde; damals zuerst wurde gegen einen Mann hohen und volksfreundlichen Sinnes das schnöde Wort geschleudert, er habe nach der Krone getrachtet. Nun aber wurde es für die Tribunen ein Motiv immer erneuter Agitationen gegen die folgenden Consuln, die Ausführung der lex Cassia zu fordern, bis endlich seit 466 unter dem Drucke gefährlicher Kriege mit Aequern und Volskern dieser Streitpunkt zurücktritt.

Wichtige Fortschritte dagegen machte die römische Verfassungsbewegung auf einem andern Wege. Seit Einführung des Tribunats nämlich gewannen allmählich die Standesversammlungen der Plebejer eine ganz andere Be-

deutung als zuvor. Die sonst nur vereinzelt und ungeordnet, namentlich an Markttagen stattfindenden Zusammenkünfte der plebejischen Bauerngemeinde wurden jetzt zweckmäßig organisirt. Mit Ausschluß der Patricier und ihrer Clienten, welche letztere jetzt mit den Plebejern in den Centurien stimmten und dadurch die Macht der Altbürger in diesen Comitien vorläufig wesentlich verstärkten, traten jetzt die Plebejer unter dem Vorsitz ihrer Tribunen in Versammlungen zusammen, die — weil sie nach den lokalen Tribus geordnet waren, (deren Zahl seit einer neuen Organisation v. J. 495 nur noch 21 betrug,) Tributcomitien genannt wurden. Und diese Comitien konnten nun die Tribunen benutzen, um die Plebejer im Sinne der von den intelligentesten und thatkräftigsten dieser Männer allmählich festgestellten Politik zu bearbeiten. Es galt in erster Reihe, innerhalb der Plebs nicht nur die wahrscheinlich doch auch vielfach im Einzelnen vorkommenden Verschiedenheiten der Meinungen und der Interessen auszugleichen, sondern in noch höherem Grade bei der Masse dieser Bauern, dieser größeren, mittleren und kleineren Gutsbesitzer verschiedenster Art, ein bestimmtes und geschlossenes Standesgefühl zu erwecken, die Plebejer ihrer Interessen lebendig bewußt zu machen. Nur so konnte es allmählich möglich werden, daß die Plebs ihre wirkliche Kraft und Bedeutung im Staate ernsthaft zur Geltung brachte. Denn zunächst standen den Altbürgern alle Vortheile zur Seite, welche die Geschlossenheit ihres Standes, die klare Erkenntniß ihrer Interessen, eine uralte Tradition und politische Routine, und gegenwärtig ihre wohlbefestigte politische, religiöse und soziale Machtstellung ihnen gegenüber den Plebejern gewährte, unter denen sehr Viele damals nicht nur wirthschaftlich von ihren adeligen Nachbarn abhängig, sondern auch mit denselben durch zahlreiche Bande der Gewohnheit, der Pietät, auch wohl alter nachbarlicher Freundschaft verbunden waren. In noch höherem Grade waren vorläufig die Zerstreuung der Bauernschaft über ein ziemlich langgestrecktes Gebiet und der Mangel an aller politischen Schulung für die Kraftentwickelung der Plebejer nachtheilige Umstände. Diesen Nachtheilen suchte nun die Thätigkeit der regsameren unter den Tribunen durch solche innere Arbeit schrittweise zu begegnen. So treten denn allmählich eine Reihe plebejischer Politiker in den Vordergrund, an deren Namen sich später wichtige Phasen der römischen Verfassungsentwickelung knüpfen. Abgesehen von einzelnen namhaften Männern, die wir kennen lernen, sind Familien, wie die Icilier, die Verginier, später auch die Duilier hier sehr bedeutsam hervorgetreten. Schon 492 hatte ein Icilius es durchgesetzt, daß jeder in schwere Strafe fallen sollte, der es wagen würde, bei den Standesversammlungen der Plebs den Tribunen störend ins Wort zu fallen, wenn sie den Plebejern ihre Criminalsentenzen zur Genehmigung vorlegten. So wurden die Tribunen in der That das treibende Element in der römischen Verfassungsentwickelung. Ihre Stellung war im Princip in der That eine geradezu schrankenlose, die unter Umständen für den Staat wirklich gefährlich werden konnte. Indessen, Dank dem praktischen Verstande und dem festen Rechts- und Staatssinne der

Römer der älteren Jahrhunderte und Dank der soliden Tüchtigkeit des Volkscharakters hat sich die gefährliche Seite ihrer allmählich hoch entwickelten Macht erst in sehr späten revolutionären Zeiten fühlbar gemacht. Für die Zeit der Ständekämpfe wirkte namentlich dieses Institut dahin, die Bestrebungen der Plebs auf legalen, auf so zu sagen parlamentarischen Bahnen zu halten und die Gefahr einer Revolution, eines gewaltsamen Durchbruches der römischen Staatsentwickelung abzuhalten. Nachmals hat das Tribunat vor Allem eine interessante legislative Thätigkeit ins Leben gerufen. Für die Fortentwickelung der inneren Verhältnisse Roms wurde die Arbeit der Tribunen nun dadurch praktisch so bedeutsam, weil dieselben unaufhörlich die „Initiative“ in der Gesetzgebung ergriffen, die sie sich sofort angeeignet hatten. Es kam ihnen vor Allem darauf an, für die Tributcomitien und deren Beschlüsse, die zunächst nur erst „legislative Monologe“ ohne wirksame Folgen waren, eine anerkannte staatsrechtliche Stellung zu gewinnen. Denn die Centuriatcomitien hatten für die Plebs in jener Zeit immer nur einen sehr mäßigen Werth. Wohl brachte es die natürliche Entwickelung der Dinge allmählich dahin, daß die Zahl der stimmfähigen plebejischen Männer weit bedeutender wurde, als jene der Altbürger. Als abgeschlossene Kaste unterlagen auch die Patricier jetzt jenem oft beobachteten, geheimnißvollen Naturgesetz des Aussterbens und des Verdorrens ihrer Familien, und die schweren Epidemien, die gegen Mitte (besonders 472, 466, 463 und 453 v. Chr.) und während der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts auch Rom wiederholt heimgesucht haben, sind speciell für nicht wenige der altrömischen Geschlechter sehr verderblich geworden. Nichts desto weniger war die Gruppirung des Gesammtvolkes als „Stimmheer“ in den Centurien nach dem Abbilde der Armee in der „Servianischen Ordnung“ (S. 54) derart, daß die Patricier sehr leicht das Uebergewicht über die Plebejer behaupten konnten, (noch leichter freilich die reichere Bevölkerung ohne Standesunterschied über die ärmere), wenn wir uns erinnern, daß allein die erste Censusklasse über 80 Centurien verfügte, während die Masse der Männer von geringstem Grundbesitz in Einer Centurie vereinigt war, und der bäuerliche Mittelstand der 2., 3., 4. und 5. Censusklasse zusammen in 90 Centurien sich untergebracht fand. Mochten immerhin (was allerdings sehr zweifelhaft oder vielmehr höchst unwahrscheinlich ist,) früher oder später auch die Patricier das ihnen theoretisch vielleicht nicht abzusprechende Stimmrecht in den Tributcomitien wahrnehmen, die ebenfalls in der Art ihre Entscheidungen fällten, daß nicht die Mehrheit der Köpfe, sondern die der Tribus gezählt wurde, so konnten doch die Bauern in den Tributcomitien mit deren freier Debatte leicht ihr natürliches Uebergewicht behaupten.

Es dauerte jedoch längere Zeit, bis die Tribunen für ihre Comitien die nothwendige staatsrechtliche Anerkennung erlangten. Wohl war es 482 erreicht worden, daß bei den Consulwahlen die Gemeinde wenigstens für Einen Consul nicht mehr lediglich an die Vorwahl des Senats gebunden sein sollte. Aber erst als, in Folge der Aufregung, welche 473 v. Chr. die (S. 76) Er-

mordung des Tribunen Genucius hervorgerufen, ein sehr energischer und zugleich sehr intelligenter Plebejer, Volero Publilius, die politische Führung der Gemeinde erlangt hatte, vollzog sich ein hochbedeutsamer neuer Entwicklungsschritt. Diesem tüchtigen Tribunen gelang es nämlich, im J. 471 v. Chr. die Annahme eines Gesetzes zu erzielen, welches einerseits (falls das bisher eben noch nicht üblich gewesen sein sollte) die Wahl der Tribunen und der Aedilen durch die Tributcomitien feststellte, andrerseits aber, und das war die Hauptsache, diesen Tributcomitien eine staatsrechtliche Stellung verschaffte, dieselben zu einem organischen Institut der römischen Republik machte, der großen Nationalversammlung der Centurien die der Tribus als ein Hauptorgan des Staates zur Seite stellte. Damit war denn zuerst das Recht der Plebs, in ihren Sonderversammlungen über allgemeine Staatsangelegenheiten zu berathen und zu beschließen, förmlich anerkannt; die Plebejer hatten jetzt die Möglichkeit der „legislativen Initiative" gewonnen. Ihre Beschlüsse, die Plebiscite, gingen jetzt durch die Tribunen in Gestalt einer Petition an den Senat, der nunmehr mit jenen darüber verhandeln mußte, sie nicht mehr ohne Weiteres ignoriren oder kurzweg ablehnen konnte. Gelang es, die Zustimmung des Senats zu gewinnen, so wurden die Rogationen (so nach der Ansicht jener, die nicht nach der Auffassung einer neuen glänzenden Autorität in diesen Dingen schon seit Beginn der Republik die Curien durch Aufnahme der Plebs völlig verändert werden lassen) zur Genehmigung den Curien mitgetheilt, um auf diesem Wege endlich Gesetze zu werden.

Nach der trümmerhaften Ueberlieferung ruhte seit dieser Zeit der große innere Kampf längere Zeit unter dem Drucke, den schwere Kriege mit den Aequern und Volskern, wie auch grausame Pestseuchen auf das römische Volk ausübten. Endlich kam es wieder zu einem neuen und entscheidenden Kampfe, der dann, wie wir schon oben bemerkt haben, in höchst folgenreicher Weise zu einer vollständigen Wendung in der politischen Taktik der plebejischen Führer den Anlaß gegeben hat.

Im Jahre 462 v. Chr. stellte nämlich der Volkstribun Gajus Terentilius Harsa den Antrag, den im folgenden Jahre das gesammte Collegium der (jetzt fünf) Tribunen aufnahm und mit großer Energie verfocht: es sollte zur Beschränkung der maßlosen, unbegrenzten, willkürlichen Strafgewalt der Consuln gegenüber der Plebs, die man theils durch die Schuld der allgemeinen Verhältnisse, theils durch die Schuld der patricischen Beamten, die eben nur auf dem ungeschriebenen Gewohnheitsrechte fußten, damals immer schwerer empfand, durch die Wahl der Gemeinde eine Commission von fünf plebejischen Männern bestellt werden, mit der Aufgabe, „Gesetze zur Regelung und Beschränkung der consularischen Amts- und Strafgewalt abzufassen; so viel Recht und Gewalt die Plebs dem Consul über sich einräumen werde, so viel solle er ausüben dürfen, nicht aber seine Laune und Willkür zum Gesetz machen". Es zielte also diese Rogation ganz ent-

schieden darauf ab, die selbständige Stellung und Organisation der Plebs innerhalb des Staates zu vollenden, die Macht der patricischen Beamten über die Gemeinde gerade auf dem vorzugsweise wichtigen Gebiete der Rechtspflege nach Möglichkeit zu beschränken. Die Altbürger traten nun der Durchführung dieses Planes ebenso zäh als heftig entgegen und leisteten den nachhaltigsten Widerstand. Der schroffere Theil unter ihnen wollte auf keine Weise in die mit Annahme des tribunicischen Antrags unter allen Umständen verbundene Beschränkung der consularischen Machtvollkommenheit, die allerdings staatsrechtlich nur durch die Centurien unter Zustimmung der Curien angeordnet werden konnte, einwilligen. Aber auch die milderen und die tiefer blickenden adeligen Staatsmänner sahen nur mit schweren Bedenken die Plebs auf diesen Weg einlenken; ihnen am wenigsten entgingen die Gefahren, die darin lagen, wenn die Plebs nun auch noch ein selbständiges Recht gewann, und der Dualismus im römischen Staate und Volke immer systematischer sich ausbildete. Die Lage war der nicht unähnlich wo in modernen monarchischen Staaten mit gemischter Einwohnerschaft ein Element immer bestimmter dahin bohrt, den Staat in zwei nur durch Personalunion zusammengehaltene Gemeinwesen aufzulösen.

So gab es denn mehrere Jahre lang überaus hartnäckige Streitigkeiten. Die Altbürger versuchten zunächst durch alle möglichen Mittel, auch die der gewaltsamen Störung, die Annahme des tribunicischen Vorschlags in den Tributcomitien zu verhindern. Es kam zu dem gehässigsten gegenseitigen Rechtskriege (S. 75). Die Gereiztheit war so groß, daß im grimmigsten Mißtrauen die Plebs im Jahre 460 sogar einen Moment zögerte, sich mit dem Adel zur Vernichtung des Sabiners Appius Herdonius zu verbinden, der mit seinen Schaaren und einem Haufen römischer Verbannter das Capitol überrumpelt hatte. In der Weise dieser und späterer Kämpfe wählte die Gemeinde von Jahr zu Jahr dem Senat zum Trotz immer wieder dieselben Männer zu Tribunen, während Senat und Altbürger mit gleicher Energie die Annahme der Rogation ablehnten. Nun versuchte der Senat, die Plebs durch andere Zugeständnisse zu beschwichtigen. Im Jahre 457 gab er zu, daß die Zahl der Tribunen auf zehn erhöht wurde; freilich ein für die Plebs nicht völlig unbedenklicher Gewinn, weil unter einer solchen größeren Zahl sich immer einer oder der andere Mann finden lassen mochte, den der Einfluß der Patricier zur Intercession gegen diesen unbequeme Pläne seiner Collegen zu bestimmen vermochte, — ein constitutionelles Mittel, dessen sich Adel und Senat später sehr häufig bedient haben. Ebenso ging der Senat 456 auf einen Antrag des L. Icilius ein und überließ den zum Theil noch unbebauten Aventin, der als Ager publicus okkupirt worden war, den Plebejern, die hier nun große Massen von Bauplätzen erblichen Besitzes erhielten. In einem der folgenden Jahre führten die Consuln A. Aternius und Sp. Tarpejus das Gesetz durch, daß das bisher unbeschränkte Recht der Consuln, Vermögensbußen zu verfügen, wesentlich eingeengt werden sollte. Außer mit Gestattung der

Appellation sollten die Beamten denselben Mann nicht mehr an demselben Tage um den Betrag von mehr als zwei Schafen und um mehr als dreißig Rinder strafen dürfen.

Trotzdem war die Ausdauer der Gemeinde nicht zu erschüttern. Da endlich gaben die Altbürger nach. Nun aber ist es ihnen gelungen, ein Compromiß herzustellen, durch welches allerdings eine sehr entschiedene Beschränkung der consularischen Strafgewalt thatsächlich zugestanden, andrerseits aber das politisch gefährliche Moment der ursprünglichen tribunicischen Rogation beseitigt wurde. Man ist nämlich während der Jahre 454 bis 452 Seitens des Senates mit den Volkstribunen dahin übereingekommen, daß eine den beiden Ständen des römischen Volkes gemeinsame Civil- und Criminalgesetzgebung verfaßt, die Aufgabe aber, das neue Landrecht zu codificiren, einer Kommission von zehn Männern, welche die Centurien zu wählen hätten, übertragen werden sollte. Zu diesem Zwecke traf man sofort alle nöthigen Vorbereitungen; unter Anderem wurde auch seit 454 nach Athen und nach den Städten der Italioten eine Gesandtschaft abgeordnet, um daselbst Studien über die berühmtesten Gesetzgebungen der Griechen anzustellen. Endlich war man so weit, daß i. J. 452 v. Chr. für das nächste Jahr die Kommission jener zehn Männer, die sogenannten Decemvirn, gewählt werden konnten; der Adel hatte es durchgesetzt, daß hierzu nur Patricier ernannt wurden. Weil es sich bei der bevorstehenden Arbeit aber um eine vollständige Neugestaltung der alten Ordnungen handelte, so wurden für das Jahr 451 — wie das auch sonst im Alterthum in analogen Fällen geschehen ist — alle sonst üblichen Magistraturen, namentlich das Consulat und das Tribunat, suspendirt (vielleicht in der Hoffnung, das Tribunat für die Zukunft entbehrlich zu machen), und — allerdings unter ausdrücklichem Vorbehalt der beschworenen Rechte und Freiheiten der Gemeinde, dem Collegium der Decemvirn zugleich die volle Regierungsgewalt, und zwar mit unbeschränkter Vollmacht, und ohne Provocation an das Volk, übergeben.

Die Geschäftsführung der Decemvirn während des Jahres 451 wird nun sehr gerühmt. Nicht minder ihre gesetzgeberische Thätigkeit, vermöge deren gegen Ende ihres Amtsjahres (sie hatten ihre Stellung am 15. Mai 451 angetreten) die große Arbeit der Hauptsache nach vollendet war, — derart daß zunächst ein Codex von zehn Tafeln veröffentlicht werden konnte, der dann nach vorgängiger Billigung des Senats von den Centurien angenommen, von den Curien bestätigt, und in Gestalt von zehn kupfernen Tafeln auf dem Forum an der Rednerbühne vor dem Rathhaus angeschlagen wurde. Nach der traditionellen Angabe hatten aber die Decemvirn des Jahres 451 ihre Arbeit noch nicht vollständig erledigen können. Es wurden daher zum Zwecke der Vollendung und Ergänzung des neuen Landrechts für das Jahr 450 neue Zehnmänner ernannt, unter denen sich diesmal auch mehrere Plebejer befanden: letztere die ersten nichtadeligen Beamten, welche das römische

Gesammtvolk bis dahin gehabt hat. Es ist nun von neueren Forschern die Vermuthung aufgestellt worden, daß es damals die Absicht gewesen sei, das ganze System der höheren Beamtung in Rom von Grund aus neuzugestalten; daß man seitens der Altbürger beabsichtigt habe, das lästige und gefährliche Tribunat gänzlich zu beseitigen, und die Plebs auf dem Wege der Ersetzung des übermächtigen Consulats durch Einführung einer auch ihr zugänglichen, minder gewaltigen Magistratur zu beschwichtigen. Dann würden die sogenannten zweiten, aus Altbürgern und Plebejern gemischten Decemvirn ein ständiges Collegium von Regierungsräthen gewesen sein, die alljährlich durch die Wahl von Seiten der Gesammtheit hätten ergänzt werden sollen.

Wie nun auch immer die Absichten der damaligen römischen Politiker gewesen sein mögen: jede Aussicht auf das Gelingen solcher oder anderer staatsrechtlicher Combinationen ist nach der Ueberlieferung dadurch vereitelt worden, daß nach Vollendung der Gesetzgebung, die mit zwölf Tafeln ihren Abschluß erhielt, das Decemvirat unter der bestimmenden Leitung des energischen und brutal-herrischen Appius Claudius sehr schnell den Charakter einer unerträglichen Gewaltherrschaft annahm. Die Unzufriedenheit stieg, zunächst bei den Altbürgern, auf den höchsten Grad, als Appius Claudius und seine Genossen widerrechtlich den Versuch machten, auch über den 15. Mai 449 hinaus ihre Gewalt zu behaupten, und demnächst gegen die Sabiner und Aequer den Krieg eröffneten. Nach der Tradition aber war es endlich der Frevelmuth, mit welchem Appius Claudius mit Hülfe schnöden Rechtsbruches sich in den Besitz der schönen Tochter des mächtigen Plebejers L. Verginius, der Braut des gefeierten Alt-Tribunen L. Icilius, setzen wollte, dann der Tod der Jungfrau durch die Hand des eigenen Vaters, und weiter der Ruf zur Rache und zur Freiheit, den Verginius im Lager, Icilius in Rom selbst erhoben, was eine gewaltige Bewegung gegen das Decemvirat herbeiführte. Die plebejischen Legionen erschienen zürnend in der Stadt und besetzten den festen Aventinus. In Rom selbst hatte Icilius, jetzt mit den volksfreundlichen Patriciern L. Valerius Potitus und M. Horatius Barbatus im Einverständniß, bereits den Widerstand organisirt. Da jedoch die Decemvirn mit Hülfe eines Theiles der Altbürger die Abdankung verweigern, so ziehen die Plebejer, auf des M. Duilius Rath, in Masse wieder nach dem heiligen Berge am Anio, und erzielen durch diese neue Secession einerseits den Rücktritt der Decemvirn, andrerseits durch die Vermittelung der bei ihnen hochpopulären Patricier Valerius und Horatius in Unterhandlungen mit dem Senat (im Sommer 449) eine Reihe vortheilhafter Bedingungen für die künftige Stellung der Plebs in dem römischen Staate, der nun wieder zu der althergebrachten Ordnung seiner Verfassung zurückkehrte.

Ergebniß der gewaltigen Krisis war zunächst, daß alle an das Decemvirat etwa geknüpften Pläne einfach zu Boden fielen. Die alten Aemter traten wieder in Wirksamkeit, die Consuln, die seit dieser Zeit erst diesen Namen wirklich erhielten, und von nun an durch freie Wahl der Bürger-

schaft gewählt werden konnten, so daß jetzt zuerst Valerius und Horatius dieses Amt erlangten, und die Tribunen der Plebs. Aus der Arbeit der Decemvirn übernahm man nur das neue Landrecht, oder vielmehr die Codificirung und systematische Durcharbeitung der allgemein gültigen Rechtsanschauungen. Es war damit endlich gelungen, den bunten und verwickelten Zuständen der bisher bestandenen Rechtsverhältnisse ein Ende zu machen. Mit dem Codex seiner zwölf Tafeln besaß jetzt das gesammte römische Volk ein gemeinsames Ehe-, Eigenthums-, Prozeß- und Strafrecht. Es war endlich für die beiden großen Theile der Nation auf einem Gebiet von der größten Bedeutung eine feste und wirksame Gemeinsamkeit hergestellt worden. Allem Anschein nach war es auch versucht worden, nach manchen Richtungen hin allzu schroffe Härten zu mildern. Trotzdem blieb allerdings das Schuldrecht noch immer wahrhaft furchtbar, und die gesetzliche Feststellung des Verbots von Ehen mit rechtsgiltigen Folgen zwischen Altbürgern und Plebejern hielt noch immer mit ebenso erklärlicher wie bedauerlicher Zähigkeit eines der schlimmsten Momente der Trennung zwischen beiden Ständen fest. Dagegen suchte nun aber das neue Landrecht mit Erfolg jener abscheulichen, schlimmen Praxis der bisherigen Parteikämpfe zu begegnen, derzufolge seit vielen Jahren, wie wir gezeigt haben, wiederholt im Laufe der Parteifehden in politischen Kapitalprozessen Patricier vor die Tribut-, Plebejer vor die Curiatcomitien zu sicherer Verurtheilung gestellt worden waren. Von jetzt ab sollten wenigstens in Bezug auf die Kapitalgerichtsbarkeit die Centurien das ausschließlich berechtigte Organ des Nationalwillens sein.

Allem Anschein und aller Vermuthung nach ist die Epoche der Decemvirn auch die Zeit gewesen (S. 52), wo die Römer dazu geschritten sind, ihre Kupferbarren, ihre metallenen Tauschmittel, nunmehr als durch den Guß hergestellte Kupferstücke auszumünzen. Das oder der römische schwere As hatte ein sehr hohes Relief; die Darstellungen blieben stets dieselben; der Styl ist durchaus roh, doch markig; der Werth des Voll- oder Ganzstückes und der kleineren Stücke, wie dieselben bis dicht vor dem ersten punischen Kriege nunmehr in Rom in Umlauf waren, wurden durch den Kopf einer Gottheit bezeichnet. Das Ganzstück (47 Pf.) hat den Janus, der Semis (23 Pf.) den Jupiter, der Triens (16 Pf.) die Pallas, der Quadrans (12 Pf.) den Hercules, der Sextans (8 Pf.) den Mercur, und die Uncia (4 Pf.) die Roma. Die Rückseite zeigt bei allen gleichmäßig das Vordertheil eines Schiffes.

Die Hinüberleitung der römischen Zustände in gut geordnete Verhältnisse vollzog sich unter der Führung der Consuln Horatius und Valerius, und Seitens der Plebs namentlich unter der des ebenso besonnenen als energischen Tribunen M. Duilius. Damals sind eine Reihe von Gesetzen festgestellt worden, die seitdem gleichsam als die Magna charta der Plebs gelten konnten. Auf Antrag der Consuln wurde von den Centurien das

Recht der Appellation in der feierlichsten und bindendsten Form festgestellt, so daß fortan — bei Strafe des Todes, — kein Magistrat wieder ernannt werden sollte, (jetzt auch den Dictator nicht mehr ausgenommen,) von dessen Urtheilen nicht an das Volk appellirt werden konnte. Im Uebrigen behielt der Dictator seine bisherige Gewalt; namentlich konnten die Tribunen dessen Amtshandlungen nicht, wie die der Consuln kassiren. Die Unverletzlichkeit der Volkstribunen wurde durch die schwersten Strafandrohungen, durch ein unter die Bürgschaft und den besondern Schutz der Götter gestelltes Gesetz, abermals gesichert. Ueberhaupt wurde die Stellung der Tribunen,



Kupfer-As.



Kupfer-Semis.



Kupfer-Triens.



Kupfer-Quadrans.



Kupfer-Sextans.



Kupfer-Uncia.

Eine Serie römischer Asse; in halber Originalgröße. (Kgl. Münzcabinet, Berlin.)

die jetzt als Beamte des Gesammtvolkes auftreten, wesentlich geordnet. Ihre Theilnahme an den Senatsverhandlungen wurde jetzt auch formell anerkannt; und während sie patricische Gegner vor den Tributcomitien nur noch zu Geldbußen verurtheilen durften, mußten sie, wenn sie eine Kapitalklage beabsichtigten, sich an einen patricischen Magistrat wenden, damit derselbe sie vor die Centurien bringe. Duilius endlich hatte noch diejenigen (hier speziell feige oder selbstsüchtige Tribunen) mit dem Tode bedroht, die jemals den Staat ohne Tribunen lassen, also namentlich die Wahl von Amtsnachfolgern nicht veranstalten würden. Mit der erhöhten Bedeutung der Tributcomitien

(s. hernach) erhalten die Tribunen jetzt auch das wichtige Recht, Auspicien anzustellen; noch mehr, es begann die Zeit, wo unter Umständen selbst Patricier den tribunicischen Schutz nachsuchen, und wo der Senat sich der Unterstützung der Tribunen bedient, um den Widerstand der Consuln gegen seine Absichten zu brechen. Nicht minder bedeutsam wurde es, daß seit dieser Zeit, zuerst für das Jahr 447 v. Chr., die Wahl der Quästoren, die jetzt nur noch als Finanzbeamte erscheinen, den Consuln entzogen und, unter Leitung der letzteren, den Tributcomitien übertragen ward. Weiter aber bestimmte man, daß von jetzt an die Senatsbeschlüsse nicht bloß bei den patricischen Quästoren im Saturnustempel (S. 58), sondern auch bei den plebejischen Aedilen im Cerestempel niedergelegt werden sollten.

Die neue Art der politischen Verschmelzung der bis dahin so bitter getrennten Glieder des römischen Volkes, und zugleich die erheblichen Fortschritte, welche durch diese Krisis die Plebs gemacht hatte, zeigte sich besonders scharf in der neuen Stellung der restaurirten Tributcomitien, die jetzt also — nunmehr in aller Form auch von Altbürgern und deren Clienten besucht, — selbst zur Wahl von Quästoren benutzt, und zugleich zur vollen Geltung einer zweiten Nationalversammlung neben den Centurien erhoben, staatsrechtlich denselben vollständig gleichgestellt wurden. Denn die valerisch-horazische Gesetzgebung hatte festgestellt, „daß, was die Plebs in Tributcomitien beschließe, für das gesammte Volk bindend sein solle". Bekanntlich ist diese Bestimmung, die innerhalb des Zeitraumes bis zum tarentinischen Kriege noch mehrmals erneuert worden, der Gegenstand sehr verschiedenartiger wissenschaftlicher Auffassungen, die natürlich hier nicht erörtert werden können. Uns gilt immer noch die Ansicht als die annehmbarste, nach welcher zunächst die parlamentarische Bedeutung der Tributcomitien sich damals nur ebensoweit erstreckte, wie die der Centurien; das soll heißen, die Beschlüsse der Tributcomitien bedurften, wie die der Centurien, nun noch der Bestätigung oder Genehmigung Seitens der Curien, um volle Gesetzeskraft zu gewinnen; dieses freilich vielleicht nur thatsächlich, und ohne ausdrücklich formulirten Vorbehalt. Was den Senat angeht, so blieb es anscheinend insoweit beim Alten, daß die Tribunen andauernd für alle Plebiscite, welche zu ihrer praktischen Durchführung der Vollziehung durch die Executivgewalt, beziehentlich deren Mitwirkung, also der Zustimmung des Senats, nothwendig bedurften, sich im Voraus mit dem Senat zu verständigen, dessen Einwilligung oder Auctoritas sich zu versichern hatten. Dieses um so mehr, als der Senat seit der Gründung des republikanischen Verwaltungsorganismus die oberste Leitung des Finanzwesens, also gewissermaßen das „Geld- oder Steuerbewilligungsrecht", immer bestimmter an sich gezogen hatte; wie ja weder die Consuln, noch selbst der sonst unbeschränkte Dictator den öffentlichen Schatz anders als mit Bewilligung des Senats angreifen konnte. Die Tributcomitien nun werden seit dieser Zeit der Boden, auf welchem die weitere innere Entwickelung des Römerthums sich vorzugsweise vollzieht.

Frei von dem langwierigen und schwerfälligen Geschäftsgang, wie er bei den Centurien üblich war, daher bequemer zu handhaben, daher in dringenden Fällen nachmals auch durch den Senat gern benutzt, nehmen diese Versammlungen nunmehr unter der Führung der Tribunen eine kräftige legislative „Initiative". Sie erzeugen zugleich innerhalb der Bürgerschaft ein sehr energisches politisches Leben, nunmehr von Seiten der Plebejer auf andauernde Nivellirung der zwischen ihnen und dem Populus noch bestehenden Schranken und auf die Gewinnung ihres Antheils an dem unmittelbaren Regiment gerichtet, und wahrscheinlich seiner Zeit von Wichtigkeit für die Ausbildung und Schulung überzeugender politischer Beredtsamkeit, da außer der freien Diskussion vor den entscheidenden Abstimmungen in der Nationalversammlung denselben gewöhnlich in vorbereitender Weise noch eine Reihe von „Concionen" oder Meetings, berathender Zusammenkünfte in freierer Form unter der Leitung der Tribunen, vorangingen.

Seit dem Abschluß der großen Krisis, die sich an den Namen der Decemvirn und der beiden Consuln Valerius und Horatius knüpft, sehen wir denn auch die Plebs andauernd neues Terrain in dem römischen Staate gewinnen. Allerdings vollzieht sich dieser Fortschritt immer nur in einem sehr langsamen Tempo. Wie es nur natürlich war und sich in der Geschichte aller politisch bedeutenden Völker der Welt bis auf diesen Tag oft genug wiederholt hat, so folgte jetzt auch in Rom der großen und tiefgehenden Erregung dieser Epoche eine gewisse Abspannung. Dazu machte sich für die Bauerngemeinde der alte Uebelstand geltend, der in späteren Zeiten mit jeder weiteren räumlichen Ausdehnung des Staates immer schwerer empfunden worden ist, daß die rüstigen Landleute auf ihren Dörfern und Gütern weithin zerstreut lebten und daher in gewöhnlichen Zeiten, sobald nicht sehr große Interessen ins Spiel kamen, keineswegs bei jeder Gelegenheit sofort zu politischer Action zur Hand waren. Dazu trat bei nicht wenigen Plebejern auch die verständige Sinnesweise, die von einer unaufhörlichen Agitation nichts wissen, vielmehr die neu gewonnenen Vortheile erst sicher stellen und friedliche Verhältnisse zu den Geschlechtern herstellen wollte. Auf der andern Seite zeigte sich begreiflicherweise die zähe Art der Masse der Altbürger, denen natürlich Valerius und Horatius schon viel zu weit gegangen waren, keineswegs geneigt, den neuen Ansprüchen und der neuen Taktik der Plebejer mit besonderer Neigung zur Nachgiebigkeit entgegenzukommen. Dazu machte es sich praktisch sehr bemerkbar, daß die Tendenz, nunmehr unmittelbar an dem Regiment des Staates Antheil zu gewinnen, der Natur der Verhältnisse entsprechend ihre Hauptträger nur unter den großen und reichen Familien der Plebs finden konnte, die sich sehr wohl bewußt waren, daß sie der politischen Kenntniß und Uebersicht keineswegs entbehrten, deren man bedurfte, um als Consul den damaligen römischen Staat

leiten zu können. Die große Masse der mittleren und kleineren bäuerlichen Grundbesitzer dagegen, denen die unmittelbaren materiellen Interessen weit näher lagen, übte in der That erst dann wieder einen unwiderstehlichen, so zu sagen elementaren Druck auf die Geschlechter aus, als es sich nach langer Zeit endlich wieder darum handelte, mit Einem Zuge zugleich einen großen politischen und einen großen wirthschaftlichen Vortheil für die gesammte Gemeinde zu erringen. Die Folge aller dieser Umstände ist es, daß der politische Kampf in Wahrheit den Charakter eines „Ständekampfes" annimmt, bei dessen Ausfechtung viel feine Staatskunst, viel Intelligenz, aber auch viel Schlauheit und Pfiffigkeit zur Anwendung gekommen sind.

Den ersten ernsthaften Angriff auf die geschlossene Stellung des Adels seit der großen Krisis unternahm der Tribun Gajus Canulejus, der jetzt endlich (445 v. Chr.) die Rogation einbrachte und nach harter Gegenwehr deren Annahme durchsetzte, daß nämlich das Verbot der Ehen zwischen Patriciern und Plebejern aufgehoben werden, daß vielmehr zwischen den Mitgliedern der beiden Stände vollgültige Ehebündnisse mit allen civilrechtlichen Wirkungen derselben sollten geschlossen werden können. Die Hauptsache war, daß die Kinder aus solchen Ehen, (die natürlich auch früher schon mehrfach vorgekommen waren,) dem Stande des Vaters folgen, also die Kinder eines Patriciers und einer plebejischen Dame Patricier werden sollten, während in solchem Falle in Folge des altbestehenden Verbots sie bisher stets der Plebs zugetheilt worden waren. Wie weit die Gestattung der Epigamie zwischen beiden Ständen unmittelbar von praktischen Folgen im Einzelnen begleitet war, erfahren wir nicht. Aber politisch, principiell war der Sieg des Canulejus sehr werthvoll, weil er die Zersetzung des alten Geschlechtersystems, die wachsende „Verweltlichung" des römischen Staatswesens, die Milderung des Gegensatzes zwischen Alt- und Neu-Römern, und die wirkliche Verschmelzung beider Elemente vorbereitete.

Dieser Erfolg steigerte die Energie der damaligen Tribunen für den Kampf um die Durchsetzung eines neuen Antrages, der gleichzeitig mit der Rogation des Canulejus von seinen Collegen eingebracht war, und sich unmittelbar gegen die Citadelle der privilegirten Stellung des Populus richtete. Sie forderten nämlich auch die Zulassung der Plebejer zu dem Consulate; und zwar sollte es der Bürgerschaft freistehen, die Consuln nach Gefallen aus den Geschlechtern oder aus der Gemeinde zu wählen. Darüber entbrannte natürlich ein gewaltiger Kampf, die italische Leidenschaft wogte hoch auf. Zu dem schon sonst wiederholt erprobten, gewagten Zwangsmittel der Tribunen, bei drohender Kriegsgefahr sich der Aushebung von Truppen zu widersetzen, trat jetzt ein neues, sie intercedirten gegen die Abhaltung von Senatssitzungen. Endlich gaben die Altbürger auch auf diesem Punkte theilweise nach; das heißt, sie schlossen ein Compromiß, sie gestanden zwar den Plebejern noch nicht den Zutritt zu dem Consulate zu, — aber sie gewährten ihnen doch in Gestalt eines consularischen Amtes von der militärischen Seite her die

Chance, in die Regierung eintreten zu können. Man stellte fest, daß fortan anstatt der Consuln auch Kriegstribunen (Obersten) „mit consularischer Gewalt und Amtsdauer“ für die Leitung des Staates durch die Centurien sollten gewählt werden können, und zu dieser Stellung, die allerdings an Rang und Ehrenrechten bedeutend hinter dem Consulat zurückblieb, gestand der Adel jetzt der Plebs den Zutritt zu. Freilich blieb dieser Erfolg der Plebejer für längere Jahre nur erst ein papierner, ein lediglich theoretischer. Für geraume Zeit wiederholte sich einerseits immer die Vorfrage, ob für das je nächste Jahr Consuln oder Consulartribunen ernannt werden sollten. Dann aber wußte die Schikane der Altbürger zunächst im Jahre 444 v. Chr. die neugewählten Consulartribunen, darunter wahrscheinlich zwei Plebejer, nach wenigen Monaten — unter dem Vorwande, daß bei den Wahlcomitien Fehler in der Anstellung der Auspicien vorgekommen, — zur Abdankung zu nöthigen, um dann für die übrige Zeit dieses Jahres und für die nächsten Jahre wieder patricische Consuln zu ernennen. Und auch nachher wußten die Geschlechter alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel der Einwirkung auf die Wahlen so energisch und erfolgreich anzuwenden, daß andauernd — auch wenn man keine Consuln aufstellte, — bis zum Jahre 401 v. Chr. nur Altbürger mit dem Consulartribunat bekleidet wurden.

Ziemlich gleichzeitig mit der principiellen Einführung des Consulartribunats eröffnen aber die Patricier in Vertheidigung ihrer politischen Stellung eine ganz neue Art der Taktik, bei der ihnen allerdings auch die unter der zunehmenden Entwicklung des Staats stetig anschwellende Fülle militärischer und bürgerlicher Geschäfte den äußern Anstoß gab. Die weiter blickenden Politiker des Adels konnten sich begreiflicherweise über den letzten Ausgang des Ringens mit der Gemeinde keinerlei Illusionen hingeben. Für sie galt es nun, diesen Kampf möglichst lange hinzuziehen, und um das zu können, trennten sie nach einander eine ganze Reihe wichtiger Competenzen von dem Consulate und schufen daraus neue patricische Aemter, um möglichst lange die Leitung gewisser wichtiger Geschäfte als ein ausschließliches Vorrecht der Geschlechter zu behaupten. Wie man später, als die Plebejer wirklich in das Consulartribunat eintraten, darauf hielt, die plebejischen Glieder des regierenden Collegiums von der Rechtspflege fernzuhalten, so schuf man schon 445 das neue, ausschließlich patricische Amt der zwei Censoren, denen die Dinge übertragen wurden, welche der Adel damals noch auf keine Weise in die Hand der Gemeinde übergehen lassen wollte. Die von vier zu vier Jahren stattfindende neue Schatzung und Feststellung des Budgets, die Ordnung der Bürger- und Steuerlisten, die für die Zusammensetzung der Centuriat- und Tributcomitien so sehr wichtige Handhabung der Censusregister, das daran sich knüpfende Recht, die erledigten Plätze in Senat und Ritterschaft zu besetzen, und bei der Feststellung der Listen von Senat, Ritter- und Bürgerschaft einzelne Personen aus denselben zu entfernen: alles dieses, sammt der Leitung der öffentlichen Bauten, wurde also den Censoren über-

tragen, die seit 444 oder 443 in der römischen Geschichte auftreten. Die Amtsdauer der Censur war anfangs auf je ein Lustrum (fünf Jahre) festgesetzt; aber im Jahre 434 wurde sie auf die Zeit von je anderthalb Jahren beschränkt, so daß der Staat je drei und ein halbes Jahr ohne Censoren blieb. Seit dieser letzten Veränderung wurden für die Jahre, wo statt der Consuln nur Consulartribunen fungirten, immer ein patricischer Consulartribun zu den übrigen gewählt, der die höchsten Rechtsgeschäfte (als „städtischer Prätor") zu leiten hatte. Die Censur aber, die gewöhnlich durch gewesene Consuln und Consulartribunen bekleidet wurde, hat sich allmählich zu einem Amte entwickelt, dessen Gewinnung — namentlich in den stolzen Zeiten, wo Rom die Weltherrschaft erkämpfte und führte, — als der höchste Preis römischen Ehrgeizes galt. Freilich war es eine höchst gefährliche Macht, die ihnen später in die Hand gelegt worden ist. Die späteren Censoren nämlich hatten das Recht, römische Bürger, die sich nach ihrer Ansicht in einer durch das gewöhnliche Strafgesetz nicht zu erreichenden Art unehrenhaft benommen, oder sonst gegen gute Sitte und Zucht vergangen hatten, durch eine sogenannte censorische „Note" zu strafen, und mit einer solchen waren für die betreffenden noch andere fühlbare Nachtheile verbunden. Denn bei der (Lectio) Musterung und Ergänzung des Senats, die in der Zeit nach der später zu besprechenden Licinischen Gesetzgebung an Stelle der Consuln, beziehentlich der Consulartribunen den Censoren bleibend zufiel, mußte ein von solcher censorischen Rüge getroffener Senator seinen Sitz in dem großen Rathe Roms aufgeben, ein Ritter in solchem Falle aus dem vornehmen Dienst zu Roß scheiden, und (was frühzeitig zur Parteirache gemißbraucht worden ist) ein anderer Bürger in solchem Falle aus dem Verband der Tribus austreten, und sich zu schwerer Strafe noch dazu mit hoher Steuer belasten lassen. Zu einiger Einschränkung dieser höchst gefährlichen discretionären und keinerlei Verantwortung unterworfenen Macht wirkte einigermaßen der doppelte Umstand, daß gegen solche Gewaltschritte des einen Censors die Intercession seines Collegen zulässig war, und daß die Nachfolger im Amte solche Schritte wieder kassiren durften. Auch ist es „dem Gesetz gleichkommende Observanz" geworden, daß der Censor verpflichtet war, keinen Senator und Ritter ohne Angabe schriftlicher Entscheidungsgründe („und in der Regel nicht ohne ein gleichsam gerichtliches Verfahren") aus der Liste zu streichen.

Das langsame und ruhige Vordringen der Plebejer auf dem Terrain, welches die Altbürger bisher allein behauptet hatten, wurde im Jahre 439 noch einmal durch eine abscheuliche Scene unterbrochen. Es war die gewaltsame Beseitigung, oder vielmehr der Mord, den der Magister equitum Gajus Servilius Ahala an dem reichen plebejischen Ritter Spurius Mälius verübte, welcher von den über seine durch reiche Getreidespenden zur Zeit einer Hungersnoth bei den Massen gewonnene Popularität erschreckten und erbitterten Altbürgern des Strebens nach der Tyrannis beschuldigt wurde.

Aber dieser widerwärtige Nachklang der wilden Geschichte, die mit dem Sturz der Decemvirn ihr Ende erreicht hatte, verhallte, als Ahala vor der Wucht des Grolles der Gemeinde die Stadt verlassen hatte, und allmählich gelang es der Plebs, neue und sichere Vortheile zu erzielen. Es gelang im Jahre 421 den Antrag durchzusetzen, welcher die Plebejer zur Quästur für wählbar erklärte. Und von den in derselben Zeit auf vier erhöhten Quästorenstellen erreichten zum ersten Male im Jahre 409 plebejische Wahlcandidaten drei. Und da es seit 400 v. Chr. wirklich ermöglicht wurde, fast regelmäßig einen oder mehrere Plebejer zu Consulartribunen zu erwählen, so schien endlich die Bahn zu allmählicher politischer Gleichstellung der beiden Stände sich doch vollkommen ebenen zu sollen. Da wurde die ruhige Entwickelung des römischen Staates, der gerade zu Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. auch in Sachen der auswärtigen Politik einen glänzenden Anlauf genommen hatte, durch den furchtbaren keltischen Kriegssturm abermals jäh und schrecklich unterbrochen. Ehe wir hiervon reden, ist es nun nöthig, in gedrängter Kürze die auswärtige Geschichte des römischen Staates während des fünften Jahrhunderts v. Chr. nachzuholen.

Zweites Kapitel.

Der Fall Vejis. Der keltische Sturm. Die licinisch-sextische Gesetzgebung.

Seit der sicheren Begründung der römischen Geschlechter-Republik und seit Abschluß der Allianz der Römer mit Latinern und Hernikern ist kaum ein Jahr vergangen, wo die Römer und ihre neuen Verbündeten nicht mit dem einen oder dem andern der ihnen altfeindlichen Völker von Mittelitalien zu kämpfen gehabt hätten. Es waren in diesem Jahrhundert, wie wir schon früher bemerkten, namentlich vier Völker, die als gefährliche Gegner der römisch-latinischen Nation auftraten: die Etrusker von Veji und Fidenä, die Sabiner, die Aequer und die Volsker. Die Schwäche des römischen Staates nach dem Zusammenbruch der Tarquinischen Macht hatte seiner Zeit die Zuversicht der Feinde Roms in bedenklicher Weise gesteigert. Nachher aber waren die unaufhörlichen inneren Kämpfe in Rom, — mochten sie immerhin den Geist der Römer frisch und gespannt erhalten, — wiederholt sehr empfindliche Hindernisse einer nachdrücklichen und kraftvoll ausgreifenden Kriegführung gegen jene rüstigen und zum Theil sehr mächtigen Nachbarstämme. Die Folge war denn auch, daß im Großen angesehen, die Römer in Sachen ihrer Kriegführung bis tief in die Mitte des fünften Jahrhunderts hinein sich wesentlich defensiv verhielten. Sie mußten es dabei als ein Glück ansehen, daß sich ihre Gegner niemals zu einem großen gemeinsamen Vernichtungsschlage gegen die durch Parteiung zerrissene

Stadt „der sieben Hügel" verbanden, wenn auch immerhin einige derselben, namentlich die Aequer und Sabiner, oder die Aequer und Volsker, wiederholt mit einander gemeinsame Sache gegen die Römer gemacht haben.

Diese Kämpfe selbst, auch wo sie aus „Raufereien" von geringer Bedeutung zu wirklichen Kriegen sich erweitern, können nur in allgemeinen Umrissen bezeichnet werden. Wir finden, daß während der ersten Zeiten der römischen Republik nach der Einführung des Volkstribunats die Etrusker von Veji die gefährlichsten Gegner der Römer gewesen sind. Mit diesen Vejentern hatten die letztern namentlich seit dem Jahre 483 einen überaus erbitterten und zunächst durch harte Verluste bezeichneten Grenzkrieg zu führen. Erst eine schwere Niederlage, welche die mit den Sabinern verbündeten Vejenter 475 erlitten, bestimmte die letztern zum Abschluß eines Friedens (oder „eines Waffenstillstandes auf 400 Monate"), der erst 437 wieder gebrochen wurde. Damals verzichteten die Etrusker auf den Besitz von Fidenä, und gewannen die Römer den (S. 59) nach dem Fall der Tarquinier verlorenen Distrikt auf dem rechten Ufer der Tiber zurück.

Desto heftiger tobten in der langen Zeit des neuen Friedens mit Veji die Kämpfe der Römer mit ihren übrigen Gegnern. Was zunächst die Sabiner angeht, so tragen allerdings die längere Zeit sich wiederholenden (angeblich mit 505 begonnenen) Fehden mit diesem Volke ganz überwiegend den Charakter von „Raufereien"; nur dann und wann kommt es nach dieser Seite hin zu ernsthafteren Kämpfen, wenn etwa die Sabiner sich mit einem der andern Nachbarvölker verbündet haben. Im Allgemeinen aber verläuft die sabinische Fehde, seitdem das tapfere Gebirgsvolk nicht mehr ernstlich daran denken konnte, seine Grenzen an der Tiber hinab seewärts vorzuschieben, in blutigen und zerstörenden, aber historisch interesselosen Streif- und Raubzügen, die namentlich der römisch-latinischen Grenzmark bis zum Anio nachtheilig geworden sind. Seit einem großen Siege endlich, den im Jahre 449 der Consul M. Horatius über die Sabiner davongetragen hat, ist von Kämpfen mit diesem Volk für mehrere Jahrzehnte keine Rede mehr. Wie es scheint, so folgte seit dieser Zeit die kräftige Jugend des eigentlichen Sabinerstammes, bis zur Erschöpfung ihrer heimathlichen Kantone, dem Zuge ihrer sabellischen Stammesverwandten, die sich damals und später mehr und mehr mit glänzendem Erfolge über die lockenden Landschaften des südlichen Italiens erobernd ausbreiteten.

Um so hartnäckiger, aber auch politisch bedeutsamer waren die schweren und langwierigen Kriege, welche die Römer mit den tapfern und rauhen Söhnen des uns bereits (S. 15 u. 60) bekannten Berglandes der Aequer und mit den ebenso mächtigen, als rührigen und kriegerischen Volskern zu führen hatten. Auch die Kämpfe mit diesen Stämmen, die seit Alters die Feinde der Latiner gewesen waren, sind zuerst aus Grenzstreitigkeiten hervorgegangen, und hatten zur Zeit des ausgehenden römischen Königthums zu entschiedenem Uebergewicht der Römer und Latiner, namentlich über die Volsker geführt,

was sich aber nach dem Sturze der Tarquinier sehr zu Gunsten der Volsker änderte. Der Kampf nun in der republikanischen Zeit verlief in der Art, daß die Volsker mit aller Macht das latinische Gebiet an der Seeküste und am Trerus und weiter nordwärts für sich zu erobern strebten, während die Aequer sich erobernd westwärts und südwestwärts gegen das römisch-latinische Gebiet ausbreiteten. Die Römer dagegen, die durch das Bündniß mit den Hernikern einerseits die Aequer von den Volskern geographisch getrennt hielten, andrerseits dadurch eine militärische Stellung gewonnen hatten, die — bis zur Vereinigung des Trerus mit dem Liris vorgeschoben — keilartig in das Land der Volsker eindrang, suchten den Volskern gegenüber sich auszudehnen, indem sie das Gebirgsland zwischen dem Trerus und den Pomptinischen Sümpfen mit römisch-latinischen Kolonien, die aber für lange Zeit nur als Militärstationen anzusehen sind, besetzten und dadurch die östlichen Volsker von den westlichen trennten.

Diese Kriege sind zum Theil freilich auch nur in Gestalt von Raubzügen verlaufen; aber sie nahmen wiederholt einen sehr ernsthaften Charakter an, zunächst längere Zeit nicht zum Vortheile der Latiner und Römer. Die Städte an der südwestlichen Küste von Latium, namentlich Antium, sind seit 494 volskisch, und in der folgenden Zeit sind sehr zahlreiche Städte und Kolonien an der latinisch-volskischen Grenze in die Hände der Volsker gerathen, so daß namentlich seit 487 die Fehde in der Regel vielmehr in der Nähe des eigentlich römischen Gebietes geführt wird, sobald nicht gerade die östlichen Volsker Ruhe halten und die Römer unter wechselndem Glück nur mit den Antiaten sich schlagen. Und in ähnlicher Weise sind die Aequer nach und nach in den Besitz der latinischen Mark bis in die Gegend des Mons Algidus, der östlichen Wand des Albanergebirges, gekommen, und es wird seit 465 v. Chr. dieser Bergzug regelmäßig der Ausgangspunkt ihrer Raubzüge gegen die römische Mark. Gerade nun seit 465 nahmen unter Mitwirkung andrer für die Römer nachtheiliger Umstände die Dinge für Rom eine so ungünstige Wendung, daß Aequer und Volsker wiederholt tief in das unmittelbare Gebiet der großen Stadt an der Tiber, fast bis unter deren Wälle, vordringen konnten.

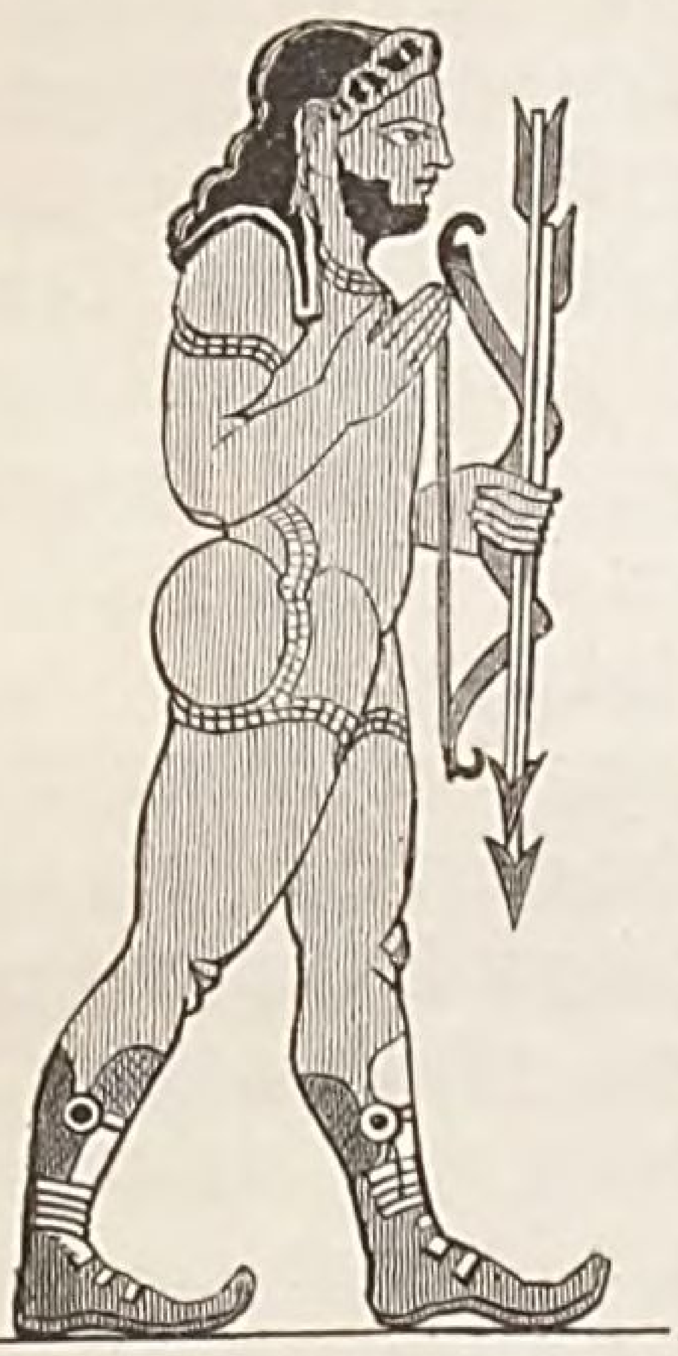
Erst mit dem Jahre 459 trat eine für die Römer günstigere Wendung ein. Wahrscheinlich wurde damals mit den westlichen Volskern, die seit dieser Zeit 70 Jahre lang nicht mehr als Feinde Roms auftreten, unter Aufopferung des vielumstrittenen Antium, Friede geschlossen. Dagegen richteten die Römer nunmehr ihre ganze Kraft gegen die Aequer und die östlichen Volsker, mit denen unter abwechselndem Glücke auch noch nach dem Siege der Consuln L. Valerius und M. Horatius (449) gestritten wird. Aber mit dem Jahre 431 tritt die für die Römer günstigere Wendung der militärischen Verhältnisse deutlich hervor. Seit dieser Zeit ist die Macht der Aequer und der östlichen Volsker in entschiedenem Sinken. Es ist sehr

wahrscheinlich, daß namentlich die Kraft der Volsker durch die starke Ausbreitung und den Aufschwung der sabellischen Stämme in ihrem Rücken theils aufgerieben, theils schwer mitgenommen wurde. Jetzt ergreifen die Römer mit wachsendem Erfolge die Offensive. Die weiteren Kämpfe mit diesen Stämmen zeigen die römisch-latinischen Heere im entschiedensten Vordringen. Schritt für Schritt wird diesen unruhigen Gegnern das eroberte latinische Gebiet wieder entrissen. Die Aequer werden allmählich vollkommen in ihre arme Hochlandschaft zurückgedrängt, das Land der östlichen Volsker wird selbst Kriegsschauplatz, und im Jahre 408 von den Römern, die damals bis zum Lago di Celano vordrangen, allenthalben plündernd durchzogen. Die Römer hatten 418 Lavici und 413 Ferentinum wieder gewonnen, und bis 404 ihre Gegner dermaßen erschöpft, daß diese dann dem Vernichtungskriege der Römer gegen Veji so gut wie ganz unthätig zusahen. Im Jahre 400 wurde Tarracina genommen, 393 die Kolonie Circeji erneuert, so daß jetzt fast das gesammte Latium in seinem späteren Umfang den Römern unterworfen oder mit ihnen verbündet war.

Ueber diesen Kämpfen hatte allerdings die Allianz der Römer mit ihren latinischen Verbündeten mehr und mehr den Charakter einer Hegemonie wieder angenommen. Bei diesen unaufhörlichen Bundeskriegen hatten anfangs die Römer und die Latiner beide je 8400 Mann ins Feld gestellt, und beide bestellten dann abwechselnd die Oberfeldherren, wie denn auch die neuen Militärkolonien theils mit Römern, theils mit Latinern besetzt und als neue Glieder in die latinische Eidgenossenschaft aufgenommen wurden. Aber allmählich änderte sich unter dem Druck der Verhältnisse unvermeidlich Vieles. Rom zog das Recht an sich, allein für den Bund über Kriege und Verträge zu bestimmen, und die latinischen Prätoren wechselten nicht mehr ab mit den römischen Heerführern in der Oberfeldherrnstelle, wie auch die Stellen der Stabsoffiziere für die verbündeten Truppen nur noch durch die Römer, und sehr bald überwiegend mit Römern besetzt wurden. Auch der beste Ertrag siegreicher Feldzüge fiel mehr und mehr den Römern anheim, wie andrerseits bei der Anlage neuer Kolonien namentlich römische Ansiedler verwendet wurden.

Dieselben Zeiten des ausgehenden fünften Jahrhunderts, welche die Kraft der Aequer und Volsker vor der römischen Macht zusammenbrechen sahen, waren aber auch durch neue und gewaltige Kämpfe der römisch-latinischen Nation gegen die Vejenter erfüllt. Der langjährige Friede zwischen Rom und Veji nahm ein Ende, als 438 die von den Römern abhängige Stadt Fidenä zu den Vejentern abfiel, sich dem König Lars Tolumnius unterwarf, und auf dessen Befehl die nach Fidenä geschickten römischen Gesandten ermordet wurden. So brach 437 der Krieg aus, in welchem der römische Dictator Aemilius Mamercus die etruskische Armee aufs Haupt schlug. Die römischen Truppen eroberten dann 435 Fidenä zurück, und 434 schloß Veji für acht Jahre Waffenstillstand. Als aber die Römer 428 eine Kolonie

nach Fidenä geschickt hatten, — also in derselben Zeit, wo Griechenlands edelste Kräfte in die wilden Fehden des peloponnesischen Krieges sich gestürzt hatten, — wurde dieselbe schon 426 von den Einwohnern wieder getödtet oder ausgetrieben. So kam es zu einem neuen Kriege mit Veji, in welchem unter dem Obercommando des Aemilius Mamercus der römische Kriegstribun A. Cornelius Cossus den Vejenterkönig im Zweikampfe tödtete. So wurde schon 425, nachdem Fidenä eine völlige Zerstörung erlitten hatte, mit Veji nochmals ein Stillstand auf zwanzig Jahre abgeschlossen.


Etruskischer Bogenschütze.


Etruskischer Krieger. Von einem Wandgemälde eines Grabes zu Cäre.

Als aber diese Kriegspause ablief, standen die politischen Verhältnisse für die so lange in Italien übermächtig gewesenen Rasener so ungünstig, daß die Römer den Gedanken fassen konnten, Veji vollständig zu vernichten und nunmehr ihrerseits nördlich von der Tiber im großen Styl gegen Etrurien erobernd vorzugehen. Die glänzende Machtstellung der Rasener hatte zu Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. ihren Höhepunkt erreicht gehabt; sie war seit dieser Zeit schrittweise theils schon bedroht worden, theils wirklich ernsthaft erschüttert. Zur Zeit des ausgehenden Königthums in Rom und des siegreichen Clusinerhäuptlings Lars Porsena hatten die Rasener, auf ihre drei Hauptlandschaften in Italien gestützt, dazu im Bunde mit den Karthagern auf dem tyrrhenischen Meere das vollste Uebergewicht über die Griechen und gegen die Italiker behauptet; wie seit 500 die Insel Sardinien den Karthagern, so gehörte damals schon seit mehreren Jahrzehnten das Uferland von Corsika den Etruskern. Wir sahen endlich, wie es nur an einem Haare hing (S. 59), daß Lars Porsena die wirkliche und bleibende Unterwerfung der Römer und Latiner unter etruskischer Hoheit vollendete. Nun aber war es der Aufschwung der jugendfrischen Hellenen, was zunächst den Etruskern wie den Karthagern nachtheilig geworden ist. Wir haben in der Geschichte Griechenlands erzählt, wie gleichzeitig mit den Heldenkämpfen der Griechen des alten Landes gegen die Perser auch die Sikelioten Gelons von Syrakus bei Himera die karthagische Kriegsmacht für lange Jahre zertrümmerten, und wie nachher (Bd. I, S. 315) König Hieron I. von Syrakus im Jahre 475/4 mit den Griechen von Kyme bei dieser Stadt den Etruskern eine gewaltige Niederlage zur See beibrachte. Seit dieser Zeit begannen die sikeliotischen und italiotischen Mächte, also Syrakus und Tarent, von Gallien aus Massilia, die Vorherrschaft der Rasener auf den italischen Meeren sehr entschieden zu schmälern. Den Höhepunkt der Kühnheit erreichte nach dieser Richtung der

Fürst Dionysios I. von Syrakus, welcher, wie wir uns erinnern, namentlich seit 387 v. Chr. seine Macht in der Adria ausbreitete, und 385 sogar die cäritische Hafenstadt Pyrgi auf der etrurischen Küste erstürmte und plünderte. Später erscheinen selbst die Karthager nicht mehr als Freunde der Etrusker.

Die Angriffe des Dionysios I. fallen aber bereits in eine Zeit, wo die Rasener auch zu Lande in allen Theilen ihrer italischen Provinzen die schwerste Einbuße erlitten hatten. Ihre südliche campanische Provinz und der oberitalische Norden wurden, obwohl von Gegnern sehr verschiedener Art, von übermächtigen Angreifern ziemlich gleichzeitig bedroht. Auf der campanischen Seite waren es die sabellischen Völker. Die samnitische Nation war zur Zeit des Ausgangs der Tarquinier in Rom wahrscheinlich schon seit geraumer Zeit im Besitze des zwischen der apulischen und der campanischen Küstenebene sich erhebenden Berglandes gewesen. Und nun hatten sich die von hier aus sich lösenden (S. 15 ff.) neuen Auswanderungs- und Eroberungszüge seit der Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. mit Macht weiter süd- und seewärts bewegt und die Gebiete der griechischen Italioten wie die der Etrusker gleichmäßig schwer bedroht. Während in dem dritten Jahrzehnt vor Ablauf des fünften Jahrhunderts der Stamm in Großgriechenland auftritt, den man nunmehr Lucaner zu nennen pflegte, und nun mit den griechischen Städten (namentlich in Bruttium) fehdet, hatten gleichzeitig die andern Sabeller, die seit dieser Zeit als Campaner in die Geschichte eintreten, mit Erfolg die schöne Landschaft am Golf von Neapel angegriffen. Während die Griechen hier 420 ihr altes, stolzes Kyme an die Campaner verloren, aus dem nun ein italisches Cumä wird, dagegen das Griechenthum in und bei Neapolis sich noch Jahrhunderte lang kraftvoll behauptete, war 424 auch die etruskische Hauptstadt Capua gefallen, die rasenische Bevölkerung vertilgt oder vertrieben, und bald war aus diesem Theile Italiens das etruskische Element für immer verdrängt.

Mochte der Verlust des schönen campanischen Gebiets Seitens der rasenischen Nation nur mit großem Verdruß betrachtet werden: ungleich unheilvoller sind ihr die Angriffe und die gewaltigen Eroberungen eines andern Gegners geworden, der schon seit geraumer Zeit von der Alpenseite her, von Nordwesten und Norden her sich in Italien, oder nach damaliger Geographie in dem Padusgebiete nördlich von den Apenninen und dem großen Strome selber, ausbreitete. Es sind dieses dieselben Kelten, die seit dieser Zeit in die Reihe der Völker Italiens eintreten, um zuerst als schreckliche Zerstörer eine düstere Rolle zu spielen, später aber fast noch entschiedener als alle übrigen Stämme der Halbinsel „romanisirt" zu werden. Die Hauptmasse der großen keltischen Nation, deren einzelnen Gliedern wir in unsrer früheren Darstellung bereits wiederholt begegnet sind, war, soweit die historische Erkenntniß das mit einiger Sicherheit zu bestimmen vermag, zuerst in weitem Umfange in der Ländermasse zwischen den Pyrenäen, dem atlantischen Meere und dem Rheine, in dem später sogenannten Gallien, und über die britische

Inselwelt ausgebreitet. Lange mit Vorliebe dem Hirtenleben, speciell der Zucht großer Schweineheerden, ergeben; bis tief in die helleren Jahrhunderte der alten Welt hinein vorzugsweise wanderlustig; bei schwach entwickeltem Bürger- und Staatssinn überaus kampflustig, bei nur schwachem Sinn für Disciplin überaus tapfer, stürmisch, ungestüm; dazu beute- und blutgierig, sind die Kelten bei manchen ritterlichen Zügen (zu denen die den Griechen und Römern fremde Sitte des Zweikampfs gehört) auf der einen Seite das große Söldnervolk des Westens geworden. Auf der andern Seite haben sie von Gallien aus eine Reihe von Wanderzügen unternommen, in Folge welcher keltische Völker erobernd einerseits über die nordalpinischen Donauländer bis über Pannonien hin, andrerseits aber zunächst nach Oberitalien sich verbreiteten.

Diese letzteren Kelten nun sind etwa seit Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. allmählich gegen Oberitalien vorgerückt. Von dem Centrum Galliens an der Loire aus, wo damals die Bituriger die Vorherrschaft führten, wurden zuerst die Ligurer im Süden dieses Landes weithin unterjocht. Dann aber überschritten die keltischen Stämme die Alpen und verdrängten die Etrusker zuerst schrittweise aus dem Niederlande nördlich vom Padus. Die Insubrer setzten sich in der Gegend von Mailand fest. Die Cenomanen rückten bis zur Gegend von Verona vor, und später erst kamen, anscheinend vom südlichen Belgien her, über die Penninischen Alpen die Bojer und Lingonen nach, die dann auch südlich zwischen Padus und Apenninen festen Fuß fassen; die Bojer zwischen Parma, Modena und Felsina, die Lingonen zwischen Felsina und Ravenna. Ganz zuletzt erst erschienen die Senonen, die nun zusammen mit Insubrern und Bojern am Tage der Einnahme Vejis durch die Römer (s. unten) das starke Melpum (S. 14) erobert, später sich in den Niederungen an der Adria zwischen Rimini und Ancona festgesetzt haben. Damals auch gewannen die Bojer Felsina und Hatria. Jenseits des Padus behaupteten die Rasener nur Mantua. Die Rasener sind aus Oberitalien damals, soweit sie nicht dem Schwerte verfielen, in Masse ausgetrieben worden. Theils in die Alpen hinein, wo (so scheint es) sie seit Alters schon gesessen hatten, und als Räter fortbestanden, theils nach den etruskischen Landschaften der Apenninenhalbinsel. Große flüchtige Schwärme waren hier schon seit dem Unfall des J. 424 in Campanien aufgetreten. Aber seit 394 wurden unter der keltischen Führung auch die italischen Ligurer immer mobiler, und drängten vom Apennin die Rasener bis Arretium, an der Küste bis Pisä zurück.

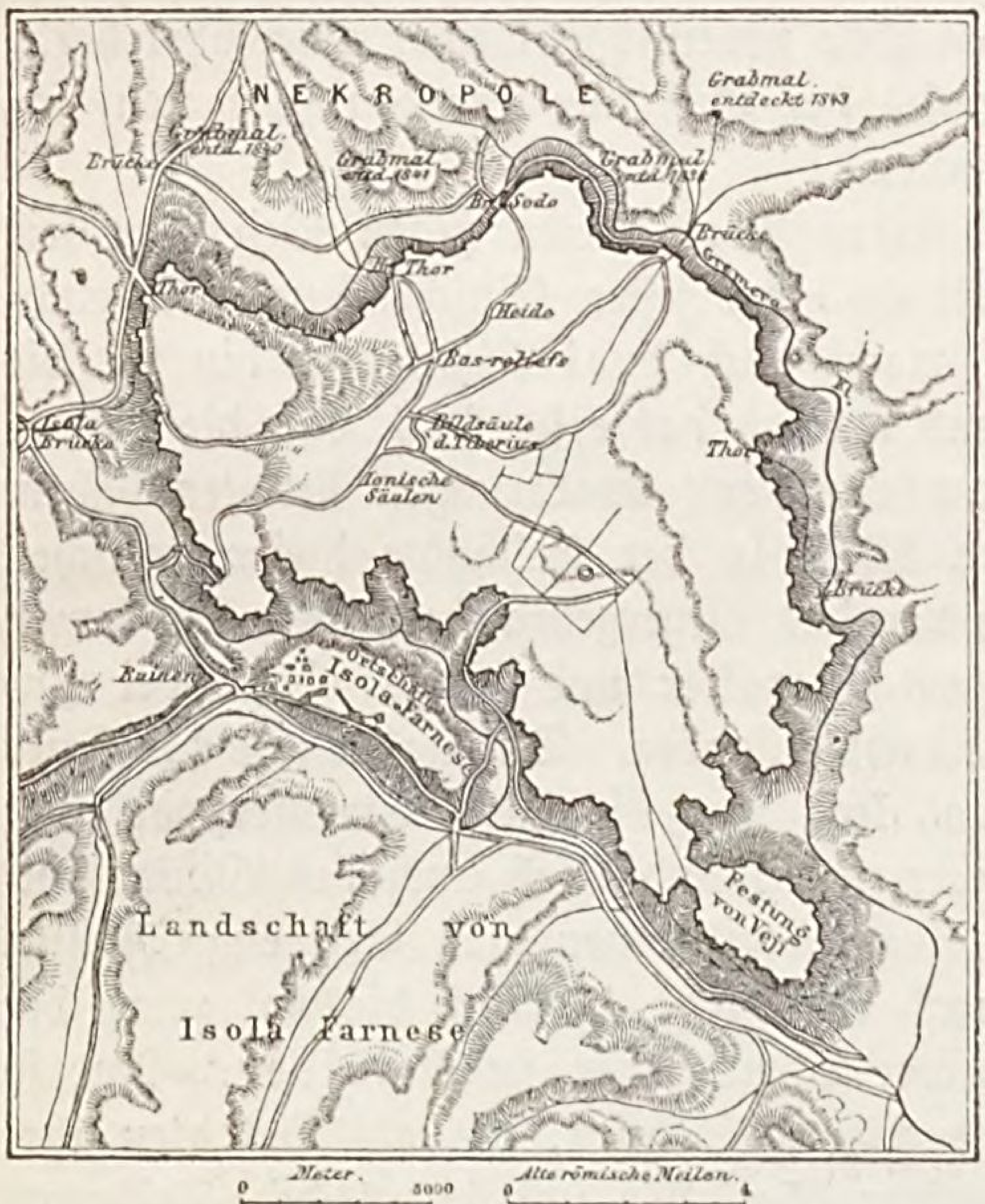
So die Gesammtübersicht über die durch die Kelten veranlaßten Veränderungen im nördlichen Italien. Das gewaltige und unwiderstehliche Umsichgreifen der Kelten im nördlichen Italien auf Kosten der Etrusker scheint nach Ablauf einer Reihe älterer Einwanderungen indessen erst der Zeit nach Porsena, etwa der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. anzugehören, und wirkte allmählich sehr fühlbar auf die Haltung der Etrusker zurück. Es

war zur Zeit des peloponnesischen Krieges, als die keltischen Völker auch den Padus überschritten und nun erobernd nach den Niederungen bis zum adriatischen Meere hin sich auszudehnen anfingen. Es war die Nothwendigkeit, dem Vordringen der Kelten von Norden her zu wehren, was die Etrusker des Landes zwischen Arno und Tiber damals so schwer in Anspruch genommen hat, daß sie für die Bedrängniß wenig Sinn und Zeit hatten, in welche nun gegen Ende des fünften Jahrhunderts Veji durch die Römer seit 405 v. Chr. versetzt wurde. Es kam dazu, daß die südliche etruskische Großstadt mit ihren Verbündeten seit längerer Zeit zerfallen war, weil sie aus Ueberdruß und Widerwillen an dem unruhigen republikanischen Wesen das Königthum entweder beibehalten oder neuerdings wieder eingeführt hatte. Genug, während seines Todeskampfes hat Veji nur von den schwachen Faliskern und Capenaten Zuzug erhalten.

Der Krieg der Römer und ihrer Verbündeten gegen Veji, der seit 404 in Gestalt einer Blokade, seit 403 der festen Einschließung der feindlichen Stadt geführt worden ist, macht nach drei Richtungen hin für die römische Geschichte Epoche. Erstens war es das erste Mal, daß die Römer den verhängnißvollen Weg „stammfremder“ Eroberungen betreten haben. Zweitens ist es jetzt zum ersten Male in der Geschichte dieser italischen Städtekriege geschehen, daß die Römer das althergebrachte System der kurzen Sommerfeldzüge mit räubermäßigem Charakter und einem oder zwei Zusammenstößen mit der feindlichen Macht aufgaben. Diesmal wurde der Stier bei den Hörnern gepackt. Diesmal ließ man die starke Etruskerstadt nicht wieder aus der eisernen Umklammerung los und blieb auch den Winter hindurch in den Linien und Lagern liegen, mit denen man Veji eingeschlossen hatte. Das wurde aber nur dadurch ermöglicht, daß sich diesmal zuerst der Senat entschloß, das Fußvolk von Staatswegen zu besolden. Nur so kamen die Bauern mit ihren erwachsenen Söhnen, die als Soldaten ihre Wirthschaft ihren Frauen und Knechten überlassen und das leidige Tributum aufbringen mußten, ohne Nachtheil bei dieser veränderten Art von Kriegführung durch. Der Sold für das Fußvolk wird für den Mann auf den Tag zu $3\frac{1}{3}$ Assen angegeben. Die bei dieser Gelegenheit andauernd bewährte Opferwilligkeit der begüterten Altbürger und der Ritter beider Stände, die zähe Ausdauer und die Tapferkeit der Römer überhaupt, trugen endlich den Sieg über die gewaltige Stadt davon. In letzter Linie hauptsächlich, weil, und das ist das dritte Moment von Bedeutung für die folgende Zeit, die Römer damals einen wirklichen Feldherrn an ihrer Spitze hatten. Wie zu Anfang des fünften Jahrhunderts zum ersten Male in dem nachher so schändlich beseitigten Spurius Cassius Viscellinus unter den Römern ein Staatsmann ersten Ranges aufgetreten war, so eröffnet jetzt M. Furius Camillus die Reihe der großen Feldherren dieser Nation. Ein ausgezeichnet begabter Heerführer, zur Zeit dabei noch harter Aristokrat, tritt Camillus zuerst seit 401 in den Vordergrund, um dann im J. 396 v. Chr. als

Dictator Veji mit Sturm zu nehmen. Es war dieses der größte politische, militärische und territoriale Gewinn, den die Römer seit dem Sturze der Tarquinier überhaupt davon getragen hatten.

Damit hatte die Macht der Etrusker, denen angeblich an demselben Tage im Norden Melpum, im Süden Veji verloren ging, einen furchtbaren Schlag erlitten. Der Kriegsmuth aber der Römer, die Veji als politisches Gemeinwesen einfach vernichteten und die Einwohner als Sklaven verkauften, und ihre Neigung zu neuen Eroberungen wurde durch diesen schwer errungenen Erfolg gewaltig gehoben. Auf der einen Seite begannen sie, ihr Gebiet auf Kosten der Etrusker immer weiter nach Norden und Nordwesten auszudehnen. Es gelang während der Jahre 395 bis 391 das Land bis zum ciminischen Walde, der damals eine fast undurchdringliche Wildniß war, zu erobern, und noch jenseits dieser Linie die Rasener von Vulsinii und Salpinum zu schlagen. Es war ein besonderer Vortheil, daß die Römer in diesem Theile des südlichen Etruriens (S. 15) auf eine starke Bevölkerung italischer Abkunft stießen, die bisher in harter Hörigkeit unter den herrschenden Rasenern gestanden hatte; diese schloß sich nun eng an die Römer an und wurde sehr schnell romanisirt.



Plan von Veji.

Auf der andern Seite wendeten sich, wie wir früher sahen, die Römer mit erneuter Energie gegen die Aequer und Volsker, so daß (S. 93) sie 393 bis Tarracina vorgedrungen waren. Vom ciminischen Walde bis zu der latinischen Südgrenze stand jetzt Roms Macht höchst solide befestigt da. Die Römer schienen allen auswärtigen Gegnern völlig überlegen zu sein, und der latinische Bund war so fest als möglich an seine Hauptstadt, an seinen Vorort geknüpft, weil ja die Römer einerseits große Theile des Bundesgebietes unter härtester Anstrengung den Aequern und Volskern hatten wieder abgewinnen müssen, und weil andrerseits die nahezu hundertjährige Kriegsgefahr von Veji wie von Osten und Süden her auch die nicht unmittelbar durch die Landesfeinde heimgesuchten latinischen Städte immer bestimmter in die Arme der Römer getrieben hatte. Und doch war die schwere Lehrzeit des römischen Volkes noch immer nicht zu Ende. Gerade jetzt stellten die Kelten die Politik und die Kriegspraxis der Römer,

wie dieselbe im Laufe der hundertjährigen Kämpfe in Mittelitalien sich ausgebildet hatte, auf eine Probe, in welcher das römische Volk so entschieden den Kürzeren zog, daß sein Staat noch einmal für mehrere Jahrzehnte in seiner äußern und innern Entwicklung sehr empfindlich zurückgeworfen wurde.

Die wilden keltischen Schwärme, die Melpum erobert hatten und das etruskische Niederland südlich vom Padus überflutheten, bedrohten schließlich auch das etrurische Land zwischen den Apenninen und dem tyrrhenischen Meere. Im Jahre 391 v. Chr. belagerten bereits die wilden Senonen die einst so gewaltige Rasenerstadt Clusium (jetzt Chiusi) im Centrum des Landes, an einem Zufluß der Tiber, westlich von Perusia und dem trasimenischen See belegen. In ihrer verzweifelten Noth baten die Clusiner in Rom um Hülfe. Noch hatte sich die Kunst auswärtiger Politik, in späteren Jahrhunderten bis zum Ausgang des abendländischen Reiches die schärfste Waffe der Römer, — noch hatte sich die Schärfe und Weite des politischen Blickes bei ihnen nur erst unvollkommen entwickelt, so daß sie jetzt in einer Frage, deren Tragweite über den Horizont des volskischen Gebirges und des ciminischen Waldes erheblich hinausging, einen unheilvollen Fehler machten. Die Wahl war damals für Rom nur zwischen streng neutraler Haltung oder aber einer energischen, politisch höchst vortheilhaften Unterstützung der bedrohten Etrusker. In Rom aber wählte man den aussichtslosen Weg einer diplomatischen Intervention. Als diese fehlschlug, nahmen die römischen Gesandten wider alles Völkerrecht an den Gefechten der Clusiner gegen die Kelten theil, und veranlaßten dadurch die mit Recht erbitterten Barbaren, von Clusium abzulassen und ihren Stoß unmittelbar gegen die Römer zu richten, deren Bürgerversammlung den Kelten die geforderte Genugthuung, nämlich die Auslieferung der schuldigen Gesandten, verweigerte.

Zu allem Unheil konnten die Römer in diesem Augenblick, wo ihnen der neue Krieg mit einem höchst gefährlichen Gegner drohte, über das Talent ihres Camillus nicht verfügen. Der große patricische Feldherr war ein stolzer, herrischer und rücksichtsloser Mann, und hatte neuerdings den Zorn der Plebejer durch verschiedene Mißgriffe auf sich gezogen, die namentlich mit der Verfügung über die enorme Beute von Veji zusammenhingen; nicht minder durch seine starre Unterstützung der patricischen Ablehnung der auf bedeutende Assignationen in der Mark von Veji gerichteten plebejischen Forderungen. Schließlich war er von den Tribunen wegen „Veruntreuung“ an der Beute von Veji angeklagt worden, und da er seine Verurtheilung bei den Tributcomitien für sicher ansehen mußte, so hatte er sich (391) ins Exil nach Ardea zurückgezogen und war abwesend zu einer Geldbuße von 15,000 Assen (7000 R.-Mark) verurtheilt worden. Bei der Wahl der Consulartribunen für d. J. 390 vergriff sich das Volk vollständig, wie man denn sowohl seitens des Volkes als der Heerführer die Gefahr eines Kampfes mit den ebenso zahlreichen als tapferen Kelten, deren Fechtart man noch nicht kannte, und die man als Barbaren gering achtete, in bedenklicher Weise unterschätzt hat.

Genug, als die 70,000 Kelten des Brennus oder Heerkönigs dieser Schaaren am 18. Juli 390 — (so nach der gebräuchlichen Zeitrechnung, während richtiger dafür erst das Jahr 388 angenommen werden müßte,) — nur $2^1/_5$ geographische Meilen vor Rom an dem Bache Alia, einer Wasserader, die zwischen Crustumerium und Fidenä auf dem linken Ufer der Tiber diesem Strome zugeht, auf das römische Heer stießen, nahmen die Dinge sehr schnell eine für die Römer höchst nachtheilige Wendung. Die römische Armee, (die in der ältesten Zeit vielleicht aus der Masse des Fußvolks und einem aus den tüchtigsten und angesehensten Kriegern zu Roß gebildeten Vordertreffen bestanden hatte,) war damals noch nach alter griechischer Weise so geordnet, daß die Reiter auf den Flügeln standen und das Fußvolk als Phalanx zu wahrscheinlich acht Gliedern Tiefe geordnet hauptsächlich den Kampf führte. Bisher hatten die Römer nur mit Gegnern von analoger Kriegsweise gestritten. Jetzt stießen sie auf die Kelten, die ihnen als Männer von riesiger Gestalt, mit zottigem Haupthaar und langem Schnauzbart, wildem Geschrei und grimmem Blick entgegentraten und sich, den ungeheuren Schild in der einen Hand, mit langen, freilich schlecht gestählten, bloßen Schwertern in der anderen, in dichten Colonnen mit wildem, ungestümem „Elan" und in rasendem Anlauf auf die italischen Linien stürzten. Unbeschadet ihrer Tapferkeit sind die römischen Soldaten zu wiederholten Malen im Laufe ihrer sonst so ruhmreichen Geschichte nicht im Stande gewesen, gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit neuen und unbekannten Gefahren der lähmenden Wirkungen des jähen Entsetzens, des panischen Schreckens Meister zu werden; ganz besonders in ihren Kriegen mit den verschiedenen nordischen „Barbarenvölkern". Auch diesmal widerstanden die lateinischen Soldaten, von unerfahrenen Führern ohne Talent und Geistesgegenwart schlecht geleitet, den neuen und fremdartigen Schrecknissen nicht. Noch wußten sie selbst nicht, daß diese Kelten, wenn ihre wüthenden Sturmangriffe an einer ruhigen Abweisung zurückprallten, nicht allzu schwer in arge Verwirrung gebracht, — noch kannten sie die schwachen Seiten gar nicht, die diesen naturfrischen Haufen, wenn ihnen ein gewandter Feldherr gegenüberstand, höchst gefährlich werden konnten. Genug, die Römer holten sich an der Alia eine schwere Niederlage, die dadurch für die Hauptstadt noch verderblicher wurde, daß ein großer Theil der Fliehenden über die Tiber sich nach Veji gerettet und die Hut der römischen Ringmauer aufgegeben hatte. So wurde die Unterstadt Rom unhaltbar. Als nach drei Tagen die Kelten hier einrückten, war alles Volk geflüchtet, nur die capitolinische Burg zu entschlossener Vertheidigung tüchtig in Stand gesetzt. Rom wurde jetzt von den Barbaren geplündert, dann vollständig in Asche gelegt. Diese Zerstörung ist auch für die älteste Geschichte dieses Staates in hohem Grade unheilvoll geworden. Denn mit Ausnahme der nach auswärts und der auf die Burg geretteten Urkunden jeder Art ging in den Flammen der Unterstadt damals alles Material zu Grunde, welches den Späteren als rechte und

echte Unterlage für die Herstellung einer wirklichen Geschichte dieses Staates hätte dienen können. Es blieb vorläufig nur die Erinnerung der Zeitgenossen lebendig an die selbsterlebte letzte Vergangenheit, nicht minder, — obwohl vielfach getrübt und gefärbt, — die Tradition im Großen von der Geschichte der Republik seit dem Sturze des mit Höllenfarben gezeichneten letzten Tarquiniers, und im Detail in den Hauschroniken der großen Herrengeschlechter des römischen Adels. Aber für die Urzeit der Könige wucherte nun üppig die Legende, die Sage, der Mythus jeder Schattirung empor. Um die erhaltenen monumentalen Reste der Vorwelt, wie um die lebendigen religiösen, sacralen, und juristisch-politischen Alterthümer rankte sich, aus ihnen selbst herausgesponnen und herausersonnen, eine andere Reihe von Mythen und Sagen, die endlich alle, angelehnt an die (anscheinend in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts begründete) wieder restaurirte und immer weiter geführte pontificale Stadtchronik (wie sie neben Rom jede latinische Stadt führte) und die wirklich erhaltenen echten Urkunden des Staates, wahrscheinlich schon *vor* der Zeit, wo eine römische Litteratur zu entstehen anfing, schon vor der Vollendung der Römerherrschaft über ganz Italien, vielleicht schon in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. durch die Pontifices zusammengefaßt wurden. Ehe nachher die römische Annalistik die alte Geschichte ihrer Heimat verarbeitete, hatte auch die griechische Historiographie das ihrige gethan, um die richtige Erkenntniß der altrömischen Geschichte zu verwirren.

Der römische Stolz, der später nur höchst ungern eine Niederlage eingestand, oder noch lieber durch eine Reihe sekundärer Vortheile, Heldenthaten und Heldensagen die Erinnerung an durchschlagende, unheilvolle Katastrophen der Nation verdeckte, veredelte, und mindestens verklärte, hat auch die furchtbare keltische Episode nur verhüllt der Nachwelt zu erzählen erlaubt. Aber es gilt als sicher gestellt, daß nur die zähe Ausdauer und Tapferkeit, mit welcher die römische Heldenschaar das Capitol vertheidigte, damals die Zukunft Roms gerettet hat. Die lange erfolglose Blokade der römischen Burg, die Fieber des römischen Sommers und Herbstes, mehrfache unglückliche Gefechte mit römischen und latinischen Schaaren bei Requisitions- und Raubzügen in das innere Land hinein, erschöpften nun allerdings die Kraft der *Kelten*. Aber nur der Umstand, daß die letzteren, — als ihnen nach siebenmonatlicher Blokade die Kunde von einem Einbruche der Veneter in das neugewonnene Gebiet der Senonen am Padus zukam, — sich bereit finden ließen, gegen Zahlung einer schweren Summe Geldes den Rückzug anzutreten, befreite die römische Mark damals von diesen schlimmen Feinden, die den Römern seit dieser Zeit bis zu der endlich durch Julius Cäsar in umfassendster Weise vollzogenen Blutrache und gänzlichen Unterwerfung wiederholt der Gegenstand der schwersten Besorgniß, des Schreckens und des Hasses gewesen sind.

Damit war nun der *römische Staat* allerdings vom unmittelbaren Untergange gerettet. Die Hauptstadt aber, wo sich nun die Einwohner von

allen Seiten her wieder zusammenfanden, war eine öde Brandstätte. Noch schlimmer: der Staat als solcher war durch diese gewaltige Erschütterung nicht allein unmittelbar schwer heimgesucht worden, sondern die erschütternde Niederlage der Römer hob auch nach verschiedenen Seiten hin den Muth der feindlichen Nachbarn wieder, und nöthigte das tapfere Volk von Neuem zu einer Reihe erschöpfender Kriege, ähnlich wie nach der Beseitigung der alten Monarchie. Da war nun für die Römer der gewaltige Kriegsheld und Staatsmann Camillus, den man jetzt aus dem Exil zurückberief, nach verschiedenen Seiten hin ein rettender Helfer. Es war zumeist sein Einfluß, unter welchem (389) der kleinmüthige Gedanke, die öde Stätte der Unterstadt Rom aufzugeben und nach Veji überzusiedeln, aufgegeben worden ist. Die Stadt Rom ist dann möglichst schnell wieder aufgebaut worden; aber freilich, in solcher Nothlage, so sehr ohne Plan, Ordnung und Rücksicht auf Schönheit, ja selbst ohne Rücksicht auf das unterirdische Kanalnetz, so sehr als ein Gewirr enger und krummer Gassen, daß erst viele Jahrhunderte später, unter den Kaisern Augustus und Nero, die gewaltige Metropole der Welt an der Tiber auch zu einer wirklich schönen Großstadt umgestaltet werden konnte.

Noch weit werthvoller ist aber für das restaurirte Rom während einer langen Reihe von Jahren das Feldherrngenie des Camillus geworden. Es ist wohl wahr, sobald Rom erst wieder zu seiner vollen Kraft gekommen war, sobald nur erst neue Kämpfe mit den Kelten, — die nur langsam in ihren Sitzen zwischen Padus, Adria und Apenninen einigermaßen zur Ruhe sich bequemten, und bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. noch wiederholt ihre greulichen Raubzüge nach Mittelitalien wiederholt haben, — für die römischen Waffen günstig ausfielen, konnte Rom den Italikern wie den Rasenern als ein starkes Bollwerk ihres Wohlstandes und ihrer Civilisation gegen die Ueberfluthung durch so wilde Barbaren erscheinen. Allmählich hat über dieser Erwägung auch wohl der frühere Gegensatz zwischen Römern und Rasenern an Schärfe verloren. Aber, so wie in den letzten Gewaltkämpfen um die Herrschaft über Italien die gegen Rom coalirten italischen Stämme sich nicht bedacht haben, die Hülfe der blutigen keltischen Schwertkolonnen gegen die Römer anzurufen, so wenig bedachte die kurzsichtige Art der mit Rom seit Alters oder erst neuerdings verfeindeten Stämme in seiner Umgebung sich, gleich nach dem Abströmen der keltischen Mordbrenner die Waffen gegen das geschwächte Rom zu erheben. Und da war es nun eben Camillus, dessen kriegerische Größe seinem Volke in zahlreichen Kämpfen eine Reihe kostbarer Siege gewann, die übrigens auch jetzt namentlich dadurch möglich wurden, daß die Feinde der Römer, wie es früher und später so oft sich wiederholt hat, den Kampf gegen Rom meist vereinzelt und ohne planmäßiges Zusammenwirken unternahmen.

Zunächst waren die Jahre 389—377 v. Chr. für Rom überaus schwer und gefahrvoll. Zuerst erhoben sich die Volsker und die Aequer im Jahre 389. Sie wurden aber durch Camillus dermaßen geschlagen, daß

seit 388 die Aequer volle 84 Jahre lang nicht mehr auf dem Kampfplatze erscheinen, und seitens der Volsker nur noch die Kantone von Antium und Eceträ den Kampf fortsetzten. Inzwischen hatten aber auch die südlichen Etrusker, namentlich die von Tarquinii, den Krieg begonnen. In langem blutigem Ringen behaupteten die Römer ihre alten Erwerbungen bis zum ciminischen Walde, bis dann seit 385 die Waffen auf dieser Seite wieder für längere Jahre ruhen. Dafür wogte der Kampf noch längere Zeit in dem latinischen Lande. Gerade unter den Latinern und Hernikern hatte sich allmählich, theils aus partikularistischer Abneigung gegen die Last der römischen Hegemonie, theils in Folge verschiedener egoistischer Maßregeln der Römer, und mehrerer politischer Schritte, die auf eine stärkere Bevormundung der Verbündeten abzielten, — wozu namentlich die mit 384 verfügte Maßregel gehört, daß einerseits die von nun an neu gegründeten, mit (S. 46 und 93) latinischem Rechte begabten kolonialen Orte nicht mehr mit der eidgenössischen Gemeinschaft verbunden, andrerseits in privatrechtlicher Hinsicht insofern isolirt wurden, daß Verkehrs- und Ehegemeinschaft eines jeden derselben zwar mit Rom, aber nicht mit den übrigen latinischen Gemeinden gestattet ward, — eine erhebliche Unzufriedenheit gegen Rom bemerkbar gemacht. Latiner und Herniker hatten bereits sehr zahlreiche Schaaren freiwilliger Krieger zu den Volskern stoßen lassen. Nun aber gehen seit 383 den letzten Volskerkämpfen mehrere Versuche der latinischen Städte zur Seite, durch bewaffneten Aufstand sich von Rom unabhängig zu machen. Schon 385 waren Veliträ und Circeji abgefallen, nun empörten sich 383 auch Lanuvium, 382 auch Präneste. Aber alle diese vereinzelten Erhebungen wurden von den Römern mit starker Hand niedergeschlagen, die stark kompromittirten Tusculaner 381 genöthigt, ihr Gemeinwesen (bei einer gewissen factischen Communalselbständigkeit) aufzugeben und in den römischen Bürgerverband einzutreten, und bis zum Jahre 377 auch die Volsker dermaßen geschlagen, daß sie seit dieser Zeit nicht wieder an eigentliche Kriege gegen Rom denken konnten.

Unter diesen Kämpfen und wahrscheinlich auch im Hinblick auf den neuen keltischen Feind entwickelte sich unter starkem reformirenden Einfluß des Camillus allmählich die neue, specifisch römische Gruppirung, Gefechtsordnung und Bewaffnung der römischen Armee, die ihre volle Ausbildung und Durcharbeitung dann später noch durch die langen Kriege mit den starken sabellischen Hochlandsstämmen erhalten hat. Das wesentliche Moment dieser Reform war, daß die Römer ihre Massen auseinanderzogen, numerisch zahlreicher gliederten, die verschiedenen Abtheilungen beweglicher machten, und an Stelle der alten Phalangenaufstellung mit der Stoßlanze und dem Drucke der Massen das System einführten, wo einerseits die verschiedenen Theile des Heeres unter Aussonderung einer wohlgesparten Reserve nach einander ihre Kraft zur Geltung brachten, andrerseits Alles auf die Schulung und Tüchtigkeit jedes einzelnen Mannes ankam.

Das Heer wurde in verschiedene Legionen getheilt, so daß jetzt auf die einzelne Legion 4200 Mann kamen. Dieselben wurden, 1200 Mann Veliten oder Plänkler (junge Mannschaften mit ledernen Sturmhauben, kleinen runden Schilden, kurzen Degen und leichten Wurfspießen) abgerechnet, in 30 Manipeln oder Kompagnien schweres Fußvolk eingetheilt. Stand die Legion in Gefechtsordnung, so war sie in drei Treffen geordnet, die nicht mehr nach dem Vermögen der Bürgersoldaten, sondern nach dem Dienstalter geformt und bewaffnet waren. Das erste Treffen bestand aus zehn Manipeln der Hastaten zu je 120 Mann, die in der Gefechtsstellung durch breite Zwischenräume (in der Breite der Manipelfront) von einander getrennt waren. Die Hastaten, die jüngsten der nicht mehr zu den Veliten zählenden Krieger der Legion, führten Helme von Erz mit drei mächtigen rothen oder



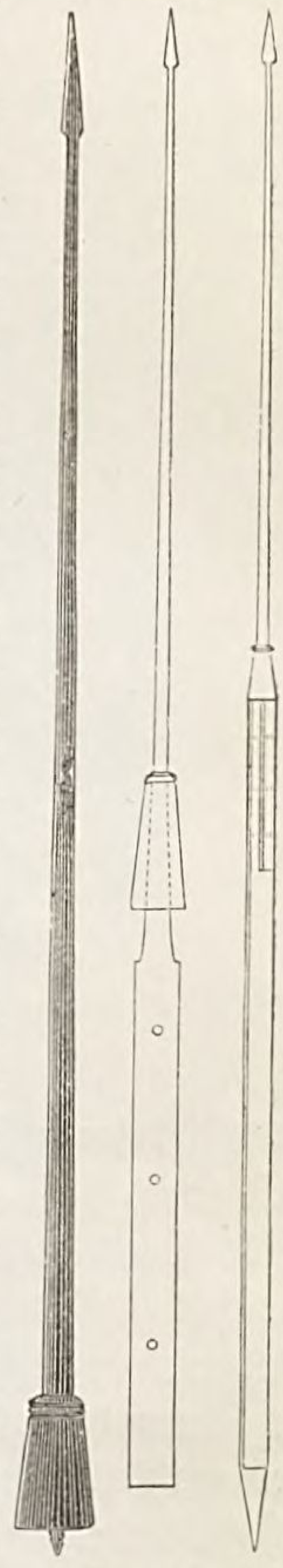
Soldat in der Lorica.
(Severusbogen.)



Soldat in der lorica squamata.
(Severusbogen.)

schwarzen Federn, einen mit Eisenblech auf der Brust beschlagenen Lederkoller, für die linke Hand ein viereckiges, cylinderförmig gewölbtes, aus Leder geformtes und mit Eisen beschlagenes Langschild. Die furchtbaren Angriffswaffen der Hastaten waren jetzt einerseits das italische Pilum; dieses ein etwa elf Pfund schwerer, aber auch zum Stoß- und zum Nahkampfe brauchbarer Wurfspieß von 6′ 4″ Länge, der aus einem starken runden oder auch vierkantigen Holzschafte von $2\frac{3}{4}$″ Durchmesser und 4′ 3″ Länge und einer ebenso langen eisernen, drei- oder vierkantigen, nur oben gestählten Spitze bestand, welche letztere an dem Ende, wo sie mit dem Holze zusammenhing, gabelförmig getheilt und so von zwei Seiten über den Schaft gezogen und daran mit Nägeln befestigt war. Im Gefecht schleuderten die Hastaten ihre Pila in verschiedenen Salven auf eine Entfernung von 10 bis 12 Schritt in die Reihen der Gegner, um dann mit dem starken, kurzen, doppelschneidigen,

zu Hieb und Stoß gleichmäßig brauchbaren, am liebsten aber zum Stoß angewendeten Schwerte die Blutarbeit zu vollenden. Hinter dem ersten Treffen der Legion, weit genug entfernt, um demselben überall freie Bewegung zu lassen, standen in derselben Ordnung, aber so, daß die Lücken des ersten Treffens durch die Manipeln des zweiten gedeckt wurden, die in gleicher Stärke aufgestellten 10 Manipeln des zweiten Treffens, der sogenannten Principes, die in derselben Art gerüstet waren; diese die mittleren Jahrgänge der Soldaten enthaltend, zur Ablösung, Aufnahme und Unterstützung der Hastaten bestimmt. Endlich als mächtige Reserve standen hinter den Lücken der Principes wieder die 10 Manipeln der zusammen 600 ältesten Krieger der Legion, der Triarier, die mit metallenen Panzern und langen Stoßlanzen bewehrt waren. Diese schachbrettartige Aufstellung der Legion nannten die Römer die Aufstellung „im Quincunx". Die römischen Truppen, die unter einer furchtbar harten, mit Todesstrafen und Auspeitschung schrecklich freigebigen Kriegszucht standen, gewannen über die Gegner endlich noch dadurch ein Uebergewicht, daß es üblich wurde, jeden Platz, wo die Truppen auch nur für eine Nacht lagerten, durch regelmäßige Umwallung gleichsam in eine Festung zu verwandeln. Dadurch konnten die Römer je nach Bedürfniß und Ermessen ihre Schlachten schlagen und ablehnen, und im Falle eines unglücklichen Gefechts hinter ihren Lagerwällen einer völligen Auflösung entgehen.



Das Pilum.

So glücklich nun aber auch nach der keltischen Katastrophe die Römer im Felde und in der auswärtigen Politik gewesen sind, so schwer war doch für lange Zeit jetzt wieder die Lage der Plebejer. Die Zerstörung der Hauptstadt, die Verwüstung der Mark durch die Kelten, die schweren Kosten der Wiederherstellung des Zerstörten, dann die unablässigen Kriege seit 389 v. Chr. wirkten auf die materielle Lage namentlich der mittleren und kleineren plebejischen Grundbesitzer überaus nachtheilig. Auch die Ausführung vieler Bauern zu den neuen Kolonien war für dieselben wenig nutzbar, weil dieselben noch lange eben nur Militärstationen blieben. Ganz ähnlich wie zur Zeit der Entstehung des Tribunats gerieth sehr schnell ein erheblicher Theil der Plebejer wieder in schwere Schuldennoth. Und während die meisten der Patricier bei ihren viel reicheren Hülfsmitteln und bei fortgesetzter Ausnutzung des Domaniallandes die schwere Krisis vergleichsweise leicht überstanden, wurden sie wieder wie vor hundert Jahren die nur allzu harten Gläubiger der ärmeren Plebejer. Das wie wir wissen noch immer schrecklich harte Schuldrecht wurde nach wie vor mit großer Herzenshärte und Unbarmherzigkeit angewendet, der dann die Plebejer ihren zähen Trotz und bitter-

böse Hartnäckigkeit entgegenstellten, und die Noth der Zeit, wie die finanzielle Abhängigkeit eines namhaften Theiles der Bauern von den patricischen Gutsnachbarn führte nun dahin, daß thatsächlich die Altbürger ein tüchtiges Stück ihrer seit Ausgang des fünften Jahrhunderts erheblich erschütterten politischen Suprematie wieder eroberten. Unter dem Drucke dieser Verhältnisse und gegenüber einem adeligen Führer wie Camillus, der damals bei aller militärisch-politischen Bedeutung noch immer als ein schroffer Patricier auftrat, erlahmte auch die Kraft der tribunicischen Opposition, und das Recht



Legionar mit dem cingulum militiae.



Höherer Offizier mit dem Cinctorium.

(Von der Trajanssäule.)

der Plebejer auf die Theilnahme an dem Consulartribunat wurde bald wieder fast ganz illusorisch. Auch die an die Tage des unglücklichen Spurius Cassius Viscellinus und des Spurius Mälius erinnernde Wuth und Blutgier, mit welcher der hochgesinnte Patricier Marcus Manlius, zur Zeit der keltischen Belagerung in dem gefährlichsten Moment der Retter des Capitols, nun (385) in seiner Energie und ungestümen Art zunächst der aufopfernde Wohlthäter der nothleidenden Plebejer, dann energischer Agitator zu Gunsten der Bauernschaft, dabei auch der eifrige Rivale des Camillus, — von den argwöhnischen Standesgenossen zuerst moralisch gemißhandelt, dann auf bedenkliche Wege getrieben, endlich (384, wahrscheinlich) durch die Curien zum Tode verurtheilt wurde, steigerte zunächst nur die machtlose Erbitterung des Demos.

Die Rettung aus dem Sumpfe der Noth und zugleich die der Hauptsache nach abschließende, heilsame und durchschlagende Wendung in dem langwierigen Ringen der Gemeinde mit den Geschlechtern ist erst eingetreten, als aus der eigenen Mitte der Plebejer zwei Führer von ausgezeichneter politischer Gewandtheit heraufgewachsen waren, die es verstanden, mit ebenso

großer Feinheit als Zähigkeit zugleich die politischen Interessen der großen plebejischen Familien und die großen materiellen Interessen der mittleren und der ärmeren Bauerschaft zu vertreten, zu verbinden, und die Plebs dabei festzuhalten, und dadurch endlich einen auf die Dauer unwiderstehlichen Druck auf die Geschlechter auszuüben.



Römischer Grabstein (Bonn).[1])

Diese Männer waren Gajus Licinius Stolo und Lucius Sextius Lateranus. Als Volkstribunen traten dieselben zuerst im Jahre 376 v. Chr. mit einem System von Rogationen auf, die im Sinne ihrer klugen politischen Taktik ein unzertrennliches Ganze ausmachen sollten. Zur Erleichterung der plebejischen nothleidenden Schuldner sollte erstens von den auf denselben lastenden Schulden das, was bereits an Zinsen bezahlt war, in Abzug gebracht, der Rest aber binnen drei Jahren in Gestalt gleicher Raten abgetragen werden. Ferner sollte es von jetzt ab Niemandem mehr erlaubt sein, von den zur „Occupation"



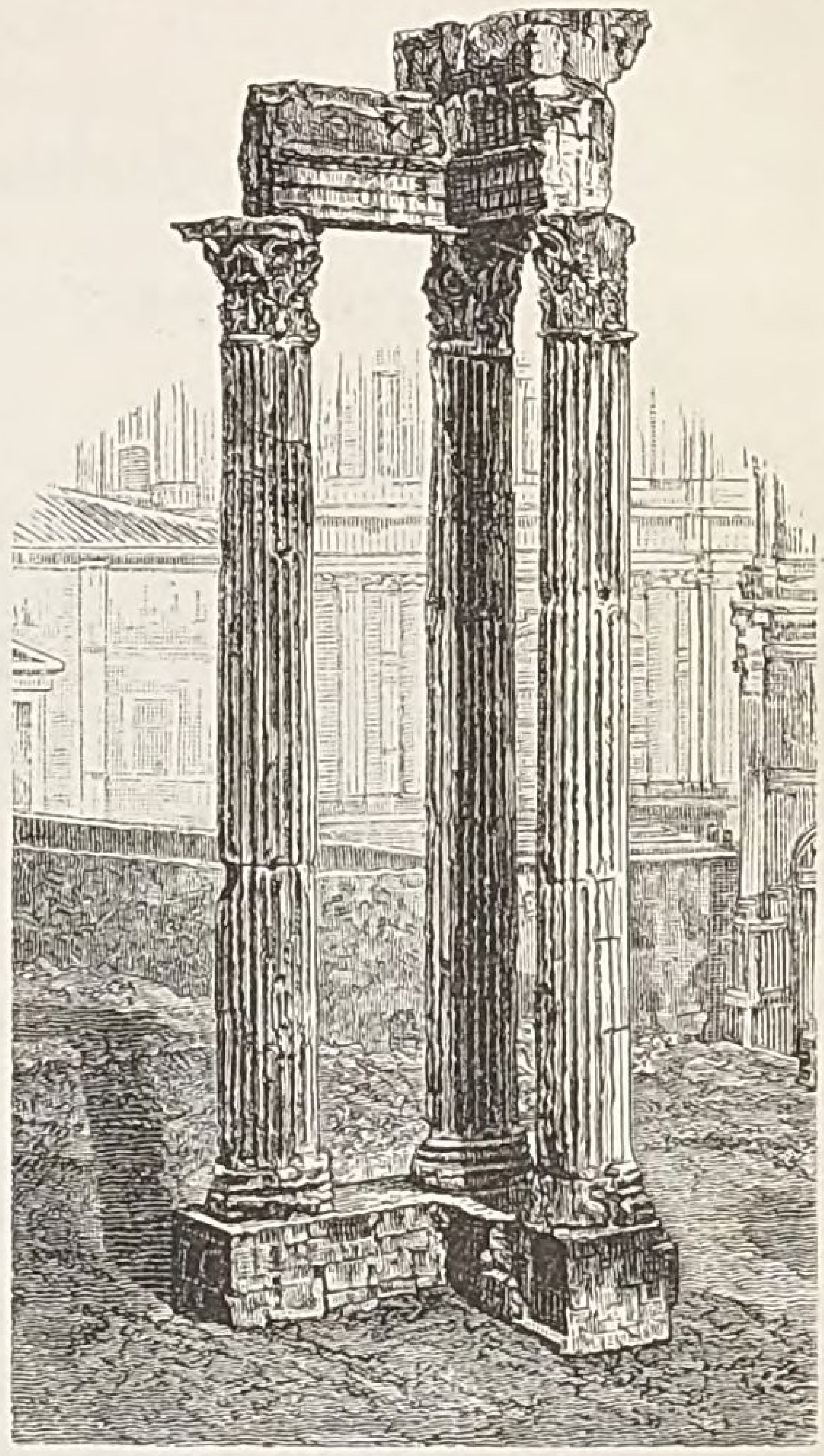
Römischer Grabstein (Mainz).[2])

1) (Natürlich erst aus der Kaiserzeit.) Denkstein des Pintejus, Signifer der 5. Cohorte der Asturier ($^1/_{18}$ der natürlichen Größe). Der Verstorbene ist in voller Kriegsrüstung dargestellt. Ueber der schurzförmig gefalteten Tunica trägt er das Panzerhemd und über diesem noch einen eng anschließenden Waffenrock von Wolle oder Leder. Ein metallbeschlagener Gürtel hält das Schwert an der linken Seite und ein ebensolcher den Dolch an der rechten. Den Unterleib deckt eine Anzahl nebeneinander herabhangender Riemen, an ihren Enden mit halbmondförmigen Beschlägen verziert. Der Helm, dessen Wangenbänder sichtbar sind, ist mit einem Thierfelle bedeckt, das mit seinen übereinandergelegten Vordertatzen auf der Brust befestigt ist. Die rechte Hand hält das Signum. Der Stein ist bei Bonn gefunden und befindet sich in dem dortigen Museum. 2) Grabstein des Dalmatiers Andes von der Claudianischen Ala ($^1/_{18}$ der natürlichen Größe). Die Darstellung zeigt den von einem leichtbewaffneten Fußgänger begleiteten Reiter in voller Rüstung zu Pferde, über einem am Boden liegenden Feinde. Bei aller Rohheit und Ungeschicklichkeit der Ausführung gibt die Skulptur doch die Bewaffnung und namentlich das Sattelzeug des Pferdes mit seinen langen Riemenquasten hinreichend genau. Der Stein ist bei Zahlbach gefunden und befindet sich in dem Mainzer Museum.

bestimmten Domanialländereien mehr denn 500 „Jugera" (= 494 Morgen) Landes zur Acker- und Gartenwirthschaft in Besitz zu haben, und auf der gemeinen Weide einen Viehstand von mehr denn 100 Stück großen und 500 Stück kleinen Viehes zu halten; höchst wahrscheinlich wurde damit zugleich das Recht der Theilnahme an der Benutzung der Ager publicus auch für die Plebejer gefordert. Zunächst sollte es möglich werden, die durch den Staat von den Patriciern zurückzunehmenden, über das Maß der 500 Jugera hinausgehenden, domanialen Grundstücke zur Assignirung an Plebejer zu gewinnen, und ferner sollte die Plebs die Chance erhalten, für neues von ihr als Eigenthum oder nur in Besitz zu gewinnendes Ackerland Vieh zu kaufen, wenn die adeligen Gutsherren sich veranlaßt sehen würden, auf Grund des neuen Gesetzes einen Theil ihrer bisher übergroßen Viehheerden zu veräußern. Dazu wollte die Rogation die Gutsbesitzer verpflichten, unter ihren zahlreichen Feldarbeitern eine zu der Anzahl ihrer Ackersklaven im Verhältniß stehende Anzahl freier Arbeiter zu verwenden. Nach der specifisch politischen Seite hin verlangten drittens die Tribunen, welche die illusorische Art der bisherigen Form der Berechtigung der Plebejer auf die Theilnahme an der höchsten Staatsleitung gar sehr erkannt hatten, daß unter Beseitigung des Consulartribunats das Consulat hergestellt und von nun ab stets die eine der beiden Consulnstellen aus den Reihen der Plebejer besetzt werden sollte. Endlich begehrten sie für die Plebejer den Zutritt zu dem einen, jüngsten, der drei großen Priesterthümer, dem auf zehn Mitglieder zu vermehrenden Collegium der Orakelbewahrer.

Diese Rogationen, die mit Einem großen Sturmangriff die Hauptschanzen der Altbürger der Plebs öffnen sollten, riefen natürlich einen höchst lebhaften Kampf hervor. Der Adel suchte sich mehrere Jahre lang dadurch zu decken, daß er wiederholt mehrere der übrigen Tribunen dafür gewann, gegen die Anträge der beiden großen plebejischen Führer ihr Veto einzulegen. Als Gegendruck hinderten dafür Licinius und Sextius, die von der Plebs zehn Jahre hinter einander zur Leitung des Tribunats erwählt wurden, fünf Jahre lang durch ihre Intercession (375 bis 371) die Erwählung von Consuln oder Consulartribunen. Ihre Agitation unter der Gemeinde war allmählich so wirksam, daß sich zuletzt kein Tribun mehr fand, der im Sinne des Adels gegen ihre Anträge zu intercediren wagte. Als nun 368 auch der Versuch des Senats scheiterte, mit Hülfe der Dictatur die entscheidende Beschlußfassung in den Tributcomitien zu hemmen, da gab der Adel zunächst in Sachen des Priesterthums nach, und versuchte nun die Plebs zu beschwichtigen, indem er versprach, die sozialen Rogationen zulassen zu wollen, falls man auf die politische verzichten würde. Es galt eben für die Geschlechter, den Alleinbesitz des Consulates für sich zu behaupten. Nun aber erklärten Licinius und Sextius ihren schwankenden Standesgenossen, daß sie nur unter der Bedingung eine neue Wahl zu Tribunen für das Jahr 367 annehmen würden, daß ihre gesammten Rogationen zusammen zur Annahme gelangten. Und als sie auf

diese Erklärung hin wirklich wieder gewählt wurden, als die Plebs fest zu ihnen hielt, da erkannten die klugen Männer unter den Geschlechtern, daß es Zeit sei nachzugeben. Der greise Camillus, der siebenmal das Consulartribunat und viermal die Dictatur geführt hatte, wurde im Jahre 367 nochmals zum Dictator ernannt, und unter seiner Vermittlung kamen nun die Rogationen der Tribunen zur Annahme, erhielten Gesetzeskraft. L. Sextius wurde zum Consul für 366 ernannt. Um aber das letzte Widerstreben der Patricier zu besiegen, die in den Curien sich noch immer weigerten, dem designirten plebejischen Consul die Bestätigung (S. 65) zu ertheilen, ihm das „Imperium" zu verleihen, erzielte hier die Vermittlung des Camillus einen Ausgleich dahin, daß die richterlichen Functionen vom Consulat abgetrennt und einer neuen, den Geschlechtern vorzubehaltenden Magistratur, der Prätur, zugetheilt werden sollten. Im Zusammenhange mit dem Abschluß dieser Kämpfe ist nun auch noch der plebejischen Aedilität die neue patricische zur Seite gestellt worden. Diese adeligen Aedilen, die mit der Marktaufsicht und der damit verbundenen Polizeigerichtsbarkeit betraut waren, wurden nach ihrer ständigen Gerichtsbarkeit die curulischen genannt.



Reste des Concordiatempels.

Der greise Held Camillus, der im Jahre 367 auch über ein Heer bis nach Latium vorgedrungener Kelten bei Alba einen großen Sieg erkämpft hatte, beschloß seine glänzende, zuletzt noch durch weise Vermittlung in dem Ständekampfe gekrönte, politische Laufbahn, indem er nach Herstellung der inneren Ausgleichung diese auch religiös weihte und am Fuße des Capitols, auf einer über dem Comitium erhöhten Fläche, ein Heiligthum der Concordia, der Eintracht stiftete, um dann selber im Jahre 365 zu seinen Vätern versammelt zu werden.

Dritter Abschnitt.

Die Vereinigung Italiens unter Roms Hegemonie.

Erstes Kapitel.

Die Samnitenkriege.

Mit dem glänzenden Erfolge des Licinius und Sextius war in den großen inneren Staatsfragen Roms der Sieg der Gemeinde über die Geschlechter entschieden worden. Es kam nun darauf an, diesen Sieg ebensowohl sicher festzuhalten, als für die gesammte Nation wirklich nutzbar zu machen. Da zeigen sich nun demnächst für längere Zeit noch zwei sehr verschiedene Strömungen. Auf der einen Seite nämlich war die Gemeinde dermaßen in Fluß gerathen, dermaßen wieder von dem Bewußtsein ihrer Kraft erfüllt, daß sehr schnell nach einander die neuen Bollwerke in die Hand der Plebejer fielen, welche die Geschlechter eben noch als neue Schanzen für sich aufgerichtet hatten. So ist namentlich die neue curulische Aedilität schon im folgenden Jahre nach ihrer Einsetzung der Plebs geöffnet worden. Die Geschlechter gaben zu, daß von da ab adelige und plebejische Curulädilen Jahr um Jahr abwechselten. Viel bedeutsamer war es aber, daß schon im Jahre 356 in der Person des Gajus Marcius Rutilus ein Plebejer das Amt des Dictators bekleidete; es war derselbe Mann, der 350 auch die Censur verwaltet hat. Es drang eben bei den Altbürgern bald die Ueberzeugung durch, daß es thöricht und hoffnungslos sei, die ihrer Kraft und ihres Rechtes bewußt gewordene Plebs noch länger von der wirksamen Theilnahme an der Staatsleitung ausschließen zu wollen. Dazu kam aber, daß in den neuen schweren Kämpfen der Mitte und der letzten Hälfte des laufenden Jahrhunderts die Plebejer eine so treffliche Haltung zeigten, die plebejischen Heerführer so eminent altrömische Kraft und Tüchtigkeit bewährten, daß der noch bestehende Gegensatz zwischen den beiden großen Ständen immer mehr an Schärfe und Bedeutung verlor.

Nichtsdestoweniger dürfen wir uns bis in die Zeit hinein, wo die athletischen Kämpfe mit den Samniten die Römer nöthigten, ihre Kräfte bis auf das Aeußerste anzuspannen, das Verhältniß zwischen Adel und Gemeinde keineswegs als besonders freundlich vorstellen. Auf der einen Seite herrschte doch noch immer bei einem nicht geringen Theile der Altbürger eine andere

Strömung vor, als die verständigen Politiker dieses Standes billigen und gern sehen konnten. Es gab noch immer viele Patricier, die gern im Detail das illusorisch gemacht hätten, was im Großen der Plebs staatsrechtlich gewährt worden war. Bis zum Jahre 343 setzte diese Restaurationspartei es wirklich noch sieben Male durch, daß zwei patricische Consuln gewählt wurden. Diese Reaktionsversuche nahmen erst ein Ende, als im Jahre 342 die Gemeinde als trotzige Antwort auf die letzte Wahl von zwei altbürgerlichen Consuln förmlich den Beschluß faßte, die Besetzung beider Consulnstellen durch Plebejer zu gestatten. Es steht aber dieser letzte Beschluß anscheinend im Zusammenhang mit gefährlichen Bewegungen dieser Zeit, mitten unter sehr schwierigen Verhältnissen der Republik zu ihren bisherigen latinischen Bundesgenossen. Trotz der Erfolge des Licinius und des Sextius auch nach der sozialen Seite war doch die schwierige materielle Lage der Plebs nicht so schnell und so leicht zu verbessern. Die allgemeine Geschichte des römischen Staates seit der licinisch-sextischen Gesetzgebung zeigt in ihrem Detail Motive genug, welche es begreiflich machen, wie die Bauernschaft trotz vielfach ausgeführter Kolonien sozial noch immer unter einem schweren Drucke stehen konnte. Gefährliche keltische Einfälle, italische Kriege, Pestseuchen, Hungersnoth waren schwer zu überstehen. Und das ewige Leiden der Verschuldung blieb andauernd ein hartes Problem für die römischen Staatsmänner, wurde wiederholt ein treibendes Motiv für bedenkliche Bewegungen der ärmeren Bauernschaft. In diesem Sinne war 357 das Maximum des Zinsfußes von $8^1/_3$ oder 10 Procent zu großer Erleichterung der Plebs (S. 68) entweder eingeführt oder, wenn es wirklich schon zur Decemviralzeit beschlossen gewesen, nachher aber wieder in Vergessenheit gerathen war, erneuert worden. Und wie im Jahre 352 das Schuldenwesen von Staatswegen wieder regulirt und den Schuldnern Hülfe gebracht werden mußte, so wirkte es noch weit vortheilhafter, daß man sich 347 entschloß, bei einer neuen Prüfung dieser leidigen Frage den Zinsfuß auf $4^1/_6$ oder 5 Procent herabzusetzen. Wie es scheint, so erzeugte dann 342 politische und soziale, auch in die Armee hinein verbreitete, Unzufriedenheit sehr gefährliche, und von einem Theile der Truppen unterstützte Unruhen, die schließlich (abgesehen von einigen speciell militärischen Forderungen und von der angeblichen, natürlich ganz unhaltbaren, momentanen Abstellung aller Zinsen — ein Punkt der Tradition, dessen richtige Deutung noch nicht gelungen ist) doch wieder dahin führten, daß die Stellung der Plebs wesentlich nach der politischen Seite hin erheblich verbessert, schließlich jedes politische Amt den Gemeinen zugänglich gemacht wurde, womit in der neuen Zeit nun auch sehr erhebliche materielle Vortheile für die Plebejer sich verbanden. Außer dem Plebiscit (s. oben), welches die Zulassung zu beiden Consulnstellen aussprach, soll damals die Wiederwahl desselben Mannes zum Consulat oder andern hohen Aemtern vor Ablauf von 10 Jahren und die gleichzeitige Führung mehrerer Aemter durch denselben Mann untersagt worden sein. Es ist nicht sicher, wie weit mit dieser Bewegung, oder aber mit den

erheblichen neuen Veränderungen in den römisch-latinischen Zuständen in dieser Zeit die Gesetze im Zusammenhange stehen, die im Jahre 339 v. Chr. der plebejische Dictator Quintus Publilius Philo durchsetzte. Damals nämlich wurde festgestellt, daß die eine Censorenstelle stets durch einen Plebejer besetzt werden sollte. Vielleicht ist auch schon damals die Prätur, das Amt des übrigens auch zur Heerführung berechtigten Lord-Oberrichters, der Plebs eröffnet worden; wenigstens hat derselbe Publilius als erster Plebejer dieses Amt schon 337 v. Chr. bekleidet. Dazu aber wurde die Verbindlichkeit der Beschlüsse in den Tributcomitien für das Gesammtvolk von neuem eingeschärft, und ferner für die legislativen Beschlüsse der Centuriatcomitien (nach manchen sogar für die beiden Arten der Comitien) die Nothwendigkeit der Bestätigung durch die Curien aufgehoben. Seit dieser Zeit war in der That die ausschließliche Berechtigung der Altbürger nur noch auf den Besitz der Priesterthümer beschränkt. Während es zweifelhaft bleibt, ob die agrarischen Bestimmungen der licinisch-sextischen Gesetzgebung wirklich auf die Dauer nachhaltig zur Durchführung gekommen sind, hatte die Plebs nach der politischen Seite hin die vollständige Gleichberechtigung endlich erfochten. Ja, wie es sich in den mittelalterlichen Kämpfen im Innern der Städte Italiens mehrfach wiederholt hat, so war jetzt die staatsrechtliche Stellung der Patricier theoretisch ungünstiger geworden als die der Plebejer. Während es kein Staatsamt mehr gab, zu welchem die Plebejer keinen Zutritt gehabt hätten, so waren die Altbürger von den specifisch plebejischen Aemtern ausgeschlossen, und hatten nur noch auf eine Consuln-, und auf eine Censorenstelle ein unanfechtbares Recht. Die Hauptsache war aber doch, daß jetzt das römische Volk durch nichts mehr gehindert war, überall den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen, und nur so konnten die kolossalen Aufgaben wirklich gelöst werden, welche die letzte Hälfte des vierten, und das erste Drittel des dritten Jahrhunderts v. Chr. den Römern stellten.

Die blutigen Kämpfe auf dem römischen Bundesgebiet, mit denen wiederholte Aufstände der Volsker zusammengingen, nahmen gleich nach Abschluß des inneren Streites über die licinisch-sextischen Rogationen wieder ihren Fortgang. Sie wurden für die Römer zunächst um so beschwerlicher, weil sich, obwohl nicht in der Furchtbarkeit wie 390, seit 367 v. Chr. die schrecklichen Einbrüche der Kelten in Mittelitalien wieder erneuert hatten, und sich nun wiederholt mit den Fehden verschlangen, welche Rom mit Hernikern, Latinern und Volskern zu führen hatte. Der Heldengeist und die militärische Tüchtigkeit der Römer, die sich immer glänzender entwickelte, wurde aber allmählich aller dieser Schwierigkeiten Meister. Die Einfälle der Kelten, die sich bis 349 fortsetzten, nahmen seit dieser Zeit nach einem entscheidenden Siege der Römer über diese Banden im südlichen Latium für lange ein Ende. Sehr beschwerlich aber war es für Rom, daß 362 die Herniker offen von dem Bunde abfielen, denen sich dann im folgenden Jahre die latinischen Tibur-

tiner anschlossen, welche letztere sich nicht scheuten, mit einem in Latium damals einfallenden keltischen Heere gemeinsame Sache gegen Rom zu machen. Noch schwieriger wurde die Lage der Römer, als 358 auch die Rasener von Tarquinii mit Hülfe einiger Nachbarstädte, wie Cäre und Falerii, den Krieg gegen Rom eröffneten und mit abscheulicher Grausamkeit führten.

Trotzdem setzten die Römer es 358 durch, daß Herniker und Latiner das alte Bündniß mit der Hauptstadt an der Tiber noch einmal erneuerten. Diesmal freilich unter viel härteren Bedingungen als früher. Trotz der Beibehaltung mancher älterer Berechtigungen, namentlich in Sachen des Antheils am Kriegsgewinn, waren diese Verbündeten thatsächlich nicht viel mehr als römische Unterthanen, und die Gährung war andauernd so groß, daß wiederholt latinische Freischaaren auf anderen Kriegsschauplätzen gegen die Römer auftraten. Namentlich scheint Rom in dieser Zeit außer vielen andern Bevormundungen eine vollständige aristokratische Analogie der latinischen Gemeindeverfassungen mit seiner eigenen erzielt zu haben. Was dann die übrigen Gegner angeht, so mußten sich die Tiburtiner 354 zum Frieden bequemen. Die Rasener dagegen stellten erst 351 v. Chr. den Kampf ein. Tarquinii schloß „auf 400 Monate" seinen Frieden. Cäre dagegen verlor die halbe Feldmark, und wurde unter Aufzwingung des römischen Bürgerrechts, aber „sine suffragio", d. h. ohne aktives und passives Wahlrecht, in den römischen Staatsverband aufgenommen. Rom verwandelte also diesen bisher selbständigen Staat in eine unfreie, aber sich selbst verwaltende Gemeinde. Falerii trat 343 in ewigen Bund mit Rom. Im Süden aber, wo die letzten Zuckungen der Volsker zu Ende gingen, hatten die Römer auch schon deren nächste Nachbarstämme ins Auge gefaßt. Schon 357 war Privernum erobert und kolonisirt, und 345 den Aurunkern die Stadt Sora am Liris entrissen worden, so daß Roms Vorposten jetzt den starken südlichen sabellischen Völkern ganz nahe standen.

Da ist es nun charakteristisch, wie die Römer in diesen Zeiten ihre ersten diplomatischen Beziehungen anknüpfen mit jenen Völkern, die nachmals so lange ihre welthistorischen Gegner werden sollten. In eine sehr ferne Zukunft hinein warf seine Schatten der erste Handelsvertrag, den (denn die Thatsächlichkeit eines angeblich bereits im Beginn der republikanischen Zeit geschlossenen wird stark bezweifelt) die Römer 348 mit Karthago schlossen. Ganz unmittelbar aber in die nächste große Kriegsperiode leitet hinüber das „Freundschaftsbündniß", welches das römische Volk 354 mit den Samniten geschlossen hat.

Rom war im Jahre 345 unbestritten die herrschende Macht in Mittelitalien. Die Römer machten aber jetzt zum ersten Male die Erfahrung — die sich später, als sie erst Italiens Grenzen nach allen Richtungen hin überschritten und ein Weltreich mit den Waffen zusammengebracht hatten, in den großartigsten Dimensionen ihnen noch mehrmals wiederholt hat, — daß ein erobernder Militärstaat auf die Dauer nicht mehr lediglich nach seinem Be-

lieben die Linie bestimmen kann, wo er seinen Eroberungen ein Ziel stecken will. Und im Gefühl ihrer frischen und ausgiebigen Kraft haben sich die Römer auch gar nicht gescheut, in immer neue politisch-militärische Beziehungen einzutreten, die sie auf der blutigen Bahn des Krieges immer weiter führten, und es für den starken lateinischen Herrenstaat in Mittelitalien bald ebenso nothwendig, als erwünscht machten, die Suprematie über ganz Italien, das heißt jetzt und noch lange, über die gesammte Halbinsel der Apenninen zu erringen. Den Anstoß aber zu dieser für die ganze Zukunft der italischen Völkerfamilie bedeutungsvollen Wendung gaben im Jahre 343 v. Chr. schwere Verwicklungen in dem sabellischen Süden.

Wir haben bereits in der Darstellung der Geschichte Griechenlands, namentlich da wo von dem Fürstenthum des Hauses der Dionyse von Syrakus während der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr., und von der Entwicklung der großen Handelsstadt Tarent die Rede war, wiederholt der sabellischen Völker des italischen Südens zu gedenken gehabt, die seit Anfang des vierten Jahrhunderts nicht nur die (S. 13) ältere Schichtung italischer Bevölkerungen in diesem Theile der großen Halbinsel überwältigt und unterworfen hatten, sondern auch den seit Alters hier bestandenen hellenischen Städten immer gefährlicher wurden. Es war zuletzt dahin gekommen, daß vor dem Drucke der Bruttier und der Lucaner die sämmtlichen Griechenstädte des tieferen Südens nur noch mühsam sich zu behaupten vermochten, daß eigentlich nur noch im Westen in Neapel, im Südosten in dem starken Tarent das Griechenthum in frischer und ungebrochener Kraft lebte. Aber über ihrer weiten Ausbreitung ist die sabellische Gruppe in sich vollständig zerfallen. Der griechische Kultureinfluß hatte sehr stark auf mehrere dieser Stämme eingewirkt; nur das Kernvolk der Samniten war bei allem vortheilhaften Handelsverkehr mit Tarent, wohin die Masse seiner landwirthschaftlichen Produkte ging, bei kräftig einfachen Sitten verharrt. Dagegen hatten namentlich die Campaner sich sehr wesentlich von der alten Art ihres Volkes entfernt, so sehr daß sie den Samniten nahezu wie ein fremdes Volk gegenüberstanden. Während die soldatische Kraft dieser Campaner sich auf Söldnerzügen verzehrte, zu denen campanische Lanzknechte sich lange mit Vorliebe von fremden, griechischen und karthagischen, Machthabern anwerben ließen, hatte der Zauber ihres wunderbar schönen und reichen Landes, zusammen mit griechischen Einflüssen, das Volk daheim theils verweichlicht, theils entsittlicht. Capua war, bei aller ritterlichen Tapferkeit und Bildung des Adels der Stadt, eine der sittenlosesten Städte jener Zeit geworden, zugleich der Punkt, wo die schnöde etruskische Lust an Fechterspielen zu besonders raffinirter Ausbildung gelangt ist, ehe noch die Römer diesen häßlichen Zug ihrer eigenen „Civilisation" einfügten.

Zwischen Campanern nun und Samniten gab es in der Mitte des

vierten Jahrhunderts v. Chr., — in jener Zeit, wo das makedonische Heerkönigthum unter dem gewaltigen Philipp die Herrschaft über die Balkanhalbinsel begründete, — wiederholt erbitterte Kämpfe. Diese nun sind es, welche zuletzt auch die Römer zum Eingreifen in die süditalischen Zustände veranlaßt haben.

Samnitische Heerhaufen, die auf Raub oder Eroberung auszogen, bedrängten die wichtigste Stadt der ausonischen Sidiciner, Teanum, südöstlich vom unteren Liris belegen. Umsonst riefen die Sidiciner die Hilfe der Campaner von Capua an, — die Capuaner wurden bei Teanum geschlagen, und nun warfen sich die Samniten wuchtig auf die campanische Hauptstadt selbst. Eine Niederlage der Capuaner an dem Berge Tifata veranlaßte sie, nunmehr die Römer um Hülfe anzugehen. Und als der Senat im Hinblick auf die vor elf Jahren mit den Samniten geschlossene Allianz den Antrag ablehnen mußte, da boten die Capuaner den Römern die gänzliche Unterwerfung ihrer Landschaft unter die römische Oberherrlichkeit an. Nun griffen die Römer kräftig zu. Sie forderten (343) die Samniten auf, das Gebiet von Capua sofort zu räumen. Und da die trotzigen Sabeller das in höchst drastischer Weise verweigerten, so blieb den Römern nichts weiter übrig, als den Samniten nunmehr den Krieg zu erklären.

Damit begann nun eine lange Reihe erbitterter Kämpfe, in deren Verlauf nach und nach die sämmtlichen noch unabhängigen Völker und Städte der italischen Halbinsel, ganz zuletzt sogar die Armee des gefürchteten epirotischen Heldenkönigs Pyrrhos, gegen Rom ins Feld rücken, die aber nach nahezu achtzigjähriger Dauer mit dem vollständigen Siege der Römer abschließen. Wenn aber die Römer den Sieg über so zahlreiche Gegner, die ihnen — vor Allen die Samniten, die Sabeller Mittelitaliens, die Kelten und die Molotter, — an Tapferkeit und Tüchtigkeit keineswegs nachstanden, die ihnen an Menge unendlich überlegen waren, zuletzt doch überall davongetragen haben, so lag der Grund davon im Folgenden. Die Römer hatten nicht nur ihre treffliche militärische Organisation, ihre beständig sich vervollkommnende, für italische und griechische Kämpfe ganz ausgezeichnet berechnete Taktik, ihre glänzende Begabung für das Kriegswesen für sich: sie waren auch allen ihren Gegnern an stolzem Staatsgefühl, an nationalem Bewußtsein, an ruhiger Consequenz, an klarer Erkenntniß ihrer Interessen und Ziele, und vor Allem an einheitlicher, festgeschlossener, politischer Organisation unendlich überlegen. Ihre ersten und achtungswerthesten Gegner, die edlen und ritterlichen Stämme des samnitischen Hochlandes (S. 16), befanden sich gegenüber dem römischen Einheitsstaate politisch noch immer in ziemlich primitiven Verhältnissen. In Samnium gab es keine führende Gemeinde, gab es keine Centralstadt, welche die locker verbündeten, specifisch samnitischen Stämme kraftvoll zusammenhielt. Die Kraft dieses Volkes beruhte auf den einzelnen Bauernschaften, die Gewalt in der aus ihren Vertretern gebildeten Versammlung, die im Falle der Noth den Bundesfeldherrn ernannte.

Aber es dauerte lange, bis die Gefahren des Römerkrieges die gesammte Masse der Kantone und der Stämme Samniums in vollen Fluß und zu energischer Vereinigung gegen die lateinischen Heere brachten. Und noch viel länger hat es gedauert, ehe auch nur die übrigen verwandten sabellischen Stämme, ehe die nördlichen Völker der Halbinsel vom Sabinerlande bis zum Arno und zu den umbrischen Apenninen, ehe die Kelten des adriatischen Niederlandes, und endlich die mächtige Griechenstadt Tarent sich zu Gunsten der Samniten in Bewegung setzten. Hatte die unter den schwierigen politischen Problemen dieses Zeitalters allmählich in glänzender Weise sich entwickelnde Kunst auswärtiger Politik der Römer lange Zeit hindurch große Mühe nöthig, um die Bildung gefährlicher Coalitionen der verschiedenen Gegner zu verhindern, so sind solche gegen Roms Uebergewicht gerichtete Coalitionen thatsächlich immer erst dann zu Stande gekommen, wenn der gerade wirklich entscheidende Moment schon vorüber war. Noch häufiger sind die Dinge in der Art verlaufen, daß die immer von Neuem auftretenden Helfer der Samniten ohne sichern Plan und in für Samnium nutzloser, für sie selbst verderblicher Vereinzelung auf dem Kampfplatz gegen Rom erschienen.

Eine wirklich zuverlässige Darstellung dieser langen Kriege ist erst für die späteren Phasen derselben möglich. Namentlich die Zeit seit dem ersten Zusammenstoß zwischen Römern und Samniten bis zu dem Auflodern des furchtbaren zweiten samnitischen Krieges ist bei der Zertrümmerung und Unzuverlässigkeit der erhaltenen Berichte nur ganz summarisch zu skizziren. Der erste Krieg also zwischen Römern und Samniten begann im Jahre 343 v. Chr. Derselbe wurde in Campanien geführt, und konnte nur als eine erste gegenseitige Kraftprobe gelten. Ob er nur ein Jahr gedauert hat, oder erst (wie die Ueberlieferung will) gegen Ende des J. 342 aufhörte, steht dahin. Genug, die Samniten, deren Aufmerksamkeit damals durch die energische Fehde der Tarentiner (Bd. I, S. 456) gegen ihre italischen Nachbarn beschäftigt war, und die Römer, die allen Grund hatten, einen neuen Aufstand der Latiner zu erwarten, schlossen schnell wieder mit einander Frieden, Bündniß, und einen Vertrag, welcher den Römern Capua überließ, den Samniten dagegen freie Hand ließ gegen Teanum und gegen die Volsker am oberen Liris. Und nun brach in der That 341 v. Chr. der höchst gefährliche neue Krieg der Latiner gegen die verhaßte römische Hegemonie aus. Die Latiner, so heißt es, forderten damals von Rom die Aufnahme in das volle Bürgerrecht der führenden Stadt und die Theilung aller höheren Beamtenstellungen zwischen ihnen und den Römern: also dasselbe etwa, was erst zu Anfang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts die Römer nach einem entsetzlichen Bruderkriege ihren italischen Verbündeten wirklich gewährt haben. Jetzt kam es darüber zu einem allgemeinen Aufstand, dem sich nur die Laurenter nicht anschlossen. Auch die Volsker erhoben sich noch einmal gegen Rom, und mit ihnen die Capuaner, die gar gern sich der Unterwürfigkeit unter den Senat wieder entzogen hätten. Nur der Adel von Capua, die Herniker,

und die römischen Kolonien in Latium (mit Ausnahme von Veliträ) hielten an dem Bündniß mit Rom fest. Aus ihrer sehr schwierigen Lage wurden die Römer hauptsächlich durch einen großen Sieg des Consuls (340) Titus Manlius Imperiosus Torquatus bei Trifanum (im Aurunkergebiete zwischen Sinuessa, Suessa und Minturnä) gerettet. Als auf diesem Schlachtfelde die Armee der Latiner und Campaner zertrümmert war, unterlagen in den beiden nächsten Jahren nach einander die noch im Aufstande verharrenden Orte der Latiner und Volsker.

Die für die gesammte Folgezeit wirkenden Schritte der Römer nach der Bändigung dieses Aufstandes gipfelten in der Auflösung des bisher bestandenen latinischen Bundes. Gegen eine Reihe der besiegten latinischen und volskischen Städte wurde das Recht des Siegers mit großer Strenge geltend gemacht. Verschiedene derselben mußten erhebliche Theile ihres Gebietes an Rom abtreten, mehrere andere wurden unter starker Beeinträchtigung der alten Einwohner mit römischen Kolonien besetzt, wie namentlich Antium und Tarracina. Veliträ verlor seine Mauern, sein Senat wurde aus der Stadt verwiesen, die Stadt nach Art von Cäre als unterthänige Gemeinde belassen. Der latinische Bund hörte auf ein politisches Gemeinwesen zu sein und wurde in eine lediglich religiöse Festgenossenschaft umgewandelt. Sonst aber isolirte Rom die verschiedenen alten Bundesstädte von einander. Nur mit Rom wurden jetzt die „ewigen Bündnisse“ der einzelnen Gemeinden geschlossen, das uralt bestandene Recht des Verkehrs und der Epigamie aber zwischen den verschiedenen Orten hörte jetzt auf. Einige Orte, wie Lanuvium, Aricia, Nomentum und Pedum, verloren ihre Selbständigkeit und wurden römische Bürgergemeinden, während die übrigen alten latinischen Plätze (zum Theil mit einigen aus Gnade bewilligten Resten der alten Bundesrechte) ihre sonstigen Rechte und ihre städtische Autonomie behielten.

Während nun der Senat die in Latium und in dem Volskerlande in Masse neu gewonnenen Ländereien dazu benutzte, um immer neue Schaaren aus den Familien der ärmeren plebejischen Bauern, wie der Pächter und Clienten auf den adeligen Gütern, zu kolonisiren, und durch die Ausdehnung solcher jetzt wirklich für die Plebs sehr nutzbaren und einträglichen Assignationen das latinische und volskische Gebiet mit einem starken Zusatz wirklicher Römer zu durchsetzen, die Romanisirung des Bundesgebiets energisch einzuleiten: so fesselten die Römer die eigentliche volskische und campanische Landschaft in anderer Weise an ihren Staat. Die wichtigsten Punkte dieser Gegenden, Fundi, Formiä, Capua, Cumä, und andere Plätze wurden in die Stellung abhängiger römischer Gemeinden nach Art von Cäre, in Capua zur Bildung einer römischen Partei der Adel (die 1600 Ritter) gegenüber der Gemeinde in eine durchaus privilegirte Stellung versetzt, dann aber schrittweise Alles vorbereitet, um auf der jetzigen römisch-samnitischen Grenzlinie, auf der Scheidelinie zwischen volskisch-campanischem und samnitischem Gebiet,

für den neuen Krieg, dessen Ausbruch über kurz oder lang man als sicher ansehen mußte, eine dichte, echt römische Bevölkerung anzusiedeln und mehrere starke Festungen anzulegen. Während in dieser Richtung die Kämpfe mit der Einnahme des aufständischen Privernum (329) schlossen, wo nachher massenhafte Assignationen stattfanden, legten die Römer 334 zwischen Capua und Teanum die wichtige Festung Cales an, und am oberen Liris wurde nicht nur in strategisch sehr wichtiger Stellung an Stelle der von den Samniten letzthin zerstörten Stadt Fregellä 328 die neue Römerfestung dieses Namens mit starken Massen von Ansiedlern errichtet, endlich auch — schon auf einem den Samniten vertragsmäßig gehörenden Terrain — Sora durch römische Truppen besetzt.

Die Samniten hatten der soliden und planmäßigen Basirung der römischen Militärmacht auf ihrer westlichen Grenze längere Zeit ganz ruhig zugesehen; einerseits wohl aus einer gewissen Trägheit, andrerseits weil ihre Aufmerksamkeit in den letzten Jahren ganz überwiegend durch die Kriegführung des molottischen Königs Alexander (Bd. I, S. 539 ff.) in Unteritalien, zuerst in tarentinischen Diensten, dann in seinem eigenen Interesse (332 bis 330 v. Chr.) gegen die sabellischen Stämme, in Anspruch genommen worden war. Die letzten offenbaren Uebergriffe der Römer dagegen, nämlich die Festsetzung derselben in Fregellä und Sora, machten sie ernstlich aufmerksam. Aus einer Fehde der Römer gegen Neapel, dessen griechische Einwohner durch die Samniten unterstützt wurden, dann aber (327) dieser Besatzung sich mit List entledigten, als ihnen Rom gleiches Bündniß, ewigen Frieden, volle Rechtsgleichheit und Befreiung vom Kriegsdienst zu Lande bot, entzündete sich seit 326 der furchtbare zweite samnitische Krieg, der mit einer kurzen Unterbrechung bis 304 v. Chr. gewüthet hat.

Dieser Riesenkampf zwischen den beiden tapfersten Nationen der italischen Völkerfamilie wurde von den Römern mit dem bestimmten Bewußtsein geführt, daß es sich dabei um die Herrschaft in Italien handelte. Militärische und diplomatische Arbeit begegneten einander dabei von beiden Seiten. Die Römer, die durch die wachsenden Dimensionen dieses Kampfes, der mit Alexanders des Großen sogdianischen und indischen Feldzügen, wie nachher mit den kolossalen Kriegen der großen Diadochen parallel lief, zu den gewaltigsten Anstrengungen genöthigt, und immer mehr gezwungen wurden, mit verschiedenen Heeren gleichzeitig zu operiren, führten den Krieg gegen das eigentliche Samnium in der Art, daß sie auf der einen Seite dahin arbeiteten, die samnitischen Stämme in ihr Hochland einzusperren, denselben die Glacislandschaften ihrer Bergfestung abzugewinnen, namentlich das gesammte Campanien, Apulien und Lucanien, endlich aber ganz Samnium rings durch starke Festungen und Militärkolonien zu umstellen, die dann durch Heerstraßen unter einander und mit Latium verbunden wurden. Zweitens versuchten die römischen Heerführer, unablässig gewaltige Stöße mit ihren Heersäulen in das samnitische Land hinein

zu führen, um hier die bewaffnete Volkskraft in entscheidenden Schlachten zu zertrümmern, und demnächst die wenig zahlreichen Städte und die dominirenden Positionen zu erobern. Endlich aber arbeitete die römische Diplomatie dahin, Bündnisse der Samniten mit deren natürlichen Verbündeten zu verhindern, ihnen vielmehr noch andere Feinde zu erwecken, was bei den Apulern, den alten Gegnern der Sabeller, keine Schwierigkeit hatte, und selbst bei den Lucanen den Römern wiederholt geglückt ist.

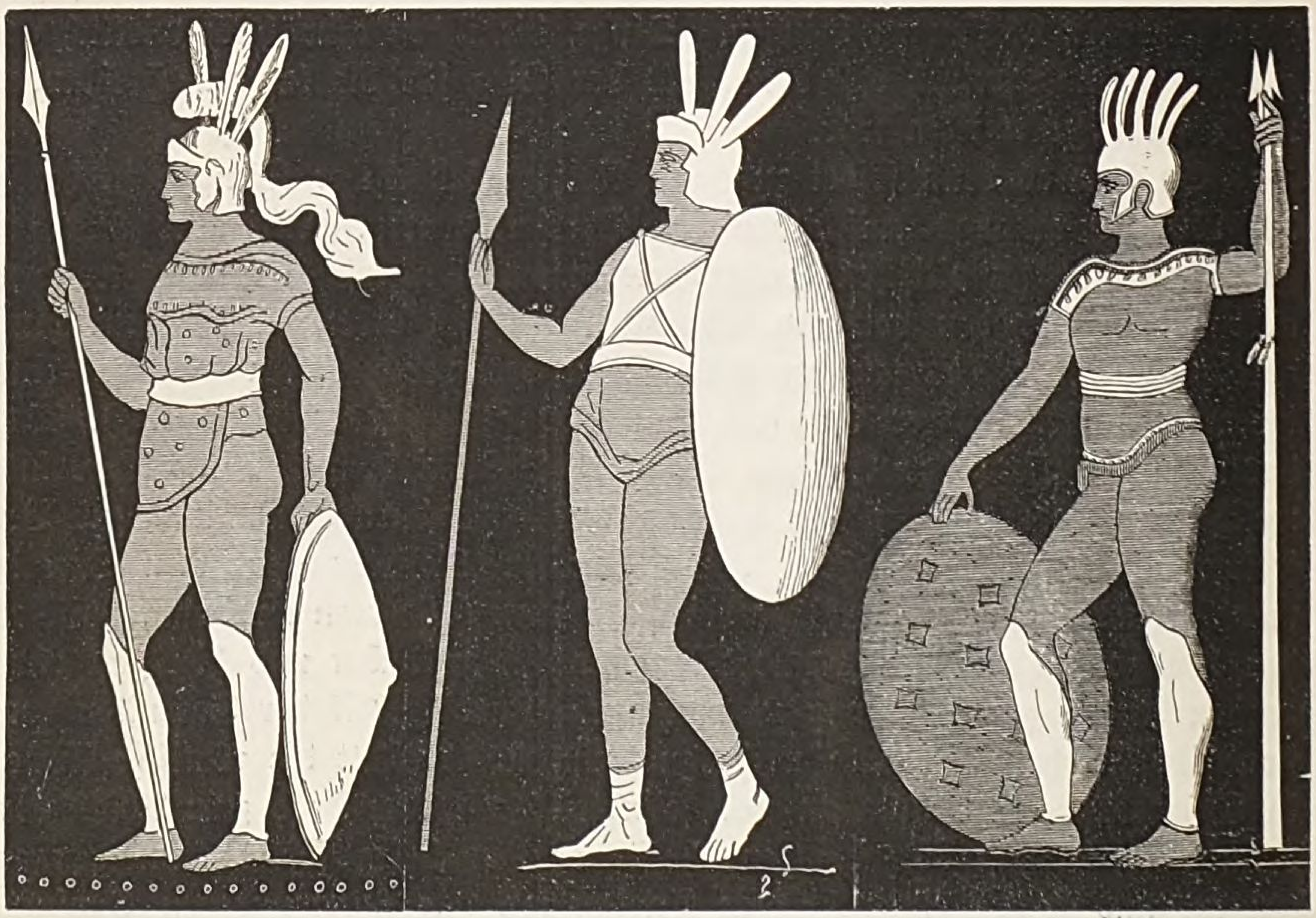
Die Samniten dagegen trachteten ihrerseits dahin, gewaltige Ausfälle aus ihrem Hochland zu machen, und einerseits die römischen Einschließungsversuche zu verhindern, die Heere der Römer schon auf dem Glacis von Samnium zu schlagen, das römische Netz zu zerreißen, und namentlich alle italischen Völker mit Einschluß der Griechen und der Kelten gegen die Römer in Waffen zu bringen. Dinge, die ihnen allmählich wirklich geglückt sind, nur freilich erst dann, als der Sieg für die tapfern Hochländer nicht mehr zu erzielen war.

So kam es denn sofort zu einer Reihe mörderischer Kämpfe, in denen die Römer anfangs entschieden im Vortheil waren. Als aber 322 die Zuversicht der samnitischen Kriegspartei momentan erschöpft war, trotzdem aber die Römer den von den Samniten ernstlich erbetenen Friedensschluß ablehnten: da entbrannte der helle Zorn des verzweifelten Volkes. Und ihrem trefflichen Führer Gavius Pontius gelang es wirklich i. J. 321, das römische Heer der Consuln Spurius Postumius und Titus Veturius, welche von dem campanischen Calatia aus quer durch Samnium zur Befreiung des, wie man hörte, von Samniten blokirten apulischen Luceria marschiren wollten, in die Pässe bei Caudium (wie man annimmt, zwischen den heutigen Orten Arpaja und Montesarchio) zu locken und hier fast ohne ernsten Kampf zur Ergebung zu nöthigen. Zum Unheil der Samniten verstand ihr Feldherr den Sieg nicht zu benutzen. Anstatt die römische Armee in Gefangenschaft zu behalten und seinerseits mit dem Rufe zum Abfall von Rom nach Latium vorzudringen, hoffte er den Krieg sofort beendigen zu können, und schloß einen billigen Frieden mit den überwundenen Consuln, der nur die Abtretung von Cales und Fregellä und die Herstellung des früheren Bündnisses stipulirte. Der Friede wurde von den Consuln und allen Stabsoffizieren beschworen, die Römer dann entlassen, — aber von den Samniten nach italischem Kriegsbrauche beschimpft, indem sie die Waffen strecken und unter dem „Joche", einem galgenartigen Gestänge, durchziehen mußten.

Die Samniten durften sich des Friedens nicht lange erfreuen. Der Senat verwarf den Friedensschluß, zu welchem die Consuln ohne Ratification der Bürgerschaft nicht befugt gewesen waren. Natürlich dachte man nicht daran, die Armee wieder in die Caudinische Einschließung zurückzuschicken, sondern beschloß, die Schmach mit Blut zu sühnen. Aber es machte auf den wackern Pontius, wie noch heute auf den modernen Leser, einen höchst widerwärtigen

Eindruck, daß die Verwerfung des Vertrages von einem der unangenehmsten Züge des Römerthums begleitet war, nämlich von dem Versuche, durch Wortklauberei und Anklammerung an den Buchstaben des Abkommens den Gegner materiell zu überlisten. Man lieferte nämlich, als ob damit die Sache erledigt gewesen wäre, den Samniten die Consuln und die Offiziere aus, welche den Frieden beschworen hatten. Die Ehrenhaftigkeit und das Rechtsgefühl der Samniten bestimmte diese jedoch, diese Sühnopfer nicht anzunehmen, sondern ungekränkt zu entlassen.

Das Glück stand aber den Samniten, nachdem in Folge ihres caudinischen Sieges anfangs auf verschiedenen Punkten ihnen Vortheile zugefallen, Luceria und Fregellä ihnen in die Hand gefallen waren, und auf mehreren Punkten die



Samnitische Krieger (Vasenbilder).

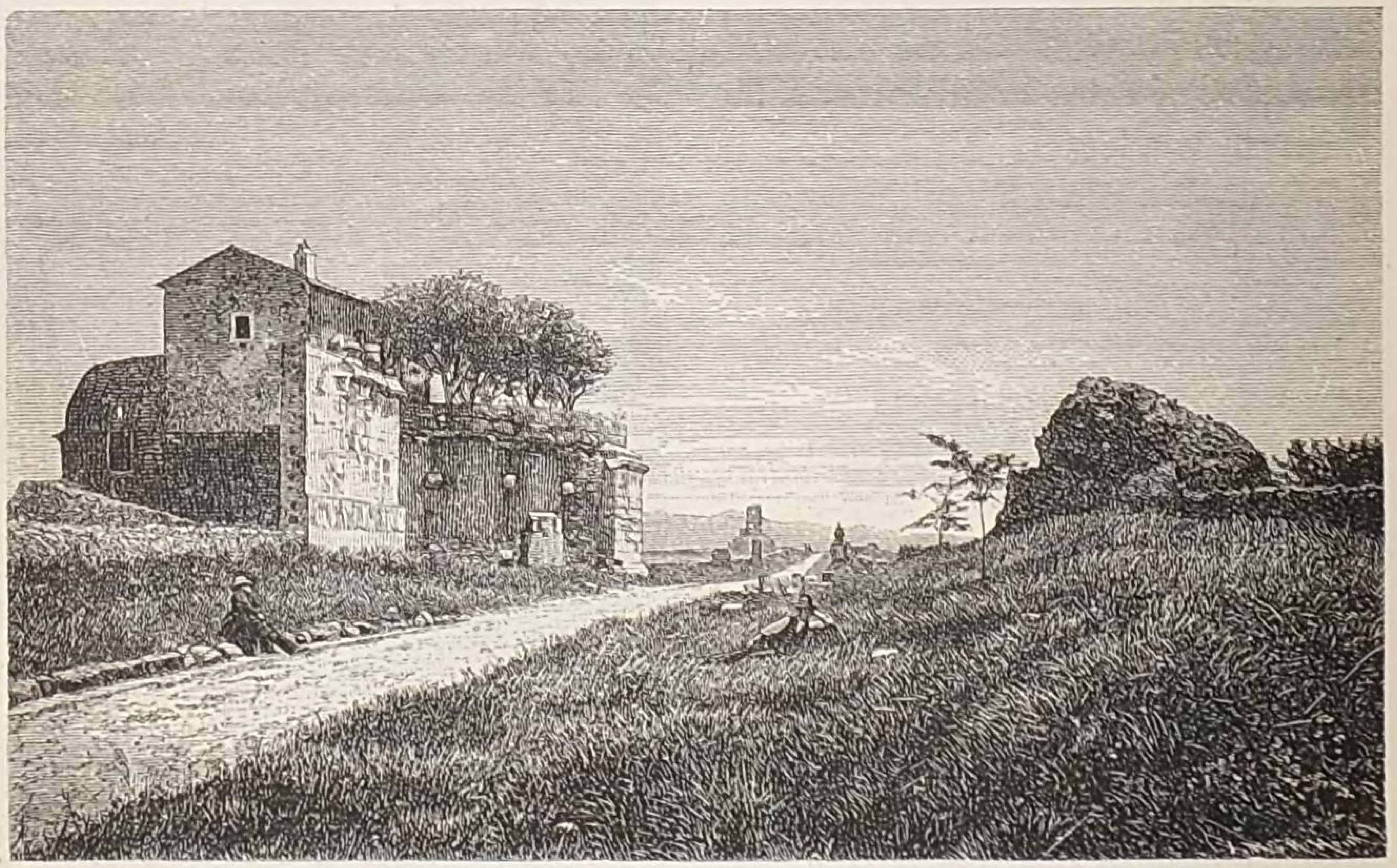
antirömische Partei sich zu regen begonnen hatte, im Ganzen nicht mehr zur Seite. Vielmehr trugen jetzt die ausgesucht tüchtigen römischen Feldherren, namentlich der alte tapfere Plebejer Q. Publilius Philo und der eiserne, unerschütterliche, dabei kaustisch witzige Patricier, Papirius Cursor, ein Altbürger zähester Art, der von sich wie von seinen Leuten in Disciplin und soldatischer Arbeit das Höchste forderte, fortschreitend größere Erfolge davon. Der Krieg wurde in der oben skizzirten Weise längere Jahre überwiegend auf den campanischen und apulischen Glacislandschaften und am Liris geführt, endlich auch, nachdem noch 315 die Samniten in dem Paß von Lautulä im Volskerlande einen erheblichen Sieg gewonnen, 314 im nördlichen Samnium bei dem Hauptplatze Bovianum. Bis zum Jahre 313 hatten die

Römer nicht nur alle unruhigen Bewegungen in ihrer Unterthanenschaft blutig erstickt, sondern auch Apulien, Campanien und die Lirislinie sich fest gesichert, und begannen nun (314 bis 312) ihre Stellung gegen das nördliche Samnium durch neue Militärstationen und Kolonien zu stärken, die dieses Land bereits im Halbkreise von Saticula im Westen bis Luceria im Osten umspannten, wo eine halbe Legion bleibend aufgestellt wurde. Mehr aber, wie die Linie von Rom nach Luceria die Samniten von dem Norden abschnitt, so wurde zur Fesselung des Landes von Rom bis Capua die große Heerstraße, die Via Appia, 312 v. Chr., erbaut, welche damals der berühmte Censor Appius Claudius mit jener Kunst italischer Straßenbauten anlegen ließ, die den Italienern noch heute nicht abhanden gekommen ist.


Samnitischer Krieger (Vasenbild).

Nun endlich erhoben sich auch nach einander die übrigen Italiker für die Samniten. Nicht zwar die Griechen von Tarent, die freilich jetzt mit denselben sehr ernsthaft sympathisirten, aber nicht zur rechten Zeit zu dem Entschlusse gekommen sind, mit voller Kraft für sie einzutreten. Dagegen brachen i. J. 312/11 v. Chr. die Etrusker los, denen dann 309 die Umbrer gefolgt sind. Auf diesem neuen nördlichen Kriegsschauplatze bewährte sich nun neu das Feldherrngenie und die Kühnheit des jüngeren römischen Helden Quintus Fabius Rullianus, eines hochbegabten Patriciers, der in seiner Weise, Neues, Ungewöhnliches, von dem starren Herkommen Freies zu pflegen, schon in die Reihe von Männern tritt, wie später der Sieger von Zama. Die ungeheuren Anstrengungen der Römer in diesen entscheidenden Jahren trugen ihre Früchte. Rullianus hat als Consul 310 mit damals angestaunter Kühnheit den ciminischen Wald (bei Viterbo) überschritten und die Rasener am vadimonischen See aufs Haupt geschlagen. Ein neuer Sieg (309) der Römer bei Perusia erschütterte die Rasener so sehr, daß sie sich 308 zu einem Frieden auf viele Jahre hinaus bequemten, und dadurch dem Rullianus es möglich machten, gleich nachher die zum Gewaltmarsch auf Rom gesammelten Gesammtaufgebote der Umbrer bei Mevania, einer im Alterthum strategisch sehr bedeutsamen Stelle der Halbinsel, am Clitumnus zu zertrümmern. Inzwischen waren die verzweifelten Versuche der Samniten,

ihren nordischen Helfern die Hand zu reichen, ebenfalls gescheitert. Als sie nämlich auf dem besten Wege waren, i. J. 310 durch die Kantone der Marser und Sabiner zu marschiren, und den Consul Gajus Marcius Rutilus geschlagen hatten, warf ihnen der Senat mit äußerster Anstrengung ein neues Heer unter dem alten Papirius Cursor entgegen. Als Dictator beschloß der alte Feldherr seine Laufbahn durch einen gewaltigen Sieg über die prachtvoll gerüsteten letzten Kerntruppen der Samniten bei Longula (309 v. Chr.). Damit war zwar noch nicht der Muth und die Ausdauer, wohl aber die Kraft der Samniten einstweilen gebrochen. Die verspätete Erhebung der kleinen sabellischen Völker Mittelitaliens zwischen dem Sabinerlande und der Adria, zwischen Samnium und Umbrien, 308, blieb für die Samniten ebenso nutzlos, als der Aufstand der meisten Herniker (306), der für diese dieselben Folgen hatte, wie der 338 gedämpfte für Latium, und 304 jener der

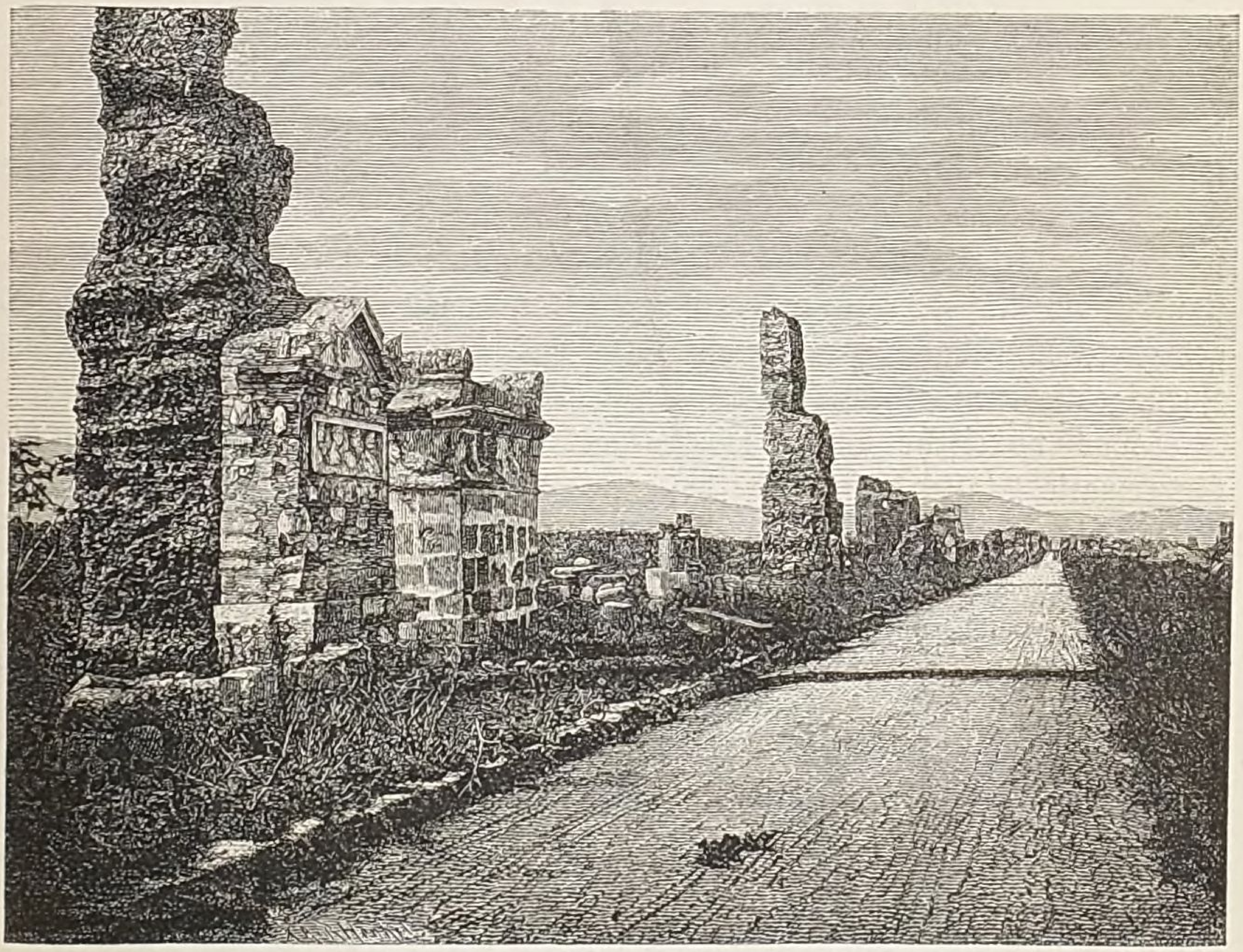


Partie von der Via Appia.

Aequer. Als endlich die Römer von Campanien und von der Adria her (305) vor Bovianum sich vereinigten, diese Stadt nach einem letzten Siege über den Samniten Statius Gellius genommen hatten, war deren Muth dahin. Im Jahre 304 v. Chr. schlossen die Samniten und ihre sabellischen Verbündeten mit den Römern Frieden, der — zunächst noch unter dem verhüllenden Namen des „gleichen Bündnisses" — ihre thatsächliche Unterwerfung unter Roms Suprematie besiegelte. Auch die Tarentiner (Bd. I, S. 581), die formell immer nur gegen Roms lucanische Verbündete gefochten hatten, schlossen gleich nachher mit dem Senate einen Frieden, der, wie wir wissen, den römischen Kriegsschiffen verbot, das bruttische Cap Lacinium zu umsegeln.

Dem Riesenkampfe zwischen Römern und Samniten ist nun auch die

innere Entwickelung in interessanter Weise parallel gegangen, und zwar im Sinne der immer vollständigeren Ausgleichung zwischen Adel und Gemeinde. Allmählich öffneten sich, — mit Ausnahme der politisch minder bedeutenden, — auch die sacralen Genossenschaften den Plebejern, und zwar gab (300 v. Chr.) die Lex Ogulnia ihnen den Zutritt zu den Collegien der Pontifices und Augurn, indem sie die Zahl beider von 6 auf 9 vermehrte und in beiden Collegien die Stellen zwischen Altbürgern und Plebejern gleichmäßig theilte. Die ausgezeichnete Tüchtigkeit der plebejischen Feldherren und der Heldenmuth der plebejischen Soldaten räumten innerlich noch viele



Via Appia.

alte Vorurtheile weg, obwohl es noch in viel späterer Zeit an einzelnen Scenen altpatricischer Schikane bei einzelnen Wahlen nicht gefehlt hat. Bedeutungsvoll ist aber geworden, daß seit dem Schwinden der politischen Bedeutung des alten patricischen Adels sich eine neue regierende Aristokratie bildete, die sogenannte Nobilität, die überwiegend aus den vornehmen Familien der Plebs sich ergänzte und in welcher alte und neue Adelsfamilien auf Grund der Bekleidung der curulischen Staatsämter sich zusammenfanden. Auch äußerliche Abzeichen für die Familien des neuen Adels fehlten nicht, die zunächst von den agnatischen Descendenten curulischer Beamten geführt wurden. Dahin gehören der goldene Fingerring, der silberne Pferdeschmuck, der Purpurbesatz der Toga, endlich auch die goldene Amuletkapsel als Ab=

zeichen der Senatorenkinder. Wir zeigen noch hernach, wie noch vor Abschluß dieses Zeitalters auch gegen die neue Nobilität eine sehr maßvolle, im besten Sinn demokratische Opposition sich zu regen begann. Einstweilen aber waren Volk und Adel mit einander in guten Verhältnissen. Nach der sozialen Seite hin wurde es wichtig, daß das Pötelische Gesetz (326 oder 313) den Schuldprozeß verbesserte. Es wurde dadurch jedem Schuldner, der seine Zahlungsfähigkeit eidlich erhärtete, gestattet, durch Abtretung seines Vermögens seine persönliche Freiheit zu retten, und fernerhin festgestellt, daß kein römischer Bürger anders als auf den Spruch von Geschwornen hin in die Schuldknechtschaft abgeführt werden könne. Wenn ferner auch das bedenkliche System beibehalten wurde, welches die Occupation des Domaniallandes erlaubte, so gestaltete sich doch die Lage der ärmeren Bauernschaft in Folge der großen Eroberungen und neuen Landgewinnungen seit 338 v. Chr. immer günstiger, indem einerseits die gute Lage der römischen Finanzen dem Senat erlaubte, von der Erhebung des Tributum Abstand zu nehmen, andrerseits aber viele Tausende der Männer des mittleren und kleineren Bauernstandes als Ansiedler über einen großen und schönen Theil Italiens ausgebreitet, und dadurch auch die Lage der in der alten römischen Mark Zurückgebliebenen erheblich erleichtert wurde.

Das römische Volk, wie es aus den grimmigen Kämpfen um die Suprematie Italiens zu Ende des 4. Jahrhunderts heraustritt, bietet sehr viele achtungswerthe Züge dar. An unangenehmen Zügen fehlt es freilich auch nicht. Der souveräne Tugendstolz der Altrömer, wie er in vielen Momenten ihrer historischen Litteratur uns entgegentritt, berührt oft abstoßend. Nicht minder die Neigung, harte und herzlose Behandlung des besiegten Gegners unter wohlklingenden Namen zu verhüllen. Die Neigung, unter buchstäblicher Erfüllung eines geschlossenen Vertrages unter Umständen den Gegner sachlich zu überlisten, ist uns ebenfalls schon bekannt. Am häßlichsten aber erscheint, — neben der allen Klassen gemeinsamen, von der relativ humanen Art der Hellenen scharf abstechenden kalten Härte, wie gegen sich selbst und gegen die zartesten Gefühle, so gegen jeden Gegner, und neben der ebenso allgemeinen Habsucht, — ein Rest alter wüster Barbarei, die den Römern erlaubt, bis herab auf Tiberius, mit seltenen Ausnahmen auch die in ehrlichem Kriege überwundenen Führer ihrer Feinde nach dem Siege hinzurichten, immer aber die gefangenen Häuptlinge (später auch deren Frauen und Angehörige) dem Volke in der Stadt bei dem Triumphzuge zu zeigen.

Dagegen erscheint andrerseits dieses Volk der Quiriten, diese Masse wesentlich grundbesitzender Familien in allen Abstufungen des Besitzes, als ein kernhaftes Bauernvolk mit allen tüchtigen Eigenschaften eines solchen. Die Rusticität, mit einer gewissen stattlichen Grandezza verbunden, die doch in der Art des Vergnügens die derbste ländliche Lustigkeit, und in der Debatte, wie im Privatverkehr den schärfsten kaustischen (oft auch rohen) Witz mit Vorliebe pflegt, läßt die Römer noch sehr, sehr lange nicht zur Aus-

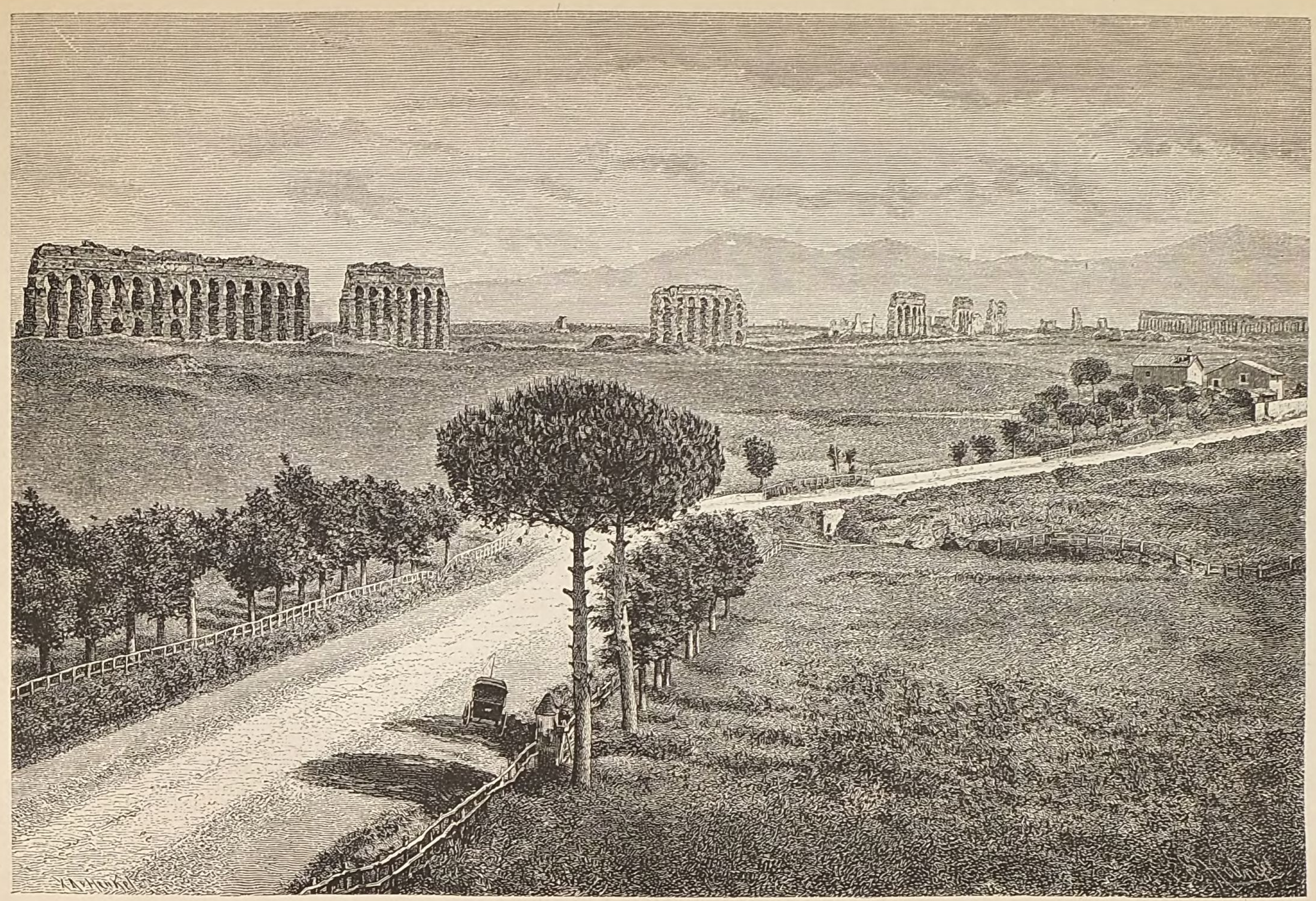
bildung feinerer Lebensformen und zur Pflege der, zur Freude an den Künsten und Wissenschaften nach Art der Griechen kommen. Aber mit ihr hängen Eigenschaften der besten Art zusammen. Die praktische Tüchtigkeit der Römer auf allen Punkten des öffentlichen, wie des privaten Lebens war schon für die Griechen ein Gegenstand der Bewunderung. Die strenge Zucht und Sitte ihrer Familien und sogar ihrer männlichen Jugend; die Zuverlässigkeit des Römers, seine Achtung vor dem gegebenen Manneswortc, seine Solidität in Geldsachen, sein Ehrgefühl, sein Rechtssinn, machten ihn unter der Völkerwelt des Mittelmeers zu einer hochachtbaren Erscheinung. Rechnen wir dazu das tiefe Staatsgefühl, den energischen Patriotismus der Römer, ferner die strenge Disciplin im Heer und als Bürger, der er sich unterwarf, die zähe Ausdauer, die ausgiebige Leistungsfähigkeit, endlich die eherne Pflichttreue und imposante Herrscherkraft dieses Soldatenvolkes, so begreift es sich leicht, wie auf die Dauer kein anderer Stamm der Halbinsel diesen „Söhnen des Vaters Mars" widerstehen konnte.

Nichts desto weniger hatten sich schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. neue innere Schwierigkeiten von einer Seite her entwickelt, an welche man zur Zeit der Kämpfe zwischen Adel und Gemeinde nur erst sehr wenig gedacht hatte. Es war dieses die Sklaverei. Noch war Rom sehr weit entfernt von der Zeit, wo zum Unheil für seine Zukunft dieser starke Staat ein Sklavenstaat nach Art der nordamerikanischen Südstaaten vor dem letzten Kriege genannt werden mußte. Aber schon in jener alten Zeit hatte die Sklavenwirthschaft viele Uebelstände nach sich gezogen. Noch war allem Anschein nach die Zahl der aus überseeischen Ländern zugeführten Kaufsklaven in Rom gering. Aber die vielen Kriege und das scheußliche antike Kriegsrecht führten auf dem Wege der Kriegsgefangenschaft sehr zahlreiche Menschen aus allen Stämmen Italiens als Sklaven nach Rom. Noch waren sie freilich meistens Haus- und noch mehr Ackersklaven; aber das System des Adels, auf dem Ager publicus große Stücke zu occupiren, scheint schon früh die Wirthschaft mit Ackersklaven im größeren Umfange auf Kosten der freien Arbeit gefördert zu haben. Noch immer freilich war das Verhältniß des römischen Gutsherrn und noch mehr das des Bauern zu den Ackersklaven italischer Abkunft, — wenn es nicht gerade Rasener oder Kelten waren, — ein viel näheres und menschlich erträglicheres, zumal bei der noch immer sehr einfachen Sitte und Lebensweise, als später das der großen Herren zu den Tausenden ihrer Sklaven aus allen fremden Völkern der alten Welt. Schon jetzt aber machte sich ein erheblicher Uebelstand bemerkbar. Es wurde nämlich allmählich Sitte, zahlreiche Freilassungen der Sklaven zu verfügen, zuerst in solchen Fällen, wo ein tüchtiger Herr einen Mann der Freiheit für würdig erachtete, später mehr und mehr als Acte der Menschlichkeit, wo denn oft testamentarisch die Freilassung zahlreicher Sklaven angeordnet ward. Dazu trat aber auch allmählich die Speculation, indem nicht selten die Herren ihre Sklaven als Handwerker und Krämer etablirten, oder aber

den Freigelassenen zu solchen Zwecken ein Geschäftskapital hergaben und sich dafür einen erheblichen Theil des Geschäftsgewinns ausbedangen. Die Folge dieses Systems ist es zunächst gewesen, daß in Rom ein römischer bürgerlicher Mittelstand niemals hat aufkommen können. Handel und Gewerbe, soweit es sich nicht um den Großhandel und die große Geldwirthschaft drehte, sind mehr und mehr in die Hände der Freigelassenen gekommen, lange ehe noch in späterer Zeit die riesige Ausdehnung der Sklaverei das selbständige Handwerkerthum verkümmern ließ. Weiter aber fiel das römische Schreiberwesen, der Subalternendienst (S. 62) in den ständigen Bureaux der großen Oberämter, mehr und mehr in die Hände der Nachkommen der immer zahlreicher werdenden Freigelassenen.

An diese neue Art der Clientel, welche die in vollem Verschwinden begriffene alte wieder ersetzte, knüpften sich aber mit der Zeit große politische Schwierigkeiten. Noch zwar standen Sklavenverschwörungen, wie die des J. 419, sehr vereinzelt da. Aber wie unbequem die wachsende Masse der Freigelassenen, und wie lästig es wurde, den in das Bürgerthum übergehenden Nachkommen derselben die richtige politische Stellung zu finden, — die dem römischen Volke eine ganz neue Blutmischung zuführte, obwohl noch lange nicht eine so bedenkliche, wie im zweiten Jahrhundert v. Chr., — das zeigt sich schon daraus, daß zuerst i. J. 357 auf die Freilassung von Sklaven eine sehr erhebliche Steuer gelegt wurde. Sehr ernsthaft aber wurde die Frage, als einer der bedeutendsten Männer der samnitischen Kriegszeit sich derselben in völlig neuer Weise bemächtigte.

Der damalige Chef des stolzen Hauses Appius Claudius, ein imposanter Aristokrat und energischer römischer Staatsmann, der 312 die Censur bekleidete, machte seine Verwaltung nach verschiedenen Richtungen hin denkwürdig. Voll kühner und weitgreifender Ideen, veranlaßte er die Römer zuerst zur Anlage großartiger Nutzbauten, deren Trümmer noch heute uns imponiren. Er war es (S. 121), der die erste jener kolossalen Heerstraßen anlegte, deren die Römer nachmals so viele geschaffen haben, für die Beherrschung ihres Reiches nicht minder bedeutsam, als für den Verkehr. Er war es auch, der den ersten Anstoß gab zu jener reichlichen Versorgung Roms mit frischem Trinkwasser, die ihren Höhepunkt in der Kaiserzeit erreicht hat, und heute noch Rom mit seinen majestätischen Kaskaden als eine der wohlbewässertsten Großstädte der Welt ansehen läßt. Appius Claudius war der erste, der — nachdem die Stadt bisher mit ihren damals noch ziemlich zahlreichen trinkbaren Quellen und Brunnen leidlich ausgekommen war, — es unternahm, aus weiter Ferne, aus der Gegend von Präneste, völlig reines Wasser ihr zuzuführen. Als Freund griechischer Bildung und mit ähnlichen Bauten in der Hellenenwelt vertraut, begann er auch nach dieser Richtung die Bauten, in denen seitdem die Römer der Welt vorangeleuchtet haben. Seine Wasserleitung war noch unterirdisch; die später angelegten, die das Wasser auch nach den Höhen der städtischen Berge führen



Reste eines römischen Aquaeduktes in der Campagna.

sollten, sind großentheils auch „überirdisch“, und auf Bogenstellungen aus den Gebirgen der Umlande nach Rom geleitet worden.

Weit bedenklicher aber erschien es den Römern, daß dieser gewaltige Mensch, der auch litterarischen Bestrebungen huldigte, und den die neuere Forschung mit der ersten geschriebenen Rede und dem ersten, nicht Kultzwecken dienenden Gedicht auch an die Spitze der römischen Litteratur stellt, die ganze Stellung der Freigelassenen zu verändern suchte. Die ältere Ansicht von dem rohen Hochmuth des Claudischen Hauses und seinem Hasse gegen die selbstbewußte, grundgesessene Plebs schwindet jetzt mehr und mehr vor der Annahme, daß dieser geniale Mensch in seiner trotzigen Eigenart auch weit vorausblickend die harte Beschränkung des vollen Gemeindebürgerrechts auf ansässige Leute hat sprengen wollen. Genug, als Censor hat er damals die freigelassene Bevölkerung, — die bislang in die vier städtischen Tribus eingeschrieben war, wo sie nach ihrem Vermögen besteuert wurde, die gewöhnlichen bürgerlichen Rechte ausübte, aber zum regelmäßigen Kriegsdienst und zum Stimmrecht in den Comitien keinen Zutritt hatte, — und überhaupt die nicht grundbesitzenden Elemente freier Bevölkerung in Rom, ohne Senat und Comitien zu fragen, bei der neuen Anlage der Bürgerlisten in die „Bürgerschaft“ aufgenommen. Mit anderen Worten, Appius legte damals die Bürgerlisten so an, daß der nicht grundsässige Mann in jede ihm beliebige Tribus und alsdann nach seinem Vermögen in die entsprechende Centurie aufgenommen wurde. Das war ein Angriff auf das Grundprincip der Verfassung, weil ja das politische Stimmrecht seit uralter Zeit mit dem Vermögen an Grundeigenthum verbunden gewesen war. Die Sache hatte aber noch ein anderes sehr Bedenkliches. Das römische Bürgergebiet war, wie wir sehen, damals in beständiger räumlicher Ausdehnung begriffen; damit zugleich wuchs — auf die lange Linie von dem ciminischen Wald bis nach Campanien ausgebreitet, — unablässig die Zahl der neu gebildeten römischen „ländlichen Tribus“, und immer schwieriger wurde es schon jetzt für den römischen Bauern, außer bei sehr wichtigen Fragen, die große politische Landsgemeinde zu Rom regelmäßig zu besuchen. Wenn daher jetzt die neuen Elemente, die überwiegend in der Hauptstadt sich fanden, auf alle Tribus und Centurien vertheilt blieben, so konnten sie leicht die Abstimmungen beherrschen und unter Umständen sehr seltsame neue Majoritäten schaffen. Was sie vermochten, zeigten sie — es war nicht das Uebelste, wurde aber von den Anhängern des Alten sehr übel vermerkt — schon 304. Die neue Majorität wählte für dieses Jahr einen Freigelassenen, den Gnäus Flavius, einen Sekretär des Appius Claudius, zum curulischen Aedilen. Und dieser Mann zeigte der Masse dafür seine Dankbarkeit, indem er einen Amtskalender, welcher die Tage angab, wo Gerichtsverhandlungen erlaubt waren, und eine Art „Klagespiegel“ veröffentlichte, in welchem die bisher nur den Pontifices und den juristisch geschulten Großen bekannten, sehr complicirten, Formeln der römischen

Rechtspraxis, die Formeln der rechten Klage für jeden einzelnen Fall, mitgetheilt waren.

Das befürchtete Uebermaß der Neuerungen des Appius Claudius wurde dann sehr erheblich noch im Jahre 304 v. Chr. durch den gefeierten Feldherrn Rullianus beschränkt, der als neuer Censor — wegen dieser Thätigkeit dann Maximus genannt, — alle nicht grundsässigen Leute und alle ansässigen Freigelassenen, deren Grundeigenthum auf weniger denn 6525 Mark geschätzt wurde, insgesammt in die vier städtischen Tribus vereinigte. Nur solche ansässige Freigelassene, die über höheren Grundbesitz verfügten, durften in den übrigen Tribus verbleiben. In den Centurien verblieb es bei der Gleichstellung der ansässigen und der nicht ansässigen Freigeborenen, die Appius verfügt hatte. Diese sind nun auch zum Kriegsdienst herangezogen worden. Dagegen verloren hier die Freigelassenen wieder ihr Stimmrecht, soweit sie nicht auch in eine der ländlichen Tribus aufgenommen waren. Eine weitere und für längere Zeit abschließende Entwicklung in der Verfassung erfolgte dann erst nach Abschluß eines neuen furchtbaren italischen Krieges.

Der Friedensschluß (S. 122) des Jahres 304 mit den Samniten konnte die Römer über ihre wirkliche Lage nicht täuschen. Sie wußten es nur zu wohl, daß derselbe nur als ein Waffenstillstand anzusehen, daß ihre neue Suprematie auf der Halbinsel nur erst oberflächlich begründet war. Sie eilten daher, ihre neue Machtstellung durch die Anlegung neuer starker Kolonien und Militärstraßen, namentlich in Mittelitalien, in den Landschaften zwischen dem ciminischen Walde und der Adria, so stark als nur möglich zu befestigen. Die besiegten Herniker (S. 122) verloren die Autonomie, mußten das beschränkte passive „Bürgerthum" als gezwungene Römer annehmen, und verloren einen Theil ihrer Mark. Das volskische Sora wurde als starke Festung mit 4000 Mann besetzt, und namentlich zwei große Heerstraßen angelegt, nordwärts über Ocriculum nach dem umbrischen Nequinum am Nar, wo die Römer die Kolonie Narnia 299 bildeten, und südlich von Rom (303—301) nach der neuen Kolonie Carsioli, und nach dem Lago di Celano im Marserlande, wo die neue, mit 6000 M. besetzte Kolonie Alba an diesem See zunächst den Abschluß machte. Weiter erbaten und erhielten 301 und 299 die Vestiner und die Picenter die Aufnahme in das römische Bündniß.

Die darüber entstehende Gährung und der unmittelbar freilich erfolglose Widerstand, den diese gewaltsamen Neugründungen auf dem Boden der dadurch beeinträchtigten Völker fanden; ferner das Wiederauflodern älterer, noch fortglimmender, oder das Entbrennen neuer Fehden der Römer im nördlichen Etrurien (299); nicht minder eine neue Aufregung unter den Kelten des Nordens, die vielleicht schon damals auf der etrurischen Grenze mit den römischen Posten zusammenstießen: dieses Alles bestimmte die Samniten,

i. J. 298 noch einmal den Waffengang gegen die Römer zu wagen, den sie mit einem Einbruch in Lucanien begannen, um dort die römische Partei zu stürzen. Der Krieg wurde auch diesmal wieder von den Römern mit entschiedenem Vortheil geführt. Endlich aber gelang es den unerhörten Anstrengungen der Samniten, die drei Heere aufstellten, das eine gegen Campanien, das andere zum Schutz ihres Berglandes, das dritte unter dem Feldherrn Gellius Egnatius zur Cooperation mit den Etruskern, i. J. 296 mit dem letzteren wirklich den Durchbruch nach Etrurien zu erzwingen. Nun erhoben sich die Rasener noch einmal in Masse; auch die Umbrer schlossen sich den Samniten zahlreich an, und jetzt gewannen diese auch starke keltische Heerhaufen, namentlich aus den Gauen der Senonen, zur Unterstützung gegen die Römer, die ihrerseits ebenfalls alle Kräfte zur Abwehr dieser neuen concentrirten Gefahr aufboten. Im Jahre 295 v. Chr. zogen die beiden bedeutendsten Feldherren, die Rom damals besaß, der treffliche Plebejer Publius Decius Mus und der glänzende patricische Rullianus, der vorzugsweise die vollendete Ausbildung der römischen Soldaten in dem Manipulargefecht (S. 104) mit Pilum und Schwert erzielt hatte, als Consuln mit nahezu 60,000 M. ins Feld, während bei Rom selbst und bei Falerii Reservecorps aufgestellt, endlich auch der Krieg in Samnium nicht eingestellt wurde. Die beiden Consuln zogen auf beiden Ufern der Tiber nordwärts gegen Umbrien, wo die italischen Gewalthaufen sich sammelten. Ein verheerender Einfall der römischen Reserven bei Falerii in das Etruskerland veranlaßte die Massen der Rasener, zur Unzeit von Umbrien wieder nach Hause zu ziehen. So standen in der Hauptschlacht bei dem umbrischen Sentinum (am Ostabhang der Apenninen, am obern Aesis) die Consuln hauptsächlich den Samniten und den Kelten gegenüber. Als die Schlacht bedenklich schwankte, ließ sich endlich Decius, der mit dem linken Flügel gegen die Senonen stand, nach der düstern Sitte des italischen Krieges — sammt dem feindlichen Heere — durch seine Priester den unterirdischen Gottheiten zum Opfertode weihen, und wandte dadurch das Schicksal des Tages. Des Rullianus treffliche Taktik vollendete den gewaltigen Sieg, den Rom mit 9000 Todten nicht zu theuer bezahlt hatte. Nur 4000 Samniten erreichten ihre Heimat wieder.

Damit war die große Entscheidung gefallen. Umbrien gab sich zur Ruhe, die Senonen schlossen mit Rom Frieden und Bündniß, obwohl ihrer viele die schreckliche Niederlage nicht verschmerzen konnten, und der Hauptheil der Rasener ging 394 mit dem Senat nach etruskischer Weise wieder einen Waffenstillstand auf 400 Monate ein. Nur die tapfern Samniten hielten noch mehrere Jahre aus und kämpften nicht ohne manchen glücklichen Erfolg im Einzelnen mit höchster Ausdauer. Aber die mörderische Niederlage, die ihnen die Consuln Spurius Carvilius und Lucius Papirius Cursor (Sohn des Siegers von Longula) bei Aquilonia 293 beibrachten, brach doch der Hauptsache nach ihre Kraft. Auf fremde Hülfe war zur Zeit

nicht mehr zu rechnen. So machten sie denn 290 auf die alten Bedingungen hin mit dem Consul Manius Curius Dentatus Frieden, welcher gleich nachher auch eine Erhebung der Sabiner, die — seit langer Zeit, ungewiß wann und wie, die römische Allianz angenommen, jetzt aber, aus uns unbekannten Gründen, mit Rom zerfallen, — sehr zur Unzeit die Waffen erhoben, mit leichter Mühe niederwarf. Sie verloren jetzt einen großen Theil ihrer Mark, der mit massenhaften römischen Bauern besetzt wurde, und mußten das römische Bürgerrecht „sine suffragio" annehmen. Der Senat aber, der bereits zur gänzlichen Umstellung der Samniten und zur Zerschneidung aller Verbindungen zwischen Samnium und Tarent auf dem Punkte, wo die Grenzen der Apuler, Lucaner und Samniten zusammenstießen, i. J. 291 die mit 20,000 Mann besetzte gewaltige Festungskolonie Venusia angelegt hatte, fuhr fort, durch immer neue Festungen und Kolonisationen die Herrenstellung der Römer auf der Halbinsel der Apenninen zu sichern.

Mit Abschluß des dritten samnitischen Krieges waren nun auch überall die Fundamente des durch römische Waffenkraft und Diplomatie (die überall die Gestaltung der lokalen Verfassungen in aristokratischem Sinne förderte und die Aristokratie unterstützte) beherrschten, durch die zahlreichen Kolonien, Festungen, und immer weiter ausgedehnten großen Heerstraßen zusammengehaltenen, italischen Reiches gelegt, welches die kraftvolle Bürgergemeinde an der latinischen Tiber in den Formen einer bei aller Straffheit fein gegliederten Hegemonie dominirte. Die Art aber, wie der Senat die Stämme der Halbinsel, die allerdings — wie wir demnächst sehen werden — noch einmal mit ungeheurer Anstrengung niedergeworfen werden mußten, beherrschte, war sehr eigenthümlich. Ohne Frage waren sie mit Abschluß des Zeitalters, dessen Geschichte uns hier beschäftigt, von den Römern thatsächlich vollkommen abhängig. Aber sie sollten auf der einen Seite mit einigen Ausnahmen nicht als Beherrschte, nicht als eigentliche Unterthanen angesehen werden. Und auf der andern Seite trugen die Römer, deren auswärtige Politik das Princip des „divide et impera" mit unerreichter Meisterschaft durchzuführen verstanden hat, mit großer Klugheit Sorge dafür, daß in ihren staatsrechtlichen Beziehungen zu den verschiedenen Stämmen und Städten der Halbinsel die reichste Mannichfaltigkeit vorwaltete: derart, daß es später nicht leicht mehr möglich wurde, daß sich unter diesen so überaus verschiedenartig gegliederten und viel getheilten Italikern eine gegen Rom gerichtete Gemeinsamkeit der Interessen ausbildete. Im Großen angesehen, so wurden mit wenigen Ausnahmen die Völker Italiens officiell als „Bundesgenossen" der Römer bezeichnet. Dabei wurde aber ein wesentlicher Unterschied gemacht zwischen den sogenannten Latinern oder den Bundesgenossen latinischen Rechts, und den übrigen Verbündeten. Nur daß die Klugheit der Römer den verschiedenen unter ihrer Hoheit vereinigten Völkern überall keinen Tribut auferlegte.

Die nichtlatinischen „Bundesgenossen" bildeten die weit überwiegende Mehrheit. Es waren die massenhaften umbrischen, sabellischen und etruskischen Völker, welche durch die Waffenkraft der Legionen und die überlegene Staatskunst des Senates bis zu Ende des J. 290 zur Anerkennung der römischen Oberhoheit genöthigt waren, und nach Abschluß des letzten Krieges dieser Periode, nämlich nach der Niederwerfung auch der epirotischen Waffen, sich endgültig in ihr Loos gefunden haben. Mit dem Abschluß des Bündnisses war hier (abgesehen von den im Detail sehr verschieden, bald günstiger, bald ungünstiger gestellten Bedingungen) gewöhnlich die Abtretung von kleineren oder größeren Gebietsstrecken verbunden. Nominell aber blieben diese Stämme, jedoch unter Auflösung ihrer politischen Föderationen, selbständig; sie behielten ihr Landrecht, sie behielten ihre Selbstregierung und ihre eigenen Behörden; sonst aber war es fast ohne Ausnahme ein Bündniß mit ungleichen Bedingungen. Die diplomatisch und die militärische Führung war natürlich bedingungslos, wie auch das Münzrecht, in die Hände der Römer übergegangen. Nach Außen hin erschienen diese Bundesgenossen vollkommen als Untergebene der hegemonischen Macht. Rom beschließt nach seinem Gutdünken auch für sie Krieg und Frieden; die „verbündeten" Staaten dagegen können nicht mehr Krieg und Frieden beschließen, weder unter einander, noch mit dem Auslande. Die sonst bestehenden Bedingungen ließen hier mehr, dort weniger Freiheit übrig. Die Hauptsache aber war überall, daß diese Verbündeten — die unter einander isolirt, denen dabei die Verkehrsrechte (und theilweise wahrscheinlich auch das Connubium) mit den Römern zu Theil wurden, — für den Krieg, wo der Senat über die Stellung der Bundestruppen und die jedesmalige Stärke der Contingente bestimmte, die nöthige Unterstützung an Mannschaften, Kriegsschiffen, Geld und Proviant leisteten. Die Verpflichtungen der verschiedenen Städte und Stämme, wie andrerseits die Vortheile, die Rom ihnen zu gewähren für gut und billig fand, waren durch die Verträge genau bestimmt. Im Allgemeinen ist nun zu sagen, daß seit Vollendung und Sicherung der hegemonischen Stellung in Italien die Römer einerseits die einmal geschlossenen Verträge mit großer Treue eingehalten haben, andrerseits mit Energie und Gewissenhaftigkeit ihrer Schutzpflicht im Interesse ihrer Verbündeten nachzukommen pflegten; nur daß sie mit Vorliebe die Stellung der kostspieligeren Waffengattungen den Bundesgenossen zuwiesen. Erst die Erschütterungen zur Zeit des Hannibalischen Krieges haben später zu wesentlichen Verschlechterungen in der Lage mancher durch Abfall zu den Karthagern kompromittirten Bundesgenossen geführt.

Vielfach anders war die Stellung der Latiner. Wir haben deren neue Lage seit 338 v. Chr. schon früher (S. 116 ff.) dargestellt. Ihr Verhältniß ist später, als der Riß zwischen ihnen und den Römern wieder vernarbt war, immer erträglicher geworden. Noch von Alters her für die Theilnahme am Kriege und dessen Gewinn mehrfach besser gestellt, als die übrigen Ver-

bündeten der Römer, konnten nachmals die nach Rom übergesiedelten Latiner in das römische Bürgerrecht übertreten, wenn sie in ihrer Heimath einen leiblichen Erben zurückließen. Sie wurden endlich sofort römische Bürger, wenn sie in ihren Städten ein öffentliches Ehrenamt bekleidet hatten. Das, wie wir früher schon sahen, bereits vor Schließung der latinischen Eidgenossenschaft (S. 103) mehrfach auf neu gegründete Ansiedlungen übertragene „latinische Recht" ist später noch mehrfach neuen Kolonien verliehen worden, die theils aus latinischen Bürgern, theils aus erprobten Kriegern treuer Bundesgenossen formirt wurden.

Noch anders war und gestaltete sich die Lage der eigentlichen Unterthanen. Wir haben gesehen, wie auf Grund wiederholter Erhebungen gegen Rom zahlreiche latinische, volskische, campanische und andere Plätze, dazu viele Herniker und Sabiner, mit dem niederen oder passiven römischen Bürgerrechte, was ihnen Stimmrecht und Theilnahme an den römischen Aemtern und Ehrenrechten abschnitt, „beschenkt" oder gestraft worden waren. Dadurch geriethen alle diese Italiker in eine ganz ähnliche staatsrechtliche Lage, wie einst die alten Plebejer der herrschenden Stadt vor dem Beginn der Ständekämpfe. Nur mit dem Unterschiede, daß ihre „Municipien" gewöhnlich ihre selbständige communale Verwaltung behauptet haben, sobald die Strenge der Römer sie nicht etwa zu „Präfecturen" degradirte, die nicht einmal ihre communale Verwaltung behielten, sondern deren Leitung und Jurisdiction römischen Beamten (Präfecten) übertragen war. Während in späterer Zeit manche italische Orte in Folge von Aufständen selbst das niedere römische Bürgerrecht verloren und als reine Unterthanenplätze durch Präfecten regiert wurden, (welche letztere indessen auch die höhere Civilrechtspflege sowohl bei entfernteren Vollbürgergemeinden, wie bei den Gemeinden mit passivem Bürgerrecht wahrnahmen,) sind dagegen doch schrittweise die meisten dieser italischen Zwangsbürger bei allmählicher innerer Ausgleichung mit der Hauptstadt bis zum Jahre 188 v. Chr. zu römischen Vollbürgern erhoben (zuerst 268 v. Chr. die Sabiner und einige volskische Orte) und zu activen Mitgliedern der seit 387 bis zum Jahre 241 v. Chr. von 21 allmählich auf die Zahl von 35 (s. unten) erhöhten römischen Tribus gemacht worden.

Die allmähliche Einschmelzung auch solcher ursprünglich nur widerwilligen Glieder des eigentlichen römischen Staates in das volle Bürgerthum wurde immer unbedenklicher, je energischer sich inzwischen die römische Nationalkraft entwickelte, und je stärker die erst mit Ausgang des vierten nachchristlichen Jahrhunderts wieder versagende und versiegende Fähigkeit der Römer sich entwickelte, neue Elemente vollständig sich zu assimiliren. Daran änderten auch neue politische Erscheinungen in den inneren Zuständen Roms nichts. Hier tritt nämlich bereits seit Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. eine neue Opposition hervor, andrer Art als die alte plebejische, andrer Art als die spätere der Gracchenzeit. Es macht sich bereits der Gegensatz kräftiger, in gesundem Sinne demokratischer Elemente bemerkbar gegen das Uebergewicht

der reichen und mächtigen Nobilität, und gegen die langsam anhebende Neigung auch des neuen Adels, die Ausübung der Staatsmacht in ähnlicher Weise an sich zu ziehen, wie früher die Altbürger. Sehr tüchtige Vertreter dieser politischen Opposition des kleineren und mittleren Grundbesitzes gegen die großen Grundherren und Kapitalisten sind bereits der ausgezeichnete, in seiner Haltung in bestem Sinne bäuerliche, in seiner Sinnesweise wahrhaft hochgeartete Feldherr Manius Curius Dentatus, und der an die schlichte Liebenswürdigkeit des Aristides erinnernde, stolz bescheidene, in vornehmer Grazie sich bewegende Fabricius, der Idealtypus eines altrömischen Demokraten dieser Zeit.

Noch einmal dagegen an die ältere Zeit klingen die Bewegungen an, welche — ohne einen uns im Detail klar verständlichen Zusammenhang — das Jahr 286 v. Chr. erfüllen. Wie weit agrarische Motive zu Grunde lagen, oder ob lediglich die neuen grimmigen Kriegsnöthe seit 298 die Lage der Plebs wieder erschwert, die Schuldennoth erneuert hatten, steht dahin. Genug, es erfolgte eine neue bedenkliche Erhebung eines Theiles der Gemeinen, und eine neue Secession, diesmal auf den Janiculus. Auch diesmal kennen wir die inneren Motive nicht, welche zuletzt dahin führten, daß die souveräne Gewalt der Comitien jetzt als unumschränkt festgestellt wurde. Sei es daß gegen die Gesetze des Publilius gehalten (S. 111) wirklich eine Ausdehnung der Volksrechte erfolgte, oder nur verfallene Bestimmungen stärker eingeschärft worden sind: seit dieser Zeit ist durch das Gesetz des Tribunen Gajus Mänius (wenn dieses nicht etwa schon früher anzusetzen) und das des zur Ausgleichung ernannten Dictators Quintus Hortensius das Bestätigungsrecht der Curien für die Beschlüsse und Wahlen der Tributcomitien und der Centurien definitiv abgestellt worden. Dieses in der Form, daß die Curien entweder veranlaßt wurden, alle ihre Bedenken gleich vorher mitzutheilen, oder geradezu genöthigt wurden, ihre Zustimmung allemal bei jedem Beschluß oder jeder curulischen Wahl im Voraus zu erklären. Die Folge war, daß für solche Fälle die Curien nur noch durch 30 Lictoren repräsentirt worden sind. Nach der Ansicht verschiedener Neueren wäre damals auch bestimmt worden, daß die Beschlüsse der Tributcomitien, um rechtsgiltig zu werden, weder vorher noch nachher der Zustimmung des Senats bedürfen sollten. Thatsächlich hat sich jedoch die Sache anders gemacht. Es ist noch mehrere Menschenalter hindurch ein durch das Herkommen geheiligter, unverbrüchlicher Gebrauch gewesen, daß die Führer der Gemeinde bei allen Anträgen, bei welchen die Mitwirkung des Senats nothwendig war, sich der einzuholenden Autorität dieser Versammlung nicht entschlugen.

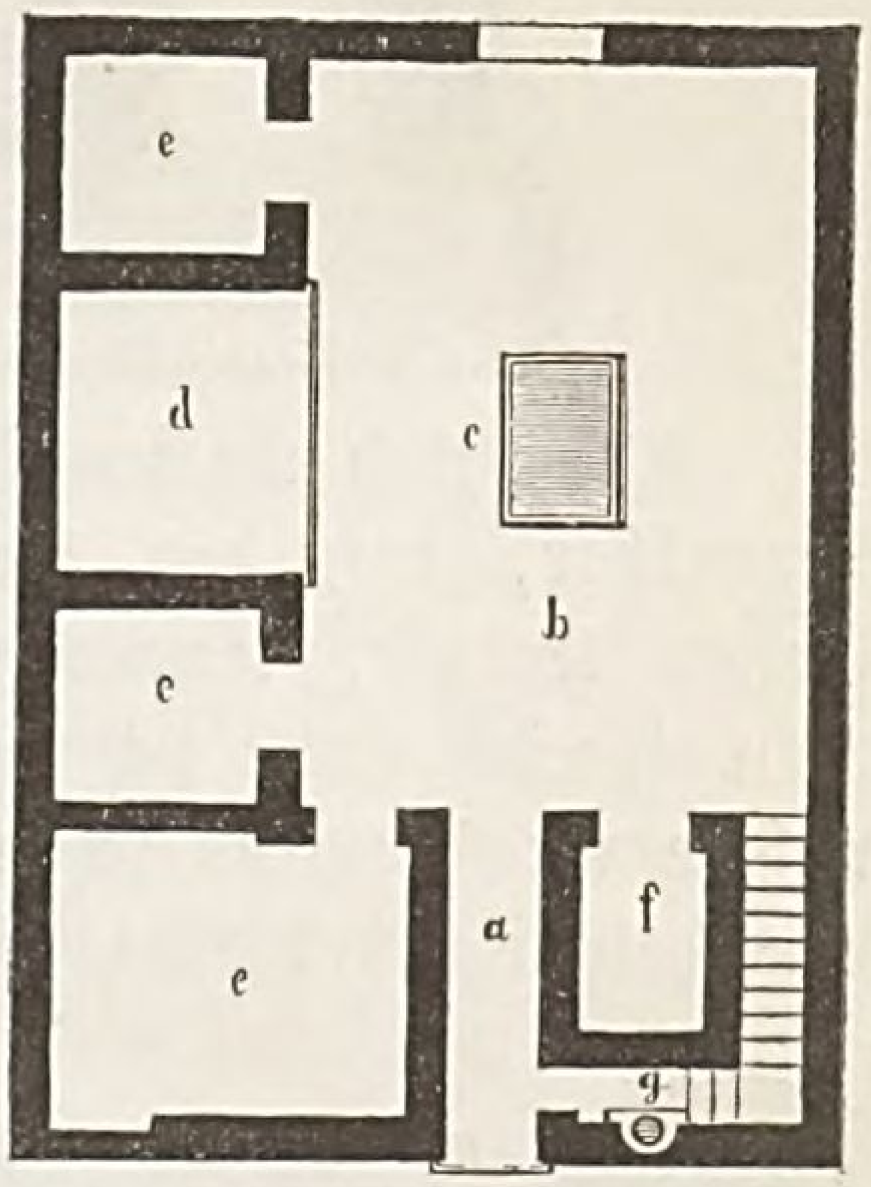
Es hatte dieses namentlich zwei Motive. Einerseits half die praktische Art, der conservative Geist, und der tiefwurzelnde Gemeinsinn des römischen Volkes, speziell wieder der Plebs, — so lange noch eine römische Plebs in dem guten alten Sinne bestand, — noch lange die Mängel und Gefahren der römischen Verfassung zurückdrängen. Die unausgeglichenen Doppelheiten

und Gegensätze in dieser Verfassung, die theoretisch schrankenlose Machtfülle der Tributcomitien und der Tribunen, (die jetzt auch das Recht hatten, den Senat zu berufen,) und die oft nur unbestimmt umschriebenen Competenzen der Magistraturen, wurden erst gefahrvoll, als Adel und Gemeinde ihren alten Charakter vollständig verwandelt hatten.

Auf der andern Seite brachten die Lage und Entwickelung des Staates es dahin, daß der Senat nothwendig die Regierung führen mußte. Alle Tüchtigkeit der römischen Gemeinde konnte schon jetzt den Uebelstand nicht aus dem Wege räumen, daß eine Bauernschaft, die vom ciminischen Walde bis zu den campanischen Ebenen ausgebreitet wohnte, und nach antiker Art niemals den Gedanken des Ueberganges zur Repräsentativverfassung gehabt hat, nicht allezeit zu ihren Comitien in der Hauptstadt zusammentreten konnte. Je mehr nun das Schwergewicht des römischen Staatslebens auf Krieg und auswärtige Politik fiel; je mehr dieser Staat sich zu einem großen Reiche erweiterte, um so unvermeidlicher wurde es, daß die Leitung in die Hand eines Collegiums fiel, welches die Tradition der römischen Politik festhielt, welches für lange Jahrhunderte der hochgeachtete und achtungswerthe Sammelplatz der höchsten Intelligenz, der reichsten politischen und militärischen Erfahrung dieser Nation geblieben ist. Die Normalzahl der Senatoren war 300. Der politische Kern dieses großen Rathes der Nation wurde indirekt andauernd durch die Wahlen der Bürgerschaft ergänzt und erfrischt. Es war jetzt seit der Lex Ovinia (etwa seit der nächsten Zeit nach der licinisch-sextischen Gesetzgebung) feste Ordnung, daß die seitdem damit betrauten Censoren bei der je fünfjährigen Musterung den Senat in erster Linie aus den gewesenen Quästoren, curulischen Aedilen, Prätoren und Consuln ergänzten, die schon gleich nach Ablauf ihres Amtsjahres vorläufig Sitz und Stimme in der Versammlung gehabt hatten. Sonst aber konnten auch zahlreiche andere tüchtige Männer von den Censoren in den Senat gezogen werden, wo sie dann an der Abstimmung, nicht aber an der Debatte theilnahmen.

Mit solchen Verfassungsformen ging das römische Volk in die großen Kämpfe, die ihm demnächst noch bevorstanden, um die Suprematie in Italien endgiltig zu sichern. Das Lebenselement dieses Soldatenvolkes war in der Stadt, wie im Lager straffe Disciplin, die durch die Sitte getragen wurde, welche in Rom in jenen Jahrhunderten noch eine Macht ausübte, wie heute allenfalls in England, und wie sie in den meisten modernen Ländern mit ihren bequemen Lebensformen kaum verstanden wird. Der römische Beamte war wohl nach Niederlegung seines Amtes dem Volke rechenschaftspflichtig, während der Amtsführung selbst aber (zur Abdankung konnte er nicht genöthigt werden) unbeschränkt und zur Forderung unweigerlichen Gehorsams berechtigt. Das römische Volk unterwarf sich nach Seite der Sitte und der „guten Ordnung" einer Strenge der polizeilichen Ordnung, die (nicht sowohl von den vier Aedilen geübt, welche die Stadt unter sich in vier Bezirke theilten, wo sie

die Polizei in dem engeren Sinne des Wortes wahrnahmen, als vielmehr von den Censoren und den übrigen Oberbeamten, welche letztere dann gewöhnlich mit Geldstrafen operirten) nur erträglich war, weil sie eben wesentlich von der Sitte der Nation getragen war. Daneben gehen aber mancherlei Milderungen der furchtbaren alten Härte, nicht nur im Schuldrecht. Unter anderem wurde auch der Anfang gemacht, den ungeheuren Umfang der väterlichen Gewalt einigermaßen zu beschränken. Auf dem Gebiet der Rechtspflege sahen wir die verschiedensten Beamtungen entstehen, die nach bestimmten Richtungen hin die Jurisdiction auszuüben hatten, von den Aedilen, welche namentlich die Civilstreitigkeiten entschieden, die sich an die gewöhnlichen Marktverkehrsverhältnisse zu knüpfen pflegten, bis zu den Richtern, die in den Gemeinden mit römischem „passiven" Bürgerrecht, anscheinend auch in entfernter gelegenen römischen Vollbürgergemeinden, als jährlich durch den Prätor abgesandte Präfecten über die Civilsachen zu befinden hatten. Sonst bemerken wir hier nur noch, daß für das Criminalverfahren die alte Gnadeninstanz des „Volksgerichts" zur regelmäßigen, rechtlich gesicherten Appellationsinstanz geworden war, in der für die Römer charakteristischen Art, daß Milderungen des von den Beamten beantragten Urtheils nicht zulässig waren und nur Annahme oder Ablehnung des Urtheils stattfand. Dabei wurde es Praxis, daß der römische Bürger, sobald er noch nicht verurtheilt war, durch Selbstverbannung und Verzicht auf sein Bürgerrecht den Folgen einer eventuellen Verurtheilung für seine Person sich entziehen durfte. In dem „Civilverfahren", welches jedoch (sobald es sich nicht um Mord und Brandstiftung handelte) die meisten gegen Mitbürger verübten Verbrechen mit betraf, „war die Theilung des Verfahrens in Feststellung der Rechtsfrage vor dem Magistrat, und in die Entscheidung derselben durch einen von dem Magistraten ernannten Privatmann" jetzt das Gesetzliche.

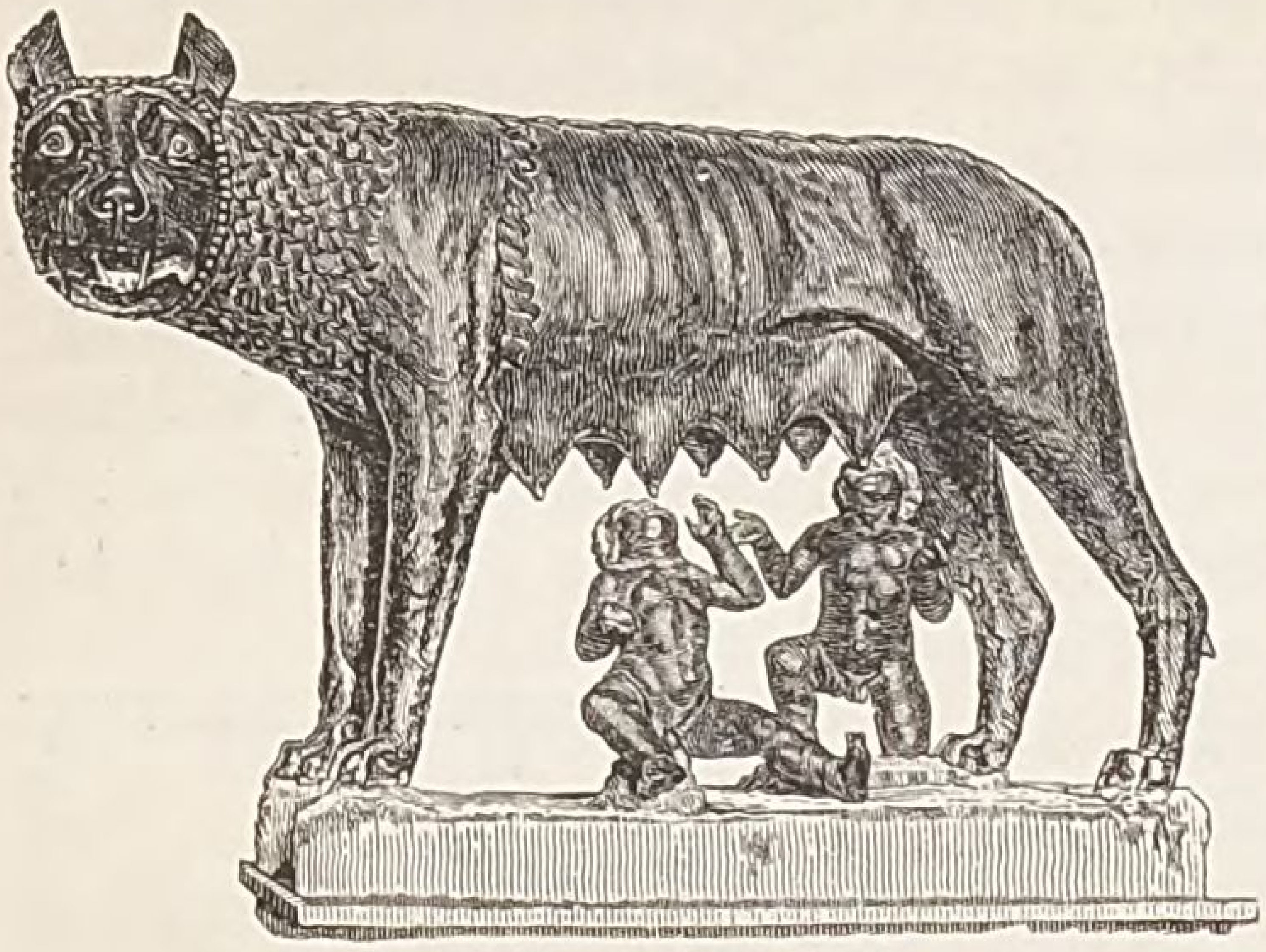


Grundriß eines römischen Wohnhauses.[1]

Mit der zunehmenden Größe ihres Staates begannen die Römer nun allmählich auch einigermaßen auf besseren Schmuck ihrer Hauptstadt zu denken. Wie Appius Claudius die Aera der großartigen Nutzbauten würdig eingeleitet hatte, so begannen seit Ende des vierten Jahrhunderts verschiedene neue Tempelanlagen. Seit 284 v. Chr., so heißt es, begannen in Rom die Schindeldächer zu verschwinden. Die Burg und das Forum fingen an,

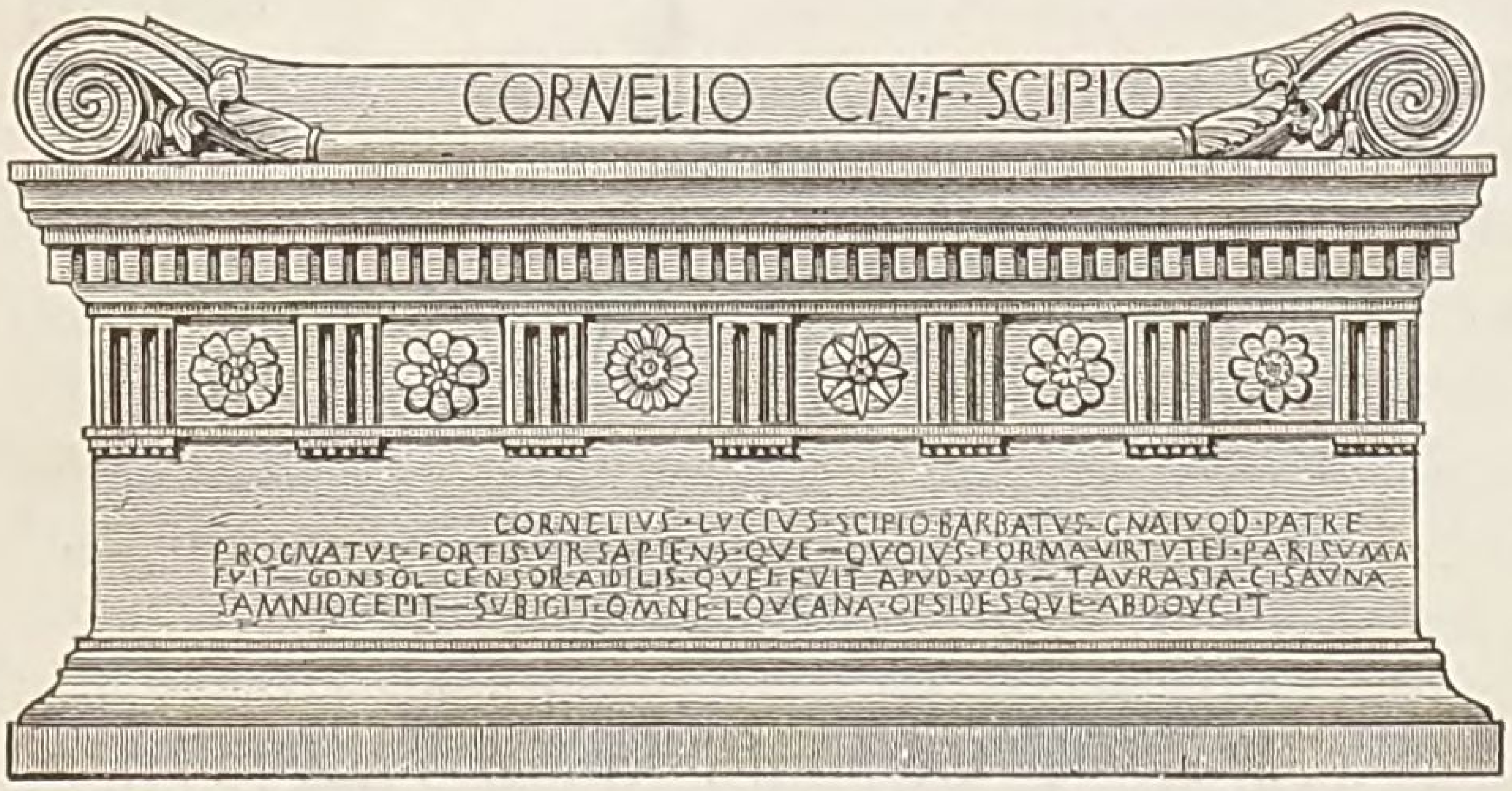
1) a Eingangsflur. — b Atrium. — c Impluvium. — d Hauptgemach. — eee Zimmer, die durch schmale Thüren mit dem Atrium zusammenhängen. — f Kleines Zimmer, zu dessen Obergeschoß die Treppe g führt.

sich theils mit Bildsäulen namhafter Persönlichkeiten der Vergangenheit, theils mit Trophäen aus den großen italischen Kriegen zu füllen. Außer manchem Andern war hier bedeutsam das riesige Erzbild des Jupiter auf dem Capitol, welches schon vom albanischen Berge aus erblickt wurde. Der Consul Spurius Carvilius hatte dasselbe (293) aus den Rüstungen der bei Aquilonia (S. 129) zerschmetterten Samniter gießen lassen. Und drei Jahre früher, 296, hatten die Aedilen Gnäus und Quintus Ogulnius am ruminalischen Feigenbaum jenes Kunstwerk aufstellen lassen (S. 33), welches heute noch (gleichviel ob es etruskischen oder latinischen Künstlern seine Herstellung verdankt) einen Schmuck des modernen Capitols ausmacht, nämlich die berühmte Wölfin aus Bronze.



Die capitolinische Wölfin.

Allmählich machen sich auch in dieser Zeit Spuren davon recht deutlich bemerkbar, daß das Hellenenthum, dessen Siegeszug nach Osten wir kennen lernten, immer bestimmter auch in Italien sich ausbreitet. Für Rom speciell hatte sich das Eindringen hellenischer Gottheiten und die Aufnahme ihres Kultus schon recht bemerkbar gemacht: das gilt namentlich von dem delphischen Apollo, später von der Aphrodite, die (295) mit der römischen Venus kombinirt, und von dem Heilgott Asklepios, der in aller Form (291) von Epidauros übernommen worden ist. Die Kenntniß der griechischen Sprache war schon jetzt unter den vornehmen Römern, namentlich unter ihren Staatsmännern, sehr verbreitet, und griechische Sitte drang auf vielen Punkten in das römische Leben ein. Dahin gehört auch der ursprünglich nicht italische Gebrauch, Inschriften zu Ehren des Todten auf dem Grabmal anzubringen. Als das älteste Beispiel dieser Art gilt jetzt die Grabschrift eines der sonst weniger bekannten Helden der Samnitenkriege, nämlich des Lucius Cornelius Scipio, der im Jahre 298 Consul war. Auf seinem schönen, in dorischem Styl gearbeiteten Sarkophage steht die bekannte Inschrift in dem „saturnischen"



Das Grabmal des Scipio Barbatus.

Versmaße abgefaßt, dem rohen Rhythmus Italiens, den später die glattere griechische Metrik verdrängt hat:

„Cornelius Lucius — Scipio Barbatus,
Des Vaters Gnaevos Sohn, ein — Mann so klug wie tapfer,
Deß Wohlgestalt war seiner — Tugend angemessen,
Der Consul, Censor war bei — euch, wie auch Aedilis,
Taurasia, Cisauna — nahm er ein in Samnium,
Bezwingt Lucanien ganz und — führet weg die Geiseln".

Zweites Kapitel.

Der tarentinische Krieg. Die Einheit Italiens.

Einstweilen aber sollten die Römer erst noch einmal die Griechen von einer andern Seite her kennen lernen und sich genöthigt sehen, mit unerhörter Anstrengung die gegen die Consolidirung ihrer italischen Suprematie gerichtete Arbeit griechischer Diplomatie und griechischer Waffenkunst zu bekämpfen. Noch gab es seit 290 v. Chr. in Italien eine starke Macht, die nur mit dem höchsten Unwillen die italischen Völker unter die Hoheit Roms hatte kommen sehen und nunmehr Alles aufbot, um den zwar solide gefügten, noch aber der nöthigen inneren Festigkeit, wie sie erst die Zeit geben konnte, entbehrenden Bau wieder zu erschüttern. Es war jenes Tarent, dessen reiche, vielbewegte Demokratie bisher theils durch lucanische und syrakusische Händel gehemmt, theils durch die Pflege der materiellen Interessen und leider auch durch zunehmende Ueppigkeit und Genußlust gehindert gewesen war, den Niedergang der Samniten aufzuhalten, — obwohl diese griechische Stadt außer ihrer starken Flotte an Milizen noch immer 30,000 Mann und 3000 Reiter aus ihrem eigenen Bann aufbringen konnte, die freilich mit Roms Veteranen nicht zu vergleichen waren. Nun aber, wo auf der einen Seite im Jahre 289 der gefürchtete Fürst Agathokles in Syrakus ermordet und die Macht von Syrakus in schnellem Zerfall begriffen war (Bd. I, S. 581 ff.), wo andrerseits (S. 130) vor ihren Augen und in drohender Nähe die gewaltige Römerfestung Venusia sich erhob, regte sich die Neigung der Tarentiner sehr lebhaft, bei Zeiten den Römern Schwierigkeiten zu bereiten, ehe die Frage für ihre Stadt unabweisbar würde: in eine Stellung zu Rom eintreten, wie Neapel seit 326, oder aber sich auf einen Existenzkampf einrichten zu müssen. Tarent war zu mächtig, seine Vergangenheit zu glänzend, der merkantile Haß und die Verachtung seines Volkes gegen die „Barbaren" an der Tiber viel zu groß, als daß mit wenigen Ausnahmen die Staatsmänner dieses Theiles der Italioten an ein friedliches Abdanken zu Gunsten der Römer, an ein Eintreten in die römische Allianz

auch nur hätten denken können. Die Einheit Italiens unter römischer Führung war diesen Griechen eine gänzlich gleichgiltige Phantasie. So galt es also, die Römer an dem sichern Ausbau ihrer italischen Herrschaft nachdrücklich zu verhindern. Und so begann jetzt ein Spiel diplomatischer Intriguen ebenso interessanter, als für den Beobachter widerwärtiger Art. Widerwärtig, weil nämlich der Demos von Tarent nicht die Absicht hatte, auch seinerseits mit gesammter Kraft sich in den Kampf gegen die Römer zu stürzen, sondern weil er seine Geschäfte fortsetzen, sein üppiges Phäakenleben weiterführen, weil er äußerlich mit den Römern nicht brechen wollte, — dabei aber die aus tausend Wunden blutenden Stämme der Halbinsel, dazu die wilden Lucaner und die grimmigen Kelten, als seine Söldner und Vorkämpfer in den neuen Krieg gegen die Römer zu treiben gedachte. Aber Tarents Vorgehen hatte bei der Stimmung vieler Völker Italiens, die nur zornbebend sich in ihr Joch gefunden, nur allzu guten Erfolg.

Die ersten Alliirten fanden die Tarentiner in ihren vieljährigen Feinden, den Lucanern. Diese bisher den Römern ergebenen Sabeller suchten nach des Agathokles Tode mit bruttischer Hülfe die noch unabhängigen Griechenstädte der bruttischen Halbinsel zu erobern. In höchster Noth wandte sich endlich Thurii nach der Tiber um Hülfe und stellte sich unter die Hoheit und den Schutz des römischen Volkes. Da die Römer jetzt die Stellung von Venusia inne hatten, und Thurii für sie viel mehr werth war als die zweifelhafte Freundschaft des unzuverlässigen lucanischen Volkes, so warfen sie eine Besatzung nach Thurii und geboten den Lucanern, von den Angriffen auf diese Stadt abzulassen. Diese aber in heller Wuth antworteten darauf durch Abschluß der Allianz mit Tarent und Einleitung einer weitverbreiteten Agitation gegen die Römer in Italien, hielten sogar 285 den zum Frieden mahnenden römischen Gesandten, jenen trefflichen Gajus Fabricius Luscinus, momentan gefangen und leiteten nun erst recht heftige Kämpfe gegen Thurii ein.

Gleichzeitig aber brach unter den Anzettelungen der Tarentiner auch auf der Nordseite der Halbinsel ein furchtbarer Sturm los. Die westlichen, südlichen und südwestlichen Rasener, die von Vulsinii an der Spitze, zeigten sich wieder zur Erhebung gegen Rom bereit und warben mit großem Erfolg gewaltige Massen keltischer Landsknechte. Namentlich die Senonen waren sehr bereit, trotz ihres Friedens mit Rom, die furchtbaren Verluste und die Schmach von Sentinum zu rächen. Als sie 284 die treu zu den Römern haltende Stadt Arretium angriffen, Rom aber ein Hülfsheer von 20,000 Mann unter dem Prätor L. Cäcilius Metellus nach der Stadt schickte, wurde dasselbe total aufgerieben. Metellus selber und 13,000 Mann fielen im Kampfe, die übrigen wurden meistens gefangen genommen.

Diese furchtbare Niederlage erregte in Rom tiefes Entsetzen, neue Angst vor den schrecklichen Kelten. Ueberall jubelten die Feinde der Römer hoch auf, die Umbrer und starke Freischaaren der Samniten gesellten sich zu den kämpfenden Gegnern der herrischen Tiberstadt. Tarent aber,

statt jetzt mit aller Macht sich in den Kampf zu stürzen, sah ruhig zu, wie die Römer sich wieder erholten und nun furchtbare Rache an den Kelten nahmen. M.' Curius Dentatus, der als Consular an des todten Metellus Stelle mit frischen Truppen nach Etrurien abging, reclamirte durch die Fetialen (S. 56) mit allem Nachdruck bei den Senonen gegen den Friedensbruch. Da ließ der junge Häuptling Britomaris, dessen Vater in Etrurien gefallen war, in rachgierigem Frevelmuthe die priesterlichen Gesandten der Römer ermorden und die blutigen Fetzen ihrer Körper und Gewänder weithin zerstreuen. Das war schon im Jahre 283 verübt worden. Auf diese Nachricht hin schwenkte der für Etrurien bestimmte Consul Publius Cornelius Dolabella nach Nordosten ab, überfiel die ungerüsteten Senonen in ihrem eigenen Lande und verheerte nun als grausamer Bluträcher das offene Land und die Plätze der Senonen von Ancona bis Ariminum systematisch mit Feuer und Schwert in der entsetzlichsten Weise. Das ganze Volk der Senonen wurde mit schonungsloser Energie aus dieser Landschaft ausgetrieben, die nunmehr ein neuer Hauptsitz römisch-latinischer Kolonisation werden sollte. Die grauenvolle Kunde aus dem Lande der senonischen Nachbarn regte aber die keltischen Bojer (S. 96) so tief auf, daß sie sofort ihren ganzen Heerbann zu den Waffen riefen, die Apenninen überschritten, sich bei Arretium mit Rasenern und Senonen vereinigten, und nun unmittelbar auf Rom selbst marschirten. Jetzt aber war der Stern der Kelten zum Heil für Italien im Sinken begriffen. Die römischen Consuln Dolabella und Gnäus Domitius stießen im südlichen Etrurien in der Nähe des vadimonischen Sees auf die Colonnen der Feinde, als dieselben eben auf das linke Ufer der Tiber übergehen wollten, und brachten denselben hier eine vernichtende Niederlage bei. Die Fluthen der Tiber wälzten dichte Massen erschlagener Kelten bei Rom vorüber nach dem tyrrhenischen Meere. Die letzte Kraft der Bojer wurde dann im Jahre 282 durch einen neuen Sieg des Consuls Q. Aemilius Papus bei Populonia gebrochen. Die Kelten mußten Frieden schließen, sie haben sich seit dieser Katastrophe 45 Jahre lang ruhig gehalten, sie haben das Werk der Einigung Italiens unter römischer Hoheit nicht mehr gestört, — ihrer viele Tausende sind vielmehr den Schwärmen ihrer Stammesgenossen zugezogen, die in den nächsten Jahren (Bd. I, S. 581 ff.) Mord und Zerstörung von Pannonien und Dalmatien aus nach der Balkanhalbinsel getragen haben. Die Römer aber hatten schon 283 begonnen, das öde gelegte Senonenland zu besiedeln und zunächst die Anlage einer starken Bürgerkolonie zu Sena Gallica (Sinigaglia) eingeleitet.

Mit der Niederwerfung der Kelten fiel das Hauptgewicht wieder auf die Ereignisse im südlichen Italien. Der Kampf in Etrurien setzte sich erbittert, aber ohne besonders wichtige Ereignisse noch längere Zeit fort, das Schwergewicht fiel jetzt auf Lucanien und Bruttium. Sobald die vadimonische Schlacht die keltische Hauptgefahr von Rom abgewehrt hatte,

konnte (282) Fabricius als Consul nach Süden ziehen, um durch einen gewaltigen Sieg über die Bruttier und Lucaner des Feldherrn Stenius Statilius das abermals hart bedrohte Thurii zu entsetzen; ein Erfolg, der nun den Anschluß der griechischen Städte des Südens, Kroton, Lokri Epizephyrii und Rhegion, an das rettende Bündniß mit Rom unmittelbar nach sich zog.

Die Wuth und die Besorgniß der Tarentiner war groß, als sie in solcher Weise die große, durch ihre Diplomatie geschaffene Koalition gegen Rom gesprengt und zu Boden geschleudert sahen. Nur noch einige Rasener, einige Samniten, Lucaner und Bruttier führten den Kampf. Tarent selbst war seit dem Moment überflügelt, wo die römische Fahne in Sena und in Thurii wehte; es war bereits im Halbkreise von den Römern umklammert. Es ist offenbar die mit Angst gemischte Erbitterung über diese Lage der Dinge, was den Demos zu Tarent veranlaßte, im Herbst 282 v. Chr. die Flottille des römischen Admirals L. Valerius im jähen Ueberfall zu vernichten, als dieselbe — wahrscheinlich auf dem Wege nach Sena am adriatischen Meere — wider den Vertrag d. J. 304/3 das Cap Lacinium umsegelt hatte und thörichter Weise in aller Harmlosigkeit in den Hafen von Tarent einlaufen wollte. Die Führer der Kriegspartei in der griechischen Metropole trieben dann das Volk dahin, zu vollständigem Bruche mit Rom nun auch im Winter 282/1 Thurii zu überfallen, die römische Besatzung und die römische Partei unter den Bürgern auszutreiben (Bd. I, S. 582) und die Stadt zu plündern. Damit war der Krieg zwischen Rom und Tarent so gut wie gewiß, und wir wissen bereits, daß die Führer der tarentinischen Demokratie sofort ihre Beziehungen mit König Pyrrhos von Epirus anknüpften, um dessen Hülfe gegen die römische Macht zu gewinnen. Da die Römer zur Zeit sich nicht nach einem griechischen Kriege sehnten, und noch weniger wünschen konnten, den gefürchteten molottischen Helden in Italien, griechische Truppen hinter den Mauern von Tarent zu sehen, so suchten sie einstweilen in billiger Weise den Conflikt mit Tarent zu begleichen. Aber die Führer des Demos dieser Stadt, die wohl wußten oder ahnten, daß die Römer ihre Rache für solchen Frevel niemals aufgaben, sondern nur verschoben, vereitelten jede Ausgleichung mit dem Senat, schmählicherweise aber unter Anwendung höchst brutaler Insultirung der römischen Botschafter. Wir wissen nun, daß nach Erledigung aller Schwierigkeiten auf der Balkanhalbinsel (Bd. I, S. 583) Held Pyrrhos endlich zu Anfang des Frühlings 280 v. Chr. mit 20,000 Mann griechischen Kerntruppen, 2500 leichten Kriegern, 3000 Reitern und 20 Elefanten von Ambrakia nach Tarent übersetzte, nachdem schon im Herbst des Vorjahres sein General Milon mit 3000 Mann die Burg von Tarent besetzt und die Stadt von ihrer ersten und nächsten Bedrängung durch die römischen Truppen befreit hatte.

Die Römer geriethen durch die Ankunft des Pyrrhos in große Bedrängniß. Allerdings war ihr Staat wohlhabend und waffenkräftig, ihre Armee wohl

geschult, ihr Volk sehr zahlreich. Man hat berechnet, daß mit einiger Wahrscheinlichkeit die Zahl der römischen Bürger, die für 338 v. Chr. bereits auf 165,000 angegeben wird, für die Zeit dieses neuen Kriegs auf 250,000 anzuschlagen sein wird. Aber noch war ein erheblicher Theil der „Passivbürger" darunter, deren Zahl auf mindestens 50,000 berechnet wird, sehr wenig zuverlässig. Noch kannte man die Taktik und Fechtart des Pyrrhos, des größten Schlachtendenkers und Schlachtcommandanten dieser Zeit, nur aus fremden Berichten; noch war gar nicht zu übersehen, wie weit sich die Neigung zum Abfall von Rom erstrecken würde, sobald die römischen Waffen einen ernsten Unfall erleiden möchten. Indessen die Römer verzagten nicht; während der Senat auf der einen Seite mit durchgreifender Energie und zerschmetternder Härte jede verdächtige Regung überwachte, im Nothfalle blutig unterdrückte, stellte man zugleich die kraftvollsten Rüstungen an, sammelte bei der Hauptstadt eine starke Reserve, ließ den einen Consul des Jahres mit dem gewöhnlichen consularischen Heere von zwei Legionen und der entsprechenden Macht von Bundestruppen, namentlich latinischer Art, also zusammen etwas über 20,000 Mann, weiter gegen Etrurien operiren. Dagegen erhielt der noch in Apulien stehende Consul des Vorjahres, Aemilius Barbula, den Auftrag, den Weg offen zu halten für das neue Heer des Consuls Publius Valerius Lävinus, welches sich mit seinen alten Truppen verbinden und gegen Pyrrhos operiren sollte.

Pyrrhos seinerseits hatte bereits einen Theil der enormen Schwierigkeiten seiner Unternehmung erkannt, die wahre Natur und die geringe militärische Brauchbarkeit seiner tarentinischen Verbündeten und die Neigung der meisten Sabeller, erst seine Erfolge abzuwarten, ehe sie sich noch einmal ernsthaft und in großem Umfange gegen Rom kompromittirten. Als der König endlich von Tarent aufbrach, stand die vereinigte Macht des Generals Lävinus bereits in Lucanien; der Consul hatte auch noch Lokri und weiter Rhegion, dieses durch romanisirte Campaner unter Decius Jubellius, stark besetzt und näherte sich bereits dem Golf von Metapont. Endlich fanden die Armeen der tapfersten Völker jenes Zeitalters einander an dem Flusse Siris in der Nähe von Heraklea; nur der Strom trennte sie noch. Schon erkannte Pyrrhos, damals etwa 35,000 Mann stark, der die Völker vor allem nach ihrem Degenwerth zu schätzen wußte, an der Art, wie die Römer lagerten und den Wachdienst handhabten, daß diese wenigstens in der Kriegskunst nicht als „Barbaren" gelten könnten. Es war auch Lävinus, der die Vortheile, die ihm zur Zeit seine Uebermacht und die Offensive gewähren konnten, benutzen wollte und den Angriff eröffnete. Mit vier Legionen und den zugehörigen italischen Bundestruppen etwa 40,000 Mann stark, erzwang er wirklich den Uebergang über den Siris und hatte das Glück, daß in dem ersten Gefecht am Morgen des entscheidenden Tages wider alles Erwarten die italische Reiterei die vorzügliche Cavallerie des Königs aus dem Felde schlug. Nun aber sollte sich in rangirter Schlacht die Taktik der

Legionen, — neben denen auf den Flügeln die italischen Bundestruppen, diesmal in 24 Cohorten oder Bataillonen zu je 420 Mann geordnet, gruppirt waren, mit Alexanders und der Diadochen Kriegskunst messen, bei welcher jetzt jedoch die Sarissenphalanx eine größere Rolle im Felde spielte, als einst unter dem großen Kriegsmeister selbst. Der Zusammenstoß war furchtbar. Diesmal aber versagte den Römern die gewöhnliche Wirkung ihrer Pilen-Salve (S. 104 ff.) auf die Gegner. Die Wucht des Sarissenstoßes war unwiderstehlich; die Phalangen des Königs, überall auf den Flanken vortrefflich durch andere Truppen gedeckt, mähten die Manipeln gliederweise nieder. Ein Diadochenheer würde diesem Stoß rettungslos erlegen sein. Nun aber zeigte es sich, daß einerseits der wackere Lävinus ein Mann anderer Art war, als einst die Consulartribunen an der Allia, und daß die neue römische Taktik mit ihren Reservestellungen wohl geschickt war, selbst die vollendete griechische Kriegskunst mit Erfolg zu bestehen. Noch freilich war Lävinus, obwohl er offenbar die alten Schattenseiten der Phalangentaktik erkannte, nicht im Stande, ihr bei der ersten Probe in der Art beizukommen, wie später Flamininus und Aemilius Paullus, denn Pyrrhos war eben ein anderer Feldherr, als nachmals die beiden letzten Antigoniden. Aber er wußte nicht nur mit Hülfe der nun schon seit Langem erprobten Taktik sein Heer aus der Gefahr der raschen Ueberrennung zu retten: er hat sogar das Heldenstück geleistet, noch sechsmal den Angriff auf die griechischen Linien zu versuchen. Nach heißem, stundenlangem Kampfe kam endlich die Entscheidung. Lävinus wollte eben seinen letzten Angriff versuchen, den jetzt die italische Reiterei auf der Flanke unterstützen sollte. Da ließ Pyrrhos die Elefanterie auf die Reiter der Römer los. Der entsetzliche Angriff dieser asiatischen Ungeheuer sprengte die italischen Schwadronen sofort auseinander. Bügellos, erschreckt, zerstreut, jetzt auch noch von des Königs wieder gesammelter, prachtvoller thessalischer Ritterschaft überrannt und verfolgt, suchten jene bei den Legionen Schutz. Da nun flüchtige italische Reiter, Elefanterie und thessalische Ritter in Einem Nu sich auf den einen Flügel des römischen Fußvolkes warfen, so gerieth derselbe schnell in furchtbares Gedränge, in welches auch das epirotische Fußvolk grimmig einhieb. Da mußte Lävinus weichen und bei sinkender Sonne unter entsetzlichen Verlusten über den Siris nach seinem Lager zurückgehen. Pyrrhos hatte glänzend gesiegt.

Der tapfere Sieger mußte sich jedoch schnell genug überzeugen, daß die Römer andere Gegner waren, als die Diadochen und Epigonen, wie er sie kannte, und daß auf italischem Boden nicht so schnell durch Einen Schlag politischer Gewinn zu machen war, wie zwischen der Adria und den Rosengärten von Iran. Freilich hatte Lävinus 15,000 Mann verloren, darunter 7000 Todte; aber die 4000 Todten des Pyrrhos waren seine besten Veteranen und erprobtesten Offiziere und Unteroffiziere, die er nicht leicht wieder ersetzen konnte, während die Römer unerschöpfliche Massen des solidesten Soldatenmaterials auf den Kampfplatz zu bringen vermochten. Was er sonst von

ihnen sah und spürte, konnte ihm, der solche Tüchtigkeit wohl zu schätzen verstand, wohl ein Bedauern einflößen darüber, daß er solchen Männern gerade als Gegner gegenüberstand. Aber diese Stimmung und die ungeheuchelte Bewunderung, die er vor ihnen empfand, hinderte ihn natürlich gar nicht, zunächst seinen Sieg mit aller Kraft auszubeuten.

Einstweilen sah es auch so aus, als sollte es ihm doch gelingen, die Macht der Römer in Unteritalien zu zertrümmern. Die ungeheure Kunde von der Sirisschlacht riß sogar die Griechen in Bruttium fort, von Rom abzufallen und die epirotische Fahne aufzuziehen. Die campanische Besatzung in Rhegion machte eine infame Meuterei, ermordete die männlichen Einwohner, riß die Weiber und den Besitz der Stadt an sich, genau wie (Bd. I, S. 580) acht Jahre früher ihre Landsleute, die Mamertiner, drüben in Messana es gemacht, und richtete sich hier nach deren Muster einen Banditenstaat ein, der sich mit jenen verbündete. Zugleich loderte der Aufstand in den sabellischen Kantonen von Bruttium bis zum nördlichen Samnium in hellen Flammen auf.

Nun hoffte Pyrrhos, die Römer doch zu einem schnellen und anständigen Frieden zwingen zu können, schickte seinen großen Minister, den Thessaler Kineas, der einen glänzenden Namen als Unterhändler erworben hatte, nach Rom, und forderte für die Italioten volle Freiheit und Sicherstellung ihrer Autonomie, für die Sabeller namentlich die Räumung von Venusia und Luceria. Kineas fand in Rom die Stimmung sehr entschlossen, die neuen Rüstungen in vollem Gange. Aber der feine Diplomat fand doch den Weg, auf die politische Stimmung der stolzen und von ihm aufrichtig bewunderten römischen Senatoren in seinem Sinne einzuwirken. Im Senat neigte sich allmählich die Mehrheit auf die Seite jener, welche nicht abgeneigt waren, vorläufig abzuwarten, bis Pyrrhos anderwärts engagirt sei, bis dahin Venusia und Luceria und etwa Neapel zu räumen, und zu günstigerer Stunde erst wieder loszuschlagen. In solcher Krisis ließ sich aber der alte Censorier Appius Claudius (S. 126), jetzt ein blinder Greis, in den Senat tragen, und hielt nun, gleichsam als Stimme des Gewissens dieses harten Soldatenvolkes, zugleich mit klarster Beurtheilung der allgemeinen Zeitlage und speziell der Lage des Pyrrhos, im Sinne des eisernen römischen Stolzes und der unnachgiebigen Art des römischen Staatsbewußtseins, jene flammende Rede, die jeden Gedanken an Nachgiebigkeit weit abwies, und für die folgende Zeit prototypisch den Grundsatz proklamirte: „Rom unterhandelt mit keinem Feinde, auch mit König Pyrrhos nicht, so lange noch die fremden Truppen auf italischem Boden stehen!“ Und in diesem Sinne entschied der Senat wirklich, Kineas mußte Rom auf der Stelle verlassen.

Es war umsonst, daß Pyrrhos, der bereits in Campanien stand, nunmehr Fregellä eroberte und bis nach Anagnia im Hernikerland, nur noch acht Meilen von Rom entfernt, vordrang. Er erkannte sehr schnell, daß die Römer, von deren mittelitalischen Unterthanen und Verbündeten niemand zu

ihm freiwillig übertrat, inmitten ihrer Kernländer nicht zu besiegen waren. Er spürte es, daß er „mit der Hydra" zu kämpfen hatte. Und als nun gar die Botschaft kam, daß die schlaue Diplomatie der Römer die Etrusker bestimmt hatte, unter sehr günstigen Bedingungen einen endgiltigen Frieden zu schließen, der sie nun unter freien und anständigen Formen und in nicht drückender Weise sehr eng an das römische Bündniß knüpfte, in dem sich die Rasenerstädte dann viele Jahrzehnte lang ungestört bewegt haben, — da hielt es Pyrrhos für gerathen, rasch nach dem südlichen Campanien zurückzuweichen.

Die Lage des tapfern Königs gestaltete sich allmählich immer unbequemer. Wir wissen, daß (Bd. I, S. 584 ff.) mit dem Jahre 279 v. Chr. jene furchtbare keltische Fluth sich über die Balkanhalbinsel zu ergießen begann, welche die Gefahren der Römer von keltischer Seite her für lange so wesentlich abschwächte, und zugleich für Pyrrhos die Gewinnung von griechischem Nachschub so sehr erschwert hat. Mehr aber, er hatte die politisch hoffnungslose Lage der Sabeller gegenüber den Römern deutlich erkannt, und fand zugleich noch immer keinen Weg, um mit Ehren sich selbst aus einer politischen Lage herauszuziehen, wo er, wie er sich selbst gestehen mußte, doch nur unfruchtbare Lorbern zu erkämpfen vermochte. Auch der schwer errungene neue Sieg, den er i. J. 279 in Apulien über die Armee der Consuln Publius Sulpicius und Publius Decius bei Ausculum (Ascoli di Puglia) davontrug, blieb politisch und selbst militärisch ohne irgend welche nachhaltige Folgen für den König, der nun auch noch sehen mußte, daß die Karthager, denen vor seinen sicilischen Plänen bangte, sich mit den Römern wider ihn alliirten. Da war es denn, wie wir früher schon erzählten (Bd. I, S. 609), der Hülferuf der Sikelioten, der ihn bestimmte, endlich im Sommer 278 unter rascher Benutzung eines mit den Römern für kurze Zeit geschlossenen Waffenstillstandes mit einem Theile seiner Kerntruppen nach Sicilien zu segeln. Wir haben früher erzählt, wie der ritterliche König ohne sein Verschulden nach wundergleich glänzenden Erfolgen auf dieser Insel endlich wieder seinen Stern erbleichen sah. Während seiner Abwesenheit aber hatten die Römer unter Fabricius 278 in Lucanien, Bruttium und in den italiotischen Gebieten, unter Bubulcus und Rufinus 277 in Samnium (wo sie freilich auch einmal sich eine derbe Schlappe holten) und in Bruttium, wo Rufinus die Städte Kroton und Lokri zurückgewann, i. J. 276 unter Fabius Gurges in der Nähe von Tarent immer größere Erfolge gewonnen. Dieses bestimmte Pyrrhos endlich, gegen Ablauf d. J. 276 Sicilien wieder zu verlassen. Wir wissen bereits, wie er unter grimmigen Kämpfen zur See mit Karthagern, in Bruttium mit Mamertinern, und nach Wiedergewinnung von Lokri, wieder in Tarent ankam, wo er nun die Rüstungen für den neuen Römerfeldzug d. J. 275 in Angriff nahm.

Auch die Römer waren momentan durch die Kriegslast, durch schwere Seuchen und Geldnoth hart gedrückt, durch böse Vorzeichen erschreckt. Aber



Die Tempelruinen von Paestum.

der wackere Consul Manius Curius Dentatus, der trotz seiner demokratischen Parteistellung mit Hülfe der Volkstribunen auch der verdrossenen Plebs die Zähne zu zeigen den Muth hatte, machte mit rücksichtsloser Energie das Heer mobil, um dann mit 40,000 Mann bei Maluentum in Samnium der etwa ebenso starken Armee des Königs im Sommer 275 zu begegnen. Obwohl durch unerwartetes Mißgeschick die vorbereitenden taktischen Bewegungen des Königs scheiterten, nahm die Hauptschlacht doch auch diesmal wieder für die Römer eine höchst gefährliche Wendung. Da gelang es aber den Römern im letzten Augenblicke, die feindliche Elefanterie in Unordnung zu bringen, und nun wandte sich das Schicksal des Tages jäh gegen das griechische Heer, welches nunmehr eine Niederlage erlitt, die bald zu seiner vollständigen Auflösung führte. Pyrrhos, außer Stande, den Krieg gegen die Römer fortzusetzen, und ohne Hülfe von den Epigonenkönigen, die er umsonst mit ahnungsvollem Blicke auf die ihnen von Italien her künftig sich vorbereitende Gefahr hinwies, ließ nur in der Burg von Tarent eine starke Besatzung zurück und wandte sich zu Anfang d. J. 274 wieder nach Epirus.

Die Römer durften aufathmen, sie durften triumphiren, daß sie diesen Riesenkampf so glänzend bestanden hatten. Jetzt war der Kampf um die Herrschaft in Italien zu ihren Gunsten entschieden. Die Ankunft der glückwünschenden ägyptischen Gesandtschaft in Rom (273), die zur Einleitung dauernder guter Beziehungen zwischen dem Senat und den Lagiden geführt hat (Bd. I, S. 591), konnte als das Symbol der Anerkennung Roms als ebenbürtige Großmacht Seitens der hellenistischen Welt gelten. Maluentum haben sie seit ihrem Siege Benevent genannt. M'. Curius Dentatus aber hielt nicht nur seinen prachtvollen, durch die bei Maluentum erbeuteten Elefanten oder „lucanischen Ochsen" geschmückten Triumphzug; er begann nachher auch als Censor 272 aus der epirotischen Beute die zweite große Wasserleitung zu erbauen, die (20 Millien von Rom entfernt, oberhalb Tivoli) aus dem Anio abgeleitet wurde.

Daneben dauerte der Krieg gegen die noch immer fechtenden Sabeller unablässig fort, und die Furcht vor einer eventuellen Wiederkehr des Pyrrhos bestimmte die Römer zu immer energischerer Ausdehnung des Netzes ihrer Kolonien, Festungen und Heerstraßen. In solcher Weise sind schon 273 in Lucanien Pästum (Posidonia) und Cosa angelegt, ist die Fortführung der Via Appia von Capua über das 268 kolonisirte Benevent nach Venusia und weiter eingeleitet worden. Später (263) ist in Samnium auch Aesernia, schon 268 in dem alten Senonenlande Ariminum kolonisirt worden. Die Besorgniß aber vor Pyrrhos schwand für immer, als die Nachricht einlief, daß (Bd. I, S. 611) der epirotische „Adler" 272 zu Argos ein elendes Ende gefunden hatte. Als jetzt eine karthagische Flotte vor Tarent erschien und die den Epiroten abgeneigte und die Rache der Römer fürchtende Bürgerschaft gestimmt schien, ihre Stadt an Karthago zu übergeben, eilte General

Milon, die Citadelle dem römischen Consul Lucius Papirius zu öffnen. Er selbst gewann damit die freie Rückkehr nach Epirus, die Römer aber nun auch die Herrschaft über die Stadt Tarent, die zwar ihre Autonomie behielt, aber ihre Schiffe, Waffen und Mauern verlor; zu Anfang d. J. 271. Aber in der Citadelle blieb eine volle Legion als Besatzung zurück.

Nach dem Tode des Pyrrhos machten auch die fechtenden sabellischen Völker mit Rom ihren Frieden; nur in Samnium dauerte der Kampf verzweifelter Führer, wie Lollius, und ihrer Freischaaren, die noch 269 ernste Kämpfe führten, noch einige Jahre länger. Vollendet aber wurde die Ausbreitung der Römerherrschaft über Süditalien durch die seit 271 begonnene Unterwerfung der Mordgesellen in Rhegion, welche Stadt endlich i. J. 270 durch den Consul L. Genucius mit Sturm genommen worden ist. Der Rest der dem Blutbade entgangenen Meuterer, 300 an der Zahl, wurde nach Rom geführt, zum Tode verurtheilt, und dann in Abtheilungen von je fünfzig Mann an verschiedenen Tagen auf dem Forum gestäupt und enthauptet.

Damit sind die großen Kämpfe um die Suprematie in Italien zu Ende. Sehr bezeichnend für die neue Weltstellung der Römer ist es, daß sie nunmehr auch wirthschaftlich einen neuen großen Schritt thaten, und zur Einführung der Silberwährung übergingen. Genauer gesagt, nachdem bisher das Silber nur in Barren gebraucht worden war; nachdem bisher die römische Sittenstrenge selbst bei den Großen des Reiches im Hause nur das silberne Salzfaß und Opferschälchen geduldet hatte (so daß noch 275 der glänzende Publius Cornelius Rufinus, der Consul d. J. 277, durch censorische Rüge aus der Reihe der Senatoren gelöscht wurde, weil er silbernes Tafelgeräth im Werthe von 720 Mark besaß), konnte sich der römische Staat der Aufgabe, Silber zu münzen, nicht mehr entziehen, seitdem die Römer die Herren des durch griechische Civilisation bestimmten und mit Münzstätten griechischer Art zur Silberprägung erfüllten Unteritaliens geworden waren, und in Folge des tarentinisch-epirotischen Krieges, parallel mit dem enorm gesteigerten Verkehr, nunmehr in sehr nahe Beziehungen zu der hellenischen Staatenwelt traten. Noch zwar herrschte längere Zeit die Kupferprägung vor, und bis zum Jahre 217 bestanden Silber- und Kupferwährung neben einander, letztere in immer sinkendem Fuße. Auch sind die ältesten größeren Silberstücke Roms wohl hauptsächlich für Unteritalien und für den Verkehr mit dem Auslande geschlagen worden. Aber der große Schritt war doch gethan. Die Sache selbst vollzog sich in folgender Weise. Im Jahre 269 v. Chr., wo der Beschluß Seitens der Römer gefaßt ward, wurden von ihnen alle bisher in den italischen Gemeinden bestandenen Münzstätten auf die Prägung von Scheidemünze beschränkt, und ein allgemeiner, für ganz Italien geltender Courantfuß eingeführt, und die Courantprägung in Rom centralisirt; nur Capua behielt noch ferner seine eigenen, zwar unter römischem Namen, aber auf abweichendem Fuße geprägten Silbermünzen. Die neuen Münzen wurden dann mit 268 v. Chr. zuerst

ausgegeben. Das neue System beruhte auf dem gesetzlichen Verhältnisse des Silbers zum Kupfer, wie dasselbe seit lange feststand (250 : 1), so daß bisher der schwere As dem Werthe nach einem Scrupel Silber gleichgekommen war. Jetzt nun wurde die neue gemeinsame Münzeinheit das Zehnaßstück oder der Denarius, der in Kupfer $3\frac{1}{2}$, in Silber $\frac{1}{72}$ eines römischen Pfundes, ein wenig mehr als die attische Drachme wog (welche letztere auch als Vorbild gedient hat, wie überhaupt auch das römische Gewicht und Hohlmaß wohl schon damals nach dem attischen Gewicht normirt war). Der Denar ist nach unserem Gelde zu 82 Pfg. anzusetzen, das Halbstück, der Quinar zu 41, das Viertelstück, Sesterz genannt, zu 20 Pfennigen. Damit parallel ging nun aber eine erhebliche Reduction in der Ausprägung der Asse, die in der folgenden Zeit schnell noch weitere Fortschritte gemacht hat. Während die alten schweren Asse allmählich aus dem Verkehr schwanden und später noch lange als Rechnungsmünze sich behaupteten, prägte man seit 268 die Asse nicht mehr nach dem alten libralen, sondern nunmehr nach dem trientalen Fuße, so daß nun die neuen Asse, — deren $2\frac{1}{2}$ ihr Aequivalent in dem Sesterz (wie ein libraler As in einem Sesterz) fanden, so daß der Denar gleich 10 reducirten Assen war, — nur noch einen Münzwerth von je acht Pfennigen unseres Geldes hatten. Die Stücke vom As bis zum Quadrans wurden anfangs noch gegossen, Uncia aber und Sextans gewöhnlich geprägt. Die Silberprägung angehend, so wurde damals unter Aufsicht einer bestimmten Behörde eine Münzstätte in dem Tempel der Juno Moneta errichtet. Das Gepräge war bei allen Silberstücken auf der einen Seite ein weiblicher Kopf (die Göttin Roma) mit einem Helm, auf der andern Seite die beiden Dioskuren zu Roß, wie sie in der Schlacht am See Regillus (S. 59) den Römern geholfen hatten, — mit eingelegter Lanze und wehenden Mänteln, auf dem Haupte den runden Schifferhut, über dem Haupte eines jeden ihre Embleme, der Stern des Morgens und des Abends.



Römische Silbermünzen: Denar, Quinar, Sesterz; Denar mit dem Kopf des Numa Pompilius.[1]) Originalgröße.
(Kgl. Münzcabinet, Berlin.)

Analog der neuen Großmachtstellung nahmen sich die Römer jetzt auch des bisher wenig glänzenden Flottenwesens erheblich mehr an, denn zuvor.

1) Denar mit dem Kopf des Numa Pompilius, des Ahnherrn des Piso. Der Revers mit einem Schiffsvordertheil bezieht sich auf des Cn. Pompejus Magnus proconsularische Gewalt auf der See. Die Münze ist von Cn. Calpurnius Piso für Pompejus, einen seiner Proquästoren im Seeräuberkrieg geprägt.

Nach dieser Seite hin sind bedeutsam geworden einerseits die seit 338 allmählich begonnene Besetzung der wichtigsten Seeplätze mit latinischen und mit Bürgerkolonien, deren junge Mannschaften vom Dienst in den Legionen frei und für die Bewachung der Küsten bestimmt waren; ferner die 267 verfügte Einsetzung von vier Flottenquästoren, die auf vier Seeplätze der Halbinsel vertheilt, die Häfen und Küsten ihrer Bezirke zu überwachen, endlich für die Verstärkung der Flotte zu sorgen hatten; zuletzt aber die Besetzung des besten Hafens der Ostküste, des Brundisinischen, durch die Römer i. J. 267, der für die Sicherung der Adria und für die Verbindung mit der Griechenwelt außerordentlich wichtig werden sollte. Die Flottenquästoren, die auch die Einkünfte aus den in Masse neu gewonnenen Staatsländereien zu erheben hatten, bildeten für ihr Gebiet eine Art Mittelinstanz zwischen dem Senat und den italischen Gemeinden, während die leitenden Behörden jeder italischen Stadt parallel mit der zu Rom üblichen Schatzung auch in ihren Gemeinden von Zeit zu Zeit solche Revisionen anstellen mußten, damit der Senat andauernd den vollen Ueberblick hatte über die militärische und finanzielle Leistungsfähigkeit des Bundesreiches.

Mehrere der letzten Kolonisationen der Römer, namentlich die von Ariminum und Brundisium, wie auch in Picenum, veranlaßten noch einmal Reibungen und Kämpfe mit den dadurch beeinträchtigten kleinen Völkern. So sind durch die römischen Waffen 269 die Picenter gebändigt und 268 zum Theil nach der Gegend von Salerno als Picentiner verpflanzt worden. Dagegen wurden 267/6 die wegen Ariminums Kolonisirung erbitterten Umbrer von Sassina und gleichzeitig die bisherigen Herren von Brundisium, die Sallentiner gebändigt, und gleich nachher 266/5 in blutigem Kampfe die wüste Gewaltherrschaft des gegen die rasenischen Geschlechter in Volsinii empörten Volkes dieser Stadt auf den Hülferuf des Adels gebrochen, freilich nur um den Preis des vorläufigen Ruins der alten etruskischen Metropole.

Die Vereinigung Italiens unter der römischen Hegemonie war jetzt vollendet. Die Einheit war geschaffen und gesichert, die bis zum Einbruch der Langobarden im sechsten Jahrhundert n. Chr. allen Stürmen widerstanden hat. Von Rhegion bis zum Arno, vom Japygischen Vorgebirge bis Ariminum gebot unwiderruflich Ein starker Wille. Und schon bereiteten sich die neuen Conflikte vor, aus denen das italische Reich als eine neue Weltmacht heraustreten sollte.



5
10 Östl. v. Paris
45
RAETIA
NORICUM
PANNONIA
LIBURNIA
HISTRIA
DALMATIA
Alpen
Apenninus
LIGURIA
GALLIA TRANSPADANA
GALLIA CISPADANA
VENETIA
ETRURIA
UMBRIA
PICENUM
SABINI
LATIUM
SAMNIUM
APULIA
CORSICA
Augusta Taurinorum
Mailand
(Mediolanum)
Padua
(Patavium)
Aquileja
Bononia
Ravenna
Ariminum
Florentia
Perusia
Asculum
ROMA
Capua
Canusium
Salonae
Ilva
Adriatisches Meer (Mare Superum)
Ligurisches Meer
Tyrrhenisches Meer
Gallische Strasse
Vestini
Marsi
Aequi
Hernici
Latini
Volsci
Aurunci
Tyrrhenisches Meer
LATIUM



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandl. in Berlin.

Zweites Buch.

Das Emporwachsen Roms zur Weltmacht.

Erster Abschnitt.

Vom Ausbruch des ersten punischen Krieges bis zur Schlacht bei Zama.

Erstes Kapitel.

Der erste punische Krieg.

König Pyrrhos hatte bei seinem Abzug aus Sicilien aus seiner theuer erkauften Erkenntniß der abendländischen Zustände und politischen Probleme heraus den denkwürdigen Ausspruch gethan: „Welch' einen Kampfplatz überlassen wir hier den Karthagern und den Römern!" Der große Schlachtenmeister hatte nur zu richtig gesehen. Nur ein Jahrzehnt ist seit dem Niedergange seiner Macht in Sicilien und Unteritalien verstrichen, und dieselbe Insel Sicilien, die der tapfere Molotter noch einmal vorübergehend kraftvoll zusammengefaßt hatte, wurde zuerst der Kampfplatz, und sehr schnell auch der Kampfpreis in dem gigantischen Ringen zwischen der alten afrikanischen Weltmacht und der jungen italischen Großmacht, die so lange in guter Freundschaft neben einander gestanden, zuletzt noch gemeinsam das Feld gegen den Epirotenkönig gehalten hatten.

Anders als in der griechischen und in der hellenistischen Welt, wo der Krieg zwischen den großen, aus Alexanders Erbschaft entstandenen Militärstaaten eigentlich immer in der Luft lag, hatte sich seit Alters das Verhältniß zwischen Römern und Karthagern entwickelt. Und noch in der Zeit, als Roms Legionen unaufhaltsam sich über den fernsten Süden Italiens ausbreiteten, konnte weder im Senat der Tiberstadt, noch in dem von Karthago jemand ahnen, daß der Tag ganz nahe war, mit welchem eine Aera der Kriege von bisher unerhörter Furchtbarkeit und welthistorischer Bedeutsamkeit zwischen beiden Nationalstaaten anbrechen sollte. Mochte immerhin seit Pyrrhos' Sturze das Verhältniß zwischen Römern und Karthagern kühler und mißtrauischer geworden sein: die neuen Beherrscher von Italien hatten bisher dem Seewesen (S. 147) nur ein sekundäres Interesse gewidmet, noch weniger die Neigung verrathen, über die natürlichen Grenzen ihrer Halbinsel hinauszugehen. Die Karthager andrerseits hatten nur zur Zeit des Falls von Tarent (S. 145) eine verschämte Neigung gezeigt, auf diesem Punkte sich

einzunisten. Ihre Politik, soweit sie sich nicht auf Afrika und die Seeherrschaft im westlichen Mittelmeer richtete, war neuerdings so gut wie ausschließlich darauf gestellt, jenes Ziel zu erreichen, welches sie seit der großen Niederlage der Athener vor Syrakus andauernd mit echt phönikischer Zähigkeit verfolgt hatten, nämlich die vollständige Eroberung der Insel Sicilien.

Da war es nun der grimmige Hader zwischen zwei Staaten dritten Ranges, nämlich zwischen Syrakus und Messana, was wider Erwarten der Zeitgenossen jäh und furchtbar die Schranken niederwarf, die bisher die Waffen der italischen Nation und der punischen Afrikaner von einander getrennt gehalten hatten. König Hieron II. von Syrakus (Bd. I, S. 610) hatte sich seiner Zeit nur durch die schlaue Einmischung der Karthager die Vollendung seines Sieges über die wilden Mamertiner aus der Hand winden lassen müssen. Er war aber nicht gewillt, für immer auf die Eroberung von Messana zu verzichten. Er behauptete vielmehr seit 269 v. Chr., wo er den königlichen Titel angenommen, andauernd eine drohende Stellung gegen die durch seinen letzten Sieg stark geschwächten Mamertiner, so daß diese allmählich nach einer starken Hülfe sich umzusehen sich genöthigt fühlten. Das furchtbare Schicksal, welches die Römer ihren Landsleuten und Frevelgenossen in Rhegion 270 v. Chr. bereitet hatten (S. 146), machte es nur zu wahrscheinlich, daß Hieron II. im Falle der Einnahme von Messana als Rächer des Griechenthums die Mamertiner in ähnlicher Weise heimsuchen würde. So war es für diese endlich nur noch fraglich, ob man sich unter karthagischen oder römischen Schutz stellen sollte. Die Allianz mit Karthago bedeutete unbedingte Unterwerfung; dafür stimmte nur eine kleine Partei. Die Mehrheit war dafür gestimmt, die Hülfe der Römer anzurufen. Freilich hatte der Senat die blutige campanische Rotte in Rhegion ausgetilgt. Aber die Römer hatten nicht die geringste Veranlassung, die ihnen als Italiker verwandten, aber bisher politisch ganz fremden Mamertiner wegen der Frevel zu strafen, die diese einst an den Griechen von Messana verübt. Mehr aber, den Römern mußte es höchst erwünscht sein, ohne Kampf in den Besitz des Brückenkopfes von Sicilien zu gelangen, und dadurch zu verhindern, daß die Karthager, die bereits auf der Insel Lipara neuerdings eine Flottenstation sich geschaffen hatten, nun auch gegenüber Rhegion sich festsetzten und dadurch in die Lage kamen, den italischen Schiffen die Meerenge und damit die Fahrt aus dem westlichen in das östliche Meer nach ihrem Belieben vollkommen zu sperren. Die Mamertiner, die unter solchen Umständen von den Römern weit bessere Bedingungen zu erlangen hofften, als von den Karthagern, entschlossen sich denn auch im Jahre 265 v. Chr., die Römer um Hülfe zu bitten und ihnen den Besitz von Messana anzutragen.

Der Senat sah sich vor eine schwere Entscheidung gestellt. Die politischen Vortheile, welche die Gewinnung von Messana verhieß, waren sehr groß, und die Abweisung der Mamertiner gab deren Stadt sicherlich in die

Hände nicht des Königs Hieron, sondern der Karthager. Aber andrerseits mochten die römischen Staatsmänner weder leichten Herzens sich mit den Blutgenossen der Mörderbande von Rhegion verbünden, und mit dem bisher befreundeten Hieron brechen, noch auch den Sprung in das Dunkle wagen, wofür die Annahme des Antrags der Mamertiner unbedingt angesehen werden mußte. Denn die Besetzung von Messana durch die Legionen bedeutete, das lag auf der Hand, den Krieg mit Karthago. Mehr noch, es bedeutete die Eröffnung einer neuen Bahn der Kriege und der auswärtigen Politik, für welche alle bisher von den Römern gemachten Erfahrungen nicht mehr ausreichten. Der Senat kam zu keinem entscheidenden Beschluß. So brachten denn die Consuln die große Frage an die Gemeindeversammlung; und das römische Volk, welches hier wenn jemals souverän über sein Schicksal und seine Zukunft zu entscheiden hatte, beschloß zu Gunsten der Mamertiner. Dieselben sollten in die römische Allianz aufgenommen werden und völlig in dieselbe Stellung zu Rom eintreten, wie die verbündeten italischen Gemeinden. König Hieron wurde aufgefordert, die Angriffe gegen Messana einzustellen, und zugleich von Rom aus Alles zur Unterstützung der Mamertiner vorbereitet.

Die Karthager betrachteten natürlich diese neue und unerwartete Wendung der römischen Politik mit dem tiefsten Unwillen. Einstweilen noch bemüht, den offenen Zusammenstoß möglichst lange hinauszuschieben, arbeiteten sie in der Stille durch ihre Diplomatie und ihre Verbindung mit jener der römischen Allianz abgeneigten Minderheit der Mamertiner. Mit deren Hülfe gelang es dem karthagischen Admiral Hanno, der eine Flotte nach dem Hafen von Messana führte, nicht nur zwischen Syrakus und den Mamertinern Frieden zu vermitteln, sondern auch die Akropolis der Stadt mit karthagischen Truppen zu besetzen. So fand der kühne römische Kriegstribun Gajus Claudius die Lage, als er im Frühling 264 mit dem Vortrab des von Appius Claudius Caudex geführten consularischen Heeres in Rhegion erschien. Die Mamertiner erklärten jetzt, der römischen Hülfe nicht mehr zu bedürfen. Nun versuchte es Gajus Claudius, mit den Kriegsschiffen, welche Neapel, Velia, Lokri und Tarent den Römern gestellt hatten, den Sund zu überschreiten. Der erste Versuch scheiterte, Wind und Wogen zerstreuten die kleine Flotte und trieben sogar einen Theil derselben dem Admiral Hanno in die Hände, der sie den Römern sofort zurücksandte, um bis zum letzten Moment Karthago lediglich als die angegriffene Macht vor aller Welt erscheinen zu lassen. Nicht lange nachher wiederholte Claudius seinen Versuch, jetzt mit besserem Erfolge, und erschien mit seinen Truppen in Messana, wo er die Einwohner sofort zur Versammlung berief. Auch Hanno wurde zum Besuch derselben eingeladen; es sollte, so hieß es, womöglich die schwebende Streitfrage gütlich beigelegt werden. Der karthagische Feldherr, offenbar über seine Aufgabe unsicher, und außer Stande, in dem seltsamen Helldunkel sich zurecht zu finden, welches sich über die Beziehungen zwischen

Rom und Karthago gelagert hatte, war thöricht genug, in der Versammlung wirklich zu erscheinen, wo ihn nun die Römer gefangen nahmen und ihm den Befehl an seine Truppen abpreßten, das Schloß von Messana zu räumen. Diese Schwäche und Kopflosigkeit hatte er nachher zu Hause am Kreuze zu bereuen. Damals aber folgte die karthagische Besatzung, in deren Reihen sich kein Offizier fand, der der Lage gewachsen war, wirklich Hannos Befehlen; eine andere Version freilich läßt sie durch die Mamertiner aus ihrer Stellung gedrängt werden. Genug, die Karthager räumten Messana, und Held Claudius hatte das Ausfallsthor nach Sicilien für die Römer aufgebrochen.

Nun blieb der karthagischen Regierung nichts weiter übrig, als den Römern den Krieg zu erklären. Noch hoffte sie, Messana schnell zurückgewinnen zu können, und schickte daher in aller Eile eine starke Flotte unter einem andern Hanno, Hannibals Sohn, nach dem Sund, deren Landungstruppen Messana auf der Nordseite angriffen, während König Hieron, den sein tiefer Unwille gegen die Römer jetzt auf die punische Seite trieb, sein Heer gegen die Südfronte der Stadt führte. Nun aber wußte der schlaue römische Oberfeldherr Appius Claudius Caudex, der mit der Hauptmacht der Römer in Rhegion angelangt war, durch List die Wachsamkeit der Karthager zu täuschen und sein Heer in einer dunklen Nacht über die Meerenge nach Messana zu führen. Dann machte er mit wilder Energie und imponirender Schnelligkeit einen Ausfall gegen das syrakusische, und am nächsten Tage gegen das karthagische Lager, und siegte so vollständig, daß seine Gegner die Blokade aufgeben mußten, und er selbst mit seinen Truppen noch einen kräftigen Vorstoß gegen Syrakus versuchen konnte. Im Jahre 263 erschienen nun die beiden Consuln M'. Otacilius Crassus und M. Valerius Maximus, der damals von den Kämpfen bei Messana für sich und sein Haus den Ehrennamen „Messalla" gewann, mit vier Legionen auf der Insel. Vor diesen Streitkräften konnten Karthager und Syrakusier sehr bald sich nicht mehr im offenen Felde behaupten. Und nun gewannen die Römer binnen kurzer Zeit nicht weniger denn 67 sicilische Städte, darunter auch Katane. Noch wichtiger aber wurde es, daß König Hieron von Syrakus sich zu einer durchgreifenden Veränderung seiner politischen Stellung entschloß. Der kluge syrakusische Staatsmann hatte mit richtigem Gefühl erkannt, daß von dem Augenblicke an, wo Römer und Karthager ernsthaft den Kampf wider einander eröffneten, für die Griechen auf der Insel Sicilien im Hinblick auf ihre ganze frühere Geschichte die richtige Stellung an der Seite der Römer war. Die Zeit ihrer vollen Selbständigkeit war für immer vorüber, sobald die Insel die Arena dieses gigantischen Kampfes wurde. Aber der Sieg der Karthager bedeutete für sie die Herabdrückung zu Unterthanen der punischen Kaufleute. Von den Römern war dagegen wohl zu erwarten, daß sie dem kleinen Reiche von Syrakus, dessen Hülfe ihnen sehr werthvoll werden mußte, eine ähnliche Stellung gewähren würden, wie etwa den Griechen

von Neapel. Als sich daher die Römer anschickten, Syrakus anzugreifen, schloß Hieron mit ihnen Frieden und trat mit Rom in Bündniß; nur daß er hundert Talente Kriegskosten zahlen (und nach Angabe späterer Quellen auch tributär werden) mußte. Der verständige Fürst hat diese Richtung seit dieser Zeit konsequent eingehalten, und für die Zeit seiner langen Regierung seinen kleinen Staat materiell zu neuer und staunenswerther Blüthe zu bringen vermocht. Für die Römer aber erwuchs aus der Allianz mit Syrakus der gewaltige Vortheil, daß für den Kampf mit Karthago, der erst jetzt in voller Wuth entbrennen sollte, nunmehr die ganze Ostküste Siciliens mit ihren reichen Städten, starken Festungen und prachtvollen Häfen ihre sichere Basis war, die zugleich ein römisches Heer für den Fall selbständig ernähren konnte, wo die punische Flotte etwa die Verbindung mit Italien abschnitt.

So standen also jetzt die beiden größten civilisirten Waffenmächte des Westens der damaligen alten Welt einander als Gegner gegenüber. Die gewaltige Kraftfülle und der Nationalcharakter der Karthager wie der Römer hat es nun unvermeidlich gemacht, daß der jetzt entbrannte Krieg mit einer Ausdauer durchgefochten worden ist, deren gleichen die Völker der alten Welt bisher noch nicht gesehen hatten. Es stießen aber in diesem Kriege Gegensätze der eigenthümlichsten Art auf einander. Der berühmte Gegensatz zwischen dem Löwen und dem Haifisch war allerdings im Verlaufe der griechischen Geschichte bereits zur Erscheinung gekommen; aber selbst der gewaltige Kampf zwischen dem seemächtigen Athen und den Colonnen der peloponnesischen Hopliten verschwindet an militärischer und politischer Bedeutung und Tragweite hinter dem furchtbaren Ringen zwischen den römischen Legionen und den karthagischen Penteren. Aber es kamen hier noch ganz andere Gegensätze in Betracht. Die Römer, vielmehr jetzt die vereinigten Völker der italischen Halbinsel, stießen jetzt zum ersten Male auf einen Feind, der anders als die ihnen ethnographisch verwandten Hellenen und selbst die Kelten, einer völlig fremden Abzweigung der kaukasischen Race angehörte. Zwischen Italikern und Griechen hat sich sehr bald ein freundschaftliches Verhältniß ausgebildet. Selbst die wilden Kelten sind später merkwürdig rasch romanisirt worden. Aber die instinktmäßige Abneigung der Romanen gegen die Semiten des Orients, hier in ihrer afrikanischen Ausprägung, ist niemals überwunden worden. Einmal durch den grimmen Kampf zu heller Gluth entzündet, hat die gegenseitige tiefe Abneigung zwischen den großen Nationen nördlich und südlich von den Fluthen des westlichen Mittelmeeres ihr Ende erst dann gefunden, als die prachtvolle Schöpfung der tyrischen Fürstin Elissa bis auf den letzten Stein zerstört war. Als nun jetzt der große Krieg an dem Hader zwischen Syrakus und Messana sich entzündet hatte, sahen sich Römer wie Karthager politischen und militärischen Aufgaben gegenüber gestellt, für welche ihnen, so weit die reiche Erfahrung der Staatsmänner und Feldherren beider Staaten reichte, zunächst noch jeder Maßstab, jede Berechnung fehlte. Auf beiden Seiten mußte man experimentiren,

mußte man erst einer langen und schweren Lehrzeit sich unterwerfen. Erst in hartem Ringen lernten beide Gegner ihre Kräfte und ihre eigenthümliche Art recht kennen, freilich nur um dann einander mit immer wachsender Erbitterung zu bekämpfen.

Bloß äußerlich angesehen, so mochte es wohl den Zeitgenossen der Besetzung von Messana durch die Römer erscheinen, konnten die letzteren schwerlich auf den endlichen Sieg hoffen. In der That durfte Karthago damals als die stärkere Macht erscheinen. Die Karthager standen damals auf der Höhe ihrer Kraft und äußeren Machtentwickelung. Der karthagische Staat dominirte ganz Nordafrika von den Grenzen des griechischen Kyrene bis zu den Gestaden des atlantischen Meeres, theils unmittelbar, theils durch enge Verbindung mit den Häuptlingen der alteinheimischen numidischen Binnenstämme. Das westliche Mittelmeer, die große Domäne der karthagischen Handelsmarine, wurde durch die gewaltige Kriegsflotte des Staates seit dem Niedergang der etruskischen Flagge vollständig beherrscht. Die Insel Sicilien bis zu den Marken des Reiches von Syrakus und von Messana stand unter punischer Botmäßigkeit. Die kleinen Inseln zwischen Sicilien und Afrika, im Westen die Balearen, und seit Mitte des sechsten Jahrhunderts, bez. seit 500 v. Chr. Sardinien mit der Hauptstadt Caralis, wo nur in den Gebirgen des Innern die Ureinwohner sich selbständig hielten, waren werthvolle Glieder des großen Reiches. Noch bedeutsamer sollte es für die Zukunft werden, daß auch im südlichen Spanien die uralten phönikischen Ansiedlungen zum Reiche gehörten. Das alte tyrische Gades oder Gadeira, ferner westlich und östlich davon eine Reihe sogenannter Factoreien, endlich das Gebiet der altberühmten Silbergruben, waren hier vorzugsweise wichtig. Die Seeherrschaft aber, welche das monopolistische Karthago mit einer Flotte von außerordentlicher Tüchtigkeit handhabte, war so vollständig, daß noch im Jahre 306 dieser Staat bei einer Erneuerung des älteren Handelsvertrages von 348 die römisch-italischen Handelsschiffe von der Befahrung des atlantischen Meeres, wie von dem Verkehr mit den spanischen, sardinischen und afrikanischen Häfen hatte ausschließen können, so daß nur Karthago selbst und das punische Sicilien dem italischen Handel offen geblieben waren.

Karthago war aber nicht nur die größte Seemacht, es war auch die größte Geldmacht jener Zeit, hinter welcher nicht nur das glänzende Athen der Perikleischen Zeit, sondern selbst das finanziell so hoch entwickelte Reich der älteren Lagiden weit zurückblieb. In der Hauptstadt des punischen Reiches flossen damals aus sehr verschiedenen Quellen gewaltige Geldmittel zusammen. Die großen Handelsfürsten von Karthago hatten mehr und mehr mit Erfolg dahin gearbeitet, den ausgedehnten Handelsverkehr ihres Reiches, damit zugleich den ganzen Handel des westlichen Mittelmeeres und einen großen Theil des Zwischenhandels zwischen dem Westen und dem Osten, in der gewaltigen Metropole zu monopolisiren. Mit dem enormen Gewinn, den ihnen der Handel als solcher abwarf, verband sich der reiche Ertrag der

Rhederei, nicht minder jener der hier, wie in dem alten phönikischen Mutterlande schwunghaft betriebenen Gewerbthätigkeit und Industrie. Mehr noch, die großen karthagischen Handelsherren waren auch große Grundbesitzer, und in ihren mittelbaren und unmittelbaren afrikanischen Besitzungen, die theilweise (wie namentlich die Landschaft an der kleinen Syrte, und der südliche Theil des heutigen Tunis, die alte Landschaft Byzakion) wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit einen bedeutenden Ruf hatten, wurde die hoch entwickelte Landwirthschaft so rationell und so erfolgreich betrieben, daß später der römische Senat ein berühmtes landwirthschaftliches Lehrbuch des Karthagers Mago in das Lateinische übersetzen und in Italien amtlich verbreiten ließ. Nur daß leider der Ackerbau auf diesem Boden durch Sklavenarbeit betrieben wurde; auf den ausgedehnten Gütern der großen karthagischen Grundherren waren viele Tausende unfreier Arbeiter beschäftigt.

Zu diesen enormen Einkünften der reichen Bürger kamen nun die gewaltigen Einnahmen, welche der Staat als solcher theils aus den Tributen der unterworfenen ackerbauenden libyschen Stämme, theils von den abhängigen nomadischen Hirtenstämmen in Afrika bezog. Weiter die enormen Einkünfte, welche aus den Regalien aller Art, aus den massenhaften Zollgefällen, und durch die umfassende Ausbeutung der auswärtigen Provinzen gewonnen wurden. Dadurch war Karthago die größte Geldmacht der damaligen alten Welt geworden, wo nun auch Verhältnisse sich entwickelt hatten, die an moderne Zeiten anklingen, wie unter anderem selbst Analogien zu dem modernen Papiergeld sich hier finden.

Soweit nun eine kolossale Flotte und noch kolossalere Geldmittel eine bei allem furchtbaren Egoismus und aller grausamen Härte höchst energische und großartige Politik zu unterstützen vermögen, war Karthago dem damaligen Rom, welches dem alternden phönikischen Staate in voller Jugendkraft gegenüber trat, ganz entschieden überlegen. Die Römer mußten darauf gefaßt sein, daß für geraume Zeit die Blokadegeschwader und die Kaper der Karthager Italiens Küsten und Häfen nahezu hermetisch sperrten und die italische Handelsmarine vollständig von der See verdrängten. Mehr noch, außer dem gänzlichen Ruin ihres auswärtigen Handels standen jeden Augenblick für die langgestreckten Gestade der Apenninen-Halbinsel zerstörende Landungen karthagischer Streifcorps zu erwarten. Und nach den Erfahrungen, welche die Sikelioten seit Gelons Zeit mit ihren afrikanischen Feinden gemacht hatten, durfte selbst die Chance nicht außer Acht gelassen werden, daß eines Tages ein kühner punischer Feldherr ein afrikanisches Heer nach Italien führte.

Diese Umstände waren es, die für die Römer schnell genug in überaus beschwerlicher Weise sich geltend gemacht haben; nur die Gefahr eines afrikanischen Einfalls in Italien ist dem Senat erst in einer viel späteren Zeit in furchtbarster Gestalt entgegengetreten. Gegenüber so bedenklichen Aussichten blieb es allezeit die Aufgabe der Römer, nach ihrer seit Alters

bewährten Praxis dem Gegner möglichst dicht auf den Leib zu rücken und mit ihren besten Waffen den Stoß gegen das Herz des Feindes zu richten. Die Ueberlegenheit des römischen Fußvolkes über alle andern Truppen jenes Zeitalters hat sich auch auf der Insel Sicilien, wo Römer und Afrikaner einander ins Auge sahen, sofort glänzend bewährt. Als aber nach harten Kämpfen die Consuln etwa dahin kamen, wo einst Pyrrhos zum Stehen gebracht war, blieb dem Senat nichts übrig, als das Beispiel hier der Spartiaten im Kampfe mit Athen, dort des Agathokles im Kriege mit Karthago nachzuahmen. Mit andern Worten, sollte es möglich werden, die Ueberlegenheit der römischen Armee wirklich entscheidend zur Geltung zu bringen, so mußte Rom sich entschließen, bis zu einem gewissen Grade ebenfalls Seemacht zu werden.

Das Detail der Kämpfe zunächst des ersten punischen Krieges zeigt uns recht deutlich, wie hart die Lehrjahre gewesen sind, welche das römische Volk auf seinem neuen Wege zur Weltmacht jetzt zu bestehen hatte. Gewaltige mittelbare und unmittelbare Opfer an Gut und Blut, enorme Verluste aller Art, wiederholtes unsicheres und kostspieliges Experimentiren, wiederholter Wechsel im Kriegsplan, alle diese Erfahrungen sind auch der jugendlichen italischen Großmacht nicht erspart geblieben. Aber die Hauptsache war doch: sobald es den Römern erst gelungen ist, die ungeheure Ueberlegenheit einigermaßen auszugleichen, welche die Karthager zu Anfang durch den Alleinbesitz einer meerbeherrschenden Kriegsflotte hatten, beginnt ihre Schaale zu sinken. Und sobald sie erst den Weg gefunden hatten, der sie unmittelbar an ihren afrikanischen Feind heranbrachte, kamen auch mit zunehmender Wucht die Vortheile zur Geltung, welche nach der rein militärischen Seite die Römer vor den Afrikanern voraus hatten.

Fassen wir die Sache kurz zusammen, so können wir sagen, auf den Schlachtfeldern zu Lande standen in diesem Kriege die harten Kerntruppen eines nationalen Staates von Bauern und Soldaten den aus Milizen und Söldnern zusammengesetzten Heeren eines Handelsstaates gegenüber. Obwohl der römische Staat theoretisch vor der Zeit des Augustus und thatsächlich vor dem Zeitalter des Gajus Marius und des Sulla ein stehendes Heer nicht gehabt hat, so waren doch die römischen Landwehrtruppen in Folge der seit Alters unaufhörlich wüthenden italischen Kriege, namentlich seit der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr., niemals aus der härtesten kriegerischen Schulung herausgekommen und konnten, was Uebung, vieljährige Erfahrung, zähe Tapferkeit und kriegerischen Geist angeht, als das beste soldatische Material der damaligen Welt gelten. Die waffenfähigen Männer der römischen Bürgerschaft, die (vgl. S. 140) damals eine Stärke von 280 bis 290,000 Mann erreicht haben werden, waren von dem kräftigsten nationalen Geiste erfüllt und wußten ganz genau, weshalb und wofür sie in ihren Kriegen sich schlugen. Und sie bildeten nur den unerschütterlichen Kern, an welchen die Aufgebote der mannhaften Völker Italiens sich lehnten, die unter der

verständigen Leitung des Senates mehr und mehr mit der römischen Hegemonie sich zu versöhnen begonnen hatten, und von denen damals keines geneigt war, zu den afrikanischen Semiten abzufallen.

Ganz anders und nichts weniger als günstig stand es in rein militärischer Beziehung in Karthago. Dieser gewaltige Staat war zwar in seinem inneren Leben und in der Lebensweise der Bewohner des herrschenden Theiles nur sehr theilweise mit Tarent zu vergleichen; doch fehlen die Analogien nicht ganz. Besser gesagt, Karthago befand sich bei seinem Kampfe mit Italien und dessen unerschöpflichen Kräften an ausgezeichnetem soldatischen, aus den Reihen freier Bauern und Bürger sich ergänzenden Material in der Lage, wie bis auf unsere Zeit so viele mächtige Flotten-, Industrie- und Handelsstaaten, die nicht, wie heute noch Großbritannien mit seiner rüstigen englischen, schottischen und irischen Bevölkerung, über ein starkes und waffenfreudiges Volk zu verfügen haben. Die Zahl der eigentlichen karthagischen Bevölkerung wird noch kurz vor dem Untergange des Staates auf 700,000 Menschen angegeben, die theils in der gewaltigen, großentheils aus sechsstöckigen Häusern bestehenden Hauptstadt, theils in deren Umgegend wohnten, theils zu Schiff, im Auslande und in den Provinzen zerstreut waren. Aber diese Massen waren für den Krieg nur wenig brauchbar. Wohl vermochte die Stadt etwa 40,000 Schwerbewaffnete aufzubringen. Aber die große Mehrheit der Karthager, die Masse der handel- und gewerbetreibenden Leute, hatte weder die Neigung, noch die Geschicklichkeit der italischen Bauern für den Krieg, — sie wurden beinahe niemals in größerem Umfange im Felde verwendet. Fortdauernd geringer wurde die Zahl der jungen Männer aus guten Familien, welche die Garde der karthagischen Feldherren bildeten, allmählich waren nur noch die Offiziere der punischen Heere geborene Karthager. Auch die zahlreichen stammverwandten Elemente in Afrika, die sogenannten Liby-Phöniker, die aus den Bewohnern theils älterer phönikischer, theils jüngerer karthagischer Ansiedlungen bestanden, und der Hauptstadt theils einen hohen jährlichen Zins, theils im Kriegsfalle bestimmte Contingente zu stellen hatten, waren so wenig kriegerisch gesinnt, daß sie es gern vorzogen, ihre Dienstpflicht mit Geld abzukaufen.

Die Folge solcher Verhältnisse ist es nun gewesen, daß abgesehen von der Nationalflotte in dem karthagischen Heerwesen nur das ausgezeichnet tüchtig war, was mit Geld hergestellt werden konnte. Die Hauptstadt war zugleich eine gewaltige Festung. An die uralte Citadelle (Bd. I, S. 184) schlossen sich 50 Fuß hohe und 30 Fuß breite, mehrstöckige Mauern an, welche die Unterstadt umschlossen, zunächst die Altstadt mit ihren engen Gassen und hohen Häusern, und die Häfen, — später auch die Vorstadt auf der flachen Höhe nördlich von Burg und Altstadt, die sogenannte Magalia, die man durch eine vom Gebirge Zaghuân her geführte, zehn Meilen lange Wasserleitung mit frischem Trinkwasser versorgte. Daneben war die punische Staatsregierung unablässig bemüht, ihre Waffenmagazine stets reich

gefüllt und im besten Zustande zu erhalten. Man verfügte über zahlreiche und tüchtige Kriegsmaschinen und Geschütze. Der Reichthum des afrikanischen Landes an Elefanten machte es möglich, stets eine sehr zahlreiche und trefflich dressirte Elefanterie zu unterhalten. In dem Erdgeschoß der karthagischen Ringmauer befanden sich Stallungen für 300 Kriegselefanten (wie in dem mittleren für 4000 Pferde).

Dagegen sahen die Dinge, wie uns die Geschichte der Sikelioten bereits wiederholt gezeigt hat, für die karthagischen Feldherren keineswegs sehr günstig sich an, sobald es sich um Feldzüge und Kämpfe handelte, bei denen auf die Mitwirkung der Flotte und der Artillerie nicht zu rechnen war. Mit immer nur seltenen Ausnahmen war das Landheer bis herab auf die Zeiten der großen Feldherren aus dem Hause der Barkiden die schwächste Seite des punischen Heerwesens, eine einzige Waffengattung ausgenommen. Bei der Bildung ihrer Kriegsheere sahen sich die Karthager in erster Reihe angewiesen auf das Material, welches ihnen Afrika stellte. Hier lieferten die abhängigen nomadischen Stämme in der That eine wirklich ausgezeichnete leichte Reiterei. Der soldatische Ruf der „numidischen" Cavallerie geht durch die ganze Kriegsgeschichte der Karthager, wie später des römischen Reiches hindurch. Aber das Fußvolk, welches die libyschen Unterthanen stellen mußten, konnte sich durchaus nicht mit der römischen und italischen Infanterie messen. Daher sahen sich in großen Kriegen die Karthager regelmäßig genöthigt, neben diesen Truppen, zu denen noch die Zuzüge kriegsdienstpflichtiger afrikanischer und spanischer Völker, und die balearischen Schleuderer kamen, große Massen von fremden Söldnern zu werben, wie sie für schweres Geld auf griechischen Werbeplätzen, in Spanien, unter Kelten, Liguriern, und früher unter sabellischen Stämmen ohne Mühe gekauft werden konnten. Aber alle Tapferkeit und soldatische Brauchbarkeit dieses Materials konnte nicht hindern, daß gerade diese Waffe für die Karthager sich wiederholt nahezu ebenso zweischneidig und gefährlich erwiesen hat, wie für ihre Heere in den Schlachten die Anwendung der Elefanterie. Nicht nur, daß die Kriegführung mit Söldnern ihrer Natur nach überaus kostspielig war; nicht nur, daß in kritischen Momenten oft eine kostbare Zeit verstreichen mußte, ehe die nöthigen Soldtruppen zur Stelle sein konnten: so hat es Karthago nur zu oft erfahren müssen, wie weit das lediglich soldatische Ehr- und Pflichtgefühl, namentlich in Zeiten des Unglücks, zurückbleibt hinter der moralischen Kraft, die in einem gerechten Kriege einem Nationalheere innezuwohnen pflegt. Mehr aber, es gab mit Ausnahme des stipulirten Soldes und der Hoffnung auf reiche Beute gar kein Band, welches diese Lanzknechte an die karthagische Sache fesselte, und die karthagischen Feldherren waren zu zählen, die es verstanden haben, durch ihre persönliche Trefflichkeit ihre geworbenen Truppen an ihre Sache zu fesseln, sie für dieselbe zu begeistern. Und wehe, wenn ungeschickte, falsche oder gar schlechte Behandlung und schlechte Zahlung des Soldes den Zorn der Lanzknechte gegen ihre kar-

thagischen Offiziere entflammte. Dann kehrten sich wohl alle wüsten Leidenschaften eines bewaffneten Pöbels mit grauenhafter Wildheit gegen die unglücklichen Vertreter der stolzen Kaufmannsstadt, und gegen die Stadt selbst mit ihren vielbeneideten goldenen Schätzen.

Zu diesen militärischen Nachtheilen kam für die Karthager in dem Kampfe gegen Rom noch ein anderer schwer wiegender Uebelstand, der namentlich dann sich geltend machen mußte, sobald das Glück sich dauernd gegen die stolzen Handelsfürsten in Karthago wandte, vor Allem sobald die Römer auf afrikanischem Boden festen Fuß zu fassen anfingen. Es war die Stellung der Karthager zu ihren Unterthanen. Auch die Römer, wie wir wissen, zeigten in ihrer inneren Politik ein starkes Maß von Härte und Selbstsucht. Aber die Art, wie sie ihre italische Herrschaft organisirt hatten, war so fein, so kunstvoll gestaltet, daß ein Abfall so leicht nicht zu befürchten stand. Mehr aber, die tüchtige Art, wie der Senat regierte, die Sicherheit und die Interessen seiner italischen Verbündeten schützte; die Klugheit, mit welcher eine Besteuerung der Italiker vermieden wurde; endlich die Staatsweisheit, mit welcher damals noch immer die Ueberleitung immer neuer Glieder des italischen Reiches in das werthvolle römische Vollbürgerrecht eingeleitet worden ist, ließ, — etwa die schwer getroffenen Samniten ausgenommen, — die Italiker sich doch immer mehr mit ihrer Unterordnung unter die Herrenstadt an der Tiber versöhnen.

Weit anders stand es in Afrika. In dem karthagischen Reiche dominirte lediglich ein nackter und kalter Egoismus. Hier bedeutete lediglich die Hauptstadt Etwas, sie hatte vielmehr Alles zu bedeuten. Die herrische Stadt der punischen Handelsfürsten schloß sich mit Einer Ausnahme politisch gegen alle Glieder ihres Reiches ab. Einen Antheil an den Früchten der Erfolge seiner Politik und seiner Waffen gewährte Karthago nur seinen eigenen Bürgern, die auch einer direkten Besteuerung nicht unterworfen waren. Und wie nun die punische Kaufmannsaristokratie sogar mit aller Energie dahin strebte, allen Handel mit dem Auslande in dem Hafen der Hauptstadt zu monopolisiren, so gewährte sie auch den verschiedenen Schichten der beherrschten Bevölkerung keinerlei Aussicht auf allmähliche Verbesserung ihrer politischen Stellung, oder gar auf eine künftige Aufnahme in das karthagische Bürgerrecht. Die eigentlichen Unterthanen erfuhren von Karthago aus in der Regel nur das strenge Regiment der punischen Amtleute und eine starke finanzielle und militärische Ausbeutung. Aber auch die Stammverwandten der Karthager, die oben erwähnten Liby-Phöniker, wurden von der Hauptstadt aus stets mit eifersüchtigem Mißtrauen beobachtet und entsprechend behandelt. Auch sie galten als Unterthanen und waren finanziell schwer belastet; und obwohl sie wenigstens nach gleichem Rechte mit den Karthagern lebten und mit denselben in gleiche Ehe treten konnten, so hatten sie doch ihre Mauern niederreißen müssen. Lediglich das altbefreundete Utika (Bd. I, S. 184 ff.), zu dem das uralte Pietätsverhält-

niß bestand, hatte seine Selbständigkeit und seine Mauern behalten dürfen. Unter solchen Umständen liefen die Karthager, wie sie es schon zur Zeit des Agathokles ausgiebig genug erfahren hatten, im Falle einer feindlichen Landung in Afrika die höchste Gefahr. Einerseits war die Hauptstadt immer sofort als einzige karthagische Festung das nothwendige Haupt-Objekt jedes feindlichen Angriffs, und der einzige sichere Rückzugsplatz der punischen Heere, andrerseits hatten die Karthager in solchen Nothzeiten lediglich in Utika auf Sympathien zu rechnen, — alle übrigen Elemente des Reiches hatten stets die nur zu natürliche Neigung zum Abfall, die keine grausame Rache der Karthager je hat bändigen können. War doch die innere Politik der Kaufherren derart, daß sie nicht einmal eine Partei unter ihren Stammverwandten und Unterthanen sich zu gewinnen vermochten oder für nöthig hielten. Nur an den Herrensitzen der mehr oder minder freien numidischen Häuptlinge, und auf der noch immer nur erst halb gewonnenen Insel Sicilien, die daher klüger und rücksichtsvoller behandelt wurden, war wirklich von einer punischen Partei die Rede.

Endlich war auch das innere Leben in dem eigentlichen karthagischen Volke trotz vieler tüchtiger Eigenschaften desselben für die Durchführung eines gewaltigen Krieges, wie ihn Karthago jetzt zu führen hatte, viel minder günstig, als bei den Römern. Unbeschadet der Sympathien, wie sie solche Heldengestalten, wie Hamilkar Barkas und Hannibal, und später der tragisch patriotische Untergang der edlen unglücklichen Fürstin Sophoniba, und ganz zuletzt wieder der furchtbare heroische Todeskampf der afrikanischen Weltstadt, noch heute allezeit bei allen edel angelegten Naturen finden werden: die ganze Art der Hellenen und Italiker muthet uns Neuere doch viel menschlicher und sympathischer an, als das phönikische Wesen mit afrikanischer Färbung, wo die ganze Scheußlichkeit der phönikischen Religion mit ihren grellen Extremen, hier die üppigste Lust, dort die entsetzlichen Molochsopfer, unverändert fortbestand, wo das energische, unermüdlich fleißige, gewinnsüchtige, hoch betriebsame, aber auch finstre, düstre, rachgierige, wildsinnliche Volk nur in sehr seltenen Persönlichkeiten Aehnliches hervorgebracht hat, wie es uns bei den Völkern von Hellas und auf der Apenninen-Halbinsel so oft erfreut. Politisch bedeutsam aber ist es, daß so gesunde innere Verhältnisse, wie sie damals in dem frischen, sittenstrengen, urkräftigen Volke der Römer bestanden, in Karthago nicht mehr zu finden waren. Beide große Staaten wurden allerdings, wenn man es kurz sagen will, aristokratisch regiert. Aber in Rom lag das aristokratische Wesen in dem Grundcharakter der Nation. In der Verfassung, dem bis dahin in der antiken Welt unerreichten Muster der freien Selbstregierung eines großen Volkes, bestand praktisch ein verständiges Gleichgewicht zwischen den aristokratischen und den in gutem Sinne demokratischen Elementen der Nation. Der Senat war die immer neu durch frisches Blut sich verjüngende, hochverehrte „königliche" Versammlung aller politischen Weisheit des Volkes. Bei aller Strenge der Verwaltung

und bei aller Wucht der persönlichen Verantwortlichkeit lebte in Rom ein Verhältniß gegenseitiger Achtung zwischen Volk und Staatsregierung, und ein männliches und solides Vertrauen zwischen dem Senat und den tüchtigsten Trägern der ausführenden Gewalt, die hier nicht im Falle des Glücks durch engherziges Mißtrauen, und im Falle des Unglücks nicht durch blutlechzende Rachgier verfolgt wurden.

Ganz anders in Karthago. In diesem Staate (vgl. Bd. I, S. 185) dominirte das härteste, düsterste, oligarchische Mißtrauen. In diesem Staate hatten allmählich die aristokratischen, besser die oligarchischen Elemente die entschiedenste Uebermacht gewonnen. Längere Zeit hatte es geschienen, als ob das militärisch monarchische Moment in Karthago zur Vorherrschaft gelangen sollte. Noch zur Zeit, als in Rom der Uebergang vom Königthum zur Geschlechterherrschaft sich vollzog, schien es nicht unmöglich, daß das durch militärische Größe und Reichthum hervortretende Haus des Mago allmählich dahin gelangen würde, die Verwaltung in Krieg und Frieden und die Rechtspflege gänzlich an sich zu ziehen. Aus der Besorgniß der Aristokratie um ihre vorherrschende Stellung ging unter solchen Umständen um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., also etwa in der Zeit des römischen Decemvirats, eine Aenderung in der karthagischen Verfassung hervor, die in der Schöpfung einer neuen, durchaus oligarchisch formirten und die oligarchischen Interessen hütenden Behörde gipfelte. Es war dieses das Collegium der sogenannten Hundertmänner (eigentlich Hundert und vier) oder Richter, welche sich durch eine aristokratische Art der Cooptation aus gewesenen Quästoren ergänzten, und formell zwar jährlich neu berufen werden sollten, thatsächlich jedoch gewöhnlich für längere Zeit, selbst lebenslänglich fungirten. Zunächst berufen zur politischen Kontrole und zur Wahrnehmung der Verantwortung gegenüber den Feldherren, dann auch den Suffeten und den Regierungsräthen, zogen sie genau wie die Ephoren in Sparta allmählich die Aufsicht über alle Zweige der Staatsverwaltung an sich, so daß in die Hände dieser Behörde, die mit den härtesten Strafen, selbst mit Todesurtheilen, sehr schnell bei der Hand war, schrittweise das Hauptgewicht der Staatsmacht übergegangen ist. Hier vor Allem trat das tiefe Mißtrauen der aristokratischen Kaufherren und Gutsbesitzer gegen ihre eigenen Regenten und Organe nur zu scharf hervor, die theils zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, theils in unheilvoller Weise gelähmt wurden. Auch der Demos wurde bei seiner großen Masse eifersüchtig überwacht; nur daß er durchaus an moralischer Kraft nicht mit der römischen Plebs verglichen werden darf. Eine Masse ohne soliden bäuerlichen oder gewerblichen Mittelstand, eine gewaltige Menge besitzloser Leute, die doch aus den reichen Erwerbsmitteln der riesigen Handels- und Fabrikstadt leichten Unterhalt zogen; innerlich schlecht oder gar nicht organisirt, theils führerlos, theils durch das Geld der Oligarchie beherrscht, dabei unruhig und zuchtlos: konnte der Demos erst dann zu größerer Macht gelangen, als die Unglücksfälle des Römer-

krieges die Stellung der herrschenden Oligarchie erschütterten. Mehr noch, als an die Stelle der unglücklichen Feldherren dritten Ranges, die bei der blutigen und niederträchtigen Grausamkeit der punischen Hundertmänner politische Mißgriffe und schwere Niederlagen fast regelmäßig mit der schimpflichsten Todesstrafe büßen mußten, — wie andrerseits glückliche Führer mit engherziger Angst überwacht wurden, — die Helden aus dem Hause der Barkiden getreten waren, die mit Hülfe des Demos die Oligarchie endlich zu entwurzeln hofften. So waren die Elemente des afrikanischen Reiches geartet, mit dem jetzt die Römer ihren ersten weltgeschichtlichen Waffengang bestanden.

Die Kämpfe (S. 154 ff.) der Jahre 264 und 263 v. Chr. waren nur die Vorspiele der großen Operationen gewesen, die nunmehr für lange Jahre die staunenden Zeitgenossen des griechischen und hellenistischen Ostens überraschten und bald zur Bewunderung, bald zum Entsetzen hinrissen. Die Karthager hatten erst 262 v. Chr. ihre Rüstungen vollendet, und nun machte sich sofort die Natur des Krieges geltend, wie sie sein mußte, so lange die Römer ihrerseits nur erst auf den Landkrieg angewiesen waren. Die Hauptaufgabe der Karthager war es noch immer, die Römer wieder aus Sicilien zu verdrängen, und das sollte der General Hannibal, Gisgons Sohn, mit etwa 50,000 M. von Akragas aus versuchen. Zugleich aber sollte der Admiral Hanno von Sardinien aus mit Heer und Flotte die italische Küste angreifen, um dadurch die Kraft der römischen Action auf Sicilien zu lähmen. Die Römer ließen sich jedoch durch die Aussicht auf solche Flottenangriffe durchaus nicht beirren. Vielmehr gingen die beiden Consuln des Jahres, L. Postumius Megellus und Q. Mamillius Vitulus, mit ihren vier Legionen nach Sicilien, um sich mit Ungestüm sofort auf Akragas zu stürzen. Mochte nun immerhin der Admiral Hanno große Strecken der italischen Küsten in Unruhe versetzen und theilweise durch Plünderung oder Brandschatzung offener Städte, Zerstörung von Gebäuden und Pflanzungen, und Wegschleppung gefangener Einwohner in die Sklaverei ernsthaft schädigen: der Schnelligkeit und Energie der Römer war es gelungen, den Landkrieg auf Einen Punkt zu bannen und denselben in einen Belagerungskampf zu verwandeln. Hannibal sah sich in Akragas eingeschlossen, und die Römer, denen nun zahlreiche Hülfstruppen aus Messana, Syrakus, und von den andern Sikelioten zuzogen, versuchten es jetzt, diese Stadt mit Gewalt zu nehmen. Es war eine für den damaligen Stand der römischen Belagerungskunst sehr schwierige Aufgabe. Akragas schien durch seine Werke, noch mehr aber durch seine Lage nahezu unüberwindlich zu sein. Die Stadt erhob sich auf einer hochragenden, von steilen Abgründen umgebenen Felsterrasse am Zusammenflusse des Hypsos und des Akragas. Die Hauptchance für die Angreifer war darin zu suchen, daß Akragas etwa 18 Stadien (keine volle Wegstunde) vom Strande entfernt war und keinen eigentlichen Hafen hatte. Die

Sache drehte sich daher für die Römer darum, den Vertheidigern die Zufuhr unmöglich zu machen und mit ihrer altgewohnten Zähigkeit die Gegner durch Aushungerung zu erschöpfen. Die Consuln eröffneten gegen Ende Mai 262 den Angriff durch die Anlage eines verschanzten Lagers, östlich von der Stadt bei einem Tempel des Asklepios, nur 24 Minuten von den feindlichen Linien entfernt. Ein gewaltiger Ausfall der Karthager wurde glänzend parirt. Und nun legten die Römer südwestlich von Akragas, in der Richtung auf Herakleia Minoa, noch ein zweites Lager an, welches sie nördlich und südlich von der Stadt durch eine doppelte Kette von Verschanzungen mit dem ersten verbanden. Auf diese einfache Weise hielten sie Akragas völlig eingeschlossen, und sicherten sich zugleich gegen jeden Angriff eines feindlichen Entsetzungsheeres. In dieser Stellung überließen sie während einer Zeit von fünf Monaten die Belagerten den schlimmen Wirkungen, die das allmähliche Hinschwinden der Vorräthe auf die blokirten Einwohner und Soldaten ausüben mußte. Sie selbst nährten sich bequem aus den zu Erbessos (nordöstlich von dem Kampfplatze) angelegten Magazinen, welche ihnen namentlich König Hieron füllte. Endlich wurde die Noth in Akragas so groß, daß sich Hanno entschließen mußte, im Herbst die Seezüge aufzugeben und mit seinem Heere, 50,000 M., 6000 Reiter und 50 Elefanten stark, von Herakleia Minoa her einen Entschüttungsversuch zu machen. Da es ihm gelang, die Stadt Erbessos mit den römischen Magazinen wegzunehmen, und nachher mit seiner trefflichen numidischen Reiterei die italische aufs Haupt zu schlagen, so konnte er es wagen, eine Viertelmeile von dem römischen Lager entfernt eine feste Stellung zu beziehen, von wo aus er nun die Römer seinerseits blokirte und dieselben, trotz Hierons aufopfernder Unterstützung, allmählich in eine sehr unbequeme Lage brachte. Zwei Monate verstrichen in solcher Weise, und die Aussichten der mit Noth aller Art kämpfenden Römer wurden immer bedenklicher. Da half ihnen endlich der Umstand aus ihrer Verlegenheit, daß Hannibal, der in Akragas vor Proviantmangel sich nicht mehr halten zu können meinte, den Hanno schließlich bestimmte, einen großen kombinirten Angriff auf die römischen Linien zu versuchen. Nun konnte die Ueberlegenheit des römischen Fußvolks im Gefecht endlich wieder zur Geltung gebracht werden. Alle Versuche der Besatzung von Akragas, die Schanzen der Römer zu durchbrechen, scheiterten gänzlich. Die regelmäßige Schlacht aber, welche die Consuln in sehr unbequemer Stellung gegen Hanno zu bestehen hatten, endigte mit der gänzlichen Zertrümmerung der karthagischen Armee, deren Reste schnell nach Herakleia zurückwichen. Freilich gelang es dem General Hannibal, unter Benutzung der Ermüdung der ebenfalls hart mitgenommenen Römer schon in der Nacht nach dem Kampfe mit der Besatzung aus Akragas zu entkommen, und sich nach der karthagischen Flotte zurückziehen. So fiel jetzt Akragas zu Ende d. J. 262 in die Hände der Römer, welche die gesammte Civilbevölkerung als Kriegsbeute ansahen und in die Sklaverei verkauften.

Die schwer erkaufte Eroberung von Akragas war nicht nur ein sehr erheblicher militärischer Gewinn für die Römer, sie wurde auch für den weiteren Verlauf des Krieges von entscheidender Bedeutung. Denn jetzt, wo die karthagischen Truppen auf die altphönikischen Küstenfestungen im westlichen Sicilien zurückgedrängt waren, schien es den Römern, deren Kühnheit, Siegeszuversicht und Energie durch jeden neuen Erfolg in diesem Stadium des Krieges andauernd gesteigert wurde, nur natürlich, dem Kampfe ein viel höheres Ziel zu geben, als sie noch vor wenigen Jahren in Aussicht genommen hatten. Die Streitfrage wegen Messana gehörte bereits der Vergangenheit an. Jetzt erwachte bei Senat und Volk in Rom der kühne Gedanke, die alte Politik der sikeliotischen Fürsten und des Pyrrhos mit italischen Mitteln fortzusetzen, die Karthager aus Sicilien ein für allemal gänzlich zu verdrängen. Die unermeßlichen Opfer, deren es dann bedurfte, um diesen Plan auch wirklich zur Durchführung zu bringen, machten es nachher vollkommen selbstverständlich, daß bei dem Ende des Krieges die ganze Insel, so weit sie nicht zu den Gebieten des Königs von Syrakus und der verbündeten Mamertiner gehörte, als Siegesbeute angesehen und als Eigenthum des römischen Volks behandelt worden ist.

Es zeigte sich aber sehr bald, daß der kühne Plan der Römer lediglich mit Landkämpfen, und lediglich mit Schlachten und Belagerungskämpfen auf sicilischem Boden nicht durchzusetzen war. Schon während des Jahres 261 v. Chr., wo auf Sicilien noch mehrere feste Plätze von den Römern gewonnen wurden, zeigte es sich sehr deutlich, daß der Besitz ihrer imposanten Flotte den Karthagern noch immer ein gewaltiges Uebergewicht verlieh und die Römer diesseits wie jenseits des Sundes von Rhegion mit erheblichen Gefahren bedrohte. Nicht nur daß ihre Kriegsschiffe die Einschließung und Aushungerung ihrer sicilischen Seefestungen wirksam verhinderten, so konnten sie mit der Flotte einerseits alle von den Römern bereits besetzten sicilischen Seeplätze unaufhörlich beunruhigen, andrerseits den italischen Uferlandschaften die schwersten Gefahren bereiten. Freilich hatte Karthago damals unter seinen Offizieren keinen Mann, der es gewagt hätte, ein Heer nach Italien zu führen oder mindestens das Beispiel nachzuahmen, welches einst zur Zeit des Peloponnesischen Krieges der Athener Demosthenes durch die Besetzung von Pylos gegeben hatte. Auch verstanden es die Römer, durch die Anlage ihrer Seekolonien (S. 148) die Gefahr karthagischer Landungen in Italien einigermaßen zu beschränken. Nichtsdestoweniger litt Italien durch die Blokadegeschwader und Kaperzüge der Karthager in hohem Grade, und namentlich der auswärtige Handel Italiens, vor Allem der hellenischen Städte des Südens, ging unter solchen Verhältnissen gänzlich zu Grunde. Die schwache Kriegsmarine der Römer war nicht im Stande, mit ihren Dreideckern und Schiffen von noch geringerer Bedeutung gegen die gewaltigen Tetreren und Penteren (Vier- und Fünfdecker), wie sie damals die hochentwickelte Schiffsbaukunst der Karthager und der Lagiden mit Vorliebe auf das Meer schickte, aufzukommen.

So mußten denn die Römer sich zu dem schweren Wagniß entschließen, die Karthager auf ihrem eigenen Elemente aufzusuchen. Es galt mit andern Worten, mitten unter den Stürmen des Krieges den Versuch der Herstellung einer der punischen einigermaßen gewachsenen großen Kriegsflotte zu wagen. Und Dank der ungeheuren Energie der Römer ist dieses Unternehmen schließlich vom Erfolge gekrönt gewesen.

Der Senat dachte nicht daran, für diesen Zweck auswärtige Hülfe, wie etwa die von Syrakus, in Anspruch zu nehmen. Es galt eine National-flotte zu schaffen. Man entschloß sich, mit Einem Male zwanzig Dreidecker und hundert Penteren zu erbauen. Als Modell für die letzteren diente ein karthagischer Fünfdecker, der i. J. 264 gestrandet und in römische Hände gefallen war. Bei der Energie der Römer und bei den bedeutenden Mitteln, über welche Rom verfügte, gelang es, wie die Ueberlieferung will, die stattliche Rüstung während einer Zeit von nur 60 Tagen zu Ende zu führen. Wahrscheinlich waren griechische und etruskische Schiffsbaumeister dabei stark thätig gewesen, vielleicht auch ein Theil der neuen Flotte nicht nur in der Tiber, sondern auch auf etruskischen und italiotischen Werften erbaut worden. Die Seeoffiziere der neuen Flotte, so nimmt man an, wurden meistens aus der italischen und italiotischen Handelsmarine entnommen, nicht minder die Matrosen und die Ruderknechte, unter welche dann (so heißt es) auch viele Neulinge gesteckt worden sind, die einige Zeit vor dem Auslaufen der Schiffe auf dem Lande (nämlich auf hohen Gerüsten) die nöthigste Vorübung in der Führung der langen Ruder sich hatten aneignen müssen. Dank der ungeheuren Thatkraft der Römer konnte die neugeschaffene Flotte bereits im Frühjahr 260 unter Segel gehen.

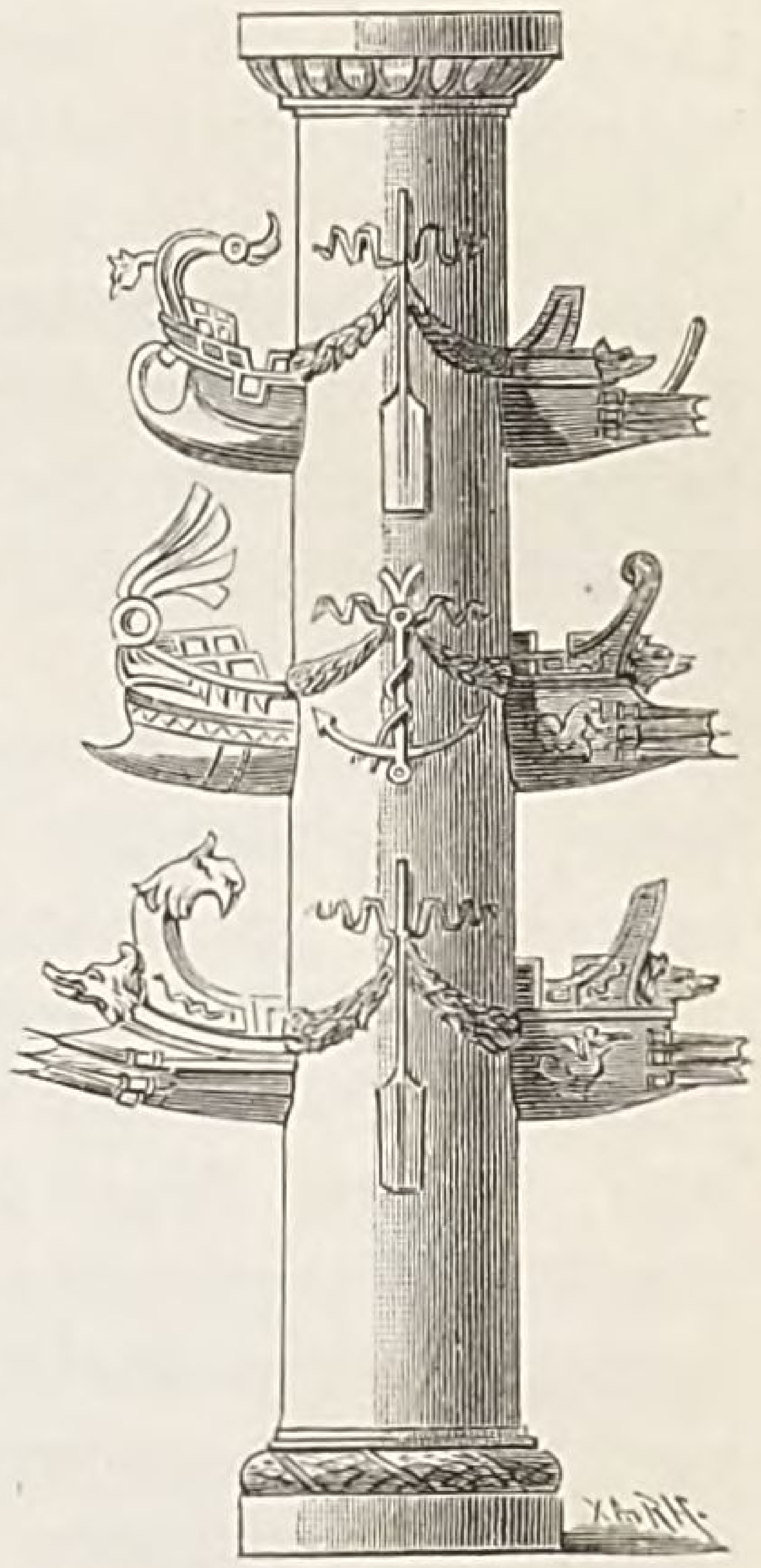
Die alten wetterfesten Admirale und Schiffskapitäne von Karthago hatten in dem berechtigten Bewußtsein ihrer seit Alters bewährten nautischen Ueberlegenheit über alle anderen Seeleute der damaligen Zeit einstweilen nur Hohn und spöttisches Mitleid für diese römischen Landratten, die nun mit einem Male den Kampf auf dem feuchten Element zu wagen sich vermaßen. In der That war es eine starke Verwegenheit, mit Mannschaften, die zum Theil mit der See noch ganz unbekannt, zum größeren Theile jedenfalls des Waffendienstes zur See noch gar nicht gewohnt, alle aber erst ganz neu versammelt und mit ihren Schiffen nur erst seit sehr kurzer Zeit vertraut waren, sich gegen alte Seeleute zu versuchen, die gerade in der Kunst des nautischen Manövrirens, wodurch damals die Seegefechte wesentlich entschieden wurden, als unerreichte Meister galten. Die Zuversicht der Karthager stieg zum Uebermuth, als sich der Consul Gnäus Cornelius Scipio, der mit den ersten siebzehn segelfertigen römischen Schiffen nach Messana abgegangen war, in den Hafen von Lipara locken und daselbst durch den Karthager Bogud wie in einer Mausefalle gefangen nehmen ließ: ein Mißgeschick, dem der unglückliche Consul den Spottnamen Asina zu verdanken hatte. Als nun aber der Admiral Hannibal, der Vertheidiger von Akragas, siegessicher mit

50 Schiffen der römischen Hauptflotte entgegensegelte, die an dem italischen Gestade hin nach Süden sich bewegte, und ihr bei der Doublirung eines Vorgebirges ganz unerwartet und ohne alle Ordnung begegnete: da wurde es den Römern sehr leicht, sich eines großen Theiles seiner Schiffe zu bemächtigen.

Konnte dieser Unfall der Karthager nur als ein zwar sehr unangenehmes, aber noch immer nicht allzu bedenkliches Mißgeschick gelten, so nahm die Sache für sie eine viel ernsthaftere Gestalt an, als sie sich zum ersten Male mit den Römern in einer großen regelmäßigen Seeschlacht maßen. An Stelle des gefangenen Scipio hatte der ursprünglich für den Krieg in Sicilien bestimmte andere Consul, der Abkömmling eines in der älteren parlamentarischen Geschichte Roms ruhmvoll genannten plebejischen Hauses, Gajus Duilius, die Führung der Flotte übernommen, und dieser säumte nicht, die Karthager aufzusuchen, welche von ihrer Hauptstation Panormos aus die Nordküste Siciliens verheerten. In der Nähe von Mylä (jetzt Milazzo) trafen die beiden großen Flotten auf einander. Der punische Admiral Hannibal, der von einem mächtigen, einst dem König Pyrrhos abgewonnenen Siebendecker aus die Bewegungen seiner 140 Schiffe leitete, glaubte den Sieg diesmal sicher in der Hand zu haben, weil er der Zahl nach stärker war, als sein Gegner, und die römischen Schiffe viel plumper und schwerfälliger sich bewegten, als die vortrefflich geleiteten punischen Schnellsegler. Aber er sollte schnell genug sich in seinen Erwartungen furchtbar getäuscht sehen. Duilius wußte sehr wohl, daß die römischen Schiffe verloren waren, wenn sie es versuchten, die eleganten Bewegungen nachzuahmen, mit denen die karthagischen Schiffe ihre Gegner zu umkreisen pflegten, bis sich die Gelegenheit bot, denselben die Ruderstangen zu zerbrechen, und namentlich den feindlichen Schiffen die Langseite abzugewinnen, um dann dieselben zu übersegeln oder gegen dieselben mit dem furchtbaren Eisenschnabel des Vorderschiffes den schrecklichen Stoß zu führen, der das feindliche Fahrzeug tödtlich verwundete, oft unmittelbar zum Sinken brachte. Der kluge Römer hatte sich die Erfindung eines intelligenten Technikers in umfassender Weise zu Nutze gemacht, durch welche man alle Angriffe der karthagischen Seeleute bequem zu pariren hoffte. Duilius hatte auf dem Vordertheile seiner Schiffe Enterbrücken anbringen lassen. Es war nämlich auf dem Vordertheil jedes Schiffes ein Mast von 24 Fuß Höhe aufgerichtet. An diesem Mast war eine bewegliche Brücke von 36 Fuß Länge, auf beiden Seiten mit Brustwehren versehen und breit genug für zwei Mann, in der Art angebracht, daß sie je nach Bedürfniß durch Taue an dem Mast auf- und abgezogen, nach vorn oder nach rechts und links niedergelassen werden konnte. Als sich nun auf der Höhe von Mylä die Vorhut der punischen Flotte, 30 Schiffe, den Römern näherte, und sich sofort auf die letzteren stürzte: da rasselten sofort überall die römischen Enterbrücken auf die feindlichen Verdecke herab und hielten die punischen Schiffe durch den schweren Eisenstachel fest, der — am Ende der

Brücke angebracht — sich in das Holzwerk einbohrte. Und nun stürmten die Legionäre hinüber nach den punischen Verdecken, um mit Pilum und Schwert die afrikanischen Schiffsmannschaften niederzumachen. Die karthagische Vorhut war schnell genug überwältigt, und alle Versuche, den Römern beizukommen, scheiterten. Nach einem Verlust von fünfzig Schiffen, darunter jener stolze Siebendecker, mußten die Karthager die Flucht ergreifen. Das Unbegreifliche war geschehen: die besten Seeleute der alten Welt hatten vor den rohen italischen Naturalisten die Flagge streichen müssen. Den stolzen Senat in Karthago beschlich die dumpfe Ahnung, daß die Sonne seines Glückes sich zum Sinken neige.

Der moralische Eindruck dieser Siegesnachricht in Italien war ungeheuer. Die Römer, nunmehr ihrer Kraft erst recht vollbewußt, gewährten ihrem Duilius die Ehre des ersten Seetriumphes. In der einfachen Weise dieser Zeit wurde er ferner dadurch ausgezeichnet, daß man ihm das Ehrenrecht gewährte, bei dem abendlichen Nachhausegehen von Gastmählern sich eine Fackel voraustragen und einen Pfeifer dazu aufspielen lassen zu dürfen. Auf dem Forum aber ließ der Senat eine Säule von Marmor aufstellen, mit den Eisenschnäbeln der erbeuteten Schiffe geziert (columna rostrata), und mit einer Inschrift zur ewigen Erinnerung an die ruhmvolle Siegesthat des Duilius. Heute noch sind die Reste einer in der Zeit des Tiberius aufgestellten Nachbildung jener Säule vorhanden.


Reste der Nachbildung der Rostra-Säule des Duilius.

Nichtsdestoweniger konnte der Verlust dieser Seeschlacht die Karthager nicht sofort entmuthigen. Und noch weniger war daran zu denken, daß trotz der Enterbrücken die Römer, denen im Grunde der Seekrieg und das Seewesen stets sehr wenig sympathisch gewesen ist, nun ohne Weiteres die karthagische Flagge hätten vom Meere verdrängen können. In der That blieb auch der Sieg von Mylä wenigstens für den Augenblick ohne weitergreifende Folgen. In der That bot er zunächst nur die Möglichkeit, den Fortschritten eines neuen punischen Feldherrn von ungewöhnlicher Tüchtigkeit Einhalt zu gebieten, der nach dem Fall von Akragas den Befehl über die punischen Truppen in Sicilien übernommen hatte, und nun theils mit den Waffen, theils durch wiederholte Aufstachelung eines Theiles der leicht beweglichen sicilischen Bevölkerung gegen die Römer den letzteren große Schwierigkeiten bereitete. Es war ein gewisser Hamilkar, vor dessen Angriffen Duilius nur mit Mühe die belagerte Stadt Egesta rettete. Derselbe Hamilkar schuf auch Drepana, wohin er die Einwohner von Eryx übersiedelte, zu einem neuen starken Waffenplatze um. Auch während der Jahre 259 und 258

machte er unter wiederholtem Wechsel des Kriegsglückes auf Sicilien den Römern viel zu schaffen. Da nicht wenige der sicilischen Städte, darunter Orte wie Enna und Kamarina, die erst 258 wieder in die Hände der Römer fielen, wieder zu den Karthagern übertraten, so nahm der Krieg Seitens der italischen Truppen allmählich einen höchst grausamen Charakter an, derart daß der alte Wohlstand der Insel für lange gründlich zerstampft wurde. Inzwischen hatte sich der Kriegsschauplatz auch nach Westen hin erweitert, indem die Römer unter dem Consul L. Cornelius Scipio 259 die Karthager aus Corsika vertrieben und daselbst den Hafen Aleria besetzten, und 258 Angriffe auf Sardinien unternahmen. Als endlich 258 das Uebergewicht der römischen Waffen auf Sicilien wieder hergestellt war, und die römische Flotte 257 bei Tyndaris (südwestlich von Mylä) nicht ohne Ruhm eine neue Seeschlacht bestanden hatte, faßte der Senat den Beschluß, durch einen kühnen Schritt dem Kriege eine neue und, wie man damals hoffte, entscheidende Wendung zu geben. Es handelte sich darum, den alten Gedanken des Königs Pyrrhos aufzunehmen und die Karthager in Afrika anzugreifen.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Römer schon damals daran gedacht haben, das afrikanische Reich ihrer Gegner in seinen Grundfesten erschüttern zu wollen. In Anbetracht der bis jetzt entwickelten Lage der politischen Zustände beider kriegführenden Mächte und im Hinblick auf die Mittel, welche die Römer wirklich in Afrika verwendet haben, liegt die Vermuthung nahe, daß der Senat auch hier nur erst experimentiren wollte; daß es der römischen Kriegsleitung zunächst nur um eine starke Diversion, um eine möglichst kräftige Einschüchterung der Karthager, und weiter darum zu thun war, die Absendung neuer afrikanischer Sendungen nach Sicilien so viel als möglich zu verhindern. Vielleicht wurde es auch möglich, die Karthager schnell in solche Verlegenheit zu stürzen, daß sie sich zum raschen Abschluß eines erträglichen Friedens bequemten. Die Hauptsache war dabei, nur erst die Ueberfahrt einer italischen Armee nach Afrika durchzusetzen. Zu diesem Zwecke wurde die römische Kriegsflotte auf einen außerordentlich hohen Stand gebracht. Es kam eben darauf an, die Gegenwehr der Karthager, die natürlich das Vorhaben des Senats schnell genug erfuhren und den Römern den Weg nach Afrika mit aller Macht zu verlegen suchten, mit Einem Ruck zu überwinden, nachher aber die Verbindung zwischen der in Afrika gelandeten Armee und der sicilisch-italischen Hauptbasis des Krieges stets offen zu erhalten. So lief denn im Frühjahr 256 eine römische Flotte von 330 großen Kriegsschiffen gegen Süden aus, die dann, von Cap Pachynum her kommend, an Siciliens südlicher Küste an der Mündung des Flusses Himera (östlich von Akragas) das Landheer, vier Legionen unter den Befehlen der Consuln M. Atilius Regulus und L. Manlius Volso, zusammen etwa 40,000 Mann, zur Ueberfahrt einschifften. Nun aber galt es, die gewaltige punische Flotte, 350 Segel, zu überwinden, mit welcher jetzt die

Admirale Hamilkar und Hanno von der Station bei Herakleia Minoa her ihnen entgegenkamen. Auf der Höhe des dem Himeraflusse benachbarten Vorgebirges Eknomos stießen die gewaltigen Flotten zu furchtbarem Kampfe auf einander. Es war eine der großartigsten Seeschlachten des Alterthums. Da mit Einschluß der Soldaten die römische Flotte 140,000, die karthagische 150,000 Mann an Bord hatte, so kämpften hier nahezu 300,000 Menschen mit einander. Von beiden Seiten wurde diesmal große Kunst aufgeboten. Die Afrikaner bildeten eine von der Küste, an die sich ihr linker Flügel lehnte, weit in die See hinausragende Linie; sie gedachten diesmal die Römer zu überflügeln und ihre Hauptstöße von den Flanken her zu führen. Die Römer dagegen hatte ihre Armada in vier Geschwader getheilt. Mit dreien derselben bildeten sie, keilförmig aufgestellt, ein hohles Dreieck. An der gegen die Karthager gekehrten Spitze segelten die Consuln mit den beiden Admiralschiffen. Links und rechts nun schlossen sich in schräger Linie die beiden ersten Geschwader an. Das dritte Geschwader, welches die Basis des hohlen Dreiecks bildete, hatte die für den Transport der Pferde und der Vorräthe bestimmten Lastschiffe im Schlepptau. Weiter hinten endlich folgte noch ein viertes Geschwader, welches die römischen Triarier trug. Die Römer eröffneten das Gefecht und durchbrachen mit ihrem Keil schnell und leicht die karthagische Linie, zumal deren Centrum im Sinne des punischen Schlachtplanes vorläufig vor ihnen zurückwich. Da nun das dritte römische Geschwader mit den Lastschiffen den beiden vorderen nicht schnell genug folgen konnte, so entstand eine Lücke, und nun warf sich auf Hamilkars Befehl rasch abschwenkend der linke punische Flügel auf das dritte, der rechte dagegen unter Hanno auf das vierte römische Geschwader. So löste sich die gewaltige Seeschlacht sehr schnell in drei selbständige Gefechte auf. Bis dahin zeigte sich die punische Seetaktik der römischen vollkommen überlegen. Aber in den Einzelkämpfen selbst versagte sich den Karthagern der Sieg, namentlich weil jetzt die Enterbrücken wieder sehr entschieden zu Gunsten der Römer wirkten. Obwohl das vierte und namentlich das dritte römische Geschwader für längere Zeit in arge Noth geriethen, letzteres die Taue kappen und die Lastschiffe sich selbst überlassen, und nach der Küste zurückweichen mußte, so vermochten die Karthager doch keinen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Inzwischen hatten die Consuln das punische Centrum vollkommen zertrümmert und in die Flucht geschlagen, und konnten nun den andern Geschwadern mit wuchtigen siegreichen Schlägen wieder Luft machen. Es war ein theuer erkaufter Sieg der Römer; ihnen waren 24 Schiffe gesunken, — dafür hatten sie 30 karthagische in den Grund gebohrt und 64 mit der Mannschaft genommen.

Der Seeweg nach Afrika stand den Römern nun offen. Und sie säumten nicht, sobald sie nur erst die Verluste und Schäden ersetzt und gedeckt hatten, welche die gewaltige Schlacht auch ihnen bereitet, die breite Meeresstraße zwischen Sicilien und dem karthagischen Gebiet zu überschreiten.

Die karthagische Flotte, welche jetzt in dem Golfe zwischen dem hermäischen und dem schönen Vorgebirge kreuzte, an dessen innerer südwestlicher Seite die große Hauptstadt von Nordafrika lag, erwartete, zum letzten verzweifelten Kampfe bereit, die Römer vergeblich. Denn die Flotte der Consuln hatte zwar das hermäische Cap (jetzt Cap Bon) ungefährdet erreicht, war dann aber nicht in den Golf, sondern südlich von diesem Vorgebirge in den Hafen von Klypea (oder Clupea) eingelaufen. Dieser treffliche, fast gegen alle Winde geschützte Ankerplatz und die auf einem Hügel über dem Strande aufsteigende Stadt wurde von den Römern besetzt, sofort stark verschanzt, und sollte nun die Basis für alle weiteren Unternehmungen der Consuln werden.

Und nun wiederholte sich für einige Zeit die Geschichte des Agathokles (Bd. I, S. 579). Die römischen Truppen, die hier die Verwüstung der italischen und sicilischen Küsten durch die punische Flotte sehr ausgiebig rächten, konnten das reiche Land, in dessen Mitte sie standen, rücksichtslos verheeren und ausrauben, die Wohnungen zerstören, die Heerden wegführen, sehr zahlreiche gefangene Römer und Italiker befreien, und nahezu 20,000 Menschen als Gefangene in ihr Schiffslager schleppen. Binnen kurzer Zeit war die ungeheure Zahl von 300 offenen Plätzen in die Hände der harten Eroberer gefallen.

Die Römer standen jetzt auf dem Höhepunkte der Erfolge, die sie in diesem Kriege erzielten. Seit dieser Zeit beginnt, wenn auch erst nach neuen Unfällen, die Schaale der Karthager für lange sich wieder zu senken, kehrt das Glück den Römern in sehr empfindlicher Weise den Rücken zu. Zunächst machte die römische Kriegsleitung einen sehr gefährlichen Fehler. Ein altes vielbewährtes Princip der Kriegführung des Senates war die größte Sparsamkeit in der Verwendung des Soldatenmaterials. Jetzt aber übertrieb man, offenbar in gefährlicher Unterschätzung der karthagischen Kraft und Energie, dieses System in der bedenklichsten Weise, indem man den Consul Manlius mit dem größten Theile der Flotte und mit der Hälfte des Heeres nach Italien zurücknahm. Die 40 Schiffe, 15,000 Mann und 500 Reiter, mit denen M. Atilius Regulus in Afrika zurückblieb, waren kaum ausreichend, um den ursprünglichen Zweck dieses Zuges zweckmäßig zu erfüllen. Inzwischen war dieser Atilius ein Mann von großer Entschlossenheit und stolzester Siegeszuversicht, und sein Glück wie seine Feldherrntüchtigkeit warfen ihm noch eine Reihe schöner Erfolge in die Hand. Die überraschten Karthager, die zur Zeit des römischen Einbruches in ihr Land anscheinend nur wenig mobile Streitkräfte in Afrika zur Hand hatten, waren endlich wieder so weit, namentlich auch durch Zurückberufung der Truppen aus Sicilien, unter den Generalen Hasdrubal, Bostar und Hamilkar, im Felde auftreten zu können. Aber ihre Scheu vor der Ueberlegenheit des römischen Fußvolkes veranlaßte

sie, sich auf Höhen zu halten, wo ihre besten Waffen, die Reiterei und die Elefanterie, nicht zur Geltung kommen konnten. Eine schwere Niederlage, die Regulus ihnen bei Adis beibrachte, hatte zur Folge, daß nun auch ein erheblicher Theil der afrikanischen Unterthanen von Karthago abfiel und zu den Römern übertrat. Regulus konnte bereits bis Tunes, nur noch sechs Stunden von Karthago entfernt, vordringen, von wo aus er nun schon die Zinnen von Karthago erblickte. Die Hauptstadt war mit Flüchtlingen überfüllt und erwartete, im nächsten Frühjahre von den Römern belagert zu werden. Der Muth und die Zuversicht der Karthager war so tief gesunken, daß sie jetzt sehr ernsthaft daran dachten, durch immerhin große Opfer einen erträglichen Frieden zu erkaufen. Sie erfuhren, daß Regulus, dessen Amtsjahr zu Ende ging, sehr bereit war, den Ruhm, diesen gewaltigen Krieg siegreich zu Ende geführt zu haben, mit nach Hause zu nehmen. So wurden denn die angesehensten Männer der Stadt in das römische Hauptquartier nach Tunes geschickt, um mit dem Consul wegen des Friedensschlusses zu unterhandeln.

In die Hand des Regulus war jetzt eine große Entscheidung gelegt. Aber der tapfere Römer verscherzte die unvergleichliche Gunst der Umstände wie ein thörichter Knabe. Wohl hatte er zu siegen verstanden. Aber der schwereren Aufgabe, die wirkliche Tragweite seines Sieges zu bemessen, war er durchaus nicht gewachsen. Unbekümmert darum, daß die stärksten Seefestungen Siciliens noch in punischer Hand waren, daß die Hauptmasse der punischen Flotte noch unerschüttert, daß die gewaltigen Mauern von Karthago noch ungebrochen dastanden; ohne Kenntniß endlich von der eigenthümlichen Volksnatur seiner stolzen Gegner, hatte er den Muth, an der Spitze seiner Handvoll Römer den punischen Gesandten Bedingungen zu stellen, wie sie etwa dann gerechtfertigt gewesen wären, wenn der Hafen von Karthago von den römischen Penteren bedeckt und die römische Fahne bereits auf den Zinnen der Unterstadt Karthago aufgepflanzt war. Er verlangte nicht nur kurz und gut die Räumung von Sicilien und Sardinien. Er forderte außer einigen anderen demüthigenden Bestimmungen nicht nur die Zahlung eines jährlichen Tributes an die Römer, sondern als letzte Bedingung sogar, daß Karthago die römische Oberhoheit anerkennen, Krieg und Frieden fortan nur mit Roms Bewilligung beschließen, für gewöhnlich nur Ein Kriegsschiff halten, dagegen den Römern ein Hülfsgeschwader von 50 Schiffen stellen sollte, so oft dieselben es begehren würden. Das hieß also, Karthago sollte kurz und gut von der Stellung einer uralten Weltmacht herabsteigen zu dem Range einer Stadt wie jetzt etwa Neapel oder Tarent. Unwillig brachen die Karthager gegenüber solchem kurzsichtigen Uebermuth und solcher Verblendung des Atilius ohne Weiteres die Verhandlungen ab, — und jetzt erwachte bei dem tief erbitterten Volke die volle Gluth seines nationalen Enthusiasmus und die aus der äußersten Noth des Landes heraus geborene Energie des Widerstandes, wie sie die punische Kriegsleitung bisher gar sehr hatte ver-

missen lassen. Jetzt wurde Alles aufgeboten, um die alte Stadt der Elissa zu retten, und womöglich die ihr durch die Römer angethane Schmach blutig zu rächen. Alle disponiblen Finanzkräfte wurden angespannt, um große Massen afrikanischer Reiter und frische, namentlich griechische Landsknechte zu werben. Und jetzt ging der nahezu verdunkelte Glücksstern der alten Kaufmannsrepublik wieder in neuem Glanze auf. Die punischen Werbeoffiziere waren so glücklich gewesen, im Frühjahre 255 unter anderen griechischen Glückssoldaten auch einen spartiatischen Kapitän für die punische Sache zu gewinnen, dem der Ruf eines kriegserprobten und höchst einsichtigen Offiziers vorausging. Es war der tapfere Xanthippos, der bei seiner Ankunft in Karthago mit rücksichtslosem Freimuth sich über die Fehler aussprach, welche die punischen Heerführer in dem Kampfe mit Regulus begangen hatten. Die Hauptsache war, daß er das Vertrauen des karthagischen Senats zu gewinnen verstand, der ihn bei der Neubildung der Feldarmee mit großen Vollmachten den punischen Feldherren zur Seite stellte; mehr noch, daß er den Karthagern wieder frische Zuversicht zu ihrer Kraft und zu ihren besten Waffen, nämlich der Reiterei und der Elefanterie, einzuflößen im Stande war. Als endlich ein Heer von 12,000 Mann (theils Karthager, theils Söldner), 4000 Reitern und 100 Elefanten kriegsbereit war, brach man unter der Leitung des Xanthippos gegen Tunes auf, um den Römern kühn die Spitze zu bieten. Regulus, der als Proconsul den Befehl weiter führte, zur Zeit aber weder aus Italien frischen Zuzug erhalten, noch daran gedacht hatte, sich mit Hülfe der aufständischen Afrikaner ebenfalls eine zahlreiche leichte Reiterei zu schaffen, nahm die ihm gebotene Schlacht unbesonnen genug sofort an. Und nun wurde ihm das Glück jäh und furchtbar untreu. Xanthippos hatte die gesammte Elefanterie vor seinem Heere aufgestellt. In einem bestimmten Abstand von dieser schrecklichen Masse hielt die karthagische Phalanx und dieser zur Rechten ein Theil der Miethstruppen. Die gewaltige Reitermasse war, mit leichtbewaffneten Söldnern verbunden, links und rechts von der Elefanterie gruppirt. Regulus seinerseits stellte sein Heer in der gewöhnlichen römischen Schlachtordnung auf, die wenigen Schwadronen auf den Flügeln, das Fußvolk aber dichter und tiefer als sonst üblich, um den Stoß der Elefanten besser pariren zu können. Dadurch wurde aber seine Fronte erheblich verkürzt. Der spartiatische Feldherr eröffnete das Gefecht, und vor dem furchtbaren numidischen Reitersturme stob die italische Reiterei schnell genug aus einander. Nun gingen zwar die Legionen unerschütterten Muthes zum Angriff vor. Aber nur ihr linker Flügel kam bei den Elefanten vorbei und warf die feindlichen Söldner nieder. Die übrige Masse des römischen Heeres erlitt durch die Elefanten erhebliche Verluste und stieß, als man sich endlich nach vorwärts durchgearbeitet hatte, auf die noch frische karthagische Phalanx. Nun aber wurden die Römer von der siegreichen afrikanischen Reiterei in Flanken und Rücken angegriffen. Zwischen dieser Reitermasse, den Elefanten und dem karthagischen Fußvolk rettungslos eingeschlossen,

ging das treffliche Heer des Regulus hier vollständig zu Grunde. Nur 2000 Mann, wohl von dem anfangs siegreichen linken Flügel, entkamen nach Clupea. Zur großen Genugthuung der Karthager wurde Regulus selbst, der mit noch 500 Mann einen verzweifelten Rettungsversuch gemacht hatte, als Gefangener in die stolze Hauptstadt eingebracht.

Dieser gewaltige Sieg gab den Karthagern mit Einem Male ihre alte, stolze Zuversicht zurück. Es galt zunächst, Clupea zu erobern und zur Abwehr eventueller neuer Landungsversuche der Italiker, in Afrika die Flotte bedeutend zu verstärken. Der kluge Spartiate, der die punische Waffenehre wieder hergestellt hatte, war verständig genug, sich mit seinem frischen Ruhme und reicher Belohnung bei Zeiten der neidischen Eifersucht der Männer zu entziehen, die er in den Schatten gestellt; wir begegnen ihm (Bd. I, S. 605) bald nachher im Dienste der Lagiden. Die Römer dagegen in Italien, durch die unerwartete Unglücksnachricht jäh aus ihren glänzenden Siegeshoffnungen aufgeschreckt, thaten Alles, um zunächst die in Clupea eingeschlossenen Truppen zu retten. Im Sommer 255 ging eine prächtige Flotte von 350 Segeln in See, der es denn auch gelang, am hermäischen Vorgebirge der karthagischen einen schweren Schlag beizubringen. Nun aber machten die Consuln, Servilius Fulvius und M. Aemilius, eine Reihe schwerer Fehler. Anstatt den hochwichtigen Posten Clupea zu behaupten und erheblich zu verstärken, aus demselben ein römisches Pylos in Afrika zu machen, begnügten sie sich mit der Einschiffung der dahin Geflüchteten, räumten dann den Platz und überließen die afrikanischen Verbündeten des Regulus rettungslos der scheußlichen Rachgier der karthagischen Staatsregierung, die von den seiner Zeit zu den Römern abgefallenen Afrikanern die Strafsumme von tausend Talenten und 20,000 Rindern eintrieb, die Tribute der Städte verdoppelte und in fürchterlicher Weise mit Einkerkerungen und Hinrichtungen wüthete. Damals sollen 3000 Vorsteher aufständischer Dorfgemeinden ans Kreuz geschlagen worden sein.

Ein ganz unerhörtes Unheil aber veranlaßte gleich nachher die thörichte Hartnäckigkeit, mit welcher auf der Rückfahrt von Clupea die Consuln die Warnungen ihrer see- und wetterkundigen griechischen Kapitäne und Steuerleute mißachteten, welche dringend gerathen hatten, in dieser stürmischen, für die antike Art der Küstenschifffahrt besonders unheilvollen Jahreszeit — man stand im Julius, zwischen dem Aufgang des Orion und des Hundssternes, — die Flotte nicht um die gefährliche hafenlose Südküste von Sicilien herumzuführen. Die römische Armada wurde in der Gegend von Kamarina von einem entsetzlichen Orkan gefaßt, und erlitt einen Schiffbruch von einer wahrhaft grauenhaften Ausdehnung, wie nur je die persische Flotte des Xerxes vor den Gefechten bei Artemision. Nur 80 Schiffe entkamen damals der Wuth der empörten Elemente.

Noch immer war jedoch die Energie und die Ausdauer der Römer unerschüttert. Die Angriffe freilich auf Afrika hatte man eingestellt. Aber

aus Sicilien sollten die Karthager doch ausgetrieben werden, und so stellte man unbekümmert um Poseidons Zorn in der kurzen Zeit von kaum drei Monaten mit höchster Anspannung aller Kräfte eine neue Flotte von 120 Schiffen her. Diese neue Armada führten die Consuln des Jahres 254, A. Atilius und Gnäus Cornelius Scipio, — der Gefangene von Lipara (S. 167), der jetzt seine Feldherrnehre ruhmvoll wiederherstellte, — zuerst nach Messana, zogen daselbst die geretteten 80 Schiffe an sich, und warfen sich nun mit wilder Energie auf Panormos, die dritte der karthagischen Hauptfestungen auf Sicilien, die durch ihre Lage zugleich für Italiens Sicherheit die gefährlichste war. Der Gewandtheit der römischen Heerführer gelang es, die dem Gestade zunächst gelegene Neustadt von Panormos mit Sturm zu nehmen. Die stärker verschanzte Altstadt mußte ausgehungert werden. Bei der Capitulation durften die Einwohner durch ein Lösegeld von je zwei Minen (157 Mark) für die Person sich freikaufen. Etwa 14,000 vermochten das zu thun, aber 13,000 wurden als Sklaven verschachert.

Seit diesem großen Schlage kam der Krieg für längere Zeit zum Stehen. Mit anderen Worten, keine der beiden kriegführenden Mächte vermochte der andern wirksam und nachhaltig beizukommen. Die Karthager hatten seit 255 ihrerseits neue 200 Schiffe erbaut, und zugleich den General Hasdrubal, Hannos Sohn, mit starker Macht und 140 Elefanten nach Lilybäon geschickt, gegen welche Macht die Römer nichts Rechtes auszurichten vermochten. So versuchten es denn die Consuln d. J. 253, Gnäus Servilius und Gajus Sempronius Bläsus, wieder einmal mit einem Angriff auf Afrika, der aber nur zu beutereichen Raubzügen führte. Und als auch diese Consuln auf der wider den Rath ihrer sachverständigen Seeleute unternommenen Rückfahrt von Panormos nach Ostia durch einen furchtbaren Sturm, der die Flotte auf das lucanische Cap Palinurum schleuderte, 150 Schiffe verloren hatten, da sank vorläufig dem Senat der Muth zur Fortsetzung des Seekrieges. Man beschloß, sich wieder auf den Landkrieg zu beschränken, und reducirte die aktive Marine auf 60 Schiffe, die zum Schutz der Proviantflotte und zur nothdürftigsten Deckung der italischen Küste im Dienst behalten wurden.

So trat denn in dem Kriege eine Pause der Erschöpfung ein, die hauptsächlich nur durch die Eroberung von Lipara (252) seitens der Römer, mit Hülfe der syrakusischen Marine, unterbrochen wurde. Erst das Jahr 250 war wieder durch eine größere Waffenthat bezeichnet. Diesmal ergriffen die Karthager die Offensive. Ihr General Hasdrubal hoffte mit 30,000 M. und 140 Elefanten des consularischen Heeres leicht Meister werden zu können, mit welchem der Römer L. Cäcilius Metellus bei Panormos hielt. Die römischen Truppen waren seit der Elefantenschlacht, die den Regulus zu Falle brachte, diesen Ungeheuern gegenüber sehr vorsichtig aufgetreten. So wurde es dem Metellus, der sich bei der Annäherung der Karthager

hinter die Schanzen von Panormos zurückgezogen hatte, nicht schwer, hinter dem Scheine zaghaften Zurückweichens einen schlauen Kriegsplan zu verbergen. Er verlockte auf diese Weise den Hasdrubal zu unbesonnenem Vormarsch gegen die vortrefflich gedeckte römische Armee. Als die Karthager den Fluß Onethus (j. Ammiraglio) auf der Südostseite von Panormos überschritten hatten, ließ Metellus seine leichten Truppen gegen die Elefanterie ausschwärmen, die den Vortrab des punischen Heeres bildete, und lockte durch leichte Gefechte die gewaltigen Thiere bis an den Rand des trockenen Stadtgrabens, in den die Elefanten wegen der Steilheit seiner Wände nicht eindringen konnten. Und nun wurden die kolossalen Thiere, deren Kornaks unbesonnen genug waren, das Gefecht nicht auf der Stelle abzubrechen, aus dem Graben mit einem wahrhaft furchtbaren Hagel von Geschossen aller Art überschüttet, die sie unaufhörlich verwundeten und reizten und schließlich in solche Wuth versetzten, daß sie nach ihrer schlimmen Art endlich unlenkbar wurden, Kehrt machten, und sich mit wildem Toben auf die karthagische Armee stürzten. Kaum waren durch diese Katastrophe Hasdrubals Truppen in wilde Angst und Verwirrung gesetzt, — die noch dadurch erhöht wurde, daß die keltischen Regimenter schwer betrunken ins Gefecht gingen, — so brach Metellus aus einem Hauptthore von Panormos mit seinen wohlgesparten Legionen heraus, warf sich auf die linke Flanke der Karthager und rollte ihr Heer vollständig auf. Nur ein kleiner Theil der Afrikaner entrann dem Verderben, und 120 Elefanten fielen in die Hände der Römer, — sie dienten nachher dem Triumphe des Metellus zu besonderem Schmucke, und ihre Abbilder auf den Münzen der Cäcilier erhielten das Andenken an die glänzende Waffenthat von Panormos auch in späteren Tagen. Mit den gewaltigen Thieren freilich wußte die Rohheit der Römer, die damals nur allzuviel Geschmack an den greulichen Thierhetzen zu finden begannen, nichts Gescheidteres anzufangen, als sie im Cirkus zu Tode zu hetzen.

Der Sieg bei Panormos steigerte die Zuversicht der Römer mit einem Male wieder bis zu dem Grade, daß sie, — da nun die Karthager auf Sicilien nur noch die Hauptfestungen Drepana (j. Trapani) und Lilybäon ernsthaft behaupteten, — sofort wieder zur Ausrüstung von 200 Kriegsschiffen schritten, die nothwendig waren, sollten diese Städte wirksam angegriffen werden können. Unter diesen Umständen erlahmte die Spannkraft der Karthager, zumal auch ihre Finanzkräfte allmählich zu versiegen drohten. In diese Zeit, so scheint es, fällt denn auch ein Versuch ihrer Staatsregierung, in Rom Frieden unter erträglichen Bedingungen zu erlangen. Der Versuch scheiterte, weil die Zuversicht der Römer wieder gewaltig erstarkt war; vielleicht daß die Karthager im Frieden Drepana und Lilybäon zu behaupten suchten. Nicht einmal die erstrebte Auswechselung der Gefangenen wurde in Rom zugestanden, weil zur Zeit die Karthager dabei besser weggekommen sein würden, als die Römer. Wie die sehr bekannte Ueberlieferung will, so war es Regulus, der die punischen Botschafter

begleitet, aber mit echt römischer Härte und Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, aus genauer Kenntniß der Lage in Karthago heraus dem Senat den dringenden Rath ertheilt hatte, die Auswechselung damals abzulehnen. Es scheint, daß der standhafte Mann nicht allzu lange nachher (spätestens 247) eines natürlichen Todes als Gefangener in Karthago gestorben ist. In Rom — jedenfalls in der Familie der Atilier — war das thatsächlich vollkommen unbeglaubigte Gerücht verbreitet, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Der später in Hannibals Zeit erwachsene tödtliche Haß der Italiker gegen die Karthager und die wüste Phantasie späterer Rhetoren hat der schaudernden Nachwelt ein Schreckensgemälde hinterlassen von den höllischen Martern, mit denen die punische Rachgier und Folterkunst den unglücklichen Regulus zu Tode gequält haben sollte. Aber nur das ist richtig, daß die rachgierige Wittwe des Regulus, um den angeblichen Martertod ihres Gatten zu rächen, mit Hülfe ihrer Söhne über zwei vornehme punische Gefangene, die ihr vom Senat als Unterpfänder für die persönliche Sicherheit des Regulus übergeben waren, nun ihrerseits abscheuliche Quälereien verhängte, bis die darüber empörten Sklaven der Megäre den Volkstribunen von dem Frevel Anzeige machten. Auf deren Veranlassung, hören wir, habe der Senat dann sofort der schändlichen Privatrache Einhalt gethan.

Jedenfalls hatte auch die Schlacht bei Panormos den Frieden noch nicht gebracht, und die neuen Consuln des Jahres 250, ein Verwandter des unglücklichen Regulus, Gajus Atilius Regulus, und sein früherer College in Afrika, L. Manlius Volso, begannen jetzt die Belagerung der stärksten karthagischen Festung auf Sicilien, nämlich Lilybäon (j. Marsala). Die römische Flotte blokirte den Hafen und suchte wiederholt den Eingang desselben zu verschütten. Auf der Landseite dagegen, wo nur ein schmaler Zugang zwischen den Lagunen des Strandes zu den gewaltigen Mauern und den Thürmen der imposanten Festung führte, legten die Römer vier Legionen und ihre sicilischen Bundesgenossen in zwei verschanzte, durch Wall und Graben mit einander verbundene Lager. Aber die rüstige und zahlreiche Bürgerschaft und die 10,000 M. Soldtruppen starke Besatzung stand unter dem Befehl eines entschlossenen und sehr tüchtigen Commandanten, des Himilkon, der den Angriffen der römischen, durch König Hieron mit allen Mitteln griechischer Belagerungskunst unterstützten, Landarmee einen ebenso zähen als nachdrücklichen Widerstand entgegenstellte. Die Wirkungen der römischen Angriffsbatterien wurden durch Aufführung neuer Mauerabschnitte, die man hinter der gelegten Bresche aufführte, nutzlos gemacht, den römischen Minen Gegenminen entgegengestellt. Einverständnisse der keltischen Söldner mit den Römern entdeckte Himilkon noch zu rechter Zeit und machte sie ungefährlich. Eine karthagische Flotte bei Drepana unter des sehr gewandten Admirals Adherbal Führung beunruhigte die feindlichen Küsten und erschwerte die Zufuhr für die römischen Belagerer. Und als endlich der kühne Admiral Hannibal,

Hamilkars Sohn, mit ebenso großer Gewandtheit als Verwegenheit trotz der römischen Flotte und des sehr schwierigen Fahrwassers fünfzig Schiffe mit massenhaften Vorräthen und 10,000 M. frischer Truppen in den Hafen gebracht hatte, machte Himilkon zwei gewaltige Ausfälle, bei deren zweitem es ihm gelang, durch einen gewaltigen Südweststurm unterstützt, die sämmtlichen Belagerungswerkzeuge der Römer durch Feuer zu zerstören.

Unter so schwierigen Umständen mußten die Römer die Belagerung zunächst in eine Blokade verwandeln, die dadurch noch erschwert wurde, daß von Drepana aus die numidischen Reitergeschwader die Zufuhr auf den sicilischen Heerstraßen mit allen Kräften aufzuhalten sich bemühten. Nur die bewährte Ausdauer der Römer vermochte die Leiden des Hungers und der Seuchen zu überstehen. Noch heilloser wurde die Lage der Römer im Jahre 249 v. Chr. Denn der neue Consul P. Claudius Pulcher, der Sohn jenes gewaltigen Appius Claudius, des stolzen senatorischen Helden des Pyrrhoskrieges (S. 143), scheiterte bei einem Angriffe auf die karthagische Flotte im Hafen von Drepana so gänzlich, daß der ebenso geschickte als tapfere Adherbal die 210 Schiffe zählende römische Flotte bis auf 30 Schiffe vernichtete, mit denen Claudius entkam. 8000 Römer waren gefallen, 93 Schiffe mit 20,000 Mann in die Hände der Karthager gefallen, die übrigen untergegangen oder gestrandet. Es war ein kläglicher Trost, daß die Römer die schreckliche Niederlage der furchtbaren Frivolität zuschrieben, mit welcher der brutale Claudius sich über die Unheil verkündenden Auspicien hinweggesetzt haben sollte.

Noch aber war das Maß des Unglücks nicht erschöpft, welches dieses schreckliche Jahr über die Römer bringen sollte. Während das Glück und der Waffenruhm der Römer in den Gewässern von Drepana versank, hatte der andre Consul, L. Junius Pullus, eine große Transportflotte von 800 Schiffen, mit enormen Vorräthen für die Armee bei Lilybäon beladen, gesammelt, die durch 120 Kriegsschiffe gedeckt wurden. Aber als er die Hälfte dieser Masse mit dem nöthigen Geleit von Kriegsschiffen von Syrakus aus voraus schickte, stießen die Römer auf der Höhe von Eknomos (S. 171) auf den punischen Admiral Karthalo, der sie mit 100 Schiffen angriff, ihnen eine Anzahl Kriegs- und eine größere Menge von Lastschiffen zerstörte. Nun wich die römische Flotte schnell nach einem benachbarten Nothhafen zurück, wo die Schiffe durch passende Aufstellung der Artillerie auf den Uferhöhen gegen die Angriffe der Karthager geschützt wurden. Als kurz darauf der Consul mit seiner Flotte und den übrigen Lastschiffen sich näherte und Karthalo gegen ihn ansegelte, wich auch dieser Theil der römischen Schiffe nach einer Rhede in der Gegend von Kamarina zurück. Nun schnitt Karthalo die beiden Abtheilungen von einander ab. Als er aber erkannte, daß ein furchtbarer Orkan aus Südwesten im Anzuge war, gewann er noch zu rechter Zeit die hohe See, doublirte das Cap Pachynum und brachte seine Flotte in Sicherheit. Die Römer dagegen, die wenigstens einen großen Theil der Mannschaft und der Ladung retten konnten, verloren durch den wüthenden Sturm auf den offenen Rheden

ihre Schiffsmasse vollständig. Das einzige, was dem unglücklichen Consul Pullus noch gelang, war die Festsetzung in der Nähe ($1^1/_2$ Stunden) von Drepana auf den Ruinen von Eryx (S. 170), indem er sowohl am Fuße des Berges (er heißt jetzt Monte S. Giuliano), wo diese Stadt gestanden hatte, eine feste Stellung bezog, wie auch auf dem bis zu 750 Meter aufsteigenden, hochragenden Gipfel desselben den berühmten Tempel der erycinischen Aphrodite den Karthagern entriß.

Im Großen angesehen, begann der Krieg seit dieser schweren Katastrophe der Römer zu „versumpfen". Der römische Senat schaffte die Flotte vollständig ab, und suchte — da Niemand an den Abschluß eines schlechten Friedens dachte — sich zunächst mit kleinen Mitteln fortzuhelfen. Zur See ließ man römische und italische Kaper auf eigene Hand operiren. Die Küstenlinien suchte man in Italien theils durch Vermehrung der Seekolonien zu schützen, deren weitaus bedeutendste (244) Brundisium war, theils, wie auch in Sicilien, durch Anlegung von Strandbatterien. In Sicilien wurden Lilybäon und Drepana andauernd blokirt, und namentlich mit dem treuen, wahrhaft unschätzbaren Hieron das (S. 155) ursprünglich nur auf 15 Jahre geschlossene Bündniß ohne Endtermin erneuert, und der treffliche Verbündete von allen Zwangsleistungen befreit.

Unleugbar war jetzt die Lage der Karthager die minder unbequeme. Freilich waren ihre Geldmittel momentan so stark erschöpft, daß sie sogar, freilich ohne Erfolg, in Alexandria eine große Staatsanleihe zu negociiren versuchten. Dagegen beherrschte ihre Flotte jetzt wieder ohne Gegner das Meer, lähmte den italischen Handel vollständig und konnte die feindlichen Küsten beunruhigen, während der punische Handel wieder aufblühte und nur ab und zu durch italische Kaper gestört wurde.

Es ist nicht unmöglich, daß eine nachhaltige letzte Anstrengung der Karthager ihnen damals doch den Sieg über die Römer, mindestens einen vortheilhaften Frieden hätte in die Hand geben können. Ein Mann wenigstens fand sich jetzt unter ihnen, der den Römern zeigte, daß die Noth der Zeit auch unter den gering geachteten Afrikanern echte Heldennaturen zu erwecken vermochte. Im Jahre 247 nämlich erhielt ein junger ausgezeichneter Feldherr das Kommando über die karthagischen Truppen in Sicilien; ein genialer Mann, der an Erfindsamkeit, an kriegerischer Begabung und Energie alle seine punischen und römischen Zeitgenossen weit hinter sich zurückließ, dabei zugleich ein Staatsmann von ungewöhnlicher Einsicht und Tüchtigkeit. Es war Hamilkar, mit dem Beinamen Barak oder Barkas, das heißt „der Blitz"; der — unter seinen Landsleuten schon sonst als ein hochgesinnter Mann bekannt — jetzt den Ruhm erwarb, mit den geringen Mitteln, die ihm Karthago damals zur Verfügung stellte oder stellen konnte, sich selbst einen glänzenden Namen in der Kriegsgeschichte des Alterthums, seinem Staate dagegen einen anständigen Frieden zu erkämpfen. Der neue Feldherr begann seine Wirksamkeit, indem er eine höchst gefährliche Meuterei unzu-

friedener keltischer Söldner mit furchtbarer Energie niederwarf, dann aber mit seinen Kriegsschiffen einen Raubzug gegen Bruttium und Lokri ausführte. Dann aber machte sich dieser Feldherr, der die schwere und seltene Kunst verstand, den Enthusiasmus selbst der Söldner und der libyschen Soldaten für seine Person und seine Sache zu erwecken, zur Hauptaufgabe, in einer Reihe von kleineren Kämpfen mit den römischen Posten sich ein zuverlässiges, wirklich brauchbares Fußvolk zu schulen, woran es den karthagischen Heeren in der Regel gar sehr zu mangeln pflegte. Zu diesem Zwecke setzte er sich in bedenklichster Nähe der Stadt Panormos, nördlich derselben auf dem Plateau des über einem brauchbaren Hafen mächtig bis zu 650 Meter aufsteigenden Kalkfelsens fest, den die Gegenwart als Monte Pellegrino kennt, die Alten aber Heirkte nannten. Hier siedelte Hamilkar mit seinen Soldaten und deren Familien sich fest an; von hier aus suchte er mit seinen Kapern die italische Küste bis nach Cumä heim, von hier führte er zu Lande einen zunehmend erfolgreicher sich gestaltenden Krieg kleinen Styles gegen die Legionen, die von Panormos aus wider ihn operirten, oder vielmehr alle Mühe hatten, diesen wichtigen Punkt, jetzt den Hauptwaffenplatz der Römer auf der Insel, wie auch das Innere Siciliens gegen ihn zu schützen. Nach drei Jahren veranlaßte ihn, so scheint es, die wachsende Bedrängniß von Drepana durch die Römer, mit ungeheurer Verwegenheit sich auf der halben Höhe des Berges Eryx, mitten zwischen den Römern in dem Venustempel auf der Kuppe und dem römischen Lager am Fuße festzusetzen.

In solcher Lage, wo die Erschöpfung der römischen Kräfte immer fühlbarer, wo die taktische wie die strategische Ueberlegenheit Hamilkars immer bedrohlicher sich gestaltete, wo die Legionen weder vor Lilybäon noch selbst vor Drepana mit ihren Angriffen merklich weiterkamen, kam es darauf an, welche der beiden kriegführenden Mächte sich zu dem Entschlusse ermannen würde, noch einmal mit ungeheurer Anstrengung alle Kräfte zu einem letzten gewaltigen Schlage gegen den Feind zusammenzuballen Hatte nun zwar Karthago jetzt den größten Feldherrn dieses Krieges auf den Kampfplatz geschickt: den entscheidenden Entschluß zum letzten, zum rettenden Schlage fand doch das römische Volk. Und zwar zunächst nicht der Senat, sondern das Volk unmittelbar. In den wohlhabenden, hoch patriotisch bewegten Kreisen der Hauptstadt Italiens vereinigte man sich zu dem großartigen Opfer, aus eigenen Mitteln eine neue Flotte zu schaffen. Indem theils einzelne reichere Bürger, theils Gruppen von zwei oder drei, den Bau immer je einer Pentere bestritten, für deren Herstellung ein ganz vortreffliches karthagisches Schiff als Modell diente, welches 250 vor Lilybäon erobert worden war, wurde im Jahre 242 eine mit höchster Sorgfalt ausgerüstete, großentheils wahrscheinlich mit den auf den Kaperzügen der letzten Jahre geschulten Seeleuten besetzte, Flotte von 200 Kriegsschiffen neu geschaffen. Der Senat fügte eine Anzahl von Dreideckern aus Staatsmitteln hinzu, und versprach im Falle des Sieges den Einzelnen die aufgewandten Mittel vergüten zu wollen.

Mit dieser Flotte ging der Consul Gajus Lutatius Catulus, ein ebenso besonnener und vorsichtiger, als tapferer und entschlossener Feldherr, zu Anfang des Sommers 242 nach Sicilien in See. Zunächst gelang es nur erst, die Häfen von Lilybäon und Drepana wieder zu blokiren; ein Angriff auf letzteren Platz, bei welchem der Consul selbst verwundet wurde, hatte keinen Erfolg. Die Schlußentscheidung erfolgte endlich im Frühjahr 241. Die Karthager, die ihre Flotte neuerdings bedeutend reducirt hatten, waren nach starken und eiligen Rüstungen jetzt wieder im Stande, eine namhafte Seemacht nach Sicilien absegeln zu lassen. Ihr Admiral Hanno sollte in den sicilischen Häfen massenhafte Vorräthe und frische Truppen landen, und die Römer erst dann angreifen, wenn er Hamilkar mit dessen besten Truppen an Bord genommen hätte. Dazu ließ es aber die Energie und Raschheit der Römer nicht kommen. Der treffliche Catulus hatte seine Stellung gegenüber der äußersten westlichen Spitze von Sicilien bei der Insel Aegusa, jetzt Favignana (der größten der Aegatischen Inseln) genommen, südwestlich von Drepana und nordwestlich von Lilybäon, wo er gleichzeitig beide Häfen beobachten konnte, und seine Seeleute unablässig geübt und mit den Gewässern dieser gefährlichen Küste vertraut gemacht hatte. Und als sich nun die schwerbeladene punische Flotte mit ihren schnell zusammengerafften Mannschaften näherte und durch einen starken Westwind getragen von der Insel Hiera (j. Marettimo) rasch nach Drepana segeln wollte: da säumte Catulus — es war am 10. März 241 — nicht lange, den Kampf zu eröffnen, obwohl die See hohl ging und der Wind ihm ungünstig war. Da Catulus, obwohl er an der Schlacht theilnahm, durch seine Wunde noch mehrfach genirt war, so führte der tüchtige Prätor Publius Valerius Falto den eigentlichen Befehl. Die frische Siegeszuversicht, die grimmige Kampflust, und die diesmal überlegene Gewandtheit der Römer trug es denn auch davon. Nach kurzem Kampfe hatten die Römer so entschieden als möglich gesiegt. Sie hatten 50 punische Schiffe versenkt, 70 erobert und 10,000 Kriegsgefangene gemacht.

Die Widerstandskraft der Karthager war endlich gebrochen, und ihre Staatsregierung gab dem tapfern Hamilkar die unbedingte Vollmacht, den Frieden mit Rom zu Stande zu bringen, wozu der treffliche Mann jetzt selbst gerathen hatte. Es ist ihm wirklich gelungen, ein für Karthago erträgliches Abkommen zu erzielen. Die männliche Würde und Hoheit, mit welcher er auftrat, bestimmte den Catulus, von unwürdigen Forderungen (Hamilkar und sein unbezwungenes Heer hatten die Waffen strecken und die römischen Ueberläufer ausliefern sollen) Abstand zu nehmen. Ebenso wurde die politische Selbständigkeit des karthagischen Staates und die Integrität seines Gebietes nicht beeinträchtigt. Dagegen mußten die Karthager nunmehr Sicilien an Rom gänzlich abtreten, wozu sie schon zur Zeit vor der Schlacht bei Tunes (S. 173) bereit gewesen waren. Dazu kamen noch einige Punkte, die sich von selbst verstanden, namentlich die Rückgabe der

römischen Kriegsgefangenen, soweit sie nicht etwa (wie namentlich 247 v. Chr. einmal geschehen) bereits ausgewechselt worden waren, ohne Lösegeld, und die Verpflichtung für die Karthager, den König Hieron von Syrakus und andere römische Bundesgenossen nicht mit Krieg zu überziehen. Auch sollten innerhalb des römischen Machtgebietes keine Söldner für Karthago geworben werden. Die übliche Kriegskontribution wurde auf 2200 euböische Talente (worunter hier attische gemeint waren) oder 10,373,550 Mark bemessen, die binnen 20 Jahren gezahlt werden sollten. Hamilkars Soldaten sollten gegen Zahlung von je 18 Denaren (nicht ganz 15 Mark) für den Mann freien Abzug erhalten.

Catulus, durch die Katastrophe des Regulus gewarnt, hatte seine Bedingungen mäßig gestellt und erlangte von Hamilkar die Annahme dieser Präliminarien. Nun ruhten die Waffen, und die römische Gemeindeversammlung sollte den Frieden ratificiren. Im Hinblick auf die ungeheuren Opfer, welche dieser furchtbare Krieg den römisch-italischen Staat gekostet hatte, ist es wohl begreiflich, daß in der Versammlung der Comitien eine gewisse Unzufriedenheit mit diesen Bedingungen laut wurde; man war vielfach der Ansicht, daß Karthago viel zu gut wegkomme. Es hat diese Verstimmung offenbar sehr stark auf die Haltung der römischen Politik gegenüber den Karthagern während der nächsten Jahre eingewirkt. Unmittelbar aber führte sie nur zu einer geringen Verschärfung der Bedingungen, in der Art daß einerseits die Kriegssteuer noch um tausend Talente erhöht wurde, die sofort gezahlt werden sollten, während dagegen der Rest binnen zehn Jahren zu entrichten war, daß andrerseits Karthago ausdrücklich auf den Besitz der kleinen Inseln zwischen Sicilien und Italien verzichten mußte. In dieser Gestalt wurde der Friedensvertrag von beiden kriegführenden Mächten angenommen, und Roms Senat war nunmehr großmüthig genug, seinerseits die karthagischen Gefangenen, die sich in öffentlichem Gewahrsam befanden, ohne Lösegeld freizugeben.

Rom hatte seine erste Probe als die neue Großmacht des Abendlandes ruhmvoll bestanden, und in der Insel Sicilien einen kostbaren Siegespreis davongetragen. [Aber der glorreiche Sieg des Lutatius Catulus und die neue Weltstellung der Römer war furchtbar theuer erkauft worden. Die Verluste, welche Rom und Italien während der 24 Kriegsjahre erlitten haben, sind gar nicht näher zu berechnen, jedenfalls waren sie wahrhaft ungeheuer. Freilich war die Halbinsel der Apenninen nicht eigentlich Kriegsschauplatz gewesen, wie die unglückliche Insel Sicilien, deren westlicher Theil zumal als durch den Kampf völlig zerstampft gelten, und deren Wohlstand trotz der Fruchtbarkeit des Landes nur sehr theilweise wiederhergestellt werden konnte. Aber auch Italien hat unmittelbar durch die jahrelang fortgesetzten Verheerungen seiner Küsten durch die Karthager, noch mehr

aber durch die fast vollständige Stockung seines Handels nach dem überseeischen Ausland, und endlich dadurch so schwer gelitten, daß so viele seiner rüstigen Bauern und Gutsherren, wie jener tapfere Consul Regulus selbst, ihre Wirthschaften verlassen und unter den Waffen stehen mußten. Die bedenklichen Schattenseiten, welche bei langen Kriegen das System der allgemeinen Wehrpflicht unvermeidlich zur Erscheinung bringt, hatten sich bereits in sehr empfindlicher Weise bemerkbar gemacht, obwohl die Römer den Weg der stammfremden Eroberungen weit jenseits der Grenzen Italiens noch nicht betreten hatten. Einerseits hatte der langwierige zerstörende Kampf für die römische wie für die verbündete italische Bevölkerung furchtbare Verwüstungen in dem Bestande der kraftvollsten Mannschaften angerichtet, die auf den Schlachtfeldern, in den großen und kleinen Kämpfen zu Lande, in den Seeschlachten und bei den schrecklichen Schiffbrüchen zu vielen Tausenden umgekommen waren. Wie theuer Italien seine neue Herrenstellung und den Sieg über die afrikanische Weltmacht erkauft hat, geht unter Anderem schon aus der in ihrer Einfachheit zum Entsetzen beredten statistischen Notiz hervor, daß allein die römische Bürgerliste während der Jahre 252 bis 247 um den sechsten Theil der Gesammtzahl, um volle 40,000 Köpfe, sich verringert hat. Auf der andern Seite kostete es sicherlich schon damals außerordentliche Mühe, den Nachtheilen einigermaßen zu begegnen, welche die nothgedrungene, wahrscheinlich oft jahrelange Abwesenheit der in Masse zu den Fahnen eingezogenen Gutsbesitzer von ihren Grundstücken, überhaupt von den bürgerlichen Geschäften, nothwendig erzeugen mußte. Während nämlich noch immer das gefährliche System des jährlichen Wechsels der Feldherrn beibehalten wurde, bildete sich schon jetzt mehr und mehr die Praxis heraus, wenigstens den Stab der Legionen möglichst beizubehalten. Was die Soldaten angeht, so wurde wohl ein Theil der Aushebungen durch Freiwillige gedeckt; aber die Schwierigkeiten wuchsen zunehmend, wenn die militärischen Interessen mit der alten Gewohnheit der Legionssoldaten, nach Ablauf des Jahresfeldzuges nach Hause zurückzukehren, immer schroffer sich kreuzten. Wie sehr ferner die endlose Ausdehnung dieses grausamen Krieges und die Gewohnheit, eroberte Städte zu plündern, aufständische Orte mit zerschmetternder Wucht zu strafen, auch das römische Bürgerheer verwildert hat, ist kaum zu sagen.

Jeder Berechnung entzieht sich die Höhe der Opfer, welche die ungeheuren Anstrengungen der 24 Kriegsjahre, die Nothwendigkeit zur Herstellung von Kriegsmitteln jeder Art, die Leistungen aller und jeder Art für Kriegszwecke der römischen, wie allen übrigen Gemeinden der italischen Halbinsel auferlegt haben. Wenn wir aber hören, daß gegenüber 500 karthagischen volle 700 römische Kriegsschiffe zu Grunde gegangen sind, — die Wälder der Apenninen und des Niederlandes sind damals zuerst gründlich gelichtet worden, — so läßt sich für das Uebrige leicht ein sehr bedenklicher Schluß ziehen. Dagegen war die Noth des ersten punischen Krieges wahr=

scheinlich nur ein mitwirkendes Motiv zu den schnellen neuen und immer weiter fortschreitenden Reduktionen (S. 146 ff.) bei der Ausmünzung des römischen Kupfergeldes. Als nämlich die Römer, wie wir uns erinnern, zur Einführung der Silberwährung übergingen, hatte man das Silber in ein festes Verhältniß zum Kupfer gesetzt. Ein Sesterz von $^1/_{288}$ Pfund sollte gleich sein $2^1/_2$ trientalen Assen, die zusammen $^5/_6$ Pfund wogen. Das Silber war demnach etwa zum 240fachen Werthe des Kupfers gerechnet. Nun zeigte es sich aber bald, daß man dem neu eingeführten edlen Metalle im Vergleich zum Kupfer einen höheren Werth beigelegt hatte, als es ihn in Wirklichkeit besaß. „Das Silber war zu hoch geschätzt, und eine Ausgleichung unumgänglich. Diese erfolgte unbewußt, und äußerte sich," — wahrscheinlich durch die Anstrengungen des Krieges gefördert, — „nothwendig am Kupfer. So ging der Trientalfuß stetig bis auf den Sextantarfuß herab. Bei diesem stand das Silber zum Kupfer wie 120:1 oder 140:1, je nachdem man den Denar noch zu dem vollen Betrage von $^1/_{72}$ oder zu dem herabgegangenen von $^1/_{84}$ Pfund ansetzt. Um diesen Betrag hat sicher damals das factische Werthverhältniß beider Metalle gestanden." Mit dem Herabsinken der Kupfermünze auf den Sextantarfuß wurde es üblich, sämmtliche Kupferstücke zu prägen, obwohl auch noch später gegossene Stücke vorkommen. Der trientale As (= $^2/_5$ des libralen) stellte noch einen Kupferwerth von nicht ganz 20 Reichspfennigen dar. Der sextantare As dagegen (= $^2/_5$Sesterz) stellte im Metall- und Münzwerth kaum noch 10 Pfennige dar.

Die schweren Verluste, welche der erste große Waffengang mit Karthago über Italien gebracht hatte, konnten nur allmählich wieder ergänzt werden, und die Italiker haben allerdings in der folgenden Zeit bei relativer Ruhe und der noch ungebrochenen Kraft der Nation nach der materiellen Seite, wie nach Seiten der Ergänzung des Menschenverlustes sich erheblich wieder zu erholen vermocht. Der Hauptgewinn fiel allerdings der führenden Gemeinde zu. Der Gewinn der natürlichen insularen Ergänzung von Italien, der damals noch immer städtereichen Insel Sicilien mit ihrer üppigen Fruchtbarkeit, mit ihrem Reichthum an Produkten aller Art, mit ihren vielen ausgezeichneten Häfen, mit ihrer glücklichen Handelslage und ihrer politisch wie strategisch gleich bedeutsamen geographischen Stellung auf der Scheide der östlichen und der westlichen Hälfte des Mittelmeeres, ist vorzugsweise für Rom von unschätzbarem Werthe geworden. Dazu trat noch ein neuer gewaltiger Vortheil für die junge Herrenstadt an der unteren Tiber. Die Anhänglichkeit der neuen italischen „Bundesgenossen" an den Senat war durch den langen Krieg auf eine sehr harte Probe gestellt worden. Sie hatten zwar die Fehden unter einander für immer aufgeben, und um den Preis der Einheit Italiens sehr empfindliche Opfer an ihrer Selbständigkeit bringen müssen, und hatten nun gefunden, daß alle Conflikte der Römer mit dem Auslande jetzt sofort die gesammte Halbinsel in empfindlichster Weise in Mitleidenschaft zogen. Aber ihre Treue und Ausdauer hatte nicht gewankt.

Mehr noch, die Veteranen der alten Zeit, die noch die molottischen Phalangen und die Sarissen in Italien siegreich gegen die Legionen hatten vorgehen sehen, waren jetzt ausgestorben. Ein neues Geschlecht war herangewachsen, welches durch treue Waffenbrüderschaft zu Wasser und zu Lande, durch gemeinsame Leiden, Kämpfe und Siege mit den Römern nunmehr auf das engste verbunden war.

Noch war die Zeit fern, wo die herrschenden Römer anfingen, die italischen Verbündeten hart zu bedrücken und mit Uebermuth zu behandeln. Allerdings aber waren die Rechte der seit 268 v. Chr. neu angelegten Orte mit „latinischem Recht" bereits beschränkter, als die der älteren Zeit. Ihren Bürgern wurde nur die privatrechtliche Gleichstellung mit den römischen Bürgern in Handel und Wandel, sowie im Erbrecht zugestanden. Und ferner hatten die Bürger dieser Orte, die in denselben ein Gemeindeamt bekleidet, den Anspruch auf die Ertheilung des römischen Vollbürgerrechtes.

Dagegen knüpfen sich unmittelbar an den Abschluß des großen Krieges mit Karthago mehrere Veränderungen in dem eigentlichen römischen Staatsorganismus, die für die weitere Entwicklung des gewaltigen Staates allmählich von verhängnißvoller Bedeutung geworden sind. Während auf der einen Seite die neuen aristokratischen Elemente immer bestimmter zur Ausbildung kamen, die neue Nobilität immer entschiedener zum Abschluß gelangte, so machte auf der andern Seite wieder das demokratische Element sehr merkwürdige Fortschritte, aber leider zugleich auch die Praxis, welche die römische Volksgemeinde immer unbehülflicher und — bei der Unmöglichkeit, zur Repräsentativverfassung überzugehen — zunächst immer werthloser für das politische Leben der Römer gemacht hat. Auf der einen Seite nämlich haben die römischen Staatsmänner seit dem Jahre 241, wo die Zahl der localen Tribus die Höhe von 35 erreicht hat, aufgehört, neue Tribus zu formiren. Alle jene italischen Gemeinden (S. 132), die seit dieser Zeit Schritt für Schritt noch weiter in das römische Vollbürgerthum aufgenommen worden sind, wurden je nach Bedarf und Belieben in die eine oder andere der bereits bestehenden Tribus eingeschrieben. Die Folge war, daß allmählich fast jeder dieser Bezirke, — die durchschnittlich 8000 Stimmberechtigte zählten (die städtischen gewöhnlich etwas mehr, die ländlichen etwas weniger,) — aus verschiedenen, über das ganze langgestreckte römische Bürgergebiet zerstreuten Ortschaften sich zusammensetzten, wodurch der innere Zusammenhang und das organische, für die nützliche Wirkung der Gemeindeversammlungen unentbehrliche, Leben innerhalb der einzelnen Tribus immer mehr abhanden kam. Und das war um so bedauerlicher, weil der Schwerpunkt des öffentlichen Lebens in Rom immer entschiedener von den Centurien hinüber zu den Tributcomitien gravitirte.

Auf der andern Seite erfolgte (wie jetzt ziemlich allgemein angenommen wird) im Jahre 241 eine Reform oder vielleicht der Abschluß einer Entwickelung, deren Vorgeschichte und innerer Zusammenhang uns nicht näher

bekannt ist, die aber darauf berechnet war, den demokratischen Elementen auch innerhalb der Centuriatcomitien freiere Bewegung zu ermöglichen. Sei es daß erst jetzt die äußere Gestalt der Centuriatcomitien mit den Tribus wirksam in organische Verbindung gesetzt worden ist, sei es daß diese Beziehung schon viel älteren Datums war und die wesentliche Neuerung jetzt darin lag, daß das Verhältniß der Centurienzahl zu den verschiedenen Steuerklassen jetzt ausgeglichen wurde: seit dieser Zeit zählte jede Klasse gleich viele Centurien, nämlich das Doppelte der 35 Tribus. Man bildete, so ist die Annahme, aus den Bürgern jeder Tribus je zehn Centurien, je zwei von jeder Klasse (eine der Aelteren und eine der Jüngeren). Nun zählte jede Klasse gleich viele Centurien, nämlich 70, während daneben die 18 Rittercenturien und die fünf außer den Klassen stehenden unverändert blieben. Während bisher in den Centuriatcomitien die Bürger von großem Vermögen ein sehr entschiedenes Uebergewicht gehabt hatten, indem bei der älteren Zahl der 193 Centurien die 18 der Ritter und die 80 der ersten Klasse zusammen sofort die Mehrheit in der Hand behalten konnten, zählten diese Elemente jetzt unter 373 Centuriatstimmen nur erst 88. Jetzt entschied, auch wenn die Bürgerschaft einig war, doch erst die Abstimmung der dritten Klasse die Majorität. Behaupteten die wohlhabenderen Bürger nun auch noch dadurch einen Vortheil, daß innerhalb der einzelnen Tribus die an Zahl geringeren Reicheren für sich Centurien bildeten und demnach durch ihre Virilstimmen ebensoviel vermochten, als die viel größere Zahl der in den Centurien der geringer Geschätzten Gesammelten, so wurde nun aber weiter das frühere, sehr einflußreiche „Vorstimmrecht" der Ritterschaft entzogen, und dasselbe auf eine aus der ersten Klasse jedesmal durch das Loos erwählte Stimmabtheilung übertragen, und ferner nun auch der Freigelassene dem Freigebornen gleichgestellt.

Nichtsdestoweniger blieb, trotz dieses Sieges der demokratischen (S. 132 ff.) Opposition über die neue Nobilität, noch immer das für die innere römische Geschichte so charakteristische Verhältniß lange bestehen, daß die Gemeindeversammlung allerdings in bestimmtester Weise die formelle Souveränetät besaß, der Senat dagegen die reale Macht. Auch die reformirten Centurien beschränkten ihre Thätigkeit wesentlich auf die Wahlen der Großbeamten des Reiches, die Entscheidung über Krieg und Frieden, und die höchste Strafgerichtsbarkeit, während die legislative Thätigkeit und die lebendige Theilnahme an der Leitung des Staatswesens hauptsächlich durch die Tributcomitien ausgeübt wurde. So lange keine tiefere Aufregung durch das Volk ging, wurde auch das Tribunat kein Werkzeug schroffer Opposition gegen den Senat und die Nobilität. Bedenklich wurde für diese die Sache erst wieder, als — und zwar nicht lange vor dem neuen Waffengange mit Karthago, — auf Grund wichtiger agrarischer Fragen eine kühne Demagogie sich der demokratischen Machtmittel der Verfassung bemächtigte.

Viel bedeutsamer noch für die Zukunft des italischen Staates wurde

jedoch das neue politische System, welches sich an die Eroberung der Insel Sicilien knüpfte. Wir werden später sehen, wie verhängnißvoll die Geschichte des römischen Reiches und der antiken Welt sich gestaltet hat, als nach siegreicher Beendigung des furchtbaren hannibalischen Krieges das glänzende Elend der Weltherrschaft dem lateinischen Herrenvolk zugefallen ist. So lange es sich für den Senat noch erst nur darum handelte, die natürliche Grenze Italiens bis zu den Alpen und die übrigen insularen Ergänzungen der großen Halbinsel zu gewinnen, war der schicksalsschwere Weg noch nicht betreten, der nachmals erst in Deutschlands Urwäldern und auf den mesopotamischen Steppen sein Ziel finden sollte. Dagegen wurde ganz unmittelbar bedeutsam die Art, wie der Senat jetzt zu der ersten außeritalischen Eroberung der römischen Waffen, zu der Insel Sicilien, staatsrechtlich sich gestellt hat. Sicilien wurde nämlich die erste „Provinz" des römischen Reiches, der sich dann so viele andere anreihen sollten. Zum Verständniß der ganzen folgenden Geschichte des römischen Reiches bis hinab zu dem Zeitalter der Kaiser Diocletian und Constantin I. muß bemerkt werden, daß eigentlich erst seit der Zeit der eben genannten Imperatoren die Provinzen des ungeheuren Reiches mit dem verglichen werden können, was wir heute unter Provinzen eines großen Staatswesens zu verstehen gewohnt sind. Selbst die nivellirende römische Kaiserzeit dachte in den älteren Jahrhunderten noch nicht daran, systematisch eine allgemeine äußere Gleichheit herbeizuführen. Noch viel weniger lag es in den Grundsätzen der römischen Republik, auf der einen Seite das nationale Wesen der neuen Unterthanen des Reiches mit Gewalt anzutasten, in den Cultus, die Sitten, die Sprache, — bei Völkern ebenbürtiger Kultur in das Recht — derselben einzugreifen, oder auch einen in das Einzelne gehenden polizeilichen oder büreaukratischen Druck auszuüben, auf der andern Seite eine allmähliche Verschmelzung der eroberten Länder mit dem herrschenden Staate einzuleiten oder auch nur zu wünschen und zu fördern. Die Analogien für die Herrschaft der Römer über ihre außeritalischen, über ihre „überseeischen" Besitzungen muß man in dem System der persischen Satrapien, oder auch in der Art suchen, wie England sein indisches Reich regiert.

Mit dem Worte provincia bezeichneten die Römer ursprünglich keineswegs ein geographisch abgegrenztes, einem bestimmten Großbeamten unterstelltes Gebiet, sondern den durch ein Gesetz oder Senatsbeschluß, oder auch durch Loos oder Vereinbarung einem Consul oder Prätor besonders zugewiesenen Geschäftskreis, in dessen Grenzen er sein Imperium auszuüben hatte. Seitdem es sich aber darum handelte, Sicilien und die — wie wir demnächst zu erzählen haben, — nicht lange nach Abschluß des ersten punischen Krieges ebenfalls gewonnene Insel Sardinien, zu organisiren, mußte das Imperium der mit der Verwaltung dieser Länder neu betrauten Großbeamten auch räumlich abgegrenzt werden. Seit dieser Zeit wurde „provincia" wesentlich die Bezeichnung für eine römische „überseeische" Statthalterschaft, und „bedeutete nunmehr einmal im abstracten Sinne das Kom-

mando in einem außeritalischen Lande, und zweitens im concreten Sinne das dem Statthalter untergebene Land selbst". Als es sich jetzt darum handelte, zuerst Sicilien neu zu organisiren, kam noch nicht die gesammte Insel in Betracht; denn einerseits bestand noch selbständig das aus den Gebieten von sieben Städten zusammengesetzte Königreich Syrakus, und andrerseits trat Messana, die Stadt der campanischen Mamertiner, in die italische Eidgenossenschaft ein und stellte, wie die Italioten, sein Kontingent zu der römischen Flotte. Die neue, den Karthagern abgewonnene, sicilische „Provinz" scheint zunächst noch einige Zeit lang unter Oberaufsicht der Consuln durch Quästoren verwaltet worden zu sein. Bald genug aber muß sich das als unzweckmäßig erwiesen haben. Die Nothwendigkeit trat heran, für die neuen Erwerbungen selbständige Oberämter zu schaffen. So wurde denn im J. 227 v. Chr. für Sicilien, wie für das inzwischen, wie wir sehen werden, hinzugekommene Sardinien, je ein eigner Großbeamter ernannt, der an Rang und Titel dem Prätor gleich stand; und diese Prätoren erhielten in ihrem neuen Amtsbezirk das alte Imperium, wie früher in Rom die Consuln vor Abtrennung der Prätur, so daß also die neuen Statthalter der Republik in ihren Amtsgebieten an der Spitze der Verwaltung, der Armee und der Justiz standen. Die Finanzverwaltung dagegen wurde je nach Bedürfniß einem oder mehreren dem Statthalter zur Seite gestellten Quästoren übertragen.

In vielen Punkten wurden die neu eroberten Landschaften ähnlich wie italische Staaten und Städte behandelt. Die zu der „Provinz" Sicilien nunmehr verbundenen Gemeinden verloren natürlich dem Ausland gegenüber ihre Selbständigkeit. Sie wurden aber auch unter einander isolirt; mit geringen Ausnahmen wurde das commercium zwischen den verschiedenen Stadtgebieten aufgehoben, derart daß (mit Ausnahme der speciell begünstigten Bürger von Centuripä) kein Provinziale außerhalb seiner eigenen Gemeinde in der Provinz rechtes Eigenthum an Grund und Boden erwerben konnte. Bei der durch diese schändliche Praxis erzeugten Schwierigkeit für die Provinzialen, ihre Grundstücke zu veräußern, hat sich an diesen Punkt allmählich die Ansiedelung zahlreicher römischer Grundbesitzer in der sicilischen Provinz (wie später in vielen anderen) und die Entstehung großer Güterkomplexe in römischem Besitz geknüpft. Dagegen gestattete die römische Politik, wie wir dasselbe in späteren Zeitaltern noch wiederholt auf andern Punkten bemerken werden, die ihr nicht gefährliche, wesentlich auf religiöse Akte reducirte, föderative Organisation sicilischer Städte, und anscheinend selbst die Concilia oder „Landtage" der Insel mit dem Rechte der Petition und der Beschwerden. Das Münzrecht wurde auf die Prägung von Kupfer oder allenfalls silbernem Kleingeld beschränkt. Dagegen behielten die sicilischen (wie nachher die sardinischen) Gemeinden ihre Selbstverwaltung und eine gewisse Autonomie. Bemerkenswerth ist dabei als römische Praxis ein Doppeltes. Mehr und mehr wurde es üblich, neu gewonnene Länder in eine größere Anzahl von Verwaltungsbezirken zu gliedern, deren jeder zum Mittelpunkt eine

namhafte Stadt erhielt, wo eine solche vorhanden war. In städtearmen Provinzen sind an Stelle der Stadtbezirke dagegen Landkreise getreten. Als erst das gesammte Sicilien unter Statthaltern stand, zählte diese Provinz etwa 68 solcher um die Städte der Insel gruppirter Bezirke. Auf der andern Seite zeigte sich die römische Staatsleitung außerhalb Italiens alle Zeit konsequent der Demokratie sehr abgeneigt, und namentlich die griechische Gewohnheit, „sitzenden" Gemeindeversammlungen starke politische Rechte zu gewähren, war den Römern durchaus widerwärtig. Daher wurden zunächst in den sicilischen Städten die demokratischen Verfassungen überall beseitigt oder doch beschränkt, und die politische Gewalt in die Hände des die locale Aristokratie oder Timokratie darstellenden Gemeinderathes gelegt. Wie in Italien, so (S. 148) verlangte der römische Ordnungssinn, und die Nothwendigkeit über die Mittel der Provinz stets sicher unterrichtet zu bleiben, von den sicilischen Gemeinden, daß sie jedes fünfte Jahr eine allgemeine Schatzung veranstalteten.

Für Jahrhunderte blieb es charakteristisch für die römischen Provinzen, ehe die Römer die Grenzlinien ihres Reiches an Rhein, Donau und Eufrat, an den Katarakten von Syene und am Atlas fanden, daß nunmehr eine starke italische Besatzung für die innere und äußere Sicherheit des Landes zu sorgen hatte. Für lange konnte nur der römische Statthalter die einheimischen Milizen zum Schutze des Landes aufbieten. Erst die Zeit, wo das mächtige Herrenvolk seine ungeheure Kraft in Bürgerkriegen zu verzehren begann, die nur allzu schnell den Charakter eines Weltbrandes annahmen, gab auch den Anstoß zu rücksichtsloser Ausnutzung der militärischen Kräfte der Provinzen. Nach Seite der Justiz stand der Statthalter an der Spitze der Rechtspflege in Criminal- und Civilsachen. Soweit die Criminaljustiz in Betracht kam, hatte er das Recht über Leben und Tod zu entscheiden, wogegen nur römischen Bürgern das Recht der Appellation zustand. Bei der Entscheidung der Civilklagen wurden, soweit es sich um die Provinzialbevölkerung handelte, die einheimischen Gesetze der Gemeinden zu Grunde gelegt, soweit deren Fortbestehen durch die Römer gewährleistet war. Zum Zwecke der Rechtsprechung wurden die verschiedenen Bezirke zu einer Anzahl von Gerichtssprengeln (sogenannte conventus) zusammengelegt, in deren Hauptorten der Statthalter die regelmäßigen Gerichtssitzungen abhielt.

Vorzugsweise charakteristisch ist es endlich für die staatsrechtliche Stellung der neuen Unterthanenländer des römischen Reiches geworden, daß die Römer nicht nur ihre Staatsdomänen durch das Gebiet zerstörter Städte oder durch bereits vorhandenes Domanialland auch hier erweiterten (die dann durch die Censoren gegen eine Abgabe vom Ertrage an Privatunternehmer verpachtet wurden), sondern auch die Provinzen, die neuen (praedia) „Besitzthümer des römischen Volkes", finanziell auszubeuten begannen. Einerseits nämlich nahm Rom die vorgefundenen Regalien, dazu die Hafen- und Binnenzölle für sich in Besitz, und erhob andrerseits von den Ländereien der Bürger

und Bauern wie der Städte als solcher entweder eine Naturalabgabe oder eine feste Steuer (Tributum). In Sicilien zunächst wurde der Zehnte aller Feldfrüchte, und ein Zoll von fünf Procent des Werthes aller in den sicilischen Häfen aus und eingehenden Handelsartikel für Rom erhoben. Dieses neue System sollte für die neuen römischen Unterthanenländer künftig verhängnißvoll werden. Zunächst freilich lag es schwerlich in der Absicht des Senates, durch die Abgaben der neuen Unterthanen die Staatskassen erheblich zu bereichern; man gedachte zuerst wohl nur, aus der Mitte der Provinzen heraus die Kosten ihrer Verwaltung und Vertheidigung zu bestreiten, und namentlich in der älteren Zeit brachte manche Provinz wohl nur gerade so viel ein, als dazu nöthig war. Nun aber nahmen die Römer ein finanzielles System an, welches fast unvermeidlich sehr gefährliche Mißbräuche nach sich ziehen mußte. Soweit es sich nämlich nicht um direkte Steuern handelte, die gewöhnlich, wo sie in festen Geldsummen bestanden, von den einheimischen Behörden der Provinzialen aufgebracht wurden, bediente sich der Senat nicht eigener Steuerbeamten, sondern sogenannter Mittelsmänner. Anders ausgedrückt, der Ertrag der indirekten Steuern und des Bodenzehnten, wie zuerst in Sicilien (und Sardinien), wurde zum Voraus und im Ganzen an Unternehmer verpachtet. Da die Erhebung des Grundzehnten für jede einzelne Gemeinde in den Provinzen selbst verpachtet wurde, so war es allerdings nicht selten vermögenden Provinzialen oder auch den zehntpflichtigen Gemeinden selbst möglich, den Zehnten ihrer Bezirke zu pachten. Wo das aber unausführbar war, und namentlich bei den indirekten Steuern, drangen allmählich römische Capitalisten in die Provinzen ein, die — meistens zu Gesellschaften verbunden — sich verbindlich machten, den festgesetzten Betrag sofort als Ganzes den Staatskassen zu zahlen. Dagegen wurden sie nun ermächtigt und in den Stand gesetzt, ihrerseits die betreffenden Steuern in der Provinz im Einzelnen nach Maßgabe der geltenden Gesetze für eigene Rechnung zu erheben: ein Zustand der Dinge, der fast unausbleiblich zu den bedenklichsten Uebergriffen führen mußte.

Wir haben schon oben bemerkt, daß die politische Physiognomie einer römischen Provinz in den ältern Jahrhunderten durchaus keinen gleichartigen Charakter zu tragen pflegte. Ganz im Gegentheil war es die Praxis der Römer, wie sie es (S. 130) in Italien bereits gethan hatten, auch in den Provinzen, zunächst in Sicilien, die abhängigen Gemeinden in fein abgestufte Klassen verschiedenen Rechtes zu gliedern. Zogen sie überall die aristokratischen Elemente in ihr Interesse, so bildeten sie mit großer Klugheit inmitten und gegenüber der Masse steuerpflichtiger Unterthanengemeinden gewisse Kategorien besonders begünstigter Orte, in der Regel auf Grund gewisser Verdienste, welche sich dieselben um das römische Interesse erworben hatten. Die Existenz freier föderirter Städte inmitten des Reiches, wie andrerseits solcher Orte, welche die Römer als römische Kolonien oder Municipien in den Provinzen constituirt haben, fällt erst in eine spätere Periode. Zu-

nächst treten uns aber in Sicilien (denn die Insel Sardinien hatte ausnahmsweise keine privilegirten Gemeinden) abgesehen von Messana eine Anzahl besonders begünstigter Städte entgegen. Die Römer verliehen wiederholt aus bestimmten Motiven einer Anzahl von Städten im Bereiche ihrer Provinzen das Privilegium der Freiheit. Diese „freien" Städte behaupteten ihre eigene Gerichtsbarkeit und ihr selbständiges Landrecht, hatten keine Besatzung, waren in ihrer Verwaltung und in ihrem Finanzwesen von der unmittelbaren Einwirkung des Statthalters befreit, konnten auch eigene Zölle erheben, die jedoch auf die Römer keine Anwendung finden durften. Und eine besondere Gunst war es, wenn ihnen auch die Immunität, nämlich die Freiheit von allen Abgaben an die Römer, verliehen wurde. Solcher Städte gab es in der alten Provinz Sicilien fünf, nämlich die gleich anfangs zu den Römern übergetretenen Orte Egesta, Halikyä, Aläsa, das auch sonst noch (S. 189) privilegirte Centuripä, und das wichtige Panormos, jetzt die Hauptstadt des römischen Siciliens.

Für Sicilien und verschiedene andere Landschaften, die in der folgenden Zeit Glieder des römischen Reiches geworden sind, war die Unterordnung unter die Herrschaft des Senats wenigstens anfangs nicht unvortheilhaft. Materiell kam der Insel der mächtige Schutz der großen waffenstarken Republik zu Gute; nicht minder der Umstand, daß endlich den unaufhörlichen Kriegen ein Ende gemacht war, durch welche abwechselnd die Karthager im Kampfe mit den Sikelioten, und wieder die Sikelioten unter einander, nur zu oft die wüthenden Parteien in derselben Stadt, den Wohlstand des Landes zerstört hatten. Im Großen aber war mit der Schöpfung der ersten Provinz eine Entwicklung eingeleitet worden, die einerseits bis zum Eintreten des Kaiserthums in die Geschichte eine Fülle schweren Unheils über die antike Welt gebracht, andrerseits höchst verderblich auf das innere Leben der Republik zurückgewirkt hat. Es war für die vielen Kulturvölker, die Rom nach einander zu seinen Unterthanen herabgedrückt hat, unter allen Umständen ein grausames Schicksal, daß ihre vielhundertjährige reiche Geschichte mit einer strengen Fremdherrschaft abschloß. Aber es war noch viel härter, daß die Politik der Republik darauf hinauslief, die immer neu gewonnenen Unterthanen für alle Zukunft in dieser Stellung zu belassen, daß sie auf eine allmähliche Annäherung der Provinzialen an das herrschende Volk niemals dachte. Dazu trat aber — mit jeder neuen Generation immer empfindlicher fühlbar — schon frühzeitig die doppelte materielle Calamität, welche die wirthschaftliche Ausbeutung der Provinzen und das grundverderbliche Princip des jährlichen Wechsels der Statthalter den Unterthanen bereitet hat. Die Geschichte der folgenden Zeiten wird uns zeigen, wie auf der einen Seite die Ausartung der römischen Nobilität das schlimme Loos der Provinzen noch mehr verschlimmert, und wie auf der andern Seite das System der römischen Satrapenherrschaft und die allmählich erwachende Eroberungsgier der Römer im höchsten Grade korrumpirend auf eben diese No-

bilität eingewirkt hat. Zunächst aber folgen wir den neuen Eroberungen der Republik bis zu dem jähen Auflodern jenes Weltbrandes, der an den Namen des kolossalen Barkiden Hannibal sich knüpft.

Zweites Kapitel.

Vom Frieden des Lutatius bis zum Einbruch Hannibals in Italien.

Die Lage des karthagischen Staates war sehr begreiflich in dem Augenblicke, als selbst Hamilkar Barkas zum Frieden mit den siegreichen Römern hatte rathen müssen, eine nichts weniger als glänzende. Nun aber gab eine Reihe von Mißgriffen der karthagischen Regierung den Anstoß zu dem jähen Einbruch einer Fluth neuen Unheils, wodurch die stolze afrikanische Metropole in einem Augenblicke, wo ihr ein längerer Frieden im höchsten Grade nothwendig geworden war, zur Aufnahme eines neuen, entsetzlichen, im höchsten Grade verderblichen Kampfes gezwungen wurde. Der Abschluß des Krieges in Sicilien und die Räumung der letzten Festungen dieser Insel nöthigte die Karthager, an die unverweilte Ablohnung ihrer zahlreichen Miethstruppen ernsthaft zu denken. Bei der gar sehr begreiflichen Erschöpfung, in welcher die Finanzen des punischen Staates nach der Schlacht bei Aegusa und gegenüber der durch den Frieden des Lutatius den Karthagern auferlegten Contribution nach Rom sich befanden, trug sich deren Regierung mit dem Plane, den tapfern Kriegern, die in Sicilien gefochten, einen Abzug von den sehr erheblichen Beträgen an noch rückständigem Solde und anderen Zusagen, die man den Söldnern schuldete, anzusinnen. War es an sich schon nicht leicht, fremden Miethstruppen solche Vorschläge mundgerecht zu machen, so häufte die karthagische Regierung jetzt den Soldaten gegenüber Fehler auf Fehler. Hamilkar Barkas hatte nach Räumung von Eryx seine Truppen nach Lilybäon geführt, dann sein Kommando niedergelegt. Giskon, der sehr verständige Kommandant der letzteren Festung, der die Aufgabe hatte, deren Räumung zu leiten, war so klug, die Söldner nur in einzelnen kleinen Abtheilungen nach Karthago zu senden, damit die Regierung sich mit denselben nach einander bequemer abfinden und sie dann sofort entlassen sollte. In unbegreiflicher Fahrlässigkeit folgten ihm aber die punischen Behörden auf diesem Wege nicht, sondern ließen es zu, daß das gesammte Söldnerheer, diese Masse keltischer, spanischer, ligurischer, balearischer, hellenischer und afrikanischer Landsknechte, sich in der Hauptstadt zusammenfand. Als sie hier durch ihre Ausschreitungen sich sehr unbequem machten, zahlte man zwar jedem Manne auf Abschlag ein Goldstück, bestimmte sie auch dazu sich tiefer in das Land hineinführen zu lassen, machte nun aber den doppelten Fehler, sie einmal doch wieder als gesammte Masse nach dem fünf Tagemärsche von der Hauptstadt entfernten Sikka zu

schicken, und ferner jedes Pfand aus der Hand zu geben, um auf ihre Haltung drücken zu können. Die Söldner durften nämlich ihr Gepäck und ihre Familien ebenfalls mitnehmen.

Die in Sikka versammelte Armee, unbeschäftigt wie sie war, ihrer Macht bewußt, bereits verstimmt, mißtrauisch, leicht zu Meutereien zu bestimmen, nahm den Unterhändler der Karthager, den General Hanno (den sogenannten „Großen"), der jetzt bei ihnen erschien, um so widerwilliger und schroffer auf, weil er einerseits den Truppen als Feldherr persönlich unbekannt war, und weil andrerseits seine Anerbietungen weit hinter ihren gerechten Ansprüchen, und noch viel weiter hinter den Forderungen zurückblieben, welche die Landsknechte selbst allmählich zu erheben begannen, deren Appetit bei der ersichtlichen Rathlosigkeit der Handelsherren in der hart geängstigten Metropole zusehends sich steigerte. Noch schlimmer war es, daß die Libyer im Heere diesen Hanno als einen Mann von unerbittlicher Strenge gegen ihre Nation kannten. Genug, der schlecht gewählte Unterhändler richtete Nichts aus. Vielmehr ging die Armee, 20,000 Mann, jetzt offen zum Aufstand über und marschirte nach Tunes, um von hier aus, wie einst Regulus, den karthagischen Kaufleuten ihre Bedingungen mit dem Schwerte zu diktiren. Nun gerieth man in Karthago in tödtliche Angst, und die vollständige Nachgiebigkeit der Regierung ermunterte die Meuterer, ihre Bedingungen immer höher zu schrauben. Endlich ließen sie sich indessen doch, als die Hauptsache ihnen bewilligt war, bestimmen, die noch streitigen Punkte einem der Heerführer zur Ausgleichung vorzulegen, unter denen sie in Sicilien gefochten hatten. Von Hamilkar Barkas wollten sie nichts wissen, weil dieser sie in Lilybäon verlassen habe. Dagegen ließen sie sich den Giskon als Unterhändler gefallen.

Als aber dieser besonnene und gewandte Offizier, den die Regierung mit großen Geldmitteln versehen hatte, auf dem besten Wege war, den Aufstand zu beschwören: da wußten zwei besonders kompromittirte Rädelsführer, die von einem Ausgleich für ihre Person Alles fürchten zu müssen glaubten, der riesige Campaner Spendios, ein entlaufener Sklave, und der Libyer Mathos, beides kühne und gewandte Männer, die Empörung neu anzufachen. Mathos zumal erregte die Besorgniß der Afrikaner vor späterer Rache der Karthager nach Entfernung der Soldaten anderer Nationalitäten. Die besonnenen Elemente des Heeres wurden überschrieen oder mit fortgerissen. Spendios und Mathos rissen das Kommando an sich, Giskon wurde mit 700 Begleitern verhaftet, die Kasse des Feldherrn geplündert, und nun der offene Krieg gegen Karthago erklärt. Dieser Krieg erhielt aber für die Hauptstadt dadurch einen höchst bedenklichen Charakter, daß auf den Ruf der Meuterer nunmehr die geknechteten Libyer in Masse sich erhoben. Die grausame Rache, die nach dem Falle des Regulus die Karthager (S. 175) seiner Zeit an den abgefallenen Afrikanern genommen, hatte deren Stimmung bis zu dem Grade verbittert, daß selbst die libyschen Frauen den Söldnern ihren Schmuck freiwillig zum Kriege gegen die verhaßten, blutigen Handelsfürsten

steuerten, und daß — lediglich Utika und das dieser Stadt benachbarte Hippo Zarytos (jetzt Bensart) ausgenommen — auch die liby-phönikischen Orte sich dem Aufstande anschlossen. Es dauerte nicht lange, so zogen den empörten Söldnern 70,000 bewaffnete afrikanische Insurgenten zu, und es begann ein Krieg, der während einer Zeit von etwas über drei Jahren das karthagische Afrika zum Schauplatz der grauenhaftesten Thaten gemacht hat, wie sie zu geschehen pflegen, wenn grausame Herren mit grausamen empörten Knechten den Kampf auf Leben und Tod führen.

Die Führer der Empörung hatten in Hamilkars Schule den Krieg zu führen gelernt. Sie begannen ihre Bewegungen mit Angriffen auf Utika und Hippo Zarytos, um durch Wegnahme dieser Orte die verhaßte Hauptstadt von jeder unmittelbaren Verbindung mit dem Festlande abzuschneiden. Nun rüstete das furchtbar bedrängte Karthago mit ungeheurer Anstrengung. Man bot die Flotte und alle waffenfähigen Bürger auf, warb auch neue Miethstruppen, und übertrug jenem Hanno die Führung des Krieges. Als aber dieser Feldherr nach anfänglichen Erfolgen durch seine Nachlässigkeit die Sache der Karthager erheblich schädigte, wurde auch Hamilkar Barkas mit einem Kommando betraut. Der große Feldherr hat auch in diesem entsetzlichen Kriege seine geniale Kraft bewährt. Damals auch, so heißt es, erfand er ein Mittel, um wild und unlenksam gewordene Kriegselefanten für das karthagische Heer unschädlich zu machen, — nicht unähnlich dem Vernageln der nicht mehr zu behauptenden Kanonen in den Schlachten der Neuzeit durch die eigenen Artilleristen. Der Kornak erhielt nämlich einen Dolch, den er im Fall verzweifelter Noth durch einen kräftigen Hammerschlag dem unbändig gewordenen Thiere in den Theil des Riesenleibes trieb, wo der Kopf in den Nacken übergeht, um dadurch die Bestie sofort zum Stürzen zu bringen. Aber alle Gewandtheit Hamilkars vermochte nicht sofort der furchtbaren Schwierigkeiten Meister zu werden. Mit nur 10,000 Mann und 70 Elefanten eröffnete er 239 v. Chr. den Krieg, und zwar überaus glücklich. Nach einem glänzenden Vorstoß gegen die Belagerer von Utika gelang es ihm, am unteren Bagradas die Hauptmacht der Gegner aufs Haupt zu schlagen. Der Uebertritt des numidischen Häuptlings Narawas, der aus persönlicher Begeisterung für Hamilkar die Libyer verließ, des großen Feldherrn Schwiegersohn wurde und ihm 2000 Reiter zuführte, zu den Karthagern bereitete den Feinden eine neue gewaltige Niederlage. Die weise Milde endlich, mit welcher Hamilkar die Kriegsgefangenen entweder in seine Dienste nahm, oder sie einfach gegen den Eid, nicht weiter gegen Karthago zu fechten, nach Hause entließ, schien dem Kampfe schnell ein Ende machen zu sollen.

Da wurde aber den Führern der Empörung bange, und ein scheußlicher Bluthund, der keltische Bandenführer Autarit, riß durch seine schändliche Agitation die Afrikaner zu einer wilden That hin, bestimmt, jede Aussöhnung zwischen ihnen und Karthago unmöglich zu machen. Er veranlaßte

nämlich, daß Giskon und dessen gefangene Begleiter in der gräßlichsten Weise ermordet, daß ferner beschlossen wurde, jeden karthagischen Gefangenen zu tödten, jedem ihrer Verbündeten die Hände abzuhauen. Damit waren alle Dämonen der Hölle über Afrika losgelassen. Denn auch die Karthager säumten nun nicht mehr, gefangene Gegner kreuzigen, durch ihre Elefanten zerstampfen, auch wohl auf öden Inseln verhungern zu lassen. Dazu traten noch andere Nachtheile für Karthago. Auch die Soldtruppen auf der Insel Sardinien fielen von der afrikanischen Hauptstadt ab. Eine große nach Karthago bestimmte Proviantflotte wurde durch einen Sturm zerstört. Hanno aber, der neben Hamilkar das Kommando führte, vertrug sich in seiner Eifersucht auf den genialen, ihm auch politisch widerwärtigen Mann sehr schlecht mit dem letzteren, hinderte oder lähmte wiederholt dessen Bewegungen. So konnte es geschehen, daß die Meuterer sich wieder erholten, und fast noch furchtbarer als zuvor auftraten. Zu Gute kam in ihrer furchtbaren Noth den Karthagern nur der Umstand, daß der kluge König Hiero von Syrakus — der wohl erkannte, daß der Rest seiner Selbständigkeit verloren war, wenn Roms Gegnerin jetzt völlig zu Boden sinken mußte — den Karthagern jetzt allen nur möglichen Vorschub leistete, ohne dabei gegen Rom irgendwie sich zu kompromittiren. Auch der römische Senat war nicht unfreundlich. Den italischen und sicilischen Kaufleuten wurde es streng untersagt, Proviant und Kriegsmittel den afrikanischen Rebellen zuzuführen. Ja, ausnahmsweise durften die Karthager selbst in dem römischen Machtgebiet Truppen zur Abwehr ihrer Gegner werben.

Nun aber siegte auch in Hippo und in Utika, hier unter einer furchtbaren Schlächterei, die Partei des Aufstandes. Die Rebellen konnten jetzt es wagen, alles Ernstes den Angriff auf Karthago zu versuchen. Da wurde denn Hanno abberufen, und Hamilkar vermochte allmählich des Feindes Meister zu werden. Er zwang die Meuterer, von der Hauptstadt abzulassen, und schloß ihr Hauptheer unter Spendios endlich, einige Stunden von Karthago entfernt, bei einer Hügelkette, „die Säge" genannt, eng ein. In ihrer verzweifelten Noth dachten sie auf Unterhandlungen. Und nun wußte Hamilkar, — ein dunkler Flecken in der sonst so ruhmvollen Geschichte des gewaltigen Mannes — mit echt punischer Tücke auf Grund des von den feindlichen Führern leichtsinnig abgeschlossenen Vertrags sich eben dieser Führer und Unterhändler zu bemächtigen. Zehn an der Zahl, darunter Spendios und der blutige Autarit, wurden sie gekreuzigt, dann ihr führerloses Heer, 40,000 Mann, vollständig niedergemetzelt. Nun hielt sich nur noch Mathos in Tunes; dem gelang noch ein Ausfall, bei welchem ein Unterfeldherr Hamilkars, Hannibal, gefangen genommen, dann an dasselbe Kreuz geschlagen wurde, an welchem Spendios gestorben war. Erst ein Sieg bei Leptis, wo auch Mathos gefangen genommen wurde, machte dem Kriege im offenen Felde ein Ende, und nun mußten auch Utika und Hippo, zu Wasser und zu Lande bedrängt, ihren Frieden machen, so daß mit Ablauf des Jahres 238 endlich dieser schauerliche Krieg gänzlich zu Ende ging.

Nun erst konnte auch Karthago daran denken, die schrecklichen Wunden zu heilen, die ihm der lange Kriegszustand seit 264 v. Chr. geschlagen hatte. Aber auch dieses wurde nur möglich, indem man sich entschloß, eine neue Demüthigung und einen neuen schweren Verlust stillschweigend hinzunehmen, den noch im letzten Augenblicke die Raubgier und die Unredlichkeit der römischen Politik dem furchtbar geschwächten Staate bereitete. Auf der Insel Sardinien nämlich war es schon 240 zu gefährlichen Meutereien der Truppen gekommen. Die neuen Abtheilungen aber, welche die Karthager nachher zur Dämpfung derselben über das Meer schickten, fielen ebenfalls ab (239) und setzten die Greuel der afrikanischen Rebellen gegen alles karthagische Blut in Sardinien fort. Nun aber empörten sich die alten Ureinwohner der Insel gegen diese greulichen Banditen, und in ihrer Bedrängniß riefen die Landsknechte den Schutz der Römer an. Zur schwersten Schande für den Senat überwog diesmal die Rücksicht auf den mühelosen Gewinn eines enormen politischen Vortheiles die Stimme der Ehre und der Redlichkeit. Die Aussicht, jetzt das nachholen zu können, was — so hieß es wohl — der Consul Lutatius versäumt hatte; die Aussicht, durch Wegnahme der Insel Sardinien den Karthagern jeden bequemen Stützpunkt zu Angriffen auf die italische Küste zu rauben, und das tyrrhenische Meer lediglich unter die Herrschaft der römischen Flagge zu bringen, war so verlockend, daß der Senat (238) in der That auf die Anträge der Banditen einging und die früheren Besitzungen der Karthager mit römischen Truppen besetzte. Als nun aber Hamilkar Barkas die afrikanische Rebellion siegreich zu Boden geschlagen hatte, und die karthagische Regierung sich anschickte, ihr altes Recht auf Sardinien in Anspruch zu nehmen: da erklärte der Senat den Karthagern den Krieg! (237 v. Chr.). Völlig außer Stande, jetzt auch noch einen Angriff der Römer auszuhalten, mußte Karthago sich entschließen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Es blieb nichts übrig, als Sardinien, den Hauptstapelplatz des karthagischen Handels mit Gallien, Spanien und Oberitalien, und das Hauptbollwerk der Karthager für die Behauptung der Seeherrschaft im westlichen Mittelmeere, in den Händen der römischen Wolfsbrut zu lassen, und noch dazu 1200 Talente zu zahlen, welche die unwürdige, schnöde Ausbeutung des Moments seitens der Römer der tief gedemüthigten Kaufmannsstadt noch weiter abnöthigte!

Die Römer hatten damals also einen neuen und sehr erheblichen Gewinn erbeutet. Aber dieser unwürdige Streich, der bereits ahnen ließ, daß die Zeit der alten Hoheit römischer Sinnesweise im Niedergange war, sollte die Römer entsetzlich theuer zu stehen kommen. Es war offenbar diese furchtbare Demüthigung, die in Hamilkars stolzer Seele jene tiefe und unergründliche Gluth des Hasses gegen Rom entzündet hat, die er nachmals auf sein ganzes Haus vererbte. Was damals die Römer leichten Herzens an Karthago frevelten, haben ihnen Hannibal, Hasdrubal und Mago später reichlich heimgezahlt. Zunächst aber gingen die Wege und die Aufgaben

der römischen und der punischen Politik weit auseinander, um sich für beinahe zwei Jahrzehnte nicht weiter zu kreuzen. Wer aber nur irgend in Karthago noch patriotisch empfand; wer nur irgend ein Bewußtsein davon hatte, daß der Gegensatz zwischen Römern und Karthagern seit dieser That des Raubes ein für alle Zeiten unversöhnlicher war: der mußte mit aller Energie dahin arbeiten, Karthago aus dem Zustande jener tiefen Erniedrigung wieder zu erheben und die Gefahr abzuwenden, daß der Wille Roms in jedem beliebigen Moment die punische Selbständigkeit zertrümmerte. An der Spitze solcher patriotischen Männer stand Hamilkar Barkas. Wir werden bald sehen, auf welche Wege ihn diese Ueberzeugung geführt hat.

Die Römer ihrerseits haben von der Erwerbung der Insel Sardinien, mit welcher auch die von Corsika verbunden war, keinen unmittelbaren Vortheil gehabt. Auf beiden Inseln, namentlich auf der rauheren nördlichen, nahm man nur die Küsten wirklich in Besitz. Mit den wilden Bewohnern der Gebirge des Innern kam es sofort zu erbitterten Kämpfen, die auf Sardinien bis 233, auf Corsika bis 231 mit besonderer Heftigkeit geführt worden sind. Aber auch später dauerten die Fehden auf Sardinien wiederholt fort. Die Insel, die seit 227 v. Chr. mit Corsika unter einen eigenen Prätor gestellt wurde, hat in ihrem Innern zu allen Zeiten der römischen Civilisation hart widerstanden. Sie hat stets zu den am wenigsten begünstigten Besitzungen des Reiches gehört. Mit einem Bodenzehnten und einer direkten Steuer in ihren kultivirten Theilen belegt, blieb sie eines der Länder, wo die römischen Truppen als Hauptbeute Schaaren von Sklaven aufbrachten, wie deren die großen italischen Grundherren in immer größerer Masse zu bedürfen anfingen.

Seit dieser Zeit sehen wir die Aufmerksamkeit des Senats für längere Zeit so gut wie ausschließlich auf die Beziehungen zu den Völkern im Norden und im Osten der italischen Halbinsel gerichtet. Wie die Dinge seit Eroberung des Senonenlandes durch die Römer (S. 139) und seit der Vereinigung der ganzen Apenninenhalbinsel unter Roms Hegemonie sich entwickelt hatten, war mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß die junge italische Großmacht, wie sie die Inseln Sicilien und Sardinien an sich gebracht, schließlich auch zu der Aufgabe sich wenden würde, die natürliche kontinentale Ergänzung Italiens auf der Nordseite, nämlich das schöne Niederland zwischen den nördlichen Ausläufern der Apenninen und dem Südfuße der Alpen zu erobern. Daß aber die römischen Legionen so schnell nach Ablauf des großen karthagischen Krieges veranlaßt wurden, mit den Kelten des Padusthales den entscheidenden Waffengang zu bestehen, — dazu gaben die grimmigen Schaaren dieses Landes doch auch diesmal selber den Anstoß. Das neue Geschlecht, welches nördlich der Apenninen seit der Austreibung der Senonen und seit der letzten furchtbaren Bojer-

schlacht (S. 139) herangewachsen war, hatte die Schrecknisse, von denen die Zeugen jenes entsetzlichen Krieges nur mit Schaudern erzählten, vergessen. Die alte wüste Gier dieser Race, römisches Blut in Strömen zu vergießen und Italien mit öden Haufen rauchender Ruinen zu erfüllen, erwachte allmählich wieder, und schon 238 v. Chr. riefen Atis und Galatas, zwei Häuptlinge der zwischen Bononia und Parma mächtig ausgebreiteten Bojer, denen sich gewöhnlich die kleineren Nachbarstämme anschlossen, auf eigene Hand Massen ihrer transalpinischen Stammesgenossen nach Oberitalien, mit denen sie dann 237 v. Chr. gegen Ariminum in hellen Haufen sich in Bewegung setzten. Die Römer, die zur Zeit noch nicht sicher waren, ob nicht ihr jüngster Conflikt mit Karthago mit den Waffen ausgetragen werden sollte, rüsteten in aller Eile; sie waren aber sehr froh zu hören, daß zwischen den Kelten selbst tiefer Unfrieden ausbrach, daß jene bojischen Häuptlinge von ihren eigenen Leuten erschlagen wurden, und daß blutige Kämpfe zwischen den Bojern und den fremden Zuzüglern es für diesmal überflüssig machten, Italien mit Schwert und Pilum zu schützen. So blieb es denn damals noch beim Frieden zwischen Kelten und Italikern. Aber die letzteren hatten jetzt wieder das unbehagliche Gefühl, daß jeden Augenblick die verderbliche nordische Lawine auf ihr blühendes Land herabstürzen könne. Und die Kelten ihrerseits glaubten jeden Augenblick zum Schwerte greifen zu müssen. Der neue Sturm wurde endlich durch Bewegungen der inneren römischen Politik entfesselt.

So sehr auch in den Augen der späteren Beobachter in dem politischen Leben der Römer seit der Vollendung der Einheit Italiens bis zur Entzündung des Mordbrandes, der Karthago und Korinth in blutgetränkte Ruinen verwandelt hat, das militärische Moment, der Lärm des gewaltigen Ringens um die Weltherrschaft, alle anderen Lebensäußerungen zu übertönen scheint: in den nächsten Jahren nach dem Abschluß des Friedens mit Karthago hat sich — wie vor Jahren, so auch jetzt wieder aus agrarischen Motiven heraus — ein Gegensatz der Interessen zwischen der Nobilität und einem Theile der Plebs entwickelt, der nachher bis tief in den zweiten punischen Krieg hinein in sehr gefahrvoller Weise die Kraftentwicklung des Staates gehemmt hat, zunächst aber die bisher in Rom noch unbekannte Weise einer Demagogie zur Erscheinung brachte, wie sie auf hellenischem Boden seiner Zeit ihre gefährlichen Triumphe gefeiert hatte. Der erste solcher Männer war Gajus Flaminius, keineswegs ein wilder Zerstörer, vielmehr ein Staatsmann von bedeutenden Ideen, aber von einer brausenden Leidenschaft, die ihn dahin getrieben hat, in dem Kampfe um sehr wohlgemeinte Ziele die uralte politische Praxis der Republik rücksichtslos zu durchbrechen, und dadurch für lange Zeit eine tiefe Gehässigkeit zwischen den bestimmenden Gewalten in Rom zur Herrschaft kommen zu lassen. Flaminius kam auf den an sich sehr verständigen Gedanken, gleichzeitig eine sehr bedeutende Masse neuer und einträglicher römischer Bauerhöfe zu schaffen, und die Verthei-

digungsfähigkeit der Halbinsel gegen die Kelten zu verstärken, indem er vorschlug, das alte (S. 139) Senonenland vom nördlichen Picenum bis nach Ariminum, wo neben den ersten römischen Kolonien wahrscheinlich die Masse des verödeten Landes nur erst als Weideland okkupirt war, in weitem Umfange an römische Bauern zu assigniren. Als er aber als Volkstribun i. J. 232 eine Rogation in dieser Richtung an den Senat brachte, stieß er auf harten Widerstand Seitens der Nobilität, die dadurch offenbar in ihren materiellen Interessen sich geschädigt fand. Der Senat, ja selbst der eigene Vater des Tribunen trat dem Antrage hartnäckig entgegen. Da durchbrach Flaminius die Schranken, welche das alte Herkommen (S. 133) ihm zog. Lediglich auf das bisher nur theoretisch anerkannte Recht sich stützend, kümmerte er sich zuletzt nicht weiter um die ihm versagte Zustimmung des Senates und setzte lediglich mit Hülfe der Tributcomitien seinen Willen durch. Die Assignation ist wirklich in sehr ausgedehnter Weise zur Durchführung gelangt, bald auch das wichtige Werk der Fortführung der (wahrscheinlich 80 Jahre früher von Rom über Otricoli nach Narnia geführten, neuerdings bis Spoletium verlängerten) norditalischen Heerstraße nach Ariminum in Angriff genommen, und Flaminius seit dieser Zeit fünfzehn Jahre lang ebenso sehr von der ausdauernden Anhänglichkeit der Gemeinde getragen, wie von der erbitterten Aristokratie mit zähem Hasse und allen Mitteln der Schikane verfolgt worden.

Die massenhafte Besetzung des alten Senonenlandes mit römischen Ansiedlern zog aber Folgen nach sich, an welche der energische Tribun nicht gedacht hatte. Die Nachrichten aus dem italischen Nachbarlande entzündeten mit Einem Schlage die wilde Kriegsfurie bei den Kelten. Die ergrimmten Bojer wollten jetzt nachholen, was vor fünf Jahren versäumt war. Sie rissen die sämmtlichen oberitalischen Stämme ihres Volkes (mit Ausnahme der zu Rom haltenden Cenomanen um Brescia und Cremona) zur Erhebung gegen die Römer fort; namentlich die mächtigen Insubrer bei Mailand standen rüstig zu den Bojern. Dazu warb man jenseits der Alpen im obern Rhonethal massenhafte Landsknechte, sogenannte Gäsaten, gegen Rom an. Im Jahre 226 wußte man in Rom, daß der Ausbruch des Krieges unvermeidlich war. Die Angst war groß, denn die Schreckenstage von der Alia und Arretium hatten bei den Italikern ein unvertilgbares Grauen, eine niemals verlöschende Erinnerung zurückgelassen. Düstere Vorzeichen erschreckten das Volk, unheimliche Orakel gingen von Mund zu Mund, und Angst und fanatischer Aberglaube wirkten so stark, daß, wie es heißt, die Römer in bösem Contrast zu ihrer sonst humanen Art des Kultus — zur Abwehr eines finstern Schicksalsspruches, welcher den Kelten den Besitz des römischen Bodens verhieß, in dessen schauerlicher buchstäblicher Erfüllung auf dem Rindermarkte einen Kelten und ein keltisches Weib lebendig begraben ließen. Daneben aber wurde kräftig gerüstet. Italien stand damals in der Fülle seiner Kraft, und wir erfahren durch einen höchst sachverständigen Kenner der italischen

Geschichte und Zustände, daß (bei einer freien Bevölkerung von wahrscheinlich neun Millionen Einwohnern, also Sklaven und Fremde abgerechnet) Italien damals, wenn alle waffenfähigen Männer gezählt wurden, deren rund 700,000 zu Fuß und 70,000 für den Reiterdienst besaß. Von dieser Masse waren (mit Einschluß der Passivbürger) römische Bürger 273,000 Mann (darunter 23,000 für den Reiterdienst).

Als i. J. 225 v. Chr. die keltische, noch durch Taurisker aus den norischen Alpen verstärkte, Lawine — es war ein Gewalthaufe von 50,000 M. zu Fuß und 20,000 Reiter und Wagenkämpfer — sich in Bewegung setzte, deckte der Consul L. Aemilius Papus mit 25,000 M. und 1100 Reitern Ariminum, wo man den ersten Angriff erwartete. Der andere Consul Gajus Atilius Regulus stand mit gleicher Macht in Sardinien, während ein Prätor mit sabinischen und etruskischen Milizen die Paßgegend bei Florenz hüten sollte. Bei Rom selber sollte eine Reserve aufgestellt werden. Nun aber brachen die Kelten wider alles Erwarten auf der Seite des tyrrhenischen Gestades, über Pisä, ohne auf Gegenwehr zu treffen, jäh und unerwartet in Etrurien ein. Unter furchtbaren Verheerungen drangen sie ungehindert bis nach Clusium vor, nur noch drei Tagemärsche von Rom entfernt. Nun eilten zwar auf den Ruf der Eilboten Aemilius von Osten, Atilius von Sardinien her zur Rettung Etruriens herbei. Aber schon hatten die Kelten die etruskischen und sabinischen Truppen, die ihnen nach Clusium gefolgt waren, durch List in einer sehr ungünstigen Stellung zur Schlacht verlockt und dieselben auf das Haupt geschlagen. Nur die rechtzeitige Ankunft des Consuls Aemilius rettete hier wenigstens den Rest vor dem Untergange. Nun gedachten die Kelten zunächst dem Consul auszuweichen und ihre gewaltige Beute erst sicher nach Oberitalien zu bringen. Als sie aber die Küste des tyrrhenischen Meeres wieder erreicht hatten, trafen sie bei Telamon (j. Talamone an der Mündung des Ombrone) auf die sardinischen Legionen des Atilius, der bei Pisä gelandet war und ihnen jetzt den Weg verlegte. Schon war das Gefecht im Gange, als auch Aemilius den Kampfplatz erreichte und die Kelten vom Rücken her angriff. Nun entwickelte sich die entsetzliche Hauptschlacht, in welcher die verzweifelte Tapferkeit der Kelten nach langem blutigen Ringen der römischen Tapferkeit und überlegenen Bewaffnung endlich erlag. Das keltische Heer war vernichtet, 40,000 M. gefallen, 10,000 gefangen.

Nun galt es für die Römer, ihren Erfolg mit rücksichtsloser Energie zu verfolgen und womöglich mit Einem Schlage das gesammte System der keltischen Macht in Oberitalien zu zertrümmern. Der tapfere Consul Aemilius (Atilius war gefallen) griff noch 225 das Gebiet der Bojer an, und die Consuln des Jahres 224 vollendeten die Niederwerfung dieses mächtigen Volkes. Die Vorposten der Römer hatten die Linie des Padus gewonnen. Nun aber sollte auch das Land im Norden des Padus erobert werden, wo man es mit den mächtigen Insubrern zu thun hatte. Die

Gunst der Plebs hatte für das Jahr 223, dem diese Aufgabe zufiel, dem Consul P. Furius den Liebling der Bauern, den Gajus Flaminius als Collegen zur Seite gestellt, und dieser erwies sich nicht gerade als ein Heerführer von besonderer Tüchtigkeit und Einsicht. Er überschritt den Padus zunächst in der Gegend des heutigen Piacenza, erlitt aber dabei so schwere Verluste und gerieth gleich nachher in eine so bedenkliche Lage, daß er nur durch Abschluß eines Waffenstillstandes sich aus der Gefahr retten konnte. Nicht lange nachher aber erneuerte er seinen Angriff von dem Gebiet der Cenomanen her. Nun boten die Insubrer ihre gesammte Macht auf, und stellten ihm volle 50,000 Mann entgegen. Unbekannt aber mit dem Terrain und wahrscheinlich unvorsichtig, gerieth Flaminius bald wieder in eine höchst gefährliche Lage, die um so bedenklicher war, weil er Grund hatte, der Zuverlässigkeit seiner cenomanischen Bundesgenossen zu mißtrauen. Das ging so weit, daß der Consul, als er — so scheint es — den Fluß Ollius überschritten hatte, die Brücken hinter sich abbrach, um dieses fuhrtenlose Gewässer im Kampfe mit den Insubrern zwischen sich und seine „Verbündeten" als ein Hinderniß des Verrathes zu legen. Die Hauptschlacht mußte er nun aber in der von einsichtigen Feldherrn allezeit gern vermiedenen Lage annehmen, daß er im Falle eines Unglücks keine Rückzugslinie offen hatte. Die ruhige Tapferkeit seiner Soldaten und die verständige Leitung der Offiziere errang jedoch diesmal einen glänzenden Sieg, wie ihn die Strategie des Consuls eigentlich nicht verdient hatte. Es war diesmal nicht bloß die Malice des Adels gegen den unbequemen Demokraten, wenn der Senat dem Flaminius die Ehre des Triumphes versagen wollte; die Gunst der Gemeinde setzte es aber durch, daß der Sieger derselben nicht verlustig ging. Die Insubrer waren jetzt bereit, Frieden zu schließen. Die harte Politik der Römer aber, die in solchen Fällen bis herab auf die Tage des großen Stiliko in ihrer furchtbaren Folgerichtigkeit irgend welche Schonung oder gar Großmuth niemals gekannt hat, forderte entweder unbedingte Unterwerfung, zu der die Kelten sich noch nicht entschließen konnten, — oder Zermalmung des Feindes. So ging der Krieg weiter. Noch einmal warben die Insubrer jenseits der Alpen 30,000 Landsknechte an. Als aber im Jahre 222 zwei der besten Feldherren Roms, der tapfere plebejische Consul Marcus Claudius Marcellus und der patricische Gnäus Cornelius Scipio, abermals aus dem Lande der Cenomanen in das Gebiet der Insubrer eindrangen, kam die Sache zum Abschluß. Als die Insubrer den Versuch machten, die Römer von der Belagerung des festen Platzes Acerrä an der Adda (nordwestlich von Cremona) durch einen Einfall in das Land südlich vom Padus abzuziehen, brachte ihnen Marcellus bei dem durch die Römer verschanzten Clastidium (jetzt Casteggio, südlich von Pavia) einen gewaltigen Schlag bei. Der riesige keltische Häuptling Viridomar, ein Ritter in gold- und silbergeschmückter Rüstung, war im Einzelkampfe von der Hand des Consuls selbst gefallen. Nun fiel auch Acerrä in die Gewalt der Römer, und nach einer letzten,

lange schwankenden Schlacht erstürmte der Consul Scipio die feste Hauptstadt Mediolanum. Mit der Einnahme endlich von Comum war die Unterwerfung der Insubrer vollendet.

Damit erreichte das italische Reich unter Roms Aegide endlich den Südfuß der Alpen; auch die Cenomanen und die Veneter standen als freie Völker in Freundschaft und Allianz mit Rom. Aber es sollte noch unerwartet lange währen, bis die mit Strömen Blutes erkaufte Herrschaft des Senats in dem sogenannten Oberitalien thatsächlich mehr war, als ein blutiger Siegesname. Der Westen des nordischen Landes zwischen Alpen und Apenninen war noch gänzlich unabhängig, und die seit 238 eröffnete Fehde mit den rohen ligurischen Bergvölkern, ebenso endloser Art, wie die auf der Insel Sardinien, war thatsächlich mehr eine Schule der Sklavenjagd und blutiger Barbarei für die hier gerade aktiven Legionen, als daß sie zu schnellen und bleibenden Erfolgen geführt hätte. Die sehr energischen Versuche dagegen, zunächst das eroberte Keltenland südlich von der Linie des Padus zu romanisiren, wurden jäh und für lange Jahre durch den Kampf um das Dasein als Großmacht unterbrochen, den der italische Staat nur vier Jahre nach den Siegen des Scipio und Marcellus gegen den größten Helden von Karthago aufnehmen mußte.

Während aber die Legionen unter ungeheuren Anstrengungen die Kraft der alten Feinde Italiens jenseits der Apenninen zertrümmerten, hatten die Waffen und die Diplomatie des Senats auch die Adria und das ionische Meer überschritten, und rascher und leichter eine Reihe von Erfolgen davongetragen, die — für die nächste Zukunft von unerwartet bedenklichen Folgen für die allgemeine Lage der Römer — zum ersten Male eine Festsetzung der römischen Macht auf dem Westrande der Balkanhalbinsel und ein diplomatisches Eintreten in die bunte Welt der Hellenen des alten Landes möglich machten. Wir wissen bereits aus der späteren Zeit der griechischen Geschichte, daß die wilden und blutgierigen Illyrier auf der Ostseite des adriatischen Meeres, die Ahnherrn der Schkypetaren oder Albanesen des Mittelalters und der neueren Jahrhunderte, nicht nur an grausamen und zerstörenden Raubzügen zu Lande ihre Freude hatten, — die Makedonen bis auf die Rettungs- und Racheschlachten ihres großen Philipp wußten davon zu erzählen, — sondern auch seit der Zeit, wo die Seemacht der Korinthier, der Athener, endlich der Syrakusier die Adria nicht mehr beherrschte, auf diesem Meere und noch tiefer südlich das wilde Handwerk der Piraterie mit abscheulicher Meisterschaft betrieben. Namentlich die Zeit, als (Bd. I, S. 620 ff.) der frische Aufschwung des ätolischen und des achäischen Bundes nach dem Tode des Antigonos Gonatas die makedonische Macht hinter den Olympos gedrängt hatte, und nun der Hof von Pella in den Illyriern eher Bundesgenossen als Gegner sah, wurde alles Land von Dyrrhachion bis nach Messenien durch diese Corsaren furchtbar heimgesucht, denen weder Epiroten noch Aetoler noch Achäer gewachsen waren. Die illyrischen See-

räuber waren aber viel zu kosmopolitischer Natur, um bloß Griechen plündern zu wollen. Der schwere Schaden, den sie auch dem Seehandel Italiens zufügten, die Wegnahme römischer Schiffe, die Plünderung der Ladungen, die Ermordung und Wegschleppung der Mannschaften, endlich die Bitten der altverbündeten Griechenstadt Apollonia und der schwer bedrohten griechischen Stadt Issa (Lissa) im dalmatinischen Archipel, dieses Alles bestimmte endlich den Senat, hier kräftig einzuschreiten. Man beschickte (230) zuerst den mächtigen illyrischen Häuptling von Skodra (jetzt Skutari), der über die Masse der kriegerischen Stämme auf der Küste des jetzigen Dalmatiens, in der Czernagora, und südwärts bis nach Apollonia gebot, durch zwei Gesandte, Gajus und Lucius Coruncanius. Diese trafen den bisher regierenden Fürsten Agron, des Pleuratos Sohn, nicht mehr am Leben. Statt seiner führte seine Wittwe Teuta, eine brutale Amazone, für ihren unmündigen Sohn Pinnes die Herrschaft. Das stolze Weib wollte sich nur dazu verstehen, von Staatswegen keine Feindseligkeiten gegen die Römer auszuüben; die freien Illyrier dagegen könne sie nicht hindern, nach altem Rechte auf ihre eigene Faust Krieg zu führen mit wem sie wollten. Als echter Römer gab ihr darauf der jüngere Coruncanius die scharfe Antwort, bei den Römern bestehe die gute Sitte, daß der Staat die Frevel der Einzelnen bestrafe, — sie würden sich daher bemühen, mit Hülfe der Götter bei den Illyriern bessere Sitten zur Geltung zu bringen! Schwer durch diese Worte gereizt, ließ die illyrische Megäre die Gesandten auf der Heimfahrt verfolgen und den verwegenen Botschafter ermorden.

Da griffen die Römer kraftvoll zu. Während die Illyrier, — die die furchtbare Macht des italischen Staates noch nicht aus Erfahrung kennen gelernt hatten, — ihnen jetzt offen Trotz boten; während ihre Geschwader gleichzeitig Issa, Dyrrhachion und Apollonia bedrohten, und ein Theil ihrer Raubschiffe, der als Schnellsegler berühmten „liburnischen" Zweidecker, unter Führung des griechischen Abenteurers Demetrios von Pharos sogar die Insel Kerkyra eroberte: da setzten sich die römischen Streitkräfte gegen den Osten in Bewegung. Und so imposant war die italische Kraftentwickelung, daß die illyrische Macht zu Wasser wie zu Lande jämmerlich vor ihr zusammensank. Als im Jahre 229 der Consul Gnäus Fulvius Centumalus mit 200 Penteren vor Kerkyra erschien, kapitulirte Demetrios von Pharos sofort, trat in römische Dienste über und wurde deren Flotte ein nützlicher Führer. Schnell genug waren Apollonia, Dyrrhachion und Issa entsetzt. Inzwischen hatte der andere Consul L. Postumius Albinus von Brundisium aus 20,000 Mann und 2000 Reiter nach der illyrischen Küste übergesetzt, und operirte nun, trotz alles Widerstandes der Illyrier, überall mit siegreichem Erfolge gegen die Kernlandschaften des Feindes. Bald blieb der Fürstin Teuta nichts übrig, als nach einem Kastell in dem innern Lande zu flüchten. Fulvius konnte im Herbst 229 mit der Hauptmasse der römischen Streitkräfte nach Italien zurückkehren. Postumius aber, der mit 40 Schiffen und

einigen Truppenabtheilungen während des Winters in dem feindlichen Lande blieb, konnte im Frühling 228 die Zustimmung der Teuta zu den schweren Bedingungen entgegen nehmen, welche Rom ihr diktirte. Die Macht der Häuptlinge von Skodra wurde auf ihr altes Gebiet zurückgeführt, alle Griechen, die dalmatischen Ardiäer, und südlich vom Flusse Drilon die Parthiner und Atintanen ihrer Hoheit entzogen. Südlich aber von der Küstenstadt Lissos (jetzt Alessio) am Drilon sollten sich auf der Adria illyrische bewaffnete Fahrzeuge gar nicht, von nicht bewaffneten aber auch nur zwei zusammen zeigen dürfen. Die Häuptlinge von Skodra endlich mußten nach Rom Tribut zahlen.

Eine neue Provinz bildete der Senat jenseits der Adria noch nicht. Aber er behielt einen Fuß auf der illyrischen Küste. Demetrios von Pharos erhielt die Herrschaft in Dalmatien, wurde Roms Bundesgenosse, und Vormund des jungen Fürsten von Skodra. Die Parthiner und Atintanen, die griechischen Städte Dyrrhachion, (wie die Römer das alte Epidamnos nannten,) Apollonia und Kerkyra wurden in der Form der Bundesgenossenschaft mit dem italischen Reiche verbunden. Auf den Inseln Kerkyra und Issa erscheinen seit dieser Zeit ständige römische Kommandanten oder Präfekten. Die Oberaufsicht über den neuen Gewinn an der Adria verblieb noch lange den Consuln. Wir haben schon früher erzählt (Bd. I, S. 621), daß die Vernichtung der gefürchteten illyrischen Corsaren die Hellenen 228 zur Einleitung höchst freundschaftlicher Beziehungen mit Rom bestimmte, ja daß anscheinend damals jenes Bündniß zwischen Römern und Athenern geschlossen worden ist, welches 28 Jahre später dem Senat die diplomatische Handhabe geboten hat zum Eingreifen in die große Politik des hellenischen Ostens. Sehr betroffen dagegen durch die Festsetzung der italischen Vorposten am Westrande der Balkanhalbinsel war der Hof von Makedonien, dessen Beherrscher ohnehin schon nichts weniger als erfreut sein konnten über die innigen Beziehungen des Senates zu den Erbfeinden des Hauses der Antigoniden, nämlich den ägyptischen Lagiden. Seit dieser Zeit dominirte in der Staatskanzlei zu Pella jene antirömische Gesinnung, auf welche nur wenige Jahre später Hannibal als auf einen Hauptfaktor zählte bei dem kolossalen Kesseltreiben, welches er gegen die römische Wolfsbrut vorbereitete.

Als Illyrier und Kelten zerschmettert am Boden lagen, glaubten die Römer wahrscheinlich für lange größerer Kriege überhoben zu sein. So viele tüchtige Männer der Senat in seinen Reihen zählte: weder die Collectivweisheit dieser hochachtbaren Versammlung noch der geniale Scharfblick eines einzelnen großen Mannes erkannte die Vorzeichen des entsetzlichen Sturmes, der sich damals in dem fernen und den Italikern nur erst wenig bekannten Spanien vorbereitete. Die gewaltige Spannung, welche der keltische Anprall 226/5 in Italien hervorgerufen hatte, war schnell vorübergegangen. Niemand konnte jetzt vermuthen, daß eine Zeit nahe war, wo

mit verzweifelter Energie der letzte Mann und der letzte Denar würden aufgeboten werden müssen, um den Staat vor hoffnungslosem Zurücksinken in die Zustände der Zeit vor den Samnitenkriegen zu retten. Unter allen Um-



Gladiatoren.

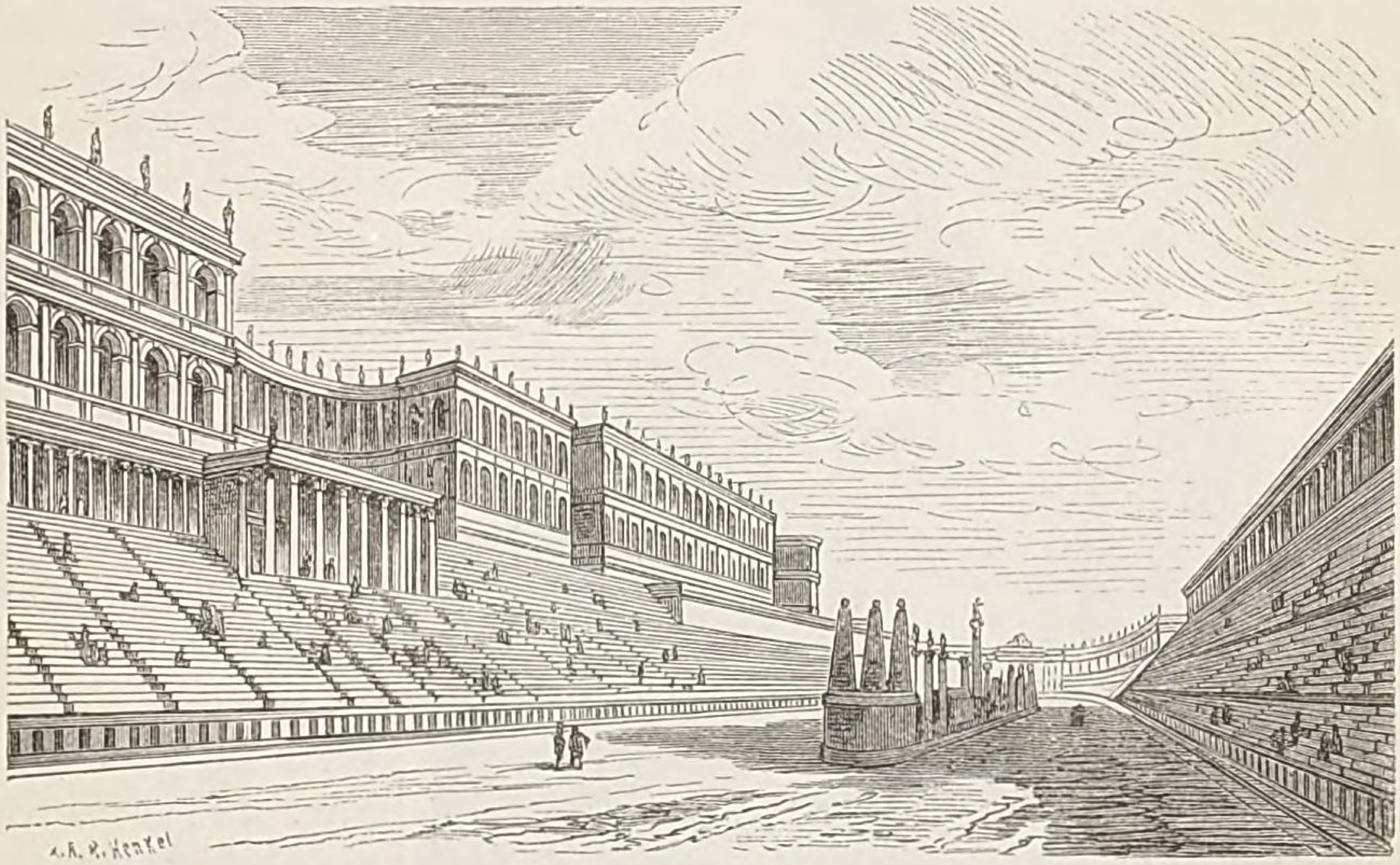
ständen aber war das römische Volk in dieser Epoche, die dem ungeheuren Umwandlungsprozeß, den der hannibalische Krieg über Italien gebracht hat, unmittelbar voraufgeht, nicht bloß kraftvoll und zahlreich, sondern auch der



Gladiatoren.

Hauptsache nach gesund, in guten wirthschaftlichen Verhältnissen, in seiner nationalen Lebensweise nur erst wenig durch das Eindringen fremder Fermente verändert. Indessen machte sich doch das Vordringen namentlich griechischer Civilisation und Sprache schon recht erheblich bemerkbar. Nur

äußerlich interessant ist, daß 263 die erste Sonnenuhr, ein sicilisches Beutestück, auf dem römischen Markte aufgestellt worden ist. Viel weniger erfreulich war, daß die alte latinische Rusticität aus Etrurien einen der häßlichsten Züge der verdorbenen Civilisation der Rasener übernommen hatte, nämlich die Freude an zur Lust vergossenem Menschenblute. Es geschah nämlich zuerst im Jahre 264, daß — zuerst bei der Leichenfeier eines Junius Brutus, — auf dem Rindermarkte Gladiatoren- oder Kunstfechterspiele, wie sie in Etrurien und Campanien üblich, aufgeführt wurden. Noch freilich hat es lange gewährt, bis diese schauerlichen „Spiele" die Phantasie des Volkes vollkommen gefangen nahmen und einen abscheulich charakteristischen Zug des römischen Lebens ausmachten. Noch hielt der Senat streng darauf, daß



Circus Maximus (Restauration).

wenigstens bei den öffentlichen Festen keine Gladiatoren auftreten durften. Aber der böse Anfang war doch gemacht, eine Volksbelustigung einzuführen, die mehr als jede andere geeignet war, die ohnehin harte italische Art an Gleichgültigkeit bei dem Anblick vergossenen Blutes zu gewöhnen und Rohheit zu nähren. Länger gelang es, die Ausbildung der nicht minder abscheulichen Thierhetzen aufzuhalten und es bei den harmloseren Hasen- und Fuchsjagden vor den Augen der Menge bewenden zu lassen. Indessen war jedenfalls die Schaulust der Römer lebendig angeregt, auch die Zahl der Volksfeste im Steigen begriffen. Großartig ernst, der Ausdruck des vollen bürgerlichen und nationalen Selbstbewußtseins der alten und neuen Familien von Roms Nobilität, die Bewunderung des Volkes und die düstere Freude des Adels, waren die Leichenfeierlichkeiten der Geschlechter, deren imposantester Theil, die Prozession der Ahnenbilder, und die rühmende Leichenrede, niemals eines

mächtigen Eindrucks entbehrte. Einen ganz andern Charakter trugen natürlich die eigentlichen Volksfeste. Das älteste und bedeutendste derselben, das große römische Stadtfest, die ludi maximi oder Romani, welches im September dem Capitolinischen Jupiter im Circus Maximus zwischen Palatin und Aventin vier Tage lang gefeiert und durch feierliche Prozessionen eingeleitet wurde, stellte als Abbild der ältesten Formen des Krieges den Zuschauern die Wettrennen der Streitwagen, ferner Wettreiten, endlich die Kämpfe der Wettläufer, Ringer und Faustkämpfer dar. Der Siegespreis war, wie bei den Nationalspielen der Griechen, ein Kranz. Seit 364 v. Chr. hatte man auch eine Bühne, oder vielmehr ein Brettergerüst, für scenische Darstellungen mancherlei Art, für Spielleute, Tänzer zur Flöte, Possenreißer, und endlich für Dichter eingerichtet, die ihre in saturnischem Versmaß gehaltenen Lieder mit gestikulirendem Tanz zur Flötenbegleitung vortrugen. Es war der sehr primitive Anfang einer römischen Schaubühne. Es ist dann der griechische Einfluß gewesen, der allmählich auf dieser Bühne wirkliche theatralische Aufführungen ermöglichte, wie sie Griechenland seit Alters kannte und in reicher Fülle erzeugt hatte. Zuerst ist hier Andronikos (später als römischer Bürger Lucius Livius Andronicus genannt) hervorgetreten, ein Grieche, der 272 als tarentinischer Kriegsgefangener nach Rom kam, später die Freiheit und das Bürgerrecht erhielt, und in seiner neuen römischen Heimath theils als Schauspieler und begabter Uebersetzer, theils als Lehrer in griechischer und lateinischer Sprache einen bedeutenden Namen erworben hat. Dieser merkwürdige Mann, der erst nach 207 nicht mehr genannt wird, übersetzte einerseits die Odyssee nach Maßgabe des saturnischen Versmaßes in das Lateinische (so ist sie für Jahrhunderte römisches Schulbuch geblieben), andrerseits aber führte er durch Uebersetzung griechischer Dramen, — wodurch auch der Weg zur Einführung der grie-


Gladiator.

chischen Versmaße in das Lateinische geöffnet wurde, — die griechische Tragödie und Komödie in Rom ein; freilich waren seine Leistungen noch sehr roher Art. Durch seine Vermittelung ist das erste wirkliche Schauspiel im Jahre 240 auf der römischen Schaubühne aufgeführt worden, und nun war für höher begabte Naturen die Bahn gebrochen zu weiterer, mehr oder minder selbständiger Nachbildung der griechischen Muster.

Die Römer haben sich jedoch auf die Dauer mit dem großen Stadtfeste keineswegs begnügt. Die spätere Entwicklung zeigt uns, wie die Zahl solcher Feste sich bald sehr erheblich vermehrt hat. Das nächste bedeutende rief, so scheint es, jener Gajus Flaminius ins Leben, der im Jahre 220 als Censor den neuen Flaminischen Cirkus herstellte und daselbst die neuen, in den November verlegten, „Plebejischen Spiele" einrichtete. Die Stellung des Flaminius zu Senat und Adel war immer schroffer geworden, zumal da die Nobilität sein Emporkommen durch die alten Mittel priesterlicher Gegenwirkungen zu hindern suchte. Seit seinem Consulat bestand offene Feindschaft, weil einerseits zur Zeit seiner bedenklichen Kriegführung gegen die Insubrer der Senat auf Grund „falscher Wahl-Auspicien" ihn zum Rücktritt aufgefordert, andrerseits aber Flaminius den Brief des Senats erst nach seinem letzten Siege (S. 202) gelesen, dann auf Grund dieses Sieges seine Auspicien als durch die Götter bestätigt erklärt, endlich gegen den Willen des Senats triumphirt hatte. Jetzt als Censor erwarb er wieder in der geschilderten Weise die Gunst der Plebs. Dabei war er jedoch so sehr Römer alter Art, daß er sich lebhaft der neuerdings wieder eingerissenen Praxis widersetzte und die letzthin (S. 187) in dem Stimmrecht den Freigeborenen gleichgestellten Freigelassenen wieder aus den Centurien entfernte. Ganz im alten tüchtigen Sinne handelte er endlich damals bei Anlage der großen Heerstraße (S. 200) nach Ariminum, die, wie noch später zu erwähnen, seinen Namen trägt.

Zum Abschluß dieser Bemerkungen über die innern Zustände Roms in dieser Periode fügen wir noch hinzu, daß um dieselbe Zeit nochmals eine sehr entschiedene Reduktion in der Ausprägung der Kupfermünzen stattgefunden hat. Seit der letzten Veränderung (S. 185) hatte sich das Werthverhältniß zwischen Silber und Kupfer abermals verschoben, jetzt zu Gunsten des Kupfers, indem sein Münzwerth den faktischen merklich überstieg. Als sich daher das Bedürfniß einer neuen gesetzlichen Ordnung zeigte, wurde im Jahre 217, unter des Flaminius zweitem Consulat, der As auf den Uncialfuß festgestellt, dafür aber nun 16, anstatt wie bisher 10 Asse, auf den Denar gerechnet, und vier auf den Sesterz. Somit galt denn der As nur noch $5\frac{1}{4}$ Pf., und das kleinste Kupferstück, die Uncia, nur noch $\frac{7}{16}$ Pf. Es scheint ferner, daß seit demselben Jahre auch der Denar nicht mehr zu $\frac{1}{72}$ Pfund, sondern zu $\frac{1}{84}$ Pfund ausgeprägt worden ist, wobei es dann für die ganze Zeit bis zur Kaiserherrschaft sein Bewenden gehabt hat. Weiter nimmt man an, daß seit 228, als die Römer in Illyrien festen Fuß ge-

faßt hatten, ein neues Silberstück geschaffen wurde, nämlich der Victoriatus, (so nach der auf der Rückseite dargestellten Siegesgöttin benannt,) der anfangs auf $^3/_4$ des Denar ausgebracht ward, und hauptsächlich dem Verkehr mit Griechenland und der hellenistischen Welt dienen sollte, wozu er sich gut eignete, weil er der Drachme von Rhodos, sowie der ägyptischen und syrischen Währung sehr nahe stand. Mit der Reduktion des Denars sank entsprechend auch das Gewicht des Victoriatus. Als die neuen Veränderungen in dem römischen Münzwesen eingeführt wurden, stand aber der römische Staat bereits mitten in den Flammen des furchtbaren Krieges, den der jäh und schauerlich neu hervortretende Gegensatz zu Karthago entzündet hatte.

Der große Hamilkar Barkas (S. 198) war als der Führer einer starken Partei patriotisch gesinnter Karthager nach Niederwerfung des afrikanischen Aufstandes und nach Rettung des Friedens mit Rom nur von dem Gedanken beseelt, neue Mittel zu finden, um die tief erschütterte Macht seines Vaterlandes wieder aufzurichten und in einer besseren Zukunft den großen Kampf gegen die Römer mit Erfolg wieder zu erneuern. Seine Pläne erhielten dadurch noch eine neue Basis, daß es ihm — so scheint es — gelungen war oder jetzt gelang, die Alleinherrschaft der Oligarchie in Karthago, welche natürlich durch den unglücklichen Römerkrieg und nachher durch den afrikanischen Aufstand in ihrer alten Machtstellung moralisch und politisch erschüttert war, sehr erheblich zurückzudrängen. Der große Mann und seine nächsten Anhänger und Helfer in Heer und Volk stützten sich dabei auf den Demos (S. 163 ff.), der jetzt zu höherer Bedeutung empor kam und den patriotischen Anregungen Hamilkars sich sehr zugänglich zeigte. Indem jetzt die bisher herrschende Partei, an ihrer Spitze der unfähige General Hanno, erheblich zurückgeschoben wurde, erwuchs auf dieser Seite allerdings eine höchst erbitterte Gegnerschaft gegen den großen Staatsmann, die sich unglücklicherweise nicht nur in schnöder persönlicher Gehässigkeit gegen Hamilkar äußerte. Vielmehr sammelte sich bei dieser Partei Alles, was nur mit Grauen an neuen Kampf gegen die Römer dachte. Hannos Freunde erscheinen zunächst als die strikte Friedenspartei in Karthago, die aber, so scheint es, in ihrer Abneigung gegen Hamilkar und dessen von ihr für höchst bedenklich erachtete politische Pläne zeitweise selber die Anlehnung an Rom nicht scheute. Zu hindern aber vermochten sie nicht, daß Hamilkar auf unbestimmte Zeit zum Oberfeldherrn in Afrika ernannt wurde und eine in Sachen des Kriegswesens nahezu diktatorische Gewalt gewann; nur daß die bestehenden Behörden in Karthago formell die letzte Entscheidung und Genehmigung über die von dem Barkiden eingeleiteten großen Staatsaktionen behielten. Sonst aber sollte der große Feldherr nur durch die Gemeindeversammlung abberufen und zu eventueller Verantwortung gezogen werden. Auch die Neubesetzung der Oberfeldherrnstelle ist nachher thatsächlich in der Hand der in der Armee dienen-

den karthagischen Offiziere und Senatoren (Bd. I, S. 185) geblieben, nur daß die Gemeinde die Wahl nachher zu bestätigen hatte.

Für Hamilkar kam Alles darauf an, auf einem Punkte neue Machtmittel zu schaffen, der damals noch der Beobachtung, ja selbst der Kenntniß der Römer sich so viel als möglich entzog. Er gab also die Richtung nach Osten vollständig auf, sicherte zunächst 236 durch einige Vorstöße die Grenzen des karthagischen Gebietes in Afrika gegen mehrere unruhige numidische Nachbarstämme, und wandte sich endlich, als er den fernen Westen erreicht hatte, mit der Flotte und dem größeren Theile seines Heeres hinüber nach den spanischen Kolonien, die bisher von den Karthagern nur erst wenig ausgebeutet waren, — während sein Unterfeldherr und Schwiegersohn, der in Karthago sehr populäre Hasdrubal, mit einem Theile der Truppen für die Sicherheit Afrikas wachte. Jetzt aber begann Hamilkar mit ebenso großer Geschicklichkeit als Energie, für Karthago ein neues spanisches Kolonialreich zu schaffen, welches binnen kurzer Zeit zwar noch nicht nach der merkantilen, wohl aber nach der finanziellen, militärischen und politischen Seite die sicilischen und sardinischen Verluste des Staates zu ersetzen vermochte. Binnen wenigen Jahren wußte der große Mann außerordentliche Erfolge zu erzielen. Die südöstliche Küste der Pyrenäenhalbinsel und ein erheblicher Theil des inneren Landes wurde eine große punische Eroberungskolonie. Die vollständige Gewinnung der reichen südspanischen Silberbergwerke setzte den Feldherrn in den Stand, sein Heer gut zu besolden, nicht minder große Summen nach Karthago zu senden, die theils der Staatskasse die Verluste der verlorenen Inseltribute ersetzten, theils den Demos, der (S. 163) seit Alters auf solche Zahlungen zu rechnen gewohnt war, bei guter Stimmung erhielten. Die Armee endlich, durch Hamilkar ausgezeichnet geschult und mit echtem Kriegergeiste erfüllt, gewann in den stets siegreichen Feldzügen gegen die Stämme der spanischen Ureinwohner eben so viel Selbstvertrauen als tüchtige Ausbildung und Uebung. Gleichzeitig gelang es, sehr zahlreiche Söldner aus den tapfern und ritterlichen spanischen Völkern für den Dienst unter Karthagos Fahnen zu gewinnen.

Nun war aber die Eroberung der pyrenäischen Halbinsel für Hamilkar eben nicht der letzte Zweck. In seiner stolzen Seele lebte der Gedanke an den künftigen Rache- und Existenzkampf mit den Römern in ungebrochener Energie. Für ihn galt es vor allem, in Spanien und durch Spanien sich ein zahlreiches und kriegsgeübtes Heer, einen gefüllten Kriegsschatz, und zugleich sichere und nachhaltige finanzielle Hülfsquellen zu schaffen. Er selbst durfte aber die Ausführung seiner letzten Pläne nicht mehr erleben; er fand in einem Gefechte mit spanischen Eingebornen 229 oder 228 den Tod. Sein Schwiegersohn Hasdrubal, den die Wahl der Karthager in der Armee und die Zustimmung des Volkes zu Hause an seine Stelle erhob, führte das Werk schnell und glänzend weiter. Ein Meister in der Kunst, sich die Herzen zu gewinnen, und überaus geschickt in der Behandlung der Unter-

thanen und der Verbündeten, zog er mehr noch durch seine Diplomatie (er nahm unter anderem selbst die Tochter eines iberischen Häuptlings zur Frau,) als durch die Waffen immer neue spanische Stämme in die Verbindung mit Karthago hinein. Mehr aber, er wußte auch die materiellen Hülfsquellen des neuen Reiches flüssig zu machen und die schöne spanische Provinz, deren Tribute und reiche Regalien den karthagischen Schatz, deren junge Mannschaften die karthagischen Regimenter füllten, deren zahlreiche Bewohner für den Handel und die Erzeugnisse des punischen Gewerbfleißes bequeme Abnehmer wurden, für die Heimath erst recht werthvoll zu gestalten. Besonders bedeutsam für die folgende Zeit ist es geworden, daß Hasdrubal für das neue Reich an dem einzigen guten, bisher aber noch öden Hafen der spanischen Südküste eine prächtige Hauptstadt gründete, zugleich die starke Hauptbasis und das kolossale Arsenal für die Heere, mit denen einst die Barkiden den großen Krieg gegen Rom zu führen gedachten. Es war (jetzt Cartagena genannt) „Kartha-hadascha" oder Spanisch-Karthago, gewöhnlich Neu-Karthago geheißen, in der Nachbarschaft überaus reicher Zinn- und Silbergruben, deren nicht minder bedeutende tiefer landeinwärts das Gebirge Orospeda (j. Sierra Segura) zeigte. Auf felsigem Strande zwischen der geräumigen Hafenbucht und einem Watt oder Strandsee erbaut, nur von der Nordseite her zugänglich, und bei einem Umfang von nur 20 Stadien (einer Wegstunde) aufs stärkste verschanzt, und lediglich von karthagischen Einwohnern besetzt, enthielt es stolze Prachtbauten, unter denen namentlich das Residenzschloß und ein Tempel des Heilgottes berühmt waren. Das glänzende Gelingen der spanischen Eroberungen wirkte offenbar im höchsten Grade ermuthigend auf die Mutterstadt Karthago zurück. Es ist sehr bemerkbar, daß die Partei der Barkiden jetzt, — und so ist es bis zur Zeit der Schlacht bei Zama geblieben, — auch in den großen Staatsbehörden zu Karthago die Mehrheit in der Hand hat, gegen welche die des Hanno nur durch eine erfolglose Opposition und durch scharfe Kritik der Politik der Barkiden sich geltend macht. Der Haß aber, den die Führer der karthagischen Nationalpartei gegen Rom nährten, war — ganz dem Charakter ihres Stammes, wie ihres Handelsstaates entsprechend — kein blinder, kein Diener tobender Leidenschaft. Wenn irgendwo, selbst Rom nicht ausgenommen, so galt in Karthago der harte Grundsatz, daß die Rache ein Gericht ist, welches am besten kalt gegessen wird! Ihr Haß gegen die Römer war, wie man es sehr gut ausgedrückt hat, bei aller Tiefe und Heftigkeit desselben, „ein berechnender", der sie bestimmte, mit kalter Ruhe und Besonnenheit zuerst alles für den Kampf vorzubereiten, dann aber, sobald sie den rechten Moment für gekommen erachten, den Ausbruch desselben sofort planmäßig herbeizuführen. Daß aber dieser tiefe Haß sich nicht mäßigte, dafür sorgte der Senat in Rom selbst. Allmählich waren die Römer, namentlich wohl durch die griechischen Gegner der Afrikaner in Massilia und auf der spanischen Ostküste gewarnt, doch aufmerksam geworden auf die neue und überraschende Ausbreitung der punischen Macht in Spanien. Aber anderweitig stark beschäftigt, wahrscheinlich auch durch Hamil-

kars Tod beruhigt, und ohne jede Ahnung von der Art, wie die Barkiden den nächsten Krieg gegen Italien zu führen gedachten, begnügten sie sich damit, den Karthagern in Spanien einige Steine in den Weg zu werfen. Mit andern Worten, sie zogen in dem souveränen Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit der punischen Machtentwicklung Grenzen, und stellten Forderungen auf, die seiner Zeit auch die Handhabe bieten konnten zum Losschlagen, wenn man das erst wieder für nöthig hielt. Um das Jahr 226 nämlich nahmen sie die der punischen Herrschaft abgeneigten spanischen Stämme zwischen Pyrenäen und Ebro unter ihren Schutz, nahmen sie die griechische Stadt Emporiä (j. Ampurias) in Nordspanien und Saguntum (j. Murviedro, nördlich von Valencia), einen Platz von vielleicht nur einiger griechischer Beimischung, der aber von Zakynthos aus gegründet sein sollte, in ihre Allianz auf, und nöthigten die Karthager zu dem Zugeständniß, weder Sagunt angreifen noch den Ebro überschreiten zu wollen.

Endlich kam der Tag, wo die Karthager sich anschickten, dem so lange im tiefsten Herzen genährten inbrünstigen Nationalhaß gegen Rom in gewaltigen Thaten einen weltgeschichtlichen Ausdruck zu geben. Der treffliche Hasdrubal war (221 oder) zu Anfang d. J. 220 durch den Dolch eines Meuchelmörders ums Leben gekommen. Die von dem karthagischen Volke bestätigte Wahl der Armee erhob zum Oberfeldherrn einen Mann in der Blüthe seiner Jahre, den man nur erst als einen tüchtigen Soldaten und einen glänzenden Reiterführer kannte, — Hannibal, des großen Hamilkar ältesten Sohn, der damals im 29. Jahre seines Alters stand. Die Männer, die ihn damals an die Spitze des Heeres beriefen, haben sich nicht getäuscht; denn dieser Hannibal, — der gewaltigste der vielen Karthager, die diesen Namen getragen haben, theilte nicht nur als echter Sohn seines Vaters die Gesinnungen und die Wünsche der Besten seines Volkes, er war auch einer der genialsten Feldherren und Staatsmänner, die uns im Laufe der langen Jahrhunderte antiker Weltgeschichte überhaupt begegnen. Hamilkar selbst hatte den Knaben, als er den Zug nach Spanien antrat, durch einen Eidschwur verpflichtet, niemals ein Freund der Römer sein zu wollen. Der Sohn hat den Eid gehalten: niemals sind die Römer einem gefährlicheren Gegner begegnet. Als Soldat durch seinen Vater, als Staatsmann durch seinen Schwager geschult; den Truppen schon damals sehr werth durch seine glänzenden soldatischen Eigenschaften, durch seine persönliche Tapferkeit und sein Führungstalent, — dabei im Sinne seines Volkes ein hochgebildeter Mann, der später auch mit dem Griechischen wohl vertraut erscheint: so schickte er sich jetzt an, die Pläne seines Vaters auszuführen.

Der größte Mann, den Karthago überhaupt hervorgebracht hat; in seiner imposanten Gestalt die gewöhnliche Art seines Volkes weit überragend, theilte er doch die wesentlichen Grundzüge seiner Naturanlage mit seinen Landsleuten. Vor allem ein kluger Rechner mit bewunderungswürdig weitem Blick, kam er unter Erwägung aller Umstände zu der Ueberzeugung, daß die Zeit

zum Losschlagen für ihn nunmehr gekommen sei. Karthago hatte sich materiell von der ungeheuren Einbuße der Jahre 264 bis 237 wieder erholt. Die Verhältnisse Spaniens und der Zustand der Armee waren der Art, daß der schwere italische Krieg wohl gewagt werden konnte. Aber Hannibal erkannte auch, daß dieser neue Krieg, bei dem es sich um die Herstellung der politischen wie der alten merkantilen Vorherrschaft der Karthager westlich von der Adria handelte, ein „Kampf um das Dasein" werden mußte. Wie jetzt die Sache stand, war es nicht mit einigen Schlachten abgethan; dieser Krieg konnte nur mit der Zurückführung des römischen Reiches auf den Rang eines Staates dritter Ordnung abschließen, der künftig nicht mehr im Stande war, den Karthagern gefährlich zu werden, — oder Karthago mußte für alle Zeiten sich in das Schicksal fügen, wie es ihm schon Regulus hatte bereiten wollen. Ein solcher Kampf konnte endgültig nur in Afrika oder, wie Hannibal es wollte, in Italien entschieden werden. Nur auf der Halbinsel der Apenninen konnten die Wurzeln der römischen Macht zerschnitten werden. Nun aber war Rom seinen Gegnern vor Allem durch die anscheinend unerschöpfliche Fülle ausgezeichneter Streitkräfte überlegen, die es auf der Halbinsel aufzubieten vermochte. Um diese Massen zu überwältigen, gingen Hannibals Ideen namentlich auf die Lösung von zwei Problemen hinaus. Einerseits gedachte er, — denn an Truppenzahl konnte Karthago es mit den Römern niemals aufnehmen, — die gesammte Reihe der Völker und Staaten, die von Rom verletzt, bedroht oder bedrückt waren, durch die Kunst seiner Diplomatie gegen die Römer in Waffen zu bringen. Die Phalangen der Antigoniden und die Schwertkolonnen der oberitalischen Kelten hielt er für die natürlichen Ergänzungen seiner afrikanischen und spanischen Regimenter. Weiter aber sollte die Stimmung der Ureinwohner von Sardinien und der antirömischen Elemente auf Sicilien (selbst in Syrakus) benutzt werden, um Aufstände zu erzeugen, die wenigstens einen Theil der römischen Streitkräfte beschäftigen mußten. Andrerseits aber, und das war die Hauptsache, wollte Hannibal unter allen Umständen den Krieg nach Italien selbst spielen. Nur hier konnte es allmählich gelingen, durch eine Reihe militärischer Schläge die italischen Verbündeten von Rom loszureißen. Erst wenn es gelang, den moralischen und politischen Zusammenhang derselben mit der lateinischen Hauptstadt aufzulösen, war zunächst eine fühlbare militärische Schwächung der Römer, und im weiteren Verlaufe der Dinge eine Wendung möglich, durch welche der Senat gezwungen werden konnte, einen Frieden zu schließen, wie er im dauernden Interesse Karthagos lag. Weil aber die karthagische Seemacht seit der Schlacht bei Aegusa weder militärisch noch moralisch der römischen mehr gewachsen war, so konnte der große Stoß gegen Italien nicht von der Seeseite aus geführt werden. Hannibal bestimmte daher die Flotte nur dazu, die spanischen Gewässer und die Balearen zu decken, alle größeren Seetreffen zu vermeiden, sonst aber sich auf die Erhaltung der Verbindung zwischen Afrika und der karthagischen Operationsarmee zu beschränken.

Das Landheer dagegen sollte von Spanien aus durch Gallien nach Oberitalien geführt werden, wo die Verbindung mit den leicht wieder neu aufzuwiegelnden Kelten ihm eine vortreffliche Operationsbasis schaffen konnte. Von hier aus gedachte Hannibal vorerst sich in das mit Rom noch immer nur erst halb verwachsene sabellische Unteritalien zu ziehen und dort seine militärisch-politische Auflösungsarbeit zu beginnen. Ein neues, aus Spanien nachzusendendes Heer sollte dann helfen, die entscheidenden Schläge gegen Rom zu führen.

Hannibal konnte natürlich nicht ohne Weiteres nach seiner Ernennung zum Oberfeldherrn aus Spanien nordwärts abmarschiren. Außer einer Reihe anderer Vorbereitungen war es noch nöthig, mehrere militärische Aufgaben in Spanien selbst zu vollenden. So verging das Jahr 220 noch unter Feldzügen gegen einige spanische Stämme, bei denen Hannibal die Herrschaft der Karthager im Nordwesten zuletzt bis in die Gegend des heutigen Salamanca ausdehnte. Nun aber galt es, den Ausbruch des Krieges gegen Rom unverweilt herbeizuführen, um so mehr, als die Nachrichten von der Adria und aus Oberitalien ihn belehrten, daß der Senat gerade jetzt mit Illyriern und Kelten in neue Schwierigkeiten gerathen war, die für die Durchführung des auf den Marsch nach Oberitalien gerichteten Kriegsplanes ungemein günstige Chancen zu bieten schienen.

Auf der illyrischen Seite hatte jener (S. 205) Häuptling Demetrios von Pharos bei der Unterordnung unter die Römer seine Rechnung nicht gefunden und deshalb nicht nur die Allianz mit Makedonien gesucht, unter anderem Krieger zu der Armee gestellt, mit welcher Antigonos Doson im Juli 221 den Sieg bei Sellasia (Bd. I, S. 629) erkämpfte, sondern auch die istrischen Corsaren unterstützt und die Atintanen wieder unter seine Herrschaft gebracht. Nun machten zwar die Römer 221 einen Vorstoß gegen die istrischen Corsarennester. Aber Demetrios wurde immer kecker, als mit dem Jahre 220 die Verhältnisse in Oberitalien wieder für die Römer schwierig zu werden anfingen. Die neuen großen Erwerbungen in den Padusländern sollten nicht als selbständige Provinz verwaltet, sondern von einem der Consuln geleitet werden. Nun aber galt es, die Romanisirung dieses Landes, vor Allem der südlich vom Padus sich ausdehnenden Bezirke energisch in Angriff zu nehmen. Im Jahre 220 wurde daher unter der Censur (S. 200) des Gajus Flaminius die große norditalische Heerstraße als Via Flaminia von Spoletium aus über die Apenninen nach Fanum in dem alten Senonenlande und von hier aus an der Küste der Adria bis nach Ariminum geführt. Mehr aber, es wurde beschlossen, in dem Paduslande eine Anzahl starker Kolonien anzulegen, die zugleich als Festungen ersten Ranges zur Zähmung der Kelten dienen sollten. Außer Mutina (jetzt Modena) faßten die Römer mit gewohntem militärischem Scharfblicke namentlich jenen Abschnitt des Padusthales ins Auge, der in der Kriegsgeschichte bis auf unsere Tage von den Strategen aller Zeitalter als für die Beherrschung dieses Landes vorzugs-

weise wichtig erkannt worden ist. Es galt nämlich, auf dem linken Ufer des Stromes Cremona, auf dem rechten dagegen Placentia (jetzt Piacenza) in solcher Weise zu besetzen. Dieses Vorgehen aber der Römer rief bei den Kelten, die dadurch einerseits einen erheblichen Theil ihres Landes unmittelbar einbüßten, andrerseits ihre Freiheit für immer verloren erkannten, die furchtbarste Erbitterung hervor. Momente, die gleichzeitig die Hoffnungen Hannibals, wie die Keckheit des Demetrios neu belebten. Als nun der letztere im Vertrauen auf die unverkennbar für die Römer sich schwieriger gestaltende Situation und auf die makedonische Freundschaft immer frecher auftrat, endlich sogar volle 50 Kriegsschiffe über die Linie von Lissos hinausgehen ließ, um in den griechischen Gewässern Piraterie zu treiben, griffen die Römer energisch zu. Der Consul Lucius Aemilius Paullus wandte sich 219 nach Illyrien, eroberte binnen sieben Tagen die für unüberwindlich geltende Festung Dimale, brachte überall die erschreckten Illyrier zur Unterwerfung und eroberte endlich auch die letzte Burg des Demetrios, die Insel und die Stadt Pharos (jetzt Lesina), so daß dem Demetrios nichts übrig blieb, als in aller Eile nach dem Hoflager des jungen Königs Philipp V. von Makedonien zu flüchten, der weder die Zeit noch den Entschluß gefunden hatte, den Freund seines Vorgängers gegen die Legionen zu schützen.

Die Freude des Senats über die unerwartet leichte Niederwerfung des frechen illyrischen Häuptlings wurde indessen erheblich gedämpft durch die Nachrichten, die man aus Spanien erhielt. Hannibal nämlich, dem jetzt Alles darauf ankam, den Krieg gegen Rom zu eröffnen, begann im Frühjahre 219 unter nichtigen Vorwänden die Feindseligkeiten gegen Sagunt. Er wußte, daß auf diesem Punkte der offene Bruch mit Rom am schnellsten herbeigeführt werden konnte; außerdem aber war es von höchster Wichtigkeit, für den Fall des Krieges den Römern von vornherein die Basis zu sperren, von der aus sie sofort inmitten der karthagischen Besitzungen die Operationen in Spanien hätten beginnen können. Die Saguntiner riefen sofort die Römer um Hülfe an. Der Senat aber, der offenbar die furchtbare Energie Hannibals und die hinter demselben stehende nationale Erbitterung des karthagischen Volkes noch nicht erkannt hatte, der zur Zeit nicht sehr geneigt war, neben den illyrischen und keltischen Fehden auch noch einen neuen karthagischen Krieg ohne Noth zu führen, war unschlüssig, entschied sich endlich, die Sachlage noch immer in unheilvoller Weise verkennend, für eine diplomatische Intervention. Dieselbe blieb völlig erfolglos. Nichtsdestoweniger sah man in Rom ruhig zu, wie Sagunt, mit einer Ausdauer, die spanische Städte bis herab auf den großen Karlistenkrieg des 19. Jahrhunderts in solchen Fällen wiederholt zum Staunen der jedesmaligen Mitwelt bewiesen haben, acht Monate lang den karthagischen Regimentern Trotz bot. Als endlich die tapfere Stadt unter Scenen eines schauerlich großartigen Heroismus ihren Untergang gefunden, Hannibal aber die reiche Beute theils nach Karthago geschickt, theils seinen Soldaten überlassen, theils für

seine Kriegskasse übernommen hatte: da erst erkannte man in Rom den vollen Ernst der Lage. Jetzt ging eine Gesandtschaft nach Karthago, um daselbst von dem Senat — wenn Frieden bleiben sollte — die Auslieferung Hannibals und der Gerusiasten in seinem Heere zu fordern. Nur Hanno, der Führer der Minorität, so heißt es, war in seiner Feindseligkeit gegen die Barkiden und in seiner Ueberzeugung von der Verderblichkeit eines neuen Krieges gegen Rom geneigt, für die Forderungen der Römer einzutreten. Aber die große Mehrheit stand zu dem kühnen Feldherrn. Als nun die Sprecher derselben die Rechtsfrage zu erörtern und zu Gunsten ihres Staates zu plädiren anfingen: da schnitt der Führer der römischen Gesandtschaft, der alte Consular Quintus Fabius Maximus, die Diskussion kurz ab. Mit echt römischer Grandezza faßte er seine Toga zusammen und rief den karthagischen Staatsmännern zu, in der Falte dieses Gewandes liege Krieg oder Frieden, sie sollten wählen! „Wir nehmen, was Du uns gibst!" rief man ihm entgegen. Da ließ der Alte die Toga wieder auseinanderfallen und sprach: „so sei es denn der Krieg!" Und lauter Zuruf der karthagischen Senatoren hieß die schicksalsschwere Entscheidung willkommen.

So war denn abermals die weite Arena des Krieges aufgethan: abermals beherrschte Mars die Stunde. Die uralten Gegensätze zwischen Orient und Abendland, wie einst in Gelons, Themistokles' und Xerxes' Tagen, stießen wieder zusammen: nur daß diesmal die Sache des Orients durch einen gewaltigen Helden, die des Abendlandes durch die zähe und ausdauernde Kraft einer starken Nation vertreten wurde. Noch immer freilich erkannte man in Rom die volle Gefahr der Lage nicht, wußte man noch nicht, wie sehr die Kraft der Gegner seit dem sardinischen Raube wieder gewachsen war. Der Senat glaubte einfach da fortfahren zu können, wo 241 v. Chr. Lutatius Catulus aufgehört hatte. Ohne alle Kenntniß von dem bis dahin allerdings unerhörten Plane Hannibals und in durchaus zuversichtlicher Stimmung stellte man keinerlei außerordentliche Rüstungen an und beauftragte den einen Consul d. J. 218, Tiberius Sempronius Longus, mit der Flotte und seiner Armee nach Sicilien zu gehen und von Lilybäon aus nach Afrika überzusetzen, wo sofort Karthago selbst angegriffen werden sollte. Der andre Consul, Publius Cornelius Scipio, erhielt den Auftrag, mit zwei Legionen und der entsprechenden Anzahl von Bundestruppen von Pisä aus nach den spanischen Kantonen nördlich des Ebro zu segeln, um von hier aus die Truppen Hannibals zu beschäftigen. Aber während Sempronius tief im Frühling nach Sicilien abging, sah sich Scipio schon in Italien an der raschen Abfahrt nach Spanien gehindert. Schon längst waren zwischen Hannibals Hauptquartier und den oberitalischen Kelten geheime Verbindungen im Gange. Die Kelten hofften bereits bestimmt auf die Ankunft der karthagischen Armee, die sie von dem römischen Joche befreien sollte. Auch die Römer, die mit dem Ausbruch des neuen Krieges einen Aufstand am Padus befürchteten, beeilten sich, ihre neuen Festungskolonien zu voll-

enden. Da brachte im Frühling 218 die den Kelten zugekommene Kunde, daß Hannibal den Ebro überschritten habe, die Empörung zum Ausbruche. Die Bojer und die Insubrer erhoben sich gegen die Römer. Die Bojer überfielen die römischen Kolonisten, trieben sie nach Mutina, blokirten diese Festung und nahmen durch Verrath die drei senatorischen Commissarien gefangen, die mit der Anlage der Kolonien beschäftigt waren. Als auf diese Kunde der mit Einer Legion bei Ariminum stehende Prätor L. Manlius nach Mutina marschirte, wurde er in den dichten Wäldern jener Gegend überfallen, schwer geschlagen und genöthigt, sich auf ein verschanztes Dorf, Tannetus am Padus, zurückzuziehen. Unter diesen Umständen beschloß der Senat, die für Spanien bestimmten Legionen sofort nach Oberitalien zu schicken. Der Consul Scipio mußte daher noch längere Zeit in Rom verweilen, bis zwei neue gebildet waren. Es scheint, daß er erst im August aus der Hauptstadt ausrücken konnte. Als er endlich in See gestochen war und nun Massilia erreichte, vernahm er hier zu seinem größten Erstaunen, daß Hannibal mit einem bedeutenden karthagischen Heere die Pyrenäen überschritten hatte und in starken Märschen sich dem Rhonestrome näherte. Jetzt endlich begannen die Römer zu ahnen, mit welchen strategisch-politischen Plänen der karthagische Oberfeldherr sich trug. Es galt, so schnell als möglich Klarheit über Hannibals Marschrichtung zu gewinnen. Scipio schickte daher an dem linken Ufer des Rhone eine starke Reiterabtheilung aufwärts, und als diese nach einiger Zeit wieder zu ihm stieß, erfuhr der Consul, daß er zu spät (es war etwa gegen Mitte Septembers) in Gallien angekommen war, um die Afrikaner an dem Rhone aufzuhalten. Hannibal, mit dessen numidischen, auf Kundschaft ausgeschickten Reitern die Römer ein hitziges Gefecht nicht ohne Glück bestanden hatten, befand sich in der Gegend von Avenio (jetzt Avignon) bereits auf dem linken Ufer des gewaltigen Stromes. Da er es aber vermied, sich jetzt gegen die consularische Armee zu wenden und seinen Marsch auf die Küstenstraße nach Genua zu richten, sondern nordwärts weiter zog, so erkannte Scipio, daß die Karthager damit umgingen, über die Alpen nach Oberitalien vorzudringen. Es ist nun im höchsten Grade charakteristisch, einerseits für die Zähigkeit und Konsequenz der römischen Art, andrerseits aber auch für die verhängnißvolle Unkenntniß der Gefahren, die sie von Hannibal zu erwarten hatten, daß Publius Scipio nun doch die Masse seines Heeres unter seinem Bruder Gnäus weiter nach Spanien schickte und für seine Person mit geringer Mannschaft nach Pisä zurückkehrte, um in Oberitalien die ihm selbst nöthigen Truppen erst wieder zu sammeln.

Hannibal hatte in der That von Glück zu sagen, daß es ihm gelungen war, ohne Widerstand Seitens der Römer das linke Ufer des Rhone zu erreichen. Der kluge Feldherr hatte nach Vollendung aller seiner Rüstungen und sonstigen Vorbereitungen, und nach Wiedereintreffen der für den Winter 219/8 beurlaubt gewesenen spanischen Kontingente, etwa 15,000 Spanier (als Geiseln wie) als Besatzung nach Afrika geschickt, dafür ebensoviele Afrikaner

nach Spanien gezogen, und Karthago selbst durch eine starke Garnison gesichert. Das Kommando in Spanien und über die kleine Flotte von 57 Schiffen übertrug Hannibal seinem tüchtigen Bruder Hasdrubal, der ihm hier bei einem Stamme von 12,000 M., 2500 Reitern und 21 Elefanten ein neues und kriegstüchtiges Heer zur künftigen Nachsendung und zur Vollendung der italischen Pläne schulen sollte. Im Frühling 218 ist Hannibal dann mit 90,000 M. und 12,000 Reitern (Alles afrikanische, spanische und balearische Veteranen) und mit 37 Elefanten von Spanisch-Karthago nordwärts aufgebrochen. Als er aber bei Etovissa (j. Segorbe) den Ebro überschritten hatte, fand er einen Aufenthalt, der bei größerer Schnelligkeit der Römer, die ihn ja von hier aus hatten angreifen wollen, sehr leicht für seinen italischen Plan im höchsten Grade verhängnißvoll hätte werden können. Die von Karthago noch unabhängigen Völker nämlich zwischen Ebro und Pyrenäen, noch ganz zuletzt durch die Römer aufgestachelt und ermuthigt, zeigten sich so feindselig und hartnäckig, daß Hannibal, dem die Zeit höchst kostbar war, sich genöthigt sah, zur schnellen und nachdrücklichen Unterwerfung und wirksamen militärischen Sicherung namentlich der größeren östlichen Hälfte dieses Landes eine Reihe furchtbarer Kämpfe zu bestehen, die ihn volle 20,000 Mann seines Heeres kosteten. Zur festen Behauptung eben dieses Terrains und zur Sicherung der Ostpyrenäen-Pässe blieb General Hanno mit 10,000 M. und 1000 Reitern zurück. Eine gleiche Anzahl spanischer Soldaten wurde bei der Ueberschreitung der Pyrenäenlinie nach Hause entlassen, weil Hannibal erkannte, daß diese Leute kein rechtes Herz zu dem weiten Zuge in die unbekannte feindliche Ferne hatten. So betrat Hannibal durch den Paß von St. Jean de Luz mit nur noch 50,000 M. und 9000 Reitern den Boden von Gallien. Aber es waren Kerntruppen, dem Führer gänzlich ergeben; den Afrikanern in der Armee hatte der Feldherr für den Fall der glücklichen Vollendung des italischen Krieges das karthagische Bürgerrecht eidlich zugesagt.

Der Marsch der Karthager durch das südliche Gallien stieß bis zum Rhone, in einer Länge von 40 Meilen, auf kein Hinderniß; die Häuptlinge dieses Landes wurden ohne Mühe durch Hannibals Gold und Diplomatie dafür gewonnen, ihm den Durchmarsch zu verstatten. Der Widerstand aber, den in der Gegend von Avenio die keltischen Volcer, ein Stamm, der zur Clientel der Stadt Massalia gehörte, ihm entgegenstellten, wurde durch die feinste Verbindung von List und Energie gebrochen. Hannibal erzwang den Uebergang über den Rhone, und die Kelten erlitten eine schwere Niederlage. Nun aber galt es, in Italien einzurücken. Nicht der Marsch am Strande, sondern der über die Alpen sollte gewählt werden, die alte Linie, auf welcher die transalpinischen Kelten seit Alters zum Padus niederzusteigen pflegten. Der Feldherr wußte von seinen keltischen Freunden in Oberitalien, daß der Marsch für ein Herr zwar schwierig, aber immerhin ausführbar sein würde, und es galt möglichst fern und ungehindert von den Römern und so rasch als möglich bei den

oberitalischen keltischen Völkern die in Aussicht genommene Operationsbasis zu erreichen. In Begleitung des bojischen Häuptlings Magilus und anderer keltischer Botschafter, die an dem Rhone zu ihm stießen, zog Hannibal nunmehr den Rhone aufwärts bis zur Isara (Isère). Um dann das Thal der oberen Isère zu gewinnen, ging er auf deren rechtem Ufer durch das reiche Land der keltischen Allobroger; die Unterstützung, welche Hannibal in einer zwischen zwei Häuptlingen dieses Volkes ausgebrochenen Fehde dem einen derselben gewährte, kam der Verpflegung und frischen Ausstattung des afrikanischen Heeres in hohem Grade zu Statten. Dagegen machte der Uebergang über die grajischen Alpen, — den die staunende Mit- und Nachwelt mit den Thaten des Herakles verglichen und mit sagenhaften Uebertreibungen der Schwierigkeiten des Weges, wie der Erfindsamkeit des großen Karthagers gefeiert hat, — ungeheure Beschwerden, die der Armee Hannibals sehr erhebliche Verluste zugefügt haben. Wahrscheinlich ging der Marsch der Afrikaner nach dem Thal von Chambéry und an der oberen Isère hin, dann weiter über den kleinen St. Bernhard nach dem Gebiet der in der Klientel der Insubrer stehenden Salasser, jetzt der Gegend von Aosta und Ivrea an der Dora Baltea. Fünfzehn Tage brauchte die Armee zur Vollendung dieses Heldenstückes. Die Angriffe feindlicher Bergvölker, zuerst eines Theil der Allobroger, dann der Centronen; die Schwierigkeit des Weges, Eis, Schnee, Kälte und Mangel bereiteten dem Zuge enormen Schaden. Als Hannibal fünf oder sechs Monate nach dem Abmarsche von Spanisch-Karthago gegen Ende des Oktobers 218 das schöne Thal von Ivrea erreichte, brachte er an kampffähigen Soldaten nur noch 20,000 Mann ($^3/_5$ Afrikaner und $^2/_5$ Spanier), und 6000 Reiter mit sich hinab nach dem Lande seiner Sehnsucht.

Und nun ging sein Glücksstern hell auf. Zunächst rächte sich der große Fehler, den Publius Scipio gemacht hatte. Hätte dieser Consul sein gesammtes Heer von Massilia aus sofort nach Genua, und von hier aus nach dem oberen Padus geführt, so würde er Hannibals arg decimirten und tödtlich ermüdeten Truppen bei dem Erscheinen im Thale von Ivrea leicht eine schreckliche Niederlage haben beibringen können. Nun aber konnten sich die kühnen Eindringlinge bequem ausruhen und reorganisiren, dann sofort die Feinde der Insubrer, die ligurischen Tauriner, überwältigen, das obere Padusthal für Karthago gewinnen, und sich anschicken, gegen die Römer selbst zum Angriff überzugehen.

Die Nachricht von Hannibals Erscheinen in Oberitalien durchkreuzte natürlich alle Pläne des Senats. Bisher standen auf der sicilischen Seite die Dinge für die Römer sehr günstig. König Hieron hielt mit alter Treue zu ihnen. Ein Versuch der Karthager, mit 35 Schiffen Lilybäon zu überrumpeln, war an der Wachsamkeit Hierons und des Prätors M. Aemilius gescheitert, die punische Flotte hatte sogar gegen ein römisches Geschwader in sehr empfindlicher Weise den Kürzeren gezogen. Als nun aber der Consul

Sempronius mit 160 römischen Schiffen, zu denen die Flotte von Syrakus stieß, die sicilische Südküste rekognoscirt, dann die Insel Malta den Karthagern entrissen hatte, rief ihn die Unheilkunde aus Oberitalien nach Norden ab. Er konnte nur noch das Geschwader des Aemilius durch fünfzig Schiffe verstärken, durch eine andere Schiffsabtheilung ein karthagisches Geschwader verfolgen lassen, welches die italische Küste bei Vibo plünderte, und ließ nun sein Heer theils zu Lande durch die lange Halbinsel, theils zur See durch die Adria nach Ariminum in aller Eile abgehen.

Inzwischen hatte der Consul Scipio in Oberitalien die Truppen gesammelt, die hier gegen die aufständischen Kelten beschäftigt waren, nämlich (S. 218) die Abtheilung, die einige Monate vorher dem Prätor Manlius unter dem Prätor Gajus Atilius zu Hülfe gezogen war, bisher aber — mit Ausnahme der Entschüttung des Manlius — nichts Erhebliches ausgerichtet hatte. Um die Afrikaner womöglich noch zu erdrücken, ehe sie sich mit den Kelten verbunden hatten, überschritt er den Padus bei Placentia und ging an diesem Flusse stromaufwärts den Karthagern entgegen, die bereits ihre Richtung von Turin aus ostwärts genommen hatten. Als er den Ticinus überschritten hatte, traf er plötzlich auf eine größere karthagische Reiterabtheilung unter Hannibals eigener Führung, und nun entspann sich, nur durch die römischen Leichtbewaffneten getheilt, ein überaus hitziges Reitergefecht, in welchem die Römer gänzlich geschlagen, der Consul selbst verwundet und nur durch seinen tapfern 17jährigen Sohn Publius, den späteren Sieger von Zama, gerettet wurde. Sie mußten in aller Eile nach Placentia zurückweichen, nicht ohne neue Verluste auf dem Rückzuge. Der erste größere Kampf des neuen Krieges auf italischem Boden war zu Gunsten der Karthager ausgefallen.

Drittes Kapitel.

Der zweite punische Krieg.

Damit begann auf dem Boden Italiens der furchtbarste aller Kriege, die bis auf Sullas Zeit die antike Welt erschüttert haben. Für Italien selbst und für die Römer ist dieser neue Krieg für alle Zukunft verhängnißvoll geworden. Bis zum Einbruch der Germanen sind die schrecklichen Spuren der gewaltigen Vernichtungsarbeit, mit welcher der große Karthager sich in die Geschichte dieses Landes eingezeichnet hat, nicht wieder verwischt worden, und nur der frevelhafte Ausrottungskrieg, den der byzantinische Justinian I. mit dem Heldenvolke der Ostgothen um das Apenninenland geführt hat, ist an zerstörender Gewalt mit dem des Hannibal zu vergleichen. Unsere Darstellung hat nachher zu zeigen, daß Rom nach siebzehnjährigem entsetzlichen Ringen endlich doch den afrikanischen Heros zu Boden gestreckt hat. Aber theurer hat nur selten eine große Nation die Rettung ihrer Zukunft

und ihrer weltbeherrschenden Stellung zu bezahlen gehabt, als damals die latinische. Das Rom und das Italien nach dem Siege bei Zama sind innerlich und äußerlich von Grund aus verwandelt. Obwohl das Werk seines Lebens mit einem ungeheuren Deficit abschloß, — der Sohn Hamilkars hat wie ein tödtlich verwundeter Löwe der furchtbaren Soldatenrepublik von Italien Wunden zu schlagen vermocht, die niemals wieder ganz geheilt werden konnten.

Die kolossale Gestalt des afrikanischen Helden, an dessen kriegerische Größe keiner der imposanten Soldaten heranreicht, denen — als Sieger oder als Besiegte — die Römer auf der Jahrhunderte langen Bahn ihrer Weltherrschaft bis zu der Wahlstatt am Osning, bis zu den Ruinen von Sarmizegethusa und Ktesiphon jemals wieder begegnet sind, ist für die Römer seines Zeitalters der Gegenstand des Entsetzens und des leidenschaftlichsten Hasses gewesen. Aber auch die späteren Geschlechter römischer Zunge, und was ihnen anhing, sind niemals dazu gekommen, dem großen Manne wirklich gerecht zu werden. Bei ihnen galt Hannibal nur als der verkörperte Dämon des Verderbens; sie haben sein Bild mit Höllenfarben gemalt und ihn als einen wilden Würger mit dem Instinkt tigerhafter Grausamkeit immer nur verabscheut. Und doch kann die Forschung der Neueren, die heute noch mit tiefer Sympathie hinüber über die lange Reihe der Jahrhunderte dem hochtragischen Kampfe zwischen einem stolzen, kraftvollen, patriotisch unerschütterlichen Volke und einem genialen Feldherrn folgt, in dessen Person die heiße Leidenschaft, der glühendste Patriotismus, die großartigsten Züge, die reifste Kraft einer anderen, mit verzweifelter Energie gegen den drohenden Untergang ankämpfenden Nation in seltener Weise verkörpert auftreten, nur ein anderes Bild von Hamilkars Sohne entwerfen. Wohl dürfen wir die großen Männer aller Völker der alten Kulturwelt nicht nach dem ethischen Maßstabe messen, den wir an die analogen Gestalten unseres Zeitalters anlegen werden. Wenn aber die harte Gegnerschaft gegen Rom das treibende Element in Hannibals historischer Thätigkeit war: so wenig doch hat sein Haß ihn blind gemacht, und noch weniger war er eine niedrige Natur. So hart seine eiserne Hand Italien getroffen hat: persönliche Rohheit war ihm gänzlich fremd, und in einem schauerlichen Kampfe, wo auf beiden Seiten Großmuth und Schonung nur sehr, sehr selten unter den Schrecknissen des Krieges auftraten, kennt doch — wenn wir dem Oberfeldherrn nicht die Schuld für jeden Frevel untergeordneter Führer ungerechtfertigter Weise aufbürden wollen, — die beglaubigte Geschichte von Hannibal keine That, die sich nicht in den Schranken des, immerhin schrecklich harten, antiken Kriegs- und Völkerrechts gehalten hätte, wohl aber manchen ritterlichen Zug. Wohl aber war dieser Karthager, in dem Niemand in seiner Zeit den großen Mann zu verkennen vermochte, und den nur sein Verhängniß gehindert hat, auch den Ruhm eines großen Regenten zu erwerben, für die Römer der gefährlichste Gegner, auf den sie überhaupt stoßen konnten. Nicht nur, daß er an der Spitze seines italischen Heeres

mit diktatorischer Gewalt auftreten konnte, durch keinerlei Machthaber, Auftraggeber oder unbequemen Kollegen genirt oder bestimmt, lediglich nach seiner Einsicht sich bewegen durfte: sein Schicksal war es, daß er seine glänzenden Eigenschaften wesentlich als Feldherr entfalten sollte. Wie nur wenige der großen Kriegsmeister aller Zeiten verstand er es, die Gemüther seiner Soldaten, — einer aus vielen Völkern bunt zusammengesetzten Schaar, — zu entflammen, zu begeistern, allezeit mit unwiderstehlicher Kraft an seine Person und seine Sache zu fesseln. Geistig und physisch von unverwüstlicher Ausdauer und wundervoller Elasticität; ebenso geschickt, den Krieg ungestüm und orkangleich zu führen, wie eine zähe und hartnäckige Defensive zu leiten; ebenso ausgezeichnet in der Anlage ganzer Feldzüge, wie als Taktiker und Schlachtendenker, — nur in der Belagerungskunst minder glücklich: so setzte er Freund und Feind in Erstaunen durch die Feinheit, mit der er das psychologische Element des Krieges verwerthete, seine Maßregeln auf den Charakter seines jedesmaligen römischen Gegners zu stimmen wußte, durch die Ausgiebigkeit seiner Hülfsmittel, durch die echt phönikische Findigkeit in klugen Anschlägen und Kriegslisten, noch mehr aber durch die durchdringende Kraft seines Scharfblicks und seiner umsichtigen, stets alle Chancen erwägenden Berechnung, und durch die Kunst, mit welcher der rastlos thätige Mann ungestüme Schnelligkeit und betäubende Kühnheit mit zäher Ausdauer und kluger Vorsicht und Besonnenheit zu verbinden wußte.

Wenn nun doch alle diese Heldenkraft und geniale Begabung nach einer Reihe ungeheurer Erfolge schließlich den gänzlichen Niedergang der karthagischen Sache nicht hat aufhalten können, so lag das an dem für Hannibal unheilvollen Zusammenwirken sehr verschiedener Umstände. Auf der einen Seite nämlich stützte sich Hannibal gegenüber der schier unerschöpflichen italischen Naturkraft doch wesentlich auf einen sehr kunstvollen militärisch-politischen Bau, und es lag nicht in seiner Macht, überall etwa versagende Faktoren zu ergänzen. Die kluge politische Berechnung der gegen Rom aufzubietenden Kräfte war principiell vortrefflich; aber in der Praxis zeigte es sich nachher doch, daß Hannibal mehrfach unrichtig gerechnet hatte. Wir werden sehen, wie sehr die Hoffnungen auf makedonische Hülfe sich als illusorisch erwiesen. Mehr aber, gerade das Gelingen der ersten Unternehmungen, die Entfesselung des keltischen Aufstandes am Padus, hat sich als für ihn unheilvoll erwiesen; denn gerade die Verbindung der wilden keltischen blutigen Horden mit den Karthagern verstärkte die tiefe Abneigung der Italiker gegen die afrikanischen Semiten in hohem Grade. Und weiter, ebenso wie der Senat in Rom sich über die Energie und Kraft der Karthager dieser Zeit getäuscht hatte, so hatte auch Hannibal die Stärke der Bande, die das gegenwärtige, nunmehr seit funfzig Jahren mit den Römern immer enger verwachsene, Geschlecht der Italiker und der Griechen in Roms Machtsphäre (nur Tarent, einen Theil der Sikelioten und der Sabeller ausgenommen) an den Senat fesselten, viel zu gering angeschlagen. Endlich

aber erwiesen sich gegenüber den römischen Machtmitteln die der Karthager nicht als ausgiebig genug. Sobald nur erst die Römer die Quellen der spanischen Hülfsmittel verschüttet hatten, erwies sich Afrika als nicht leistungsfähig genug, um Hannibal ausreichend zu stärken.

Das zweite Hauptmotiv aber für Hannibals Niedergang ist darin zu suchen, daß unter seinem Volke keiner auch nur entfernt an ihn heranreichte. Viele tüchtige Männer dritten Ranges haben ihm zur Seite gestanden. Aber überall, soweit die ungeheure Feuersbrunst dieses Krieges reichte, die endlich bis zum Oeta, zum atlantischen Meere und zu der numidischen Steppengrenze sich ausdehnte, ließen die Männer, auf welche Hannibal als auf die nothwendigen Organe zu seiner Unterstützung zählte, theils an Geschick und Begabung, theils an Ausdauer und Thatkraft nur zu sehr es fehlen.

Die Hauptsache war aber doch die unüberwindliche Stärke des römischen Volkes und die unerschütterliche Ausdauer und Heldenkraft des Senats. Wie gewöhnlich in seiner Geschichte bis zu den Tagen der Revolution und des Bürgerkrieges, so hat das Herrenvolk an der Tiber auch während der siebzehn Jahre des hannibalischen Krieges keinen Mann hervorgebracht, der an politischer und soldatischer Größe das römische Durchschnittsmaaß erheblich überschritten hätte. Selbst der Sieger von Zama kann den Vergleich mit Hannibal durchaus nicht aushalten. Aber die ausgezeichneten Eigenschaften des römischen Volkes sind gerade in diesen schweren Jahren überaus glänzend hervorgetreten. Freilich, liebenswürdig wird uns diese Nation gerade in dieser Zeit, vielleicht den einzigen Scipio, den Retter seines Vaters am Ticinus ausgenommen, weniger denn je erscheinen. Aber es sind auch die Zeiten, wo ein ganzer großer Staat sich in ein einziges ungeheures Kriegslager verwandelt, wo die Zukunft einer ganzen Nation auf der Spitze des Schwertes balancirt, nicht eben geeignet, um die edleren und milderen Züge der Menschennatur vorzugsweise zu entwickeln.

Wahrhaft imponirend wirkt nur die furchtbare Härte, die durch nichts zu brechende, trotzige Hartnäckigkeit, zähe Ausdauer, eiserne Standhaftigkeit der Römer und ihres Senates. Die arge Verwilderung, die allmählich in der römischen Armee eingerissen ist, kann bei Kriegen von solcher Art und Dauer nicht als speciell charakteristisch gelten. Aber die erbarmungslose Grausamkeit, mit welcher die Römer diesseits und jenseits des Sundes von Messana jeden Abfall nicht sowohl strafen als rächen, wird nur erträglich durch das Schauspiel derselben mitleidlosen Härte, mit welcher der Senat die Auslösung seiner kriegsgefangenen Soldaten verweigert. Aber die Ausgiebigkeit der italischen Machtmittel — die unbeugsame Ausdauer der furchtbar heimgesuchten latinischen Nation — und die eiserne Konsequenz der senatorischen Politik widerstehen selbst der genialen Kraft eines Hannibal. Freilich hat es zunächst noch schwerster Schicksalsschläge bedurft, bis das römische Volk den inneren Hader abthat, bis die theils lässige, theils übermüthige Art, mit der man zuerst den Karthagern entgegengetreten war, zurücktrat

hinter der furchtbaren Energie, Dank welcher bis zur Zeit der Vernichtung des dakischen Reiches dann jedem Volke der alten Welt, die einzigen Germanen ausgenommen, die feindliche Berührung mit Rom tödtlich geworden ist. Einstweilen aber war der Glücksstern Roms von dunklen Wolken verhüllt.

Nach dem schlimmen Mißerfolg jenseits des Ticinus war der Consul Scipio in aller Eile nach der Festung Placentia zurückgewichen, die (ebenso wie Cremona) mit 6000 Kolonisten besetzt war. Dann bezog er westlich vor diesem festen Platze, auf dem rechten (östlichen) Ufer des etwas oberhalb in den Padus mündenden Flusses Trebia ein verschanztes Lager, um verständigerweise sich jetzt nur streng defensiv gegen die Karthager zu verhalten. Aber schon nach wenigen Tagen erschien Hannibal, der oberhalb des Ticinus den Padus überschritten hatte, in seiner Nähe, bot ihm vergeblich die Schlacht an, und nahm dann nur $2\frac{1}{2}$ Stunden von Scipio entfernt seine Aufstellung. Die Meuterei der Kelten im römischen Lager und ihr Uebergang zu den Karthagern, dann der immer heftiger auflodernde Aufstand der keltischen Völker Oberitaliens machte aber die Lage des Consuls so bedenklich, daß er sich entschloß, eines Nachts aus der gefahrvollen Nähe der Karthager sich hinwegzustehlen und weiter aufwärts an den Vorhöhen der Apenninen, — wie es scheint (denn dieser Punkt gehört zu den noch immer unentschiedenen militärischen Räthselfragen des zweiten punischen Krieges) jetzt auf dem linken, westlichen Ufer der Trebia, in einer gesicherteren Lage sich neu zu verschanzen. Nur die Magazine in Clastidium konnte er nicht retten. In dieser Stellung hielt er zunächst alle größeren Bewegungen der Karthager auf, während die Feindseligkeiten der römisch gesinnten Cenomanen einstweilen auch noch die Bewegungen der übrigen Kelten lähmten. Unter diesen Umständen wurde es dem Consul Sempronius nun auch möglich, tief im December 218 von Ariminum aus sich mit Scipio zu vereinigen.

Nun stand wieder ein Heer von etwas über 40,000 tüchtigen italischen Soldaten, zu denen noch cenomanische Hülfsvölker kamen, der jetzt wieder 38,000 M. zählenden karthagischen Armee gegenüber, die zwar an Reiterei, jetzt durch keltischen Zuzug schon 10,000 Pferde, den römischen 4000 Reitern erheblich überlegen, jedoch dem italischen Fußvolk immer nur erst unvollkommen gewachsen war. Denn außer der erheblichen Minderzahl der Veteranen Hannibals (S. 220), so war der keltische und ligurische Zuzug der letzten Zeit an Werth zunächst weder mit diesen noch mit den Römern zu vergleichen. Es war nun der verständige Gedanke des Consuls Scipio, gestützt auf das feste Lager, auf die Festungen Placentia und Cremona, und auf die Cenomanen, jede Schlacht zu vermeiden, die Karthager zu nöthigen, entweder unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen die römischen Verschanzungen anzugreifen, oder aber durch thatenloses Ueberwintern in Oberitalien die enthusiastische Zuversicht der leicht beweglichen Kelten auf Hannibals wirk-

same Hülfe sich rasch abkühlen zu lassen. Sempronius dagegen mochte von so zaghafter Kriegführung nichts wissen. Nicht nur daß der Verlust der Magazine von Clastidium wahrscheinlich die Verpflegung der jetzt erheblich verstärkten römischen Armee sehr erschwerte, so war Sempronius, der noch eben die Karthager bei Sicilien militärisch eben so schwach gesehen hatte wie im vorigen Kriege, entschieden des Glaubens, daß es gelingen müsse, mit seiner starken Macht auch den General Hannibal, dessen Feldherrngröße er eben noch nicht kannte, mit Einem Schlage niederzuwerfen und Italien schnell wieder zu entlasten. Als daher Hannibal, dem die Sinnesweise seines neuen Gegners wohl bekannt war, zu rechter Aufstachelung des Sempronius die Dörfer eines den Römern noch treu gebliebenen Theiles der Kelten zwischen Trebia und Padus durch seine leichten Truppen verheeren und es dann geschehen ließ, daß die römische Reiterei und die Speerschützen dieses Streifkorps ohne Mühe bis nach dem punischen, auf dem rechten Ufer der Trebia belegenen Lager zurücktrieben: da war Consul Sempronius, der jetzt wegen seines Kollegen Verwundung allein den Befehl führte, bestimmt entschlossen, dem karthagischen Feldherrn die entscheidende Schlacht nicht länger zu versagen, deren dieser gar sehr bedurfte. Er ließ sich nun aber unter Umständen in diesen Kampf ziehen, die für die römischen Truppen sehr ungünstig waren. An einem rauhen und regnerischen Decembermorgen, um die Zeit des Wintersolstitiums, schickte Hannibal in der Frühe des Tages die numidische Reiterei über die Trebia, um die Römer in ihrem Lager zu necken. Ungestüm wie er war, nahm Sempronius die Herausforderung an und ließ, ohne nur den Soldaten die Zeit zu dem nöthigen Frühstück zu lassen, zunächst seine Kavallerie und das leichte Fußvolk gegen den Feind ausrücken, der nun vor den Römern über den Fluß zurückwich. Als die nachdringenden Krieger das von Hannibal in Aussicht genommene Schlachtfeld auf dem rechten Ufer erreicht hatten, hielten die Numidier an, und die Römer fanden sich den karthagischen Sturmkolonnen in höchst gefährlicher Lage gegenüber. Nun folgte allerdings Sempronius seinem Vortrab mit dem Gewalthaufen der Legionen auf dem Fuße. Aber, während der karthagische Feldherr seine Leute bei Zeiten gespeist und auch sonst in sehr verständiger Weise für den winterlichen Kampf vorbereitet hatte, sah sich die römische Infanterie genöthigt, die Schlacht hungrig und arg durchnäßt anzunehmen. Denn die Trebia war in der Nacht durch gewaltige Gebirgsregen dermaßen angeschwollen, daß das Wasser den Soldaten beim Durchwaten bis an die Brust ging. Trotzdem hielten sie tapfer aus. Aber sehr bald erwies sich Hannibals Taktik als der seines Gegners weit überlegen. Die vor der römischen Fronte aufziehenden leichten Truppen, die sich bereits in dem einleitenden Gefechte theilweise verschossen hatten, hielten den Hagel der balearischen Schleuderer und der feindlichen Speerschützen nicht lange aus. Noch übler war es, daß auf beiden Flügeln die viel schwächere Reiterei des Consuls, nur 4000 Pferde, vor der gewaltigen Ueberlegenheit der kartha=

gischen Reitergeschwader, zu denen die über die Alpen geretteten Elefanten, bald auch die Schleuderer und Schützen stießen, allmählich gänzlich zertrümmert, links und rechts aus einander getrieben wurden. Das römische Fußvolk behauptete dagegen lange seine altgewohnte furchtbare Ueberlegenheit auch über Hannibals Infanterie. Auch die Niederlage der eigenen Reiterei und der Ansturm der feindlichen Kavallerie brachte die Legionen nicht in Unordnung. Endlich aber brach aus einer verdeckten Stellung, die den Römern entgangen war, ein von Hannibal bei Zeiten gelegter Hinterhalt hervor. Sein tapferer jüngster Bruder Mago drang mit einer ausgesuchten Kernschaar, 1000 Mann und 1000 Reiter, in furchtbarem Anprall auf den Rücken des schweren consularischen Fußvolkes ein. Damit war die Schlacht für Sempronius hoffnungslos verloren. Nur 10,000 Mann seines schweren Fußvolkes, anscheinend auch er selbst persönlich, waren im Stande, mit einem furchtbaren Stoße die Masse ihnen gegenüberstehender Kelten niederzuwerfen und sich durch die Haufen feindlicher Leichen den Weg nach der Festung Placentia zu bahnen. Auch die zerstreuten italischen Reiter schlossen sich diesen Kriegern an und erreichten mit jenen die schützenden Mauern der Festung. Die Masse aber des römischen Heeres, die ihr Lager zu gewinnen suchte, erlitt furchtbare Verluste. Unter den Hieben und Stichen der feindlichen Reiter, unter den Füßen der Elefanterie, in den Fluthen der Trebia gingen Tausende zu Grunde, bis überall das einbrechende Dunkel, Regen und Schnee dem Gemetzel und der Verfolgung ein Ziel setzten. Die Römer hatten an Todten und Gefangenen wahrscheinlich die Hälfte ihres Heeres eingebüßt. Indessen gelang es bei der Ermüdung der Karthager, die ebenfalls stark gelitten hatten, unter dem Schutze der dunkeln Nacht und des schweren Unwetters dem Scipio, mit den nach dem Lager geretteten Kriegern die Trebia auf Flößen zu überschreiten und ebenfalls Placentia zu erreichen.

Es war ein gewaltiger Sieg, den Hannibals überlegene Feldherrnkunst den Römern abgewonnen hatte. Der Senat begann schnell genug die Folgen zu spüren. Denn jetzt flammte der keltische Aufstand riesengroß auf. Wie es heißt, so gewann Hannibal 60,000 Mann und 4000 Reiter dieses Volkes zur Verstärkung für sein Heer. Daneben aber erkannten die römischen Staatsmänner bereits den Punkt, wo ihr schlauer Gegner den trennenden Keil in die Fundamente ihrer Machtstellung zu treiben gedachte. Hannibal hatte nämlich die zahlreichen Kriegsgefangenen je nach ihrer Herkunft in zwei Haufen getheilt. Die national-römischen Soldaten verfielen dem Schicksal einer harten Gefangenschaft. Die italischen Gefangenen dagegen wurden ohne Lösegeld nach Hause entlassen. Ihnen gab er zu hören, daß er nur nach Italien gekommen sei, um sie von dem römischen Joche zu befreien, — wollten sie ihre Unabhängigkeit wieder erlangen, so sollten sie sich an ihn anschließen und mit ihm vereint den gemeinsamen Gegner bekämpfen!

Unter diesen Umständen war es für den Senat erfreulich genug zu vernehmen, daß es wenigstens gelungen war, die karthagische Machtentwickelung gerade auf dem Punkte zu lähmen, wo Hannibal die breite spanische Basis seines Krieges besonders stark gesichert zu haben glaubte. Gnäus Scipio (S. 218) war mit den beiden Legionen seines Bruders an der nordöstlichen Küste von Spanien gelandet und hatte zuerst mit Hülfe der Flotte die Seeplätze von Emporiä bis zum Ebro gewonnen. Dann war es ihm gelungen, bei einem Vorstoß in das Innere den General Hanno (S. 219) zu schlagen und selbst gefangen zu nehmen, und die nur erst letzthin durch Hannibal besiegten Stämme für Rom zu gewinnen. Hasdrubal hatte den Hanno nicht mehr retten, nur der römischen Flottenmannschaft bei Tarraco einen derben Schlag beibringen können, und war dann nach Spanisch-Karthago zurückgekehrt, während Scipio in Tarraco überwinterte.

Nun aber galt es für die Römer, mit ganz anderem Ernste als bisher der Gefahr in Italien zu begegnen, die sich als viel größer zeigte, als man bisher hatte annehmen dürfen. Wirklich entmuthigt war man noch keineswegs. Niederlagen, wie die an der Trebia, waren ja in Roms Kriegsgeschichte durchaus nicht unerhört. Was man aus Oberitalien vernahm, bot doch auch manches Günstige. Das Heer des furchtbaren Hannibal erlitt doch auch erhebliche Verluste durch Lagerseuchen, wie sie das nasse und kalte Winterwetter erzeugt hatte. Viele alte Soldaten starben, viele Pferde und mehrere Elefanten waren gefallen, auch Hannibals Bewegungen stockten, nur seine Reiter blokirten die Festungen am Padus. Die römischen Truppen aber in Placentia und Cremona hielten wacker aus, und bezogen ihren Proviant trotz des keltischen Aufstandes auf dem Padus von der Seeküste her, wahrscheinlich durch bewaffnete Fahrzeuge, die den Transport geleiteten. Nur ein Castell am Padus war in die Hände der Feinde gefallen. Die großen Festungen ließ Hannibal um so mehr unbelästigt, als er gar nicht daran dachte, sich dauernd in Oberitalien aufhalten zu wollen, sondern sehr entschieden gewillt war, so bald als nur möglich in die Halbinsel der Apenninen einzudringen.

Dieses mit allen Kräften zu verhindern, war nun eben die nächste Aufgabe der Römer. Leider nur besorgten sie damals noch immer ihre militärischen Aufgaben nicht so sicher, wie sie ihre geistlichen Pflichten erfüllten. Trotz der gewohnten tapfern soldatischen Entschlossenheit der Nation war doch die Aufregung gewaltig, die Besorgniß vor Hannibal und den grimmen Kelten nicht gering. Die schlimmen und unheimlichen Vorzeichen häuften sich, und auf den Rath der Geistlichkeit wurden zur Sühnung des Götterzornes auf Grund der sibyllinischen Bücher — geheimnißvoller, im Tempel des capitolinischen Zeus aufbewahrter, heiliger Schriften, die in Kleinasien entstanden und nach der Ueberlieferung zur Zeit des letzten Königs für Rom erworben waren, — außerordentliche Kultushandlungen angeordnet. Diesmal verfügte man namentlich „ein Lectisternium für die Juventas, die Göttin der

Jugendkraft, und eine Supplication, einen feierlichen Bittgang zunächst zum Heiligthum des Hercules, dann weiter bei den übrigen. In den Tempeln der zu ehrenden Gottheiten wurde das Bild des Gottes oder der Göttin auf ein Polster gelegt, und ein Tisch mit Speisen davor aufgestellt. In feierlicher Prozession, mit Musik voran, zog das Volk in festlicher Kleidung von einem Tempel zum andern. Die ganze Stadt war in religiöser Erregung, mit Opfern, Gebeten und Gelübden". Anders aber sah es auf dem profanen Gebiet aus. Wohl wurde mit gewohnter Energie und Solidität neu gerüstet; auch der alte treue Hieron stellte dem Senat 1500 Mann treffliche leichte Truppen, darunter 500 kretische Bogenschützen, zur Verfügung. Aber daran war noch lange nicht zu denken, daß die alte gefährliche Praxis des unter zwei Oberfeldherren getheilten Oberbefehls aufgegeben wurde. Wahrhaft unheilvoll aber sollte es werden, daß der seit Jahren neu aufgeloderte innere Hader diesmal auch auf die Besetzung der Consulnstellen bestimmend einwirkte. Bei den Wahlcomitien nämlich für das Jahr 217 v. Chr., welche der mit Mühe aus Placentia nach Rom entkommene Sempronius seiner Zeit abhielt, wurde neben einem tüchtigen Offizier, dem Gnäus Servilius, der alte Liebling des Volkes, Gajus Flaminius zum Consul gewählt. War es an sich schon ein schlimmer Mißgriff, einem Hannibal gerade diesen Mann gegenüberzustellen, der (S. 202) seine früheren keltischen Erfolge in Wahrheit nur seiner Armee, nicht seiner persönlichen Tüchtigkeit als Führer zuschreiben durfte: so war es speziell sehr übel, daß dieser Consul mit dem Senat andauernd auf dem denkbar schlechtesten Fuße stand. Noch im Jahre 218 v. Chr. hatte er allein im Senate eine Rogation des Volkstribunen Quintus Claudius vertheidigt, welche den Senatoren und deren Söhnen untersagte, mehr als ein Seeschiff zu halten und dieses Eine auf 300 Amphoren Tonnengehalt beschränkte, weil Handelserwerb Männern senatorischen Ranges nicht zieme. Nach der Art altpatricischer Kabale war wahrscheinlich auch manches der „bösen Vorzeichen" dieses Winters gegen die Wahl des Flaminius gerichtet gewesen. Als aber der kecke Demagoge doch die Mehrheit der Stimmen erhalten hatte, fürchtete er, daß der Senat allerhand geistliche Mittel finden werde, um ihn mindestens in Rom selbst zurückzuhalten, und verließ daher heimlich die Hauptstadt sofort, — ohne die Staatsopfer auf dem Capitol darzubringen und die sonst bei solchem Amtsantritt bräuchlichen Ceremonien zu vollziehen, — um sein Amt zu Ariminum anzutreten. Umsonst schickte der Senat ihm eine Gesandtschaft nach, um ihn nach Rom zurückzurufen, damit er die geistlichen Formen erfülle. Leider rechtfertigte nun aber der neue Consul seine Freigeisterei nachher nicht durch glänzende Siege.

Als alle Rüstungen vollendet, alle bedrohten Punkte des römischen Machtgebietes stark besetzt, die Reste des vorjährigen Heeres (anscheinend zu Wasser) aus Placentia und Cremona nach Ariminum gekommen waren, standen, so wird angegeben, nominell 13 Legionen unter den Waffen. Unmittelbar

unter den Consuln standen vier neue Legionen und die Reste der alten des Vorjahres. Diese Truppen sollten zunächst die Hauptzugänge nach der italischen Halbinsel hüten. So blieb denn Servilius mit zwei Legionen, (wie immer) mit den italischen zugehörigen Kontingenten, und wahrscheinlich mit der Masse der Reiterei bei Ariminum stehen. Das andere consularische Heer war unmittelbar nach dem etrurischen Arretium dirigirt worden, wohin sich dann Flaminius über die Apenninen mit dem Reste des oberitalischen Heeres auch begab.

Nun aber gedachte Hannibal, der jetzt mit mehr als 50,000 Mann die Offensive ergriff, die getheilten Aufstellungen der Römer zu umgehen. Er brach gegen Ende des Winters 217 v. Chr. aus dem Padusthale auf, überschritt die Apenninen (vielleicht auf dem Passe von Pontremoli, der ihn in die Gegend von Luca führte), und erreichte nun das Flußgebiet des Arnus. Nun galt es, nach Umgehung der römischen Defensivstellung, den Flaminius aufzusuchen und diesen ungestümen und über wenig Feldherrnkunst gebietenden Consul, von dem seine Anhänger in Rom, — und wie es heißt auch zahlreiche, ihm aus blinder Zuversicht und Beutelust ins Lager gefolgte Nichtkombattanten, — den sichern und schnellen Sieg erwarteten, zur unbesonnenen Annahme einer Schlacht zu locken, ehe noch das Heer aus Ariminum zu ihm gestoßen war. Aber der Marsch Hannibals aufwärts durch das Arnogebiet war entsetzlich. Der viertägige Zug durch die sumpfige, noch dazu durch Schneeschmelze und Frühlingsregen weithin überfluthete Gegend war nicht nur außerordentlich mühselig, er führte auch zu schweren Verlusten. Pferde und Saumthiere fielen in Masse; viele Soldaten, namentlich die keltischen, erlagen den Strapazen und Seuchen, Hannibal selbst, der auf einem Elefanten ritt, büßte in Folge einer Entzündung ein schon vorher krankes Auge gänzlich ein. Erst bei Fäsulä konnte das Heer wieder auf trockenem Boden sich erholen.

Nun aber ging es südwärts weiter in der Richtung auf die römischen Stellungen bei Arretium, dann bei diesen vorüber nach Etrurien hinein. Um nun den Flaminius zu einem verderblichen Fehler fortzureißen, ließ Hannibal das schöne Land durch die wilden Kelten und durch die afrikanischen Steppenreiter nach allen Richtungen hin schrecklich ausplündern und verheeren. Die Aufregung im römischen Heere war begreiflicherweise groß; sie wuchs, als Hannibal tiefer südwärts marschirte, also in der Richtung auf Rom. Sei es nun, daß Flaminius wirklich die Kraft sich zutraute, lediglich mit seinem Heere den furchtbaren Karthager zu schlagen; sei es, daß er, wie man wohl auch vermuthet hat, mit strategischen Plänen sich trug, die wohl wilden Barbaren, nicht aber einem Feldherrn ersten Ranges gegenüber gewagt werden konnten: genug, er war wirklich unbesonnen genug, wider den Rath seiner Unterfeldherren die Ankunft des Servilius nicht abzuwarten und mit seinem Heere den Karthagern zu folgen. Und so ging er denn rettungslos mit seiner Armee in das Netz, welches die

punische List ihm stellte. Hannibal hatte seine Truppen bei Cortona vorüber geführt und in der Nähe des Trasimenischen Sees (jetzt See von Perugia) sich den Platz für die den Römern jetzt zu bereitende Niederlage sorgsam ausgewählt. Der See, eines der großen binnenländischen Wasserbecken der italischen Halbinsel, ist rings von Bergen umgeben, mit Ausnahme einer einzigen offenen Stelle im Nordwesten von etwa einer Viertelstunde Breite. Von hier führt — es ist die Verbindungslinie zwischen den Städten Cortona und Perusia — der schmale Weg zwischen den Bergen zur Linken und dem Ostufer des Sees zur Rechten hin. Wenn man bei dem hart an den See herantretenden Monte Gualandro vorbei gekommen ist, betritt man eine kleine Ebene (zwischen den jetzigen Dörfern Gualandro und Passignano), die — etwa eine Meile lang und halb so breit — sich am Südostrande des Sees hinzieht. Der Ausgang aus derselben gegen Südosten nach Perusia hin ist ebenfalls durch eine vorspringende Höhe beherrscht, welche (hier liegt jetzt das Dorf Tuoro) die Ebene topographisch in zwei Hälften theilt. Hannibal hatte nun diesen letzteren dominirenden Punkt mit seinen spanischen und afrikanischen Regimentern besetzt, die Front gegen Westen gerichtet. Links und rechts von diesem Centralpunkte aus waren die leichten Truppen, die Kelten, und die Numidier auf den Hügeln aufgestellt, auch auf dem den Eingang in die Ebene sperrenden Monte Gualandro, einstweilen aber in den Schluchten und Terrainfalten den Augen der anrückenden Römer völlig verborgen.

Es war spät am Abend eines Apriltages (so wird jetzt als die richtige Zeit berechnet, während die alten falschen Angaben die Mordschlacht auf den 23. oder den 27. Juni setzen), als der unselige Flaminius vor der Paßgegend des Monte Gualandro ankam. Wie er auf schlimme Vorzeichen weder früher noch später Rücksicht genommen hatte, so versäumte er auch die bei der Nähe des Feindes und der höchst bedenklichen Gestalt des Terrains doppelt nöthigen militärischen Vorsichtsmaßregeln. Obwohl am Morgen des folgenden Tages ein dichter Seenebel die Ufer des großen Wasserbeckens bedeckte, machte er doch den schlimmen Fehler, keine Vortruppen zur „Aufklärung" des Terrains vorauszuschicken, sondern ging unbedenklich durch das Defilé des Monte Gualandro, um Hannibals Stellung auf dem Hügel im Südosten anzugreifen. Als der größte Theil des römischen Heeres in die Ebene eingedrungen war und hinter sich nur den weiten Seespiegel und den schmalen Paß hatte, da zog Hannibal das Netz zu. Und nun, als der Nebel sich zu verziehen begann, erblickten die Römer zu ihrem Entsetzen sich im Rücken, in der Front, auf den Flanken, im Halbkreise überall von Feinden umgeben, die mit wildem Geschrei von den Höhen herab auf sie anstürmten. An die Herstellung einer Schlachtordnung war gar nicht zu denken; um so weniger als der persönlich überaus tapfer fechtende Flaminius nicht lange nach Beginn des Kampfes von einem insubrischen Ritter, der an ihm die (S. 202) frühere Niederlage der Kelten dieses Stammes rächen wollte, getödtet worden war.

Mit ihrer gewohnten Tapferkeit schlugen sich nun freilich die unglücklichen Soldaten des todten Consuls in einer Masse von einzelnen Gefechten. Aber der Kampf wurde nur zu schnell eine wüste Metzelei. Was nicht in den See getrieben wurde oder sich ergab, fand unter den keltischen und numidischen Schwertern und Speeren seinen ruhm- und nutzlosen Untergang. Nach drei Stunden war die Schlacht der Hauptsache nach zu Ende. Nur 6000 Mann römischer Infanterie schlugen sich mit gewohnter furchtbarer Energie aus dem gräßlichen Gewirr des unheilvollen Kessels heraus und erreichten das Freie. Aber gerettet waren auch sie nicht. Denn nicht lange nach Abschluß der Schlächterei am See wurden sie von dem numidischen General Maharbal mit Reiterei und leichten Truppen verfolgt, am andern Tage bei einem etrurischen Dorfe eingeholt, auf einem Hügel eingeschlossen, und erschöpft, ausgehungert, und ohne Kenntniß von den Bewegungen des Servilius, zum Abschluß einer Kapitulation genöthigt. Da nachher Hannibal den in Aussicht gestellten freien Abzug ohne Waffen nicht genehmigte, so wurden auch sie Kriegsgefangene. Damit war bis auf einige kleine Haufen das Heer des Flaminius in militärischem Sinne vernichtet; 15,000 Mann lagen todt, und 13 bis 15,000 waren gefangen, während der furchtbare Sieger nur 1500 Leichen, meistens Kelten, zählte. Und zu weiterer Steigerung des schrecklichen Unheils für die Römer fiel einige Tage nachher die Reiterei des Heeres von Ariminum, welche der verständige, dem Flaminius bereits zu Hülfe ziehende, Consul Servilius unter dem Prätor Gajus Centenius vorausgeschickt hatte, 4000 Pferde stark, in Umbrien in die Hände Maharbals, der sie in einem Gefechte schlug und die meisten zu Gefangenen machte. Wie nach der Schlacht an der Trebia, ließ Hannibal auch jetzt überall die gefangenen Italiker ohne Lösegeld nach Hause gehen.

Der Schrecken in der Hauptstadt Rom war begreiflicherweise furchtbar. Das Volk war ganz unmittelbar tief betroffen; nicht nur daß gerade der vergötterte Demagoge Flaminius und kein Herr von der Nobilität diese fürchterliche Katastrophe, die in tausend Familien zerstörend eingriff, herbeigeführt hatte; nicht nur daß der römische Kriegerstolz auf das empfindlichste gedemüthigt sich fühlte: — jetzt wo ganz Etrurien und halb Umbrien verloren war, glaubte man die blutigen keltischen Würger und den dämonischen Afrikaner, dessen leichte Reiter bereits bei Narnia, nur noch zwei Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt, sich gezeigt hatten, jeden Augenblick vor den Mauern des Servius Tullius erwarten zu müssen. Denn zwischen Rom und den Karthagern stand zur Zeit kein organisirtes Heer, und Hannibals Aufstellung schnitt einstweilen den Servilius von Rom ab.

In solcher Nothlage bewährte sich die alte Kraft des Senates. Wohl sahen die Veteranen dieser Versammlung unendlich weiter als das Volk. Ihnen am wenigsten konnte die gefährliche moralische Tragweite dieser schweren Katastrophe verborgen sein. Noch wußten sie nicht, daß auch die Welt der Makedonen und Hellenen (Bd. I, S. 631) unter der Wucht dieses Gewalt-

schlages sich enger zusammenschloß, daß am Hofe zu Pella neue, kühne, den römischen Interessen nicht günstige Pläne erwogen wurden. Aber wie lange konnte man hoffen, nach einer Reihe von Niederlagen, deren jede neue die früheren an Umfang übertroffen hatte, das Zutrauen der von Hannibal so schlau geschonten Italiker zu Roms militärischer und politischer Führung unerschüttert fortbestehen zu sehen?

Es kam also Alles darauf an, daß der leitende Staat eine unerschütterliche Haltung bewahrte und seine Kraftanstrengungen verdoppelte. Vor Allem schritt man zu der Ernennung eines Dictators, um die geschlossene Einheit des Oberbefehls zu gewinnen. Und zwar wurde (zu Anfang Mai) der alte Censorier Quintus Fabius Maximus, ein Mann uralt patricischer Abkunft, ein Römer von alter Kraft, ruhiger Besonnenheit und zähester Ausdauer, zu dieser Stellung erhoben, der nun einerseits sich beeilte, die durch Flaminius' Schuld beleidigten Götter zu versöhnen, und feierliche Gelübde veranlaßte, andrerseits aber mit höchster Energie die neuen Rüstungen betrieb. Die Mauern der Hauptstadt wurden armirt, vor Allem aber vier neue Legionen ausgehoben, theils als Reserve für Rom, theils zum Ersatz für das verlorene Heer des Flaminius.

Fabius überzeugte sich sehr bald, daß es seine Aufgabe nicht sein sollte, hinter der Tiber und dem Agger des Servius Tullius dem Anprall der Kelten und der Afrikaner zu begegnen. Wider alles Erwarten der Römer richtete Hannibal seinen Stoß nicht gegen ihre Hauptstadt, sondern zog durch das südliche Umbrien, wo er sich vergeblich gegen die Festung Spoletium versuchte, — ohne den Servilius anzugreifen, — ostwärts durch Italien hinüber nach den Gestadelandschaften der Adria. Der große Karthager kannte die wahre Stärke der Römer und die Schwäche seiner Mittel sehr wohl, und kein Erfolg auf dem Schlachtfelde hat ihn jemals darüber verblenden können. Gegenüber der gewaltigen Masse kriegsfähiger Mannschaften, über welche der Senat damals noch zu verfügen hatte, konnte Hannibal mit seiner numerisch doch nur schwachen Armee gar nicht daran denken, größere ihm feindliche Landstriche dauernd zu besetzen, oder aber mit Aufwand von viel Blut und Zeit durch Eroberung einer Reihe italischer Festungen sich erst die sichere Basis zu schaffen, ohne welche ein Angriff auf Rom im Falle eines Mißerfolges für sein Heer lebensgefährlich werden mußte. Zunächst sah er sich darauf angewiesen, — um die Ueberlegenheit der nicht großen Zahl seiner Veteranen und seines Feldherrntalents über die Römer zur Wirkung zu bringen, — den Krieg nicht methodisch, sondern mit stürmischem Ungestüm zu führen, durch unwiderstehliches Vorwärtsdringen und blitzschnellen Wechsel seiner Angriffsobjekte die Gegner zu verwirren und zu erschüttern, bis es ihm endlich gelang, auf dem Boden Italiens selbst sich eine neue und zuverlässige Operationsbasis zu schaffen. Diese hoffte er nun in den Kantonen der sabellischen Stämme des mittlern und des südlichen Theils der Halbinsel zu gewinnen. Während also die Römer sich rüsteten, ihn vor den Mauern

der Hauptstadt zu empfangen, wandte er sich hinüber nach der weithin mit römischen Bauernhöfen besetzten Landschaft Picenum, die als ein römisches Kolonialgebiet systematisch verwüstet wurde. Eine Rast von vier Wochen diente dazu, die stark erschöpfte Armee sich erholen zu lassen, die Reiterei neu zu remontiren, namentlich aber — in ebenso großer Verwegenheit wie in unwillkürlicher Huldigung vor der ausgezeichneten Art des römischen Kriegswesens — das afrikanische schwere Fußvolk mit Hülfe der in Massen erbeuteten Waffen nach dem Vorbild der Legionssoldaten neu zu armiren und zu organisiren.

Nun aber ging es weiter, jetzt in das Land der sabellischen Völker hinein. Die punische Armee ging durch die Kantone der Marruciner, Päligner und Frentaner nach Apulien. Ueberall trug Hannibal den Sabellern seine Bundesgenossenschaft an zum Kampfe gegen die Römer. Aber überall mußte er finden, daß seine Erwartung illusorisch gewesen war. Niemand zeigte Lust zum Abfall von Rom; keine Stadt öffnete den Karthagern die Thore freiwillig. Und nun, als Hannibal in Apulien eingerückt war und die Marken der römischen und latinischen Kolonien, wie Luceria zu verheeren begann, endlich aber bei Arpi sein Lager aufschlug: da erschien in seiner Nähe wieder ein starkes römisches Heer im Felde.

Sobald der Senat erkannte, daß Hannibal sich auf Unteritalien warf und mit seinen Lockungen bei den treuen italischen Bundesgenossen scheiterte, erschien es geboten, den letzteren sogleich eine starke römische Hülfsmacht zu schicken. Der alte Dictator Fabius rückte aus der Gegend von Rom mit zwei Legionen aus, zog zuerst nach Ocriculum bei Narnia und übernahm hier auch noch das Heer des Servilius, der für seine Person den Auftrag erhielt, mit der Flotte von Ostia aus sich gegen karthagische Kreuzer zu wenden, die die Küste beunruhigten und eine nach Spanien bestimmte Proviantflotte genommen hatten. Fabius seinerseits wandte sich nach Apulien und lagerte nicht fern von Hannibals Stellung, nämlich bei Aecä, südlich von Luceria, auf den Vorhöhen des Gebirgs von Samnium, auf der Straße von Luceria nach Benevent.

Damit gewann der Krieg sofort einen ganz neuen Charakter. Umsonst bemühte sich Hannibal, diesen alten „Zauderer“ — den Namen gewann damals Fabius durch seine Art der Kriegführung — aus seinem Lager zu einer neuen Mordschlacht herauszulocken. Fabius war von Anfang an in richtiger Erkenntniß der Stärke Hannibals wie der Schwächen seiner militärischen Lage ein Gegner des bisherigen Systems der Gewaltstöße mit frisch gebildeten Legionen gegen die feindlichen Veteranen gewesen. Aber er konnte jetzt nicht mehr sich darauf beschränken, der Genialität und den überraschenden Combinationen des großen Karthagers eine höchst vorsichtige und streng methodische Art der Kriegführung gegenüberzustellen. Es kam noch mehr darauf an, die wilde Sturmfluth nur erst zum Stehen zu bringen, die über Italien hereingebrochen war, und mit höchster Sorgfalt die weitere

Fortsetzung der gräßlichen Menschenverwüstung zu vermeiden, die unter der Jugend der Halbinsel so entsetzliche Lücken bereits gerissen hatte. Ebenso nothwendig war es, die tief gesunkene Zuversicht der italischen Soldaten zu ihrer eigenen Kraft und zu ihrer Führung erst einigermaßen wieder zu beleben, die Masse der Rekruten tüchtig einzuschulen, und die arg decimirten Reihen der Offiziere wieder mit leistungsfähigen Männern zu ergänzen. So machte es sich also Fabius zum Gesetz, sich stets in unangreifbaren Stellungen zu halten und absolut nichts aufs Spiel zu setzen. Nur wenn einmal alle Chancen für die Römer waren, durften kleine Gefechte mit isolirten feindlichen Trupps gewagt werden. Alle Vorräthe und Heerden in offenen Orten aber, die nicht zu vertheidigen waren, sollten bei Annäherung der Karthager nach der nächsten Festung gerettet, schlimmsten Falles eher zerstört werden, als den Gegnern überlassen. Nun machte aber Hannibal, dem diese Art der Kriegführung sehr unbequem wurde, seinem Gegner deren Durchführung sehr schwer. Er hatte bald die schwache Seite des neuen römischen Systems herausgefunden. Wie jetzt die Lage zum Nachtheile der Römer sich verändert hatte, war es für Fabius ganz unmöglich, eine Stellung zu finden, wie sie die Römer vor der Trebia-Schlacht inne gehabt hatten; und es gab momentan für Fabius keine beherrschende Position, von der aus er die Vertheidigung ohne große Gefahr hätte offensiv führen und alle Bewegungen der Karthager hätte lähmen können. Und nun begann Hannibal unter den Augen der Römer das schöne und reiche Land, wo beide Heere einander beobachteten, auf das furchtbarste zu verheeren, und erregte dadurch allmählich — von der verzweifelnden Bevölkerung gar nicht zu reden — die schwerste Unzufriedenheit der Truppen, ja endlich selbst des M. Minucius Rufus, der als Magister equitum unter Fabius commandirte. Als aber der charaktervolle Fabius sich nicht aus der Fassung bringen ließ, verhöhnte ihn Hannibal ganz offen, indem er den Italikern zeigte, daß ihn selbst die Nähe des starken Römerheeres nicht zu hindern vermöge, ihr Land nach seinem Belieben in allen Richtungen zu durchziehen. Er führte, immer mit höchster Vorsicht von Fabius gefolgt, seine Armee quer durch Samnium. Mehr aber, er brach endlich in die üppige, durch ihre natürlichen Reize, wie durch den Anbau zum Garten der Halbinsel gestaltete Ebene von Campanien ein; schon jetzt von dem Gedanken erfüllt, eventuell den Abfall von Capua gegen Rom zu unterstützen, — ein Gewinn, zu dem ihm bereits einige am Trasimenus gefangene Ritter aus dieser Stadt Hoffnung gemacht hatten. Damit war es jedoch jetzt noch nichts, und die Karthager konnten nur erst die reiche Landschaft nördlich vom Volturnus, das Falernergebiet, plündern und verwüsten. Der klug vorbereitete Plan jedoch des alten Fabius, den mit Beute beladenen Karthagern in der Gegend von Casilinum (des heutigen Capua) den Weg nach Samnium zu sperren und sie in sehr ungünstiger Lage zum Kampfe zu zwingen, scheiterte, nicht ohne erheblichen Verlust für die Römer, zumeist an der gewandten Kriegslist Hannibals, der nun wieder

nach Apulien zurückkehrte und sich der Stadt Geronium (10 Stunden nördlich von Luceria) bemächtigte, um daselbst seine Magazine und sein Winterlager anzulegen.

Fabius war den Karthagern wieder bis in diese Gegend gefolgt. Als er aber für einige Zeit genöthigt war, nach Rom zu gehen, griff unter lebhafter Zustimmung der Armee jener Minucius, den bestimmten Befehlen des Dictators entgegen, Hannibals Heer in Abwesenheit der fouragirenden Abtheilungen und diese selbst mehrmals heftig an und erfocht wirklich einen Erfolg, der sofort in Rom als ein großer Sieg ausposaunt wurde und das Volk, — durch die Lasten des Krieges gedrückt, tief aufgeregt, ungeduldig und erbittert wie es war über die ewige Zauberei des Dictators und über die unaufhörlichen Nachrichten von den ungehinderten karthagischen Mordbrennereien und Raubzügen, — in seinem durch thörichte Demagogie geschärften Mißtrauen gegen Senat und Adel dazu veranlaßte, auf Antrag des Volkstribunen M. Metellus den Minucius dem alten Fabius im Commando gleichzustellen, also die Dictatur, dem durch dieselbe ausgedrückten Grundprincip in unsinnigster Weise entgegen, unter zwei Feldherren zu theilen. Zum Glück für den Staat ging wenigstens diese Thorheit ohne allzu schlimme Folgen vorüber. Denn als nicht lange nachher Minucius sich auf ein Gefecht mit Hannibal eingelassen hatte, welches die bedenklichste Gestalt annahm, und nur durch die wirksame Hülfe des Fabius aus arger Noth gerettet worden war, zog er es vor, sich freiwillig wieder unter das Commando des Alten zu stellen. Das Amt der Dictatur freilich, ohnehin der immer stärker sich regenden römischen Demokratie höchst antipathisch, hatte bei dieser Gelegenheit einen Stoß erhalten, den es nicht mehr zu verwinden vermochte.

Fabius hatte indessen, als er nach alter Weise sein Amt nach Ablauf von sechs Monaten niederlegte und dem an des Flaminius Stelle gewählten Consul Atilius das Heer übergab, der sein System fortsetzte, das neue Heer der Republik gerettet, neue tödtliche Niederlagen abgewendet und den großen Karthager mindestens verhindert, seine Siegeslaufbahn in so ungestümer Weise, wie bis zu dem Leichenfelde am Trasimenus, weiter zu verfolgen. Auch die spanischen Nachrichten waren für Hannibal unerfreulich. Denn Gnäus Scipio hatte der Flotte des trefflichen Hasdrubal, 40 Segel stark, an der Mündung des Ebro eine schwere Niederlage beigebracht. Nachher war Publius Scipio als Proconsul mit 8000 Mann und einer neuen Flotte auf diesem Kriegsschauplatze erschienen, und nun hatten die beiden Brüder den Ebro überschritten, einen Vorstoß bis gegen Sagunt hin gemacht, wo ihnen der Verrath eines Spaniers und die Dummheit eines karthagischen Beamten die in diesem Platze aufbewahrten Geiseln der spanischen Stämme in die Hände spielte. Diese wurden nun von den Scipionen zum Vortheil der römischen Politik und zu fühlbarer Unbequemlichkeit für die Karthager ihren Familien sofort zurückgegeben, während Hasdrubal mit einem Aufstande keltiberischer Völker beschäftigt war. Jedenfalls erschien es sehr zweifelhaft, ob der kar-

thagische Feldherr im Stande sein würde, den aus Picenum an ihn gelangten Befehl auszuführen und im nächsten Jahre ein neues karthagisches Heer nach Oberitalien zu bringen.

Während die beiden feindlichen Heere in Apulien von ihren Winterlagern aus einander andauernd beobachteten, hatte man in Rom den Beschluß gefaßt, bei der Zauderpolitik des Fabius nicht länger zu beharren. Man mochte die Italiker nicht allzulange den dabei unvermeidlichen Leiden aussetzen, noch auch die immerhin nicht unwahrscheinliche Ankunft sehr erheblicher Verstärkungen für Hannibal abwarten. Es galt jetzt, abweichend von der sonst üblichen Sparsamkeit der Römer in der Verwendung ihres Soldatenmaterials, die noch immer gewaltigen Machtmittel des italischen Reiches in höchst bedeutendem Maße flüssig zu machen, um womöglich durch gewaltige Massen tüchtiger Soldaten den furchtbaren Karthager gewissermaßen zu erdrücken und jetzt endlich das zerstörende Feuer, welches an dem Marke der Halbinsel fraß, mit Einem Male wuchtig niederzustampfen. Aber es wirkte wieder höchst unheilvoll, daß der politische Gegensatz der Parteien in der Hauptstadt schroffer denn je sich dabei geltend machte, daß das Volk selbst so schmählichen Gedanken Raum gab, wie dem, daß die Nobilität die Zerschmetterung Hannibals absichtlich verschleppe, um die Gedanken des Volkes von inneren Mißständen abzulenken. So war die Wahl der neuen Befehlshaber wieder durch die fremdartigsten Motive bestimmt, und das gegenüber einem Feldherrn wie Hannibal, an den keiner selbst der besten der zur Zeit in Rom lebenden Offiziere heranreichte. Nun wollte es Roms böser Stern, daß die Stimme des Volkes gerade den Mann auf den Schild erhob, welcher bei wahrscheinlich nicht unbedeutenden politischen Gaben sich zuletzt doch nur als Demagoge ausgezeichnet hatte. Gajus Terentius Varro, eines Fleischers Sohn, war allmählich bis zur Prätur (218) emporgekommen; aber er hatte im Sinne der ungestümen Art der Kriegführung noch 217 im Senat sehr lebhaft für jenen (S. 236) thörichten Antrag des Metellus zu Gunsten des Minucius plädirt. Dieser Mann nun wurde der erste Consul für d. J. 216. Und nur mit Mühe setzte die Nobilität die Wahl des Lucius Aemilius Paullus durch, der als ein tüchtiger Offizier galt, den illyrischen Krieg d. J. 219 glücklich geführt hatte, und bei großer militärischer Einsicht, Erfahrung und Besonnenheit jedenfalls der Lage mehr gewachsen war, als sein Kollege.

Nun bot der Senat ein Heer in einer Stärke auf, wie es in solcher Masse vereinigt noch kein römischer General geführt hatte. Man verstärkte die in Apulien lagernde Armee nämlich bis zu der Höhe von 80,000 Mann und 6000 Reitern. Aber während es an sich schon schwierig genug war, solche Massen zu leiten, steigerten die Römer die Chancen zu Hannibals Gunsten, indem sie die Dinge in der Art ordneten, daß die beiden Consuln, die bei Larinum vor Geronium die Armee übernommen hatten, Tag um Tag im Oberbefehl mit einander abwechselten. Sie fanden bei ihrem An-

tritt die karthagische Armee nicht mehr unter ihren Augen. Hannibal hatte (216) mit Beginn der besseren Jahreszeit sich nach Südosten bewegt, und die römischen Magazine auf der Burg des im Vorjahre zerstörten apulischen Ortes Cannä (auf dem östlichen Ufer des Aufidus) weggenommen, auch nach diesem beherrschenden Platze sein Hauptquartier verlegt. Es galt nun für die Consuln, die Karthager aufzusuchen und den besten Moment für die Hauptschlacht zu finden, die man in Rom bestimmt forderte. Nun wurde es aber verderblich, daß die militärischen Anschauungen der beiden Führer so erheblich von einander abwichen. Denn Aemilius Paullus hielt es im Sinne der fabianischen Kriegführung für besser, die entscheidende Schlacht noch zu verzögern, den entscheidenden Gang mit den Karthagern erst dann zu wagen, wenn die Umstände für die Römer mit höchster Sicherheit den Sieg verbürgten. Namentlich wollte er den Kampf nicht in der Ebene aufnehmen, wo Hannibals treffliche Reiterei sehr gefährlich werden konnte, und hoffte die Schwierigkeiten auszunutzen, die sich — trotz der viel geringeren Truppenzahl des Gegners — für Hannibal allmählich in Sachen der Verpflegung entwickelten. Terentius dagegen, der ganz die Anschauungen des gemeinen Mannes theilte, wahrscheinlich auch durch den Anblick des gewaltigen römischen Heeres in seiner Zuversicht und seinem Ungestüm nur bestärkt sich fühlte, brannte vor Ungeduld, mit seinen kampflustigen Schaaren an den Feind zu kommen. Endlich hatten die Consuln den Fluß Aufidus (j. Ofanto) erreicht und in der Nähe von Hannibals Aufstellung, zwischen den Städten Canusium und Cannä auf beiden Ufern des Stromes Lager bezogen. Die Hauptmasse stand, nicht sehr fern von dem punischen Lager, auf dem rechten Ufer; etwas weiter unten, nicht viel über eine halbe Stunde von den Karthagern entfernt, hatte das letzte Drittel des Heeres auf dem linken Ufer seine Stellung genommen. Aemilius und die besonneneren Führer des römischen Heeres hätten gern die Schlacht noch vermieden, die Hannibal suchte und gerade in dieser ihm so günstigen weiten Ebene zu schlagen wünschte. Terentius aber, dessen Feuer, so heißt es, durch ein günstiges Vorpostengefecht noch mehr gesteigert war, widerstand nicht lange der Verlockung und ertheilte an einem schönen Junimorgen die nöthigen Befehle, um die Entscheidung zu suchen, der sich dann Hannibal, hoch erfreut über den Entschluß des Consuls, keinen Augenblick entzog. Varro ließ nur 10,000 Mann in dem großen Lager auf dem rechten Ufer zurück; sie sollten während des Kampfes das feindliche Lager angreifen. Er selbst führte seine Massen durch den damals sehr seichten Aufidus nach dem linken Ufer und wählte nicht weit von dem kleineren römischen Lager, dessen Besatzung er an sich zog, den Kampfplatz an einer Stelle, wo — westlich von Cannä — der sonst nordöstlich gerichtete Lauf des Flusses durch eine starke Biegung nach Südosten unterbrochen wird, so daß die Fronte der römischen Schlachtordnung nach Süden gerichtet war. Die 76,000 Krieger, die er jetzt den Karthagern auf die Schlachtbank lieferte, ordnete er in der Art, daß auf

dem rechten Flügel, der sich an den Aufidus lehnte, der Consul Aemilius die römischen Reitergeschwader führen sollte. Die Masse des Fußvolkes in ungewöhnlich tiefer Aufstellung wurde von den Consularen Servilius und Atilius, und von jenem Minucius kommandirt. Mit der Masse der italischen Reiterei operirte Terentius persönlich auf dem linken Flügel.

Hannibal, der gegenüber den 6000 feindlichen Reitern zwar über 10,000 Pferde, aber gegenüber der furchtbaren Macht der römischen Infanterie nur über 40,000 Mann zu verfügen hatte, bot seinerseits, durch seinen Bruder Mago und den Reiterführer Hasdrubal, und durch die hohe taktische Ausbildung seines Heeres trefflich unterstützt, seine ganze überlegene Manövrirkunst auf, um der starken Uebermacht des Terentius Meister zu werden. Als die Gefechte zwischen den Plänklern beider Heere, welche den Aufmarsch der Römer, wie den der von Hannibal ebenfalls über den Aufidus (den er nun bogenförmig im Rücken hatte) geführten Karthager theils deckten, theils maskirten, aufhörten, erblickten die Römer auf Hannibals linkem, an den Aufidus gelehnten Flügel die spanischen und keltischen Reiter unter Hasdrubal. Im Centrum, wo der Oberfeldherr und Mago den Kampf leiteten, erkannte man im Vordertreffen die spanischen und keltischen Regimenter. Links und rechts hinter diesem Treffen, nach den Flügeln zu, waren die nach römischer Art bewehrten Afrikaner aufgestellt; derart daß das Centrum von der römischen Seite aus gesehen, einen Halbmond darstellte. Auf dem rechten Flügel endlich hielt (unter Hanno oder Maharbal) die numidische Kavallerie.

Die furchtbare Schlacht begann mit dem schrecklichen punischen Reitersturm. Hasdrubals schwere Reiter auf dem linken Flügel warfen im scharfen, erbitterten Gefecht mit entsetzlicher Schnelligkeit den rechten römischen Reiterflügel vor sich nieder, trieben hier die Römer, deren verwundeter Führer Aemilius zu den Legionen eilte, um deren Schicksal zu theilen, in wilder Auflösung in die Ebene hinein. Als das gethan war, brach er von Rücken und Flanke her auf den linken Reiterflügel des römischen Heeres ein, der unter Varros Führung bisher die Attacken der Numidier mit Erfolg abgewehrt hatte. Nun wurde auch dieser Flügel gänzlich auseinandergetrieben. Während jetzt die Numidier die aufgelösten Schwadronen weiter verfolgten, wandte sich der unermüdliche Hasdrubal mit seinen siegreichen Geschwadern zur Hauptaufgabe. Es galt, nun auch des römischen Fußvolkes Meister zu werden. Diese ausgezeichneten Truppen hatten zuerst gegen die spanischen und keltischen Regimenter Hannibals mit großem Erfolge gefochten. Aber als ihre tiefen und dichtgedrängten Sturmkolonnen immer weiter vordrangen, warfen sich ihnen die afrikanischen Veteranen römischer Rüstung von links und rechts in die Flanken, brachten ihren schrecklichen Stoß zum Stehen und machte den weichenden Kelten und Spaniern Luft. Und während die Masse der Legionen und Italiker noch mit wüthender Energie die Infanterie Hannibals zu durchbrechen suchte, führte Hasdrubal nunmehr seine schwere Reiterei

zum tödtlichen Stoß gegen ihren ungedeckten Rücken. Allmählich sah sich die Masse der römischen Infanterie auf allen Seiten umstellt. Es wurde unmöglich, aus der Kolonnenstellung heraus sich wieder zu entwickeln, und so ging der Kampf endlich in jenes schauerliche stundenlange Niederwürgen der Römer über, welches — Aehnliches bietet uns kaum die Geschichte der Mongolenkriege des Mittelalters — Hannibals Namen bei den Römern für alle Zeiten verhaßt gemacht hat. Als nach zehnstündigem Kampfe der Abend hereinbrach, war die gewaltige Armee des Terentius von der Erde verschwunden. Mit 8000 Mann Verlust hatte Hannibal den kolossalsten seiner Siege bezahlt. Denn 70,000 Römer und Italiker lagen todt, und unter ihnen beinahe sämmtliche höhere Offiziere der Armee und 80 Männer senatorischen Ranges. Die Masse der Gefangenen zählte nach Tausenden, denn auch die Besatzung des großen Lagers ergab sich am folgenden Tage zum größten Theile den Karthagern. Nur einige Hunderte entkamen zunächst nach Canusium, und vier bis fünftausend Mann sammelten sich allmählich in der Festung Venusia um den Consul Terentius, der es über sich gewonnen hatte, diesen Tag des Entsetzens zu überleben und mit etwa 70 Reitern dem Untergange entkommen war. (Nach anderer Angabe und Berechnung fielen etwa 48,000, wurden etwa 23,000 gefangen, und entkamen 14,000 Mann.)

Der erste Eindruck, den die Kunde von dieser grauenhaften Katastrophe in Rom machte, war natürlich über alle Maßen furchtbar. Die starken Menschen mochten zu zählen sein, die damals nicht bis ins Mark erbebten und noch an eine Zukunft der alten Stadt des Romulus glaubten. Aber auch wer in dem allgemeinen Sturme des Jammers und tödtlicher Angst unerschüttert sich hielt, mochte kaum anders glauben, als daß die Zukunft der Nation nun nur noch von der Stärke der Mauern ihrer Hauptstadt abhange, und daß binnen wenigen Tagen die blutigen Kolonnen der Sieger von Cannä zum Sturme auf das heilige Capitol am Ufer des Anio und der Tiber erscheinen würden. Aber mitten in diesen Stunden der tiefsten Erniedrigung erwachte — in der alten Siebenhügelstadt, wie unter den jammervollen Trümmern der zerschmetterten Armee zu Canusium — gerade unter den schrecklichen Stößen des Unglücks bei diesem harten Geschlecht wieder jener Geist, der die alten Geschlechter der sturmbewegten Vorzeit beseelt hatte. Das stolze, starke Staatsgefühl; die in den langen Kämpfen zwischen Adel und Gemeinde so oft erprobte, unerschütterliche Hartnäckigkeit; jener eiserne Trotz, an dem einst Pyrrhos gescheitert war, — und vor Allem, wie der kalte Heldenmuth, den keine Schrecknisse zu beugen vermochten, so der praktische Takt und die Thatkraft, die bisher durch den inneren Hader sehr wesentlich beeinträchtigt worden waren. Hatte unter den unglücklichen Flüchtlingen von Cannä, zu Canusium, noch unter den betäubenden Wirkungen aller Schrecknisse der Mordschlacht, in welcher die Blüthe der italischen Jugend gebrochen war, ein junger neunzehnjähriger Held, der künftige Blut-

rächer des römischen Volkes, derselbe Publius Cornelius Scipio, der schon in der Affaire am Ticinus das Leben seines Vaters gerettet, durch sein entschlossenes Auftreten und seine mannhafte Haltung die jähe Verzweiflung überwunden und die Flucht einer Anzahl völlig entmuthigter junger Männer von Stande ins Ausland verhindert, so war es in Rom in erster Reihe der Senat, der mit ruhiger Energie den römischen Staatsgedanken bewahrte und der sturmfeste Anhalt aller Römer wurde, die mit zäher Zuversicht an dem Glauben festhielten, daß das Vaterland doch noch gerettet werden könne. Niemals wieder sind römische Männer so unvergleichlich groß aufgetreten, als in solcher tief dunklen Unglücksnacht. Aber diese Größe, — so empfinden wir als die Söhne einer anders gearteten Nation und eines nicht nur durch die „Alpenwand der Jahrhunderte" von den Helden dieses titanischen Kampfes getrennten Weltalters, — greift doch hinüber in das Gebiet des Uebermenschlichen. Sie imponirt, sie reißt oft zur Bewunderung hin; aber sie muthet auch eisig an, wo die uralte, marmorne Härte und Starrheit des Römerthums erbarmungslos den Weg zum endlichen Siege sich bahnt über den Untergang jeder Existenz, die auch nur schwankt in dem harten Ringen, und erbarmungslos selbst die Söhne der eigenen Stadt von sich stößt, die keine andere Schuld tragen, als die, daß sie auf der Wahlstatt nicht auch dem Schwerte der Kelten, der Spanier, der Afrikaner erlegen sind.

Der arg decimirte Senat, durch Männer wie die alten Generale Fabius Maximus und der Keltenbezwinger Claudius Marcellus geleitet, begann mit Sicherung der Ruhe in der Stadt. Die Thore wurden besetzt und gesperrt, — Niemand sollte die Stadt verlassen, — die unbändige Trauer des Volkes in bestimmte äußere Schranken gebannt, vor Allem aber der schlimme innere Unfriede aus dem Wege geräumt. Mit hoher und großartiger Sinnesweise bot der Senat zuerst der Gemeinde die Hand zur Aussöhnung; „nur Ein Wahrzeichen" sollte es fortan noch geben, „das Vaterland zu erretten". Und aller Welt erkennbar zeigte es der Senat, indem er den unseligen Terentius Varro nach Rom zurückberief und bei seiner Ankunft ihm bis ans Thor entgegenging und ihm dankte, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe. Daneben aber wurde mit aller Kraft neu gerüstet, eine für die Flotte zur Abwehr karthagischer Angriffe auf Sicilien bestimmte Legion aus Campanien nach Rom zurückgenommen, und Alles gethan, um die furchtbar erschrockenen italischen Bundesgenossen nicht wankend werden zu lassen. Bald fand man die Gelegenheit, die römische Starrheit in ihrer ganzen grandiosen Höhe vor aller Welt zu zeigen.

Die Armee des gefürchteten karthagischen Vernichters erschien nicht vor den Mauern Roms. Wohl fehlte es in Hannibals Hauptquartier nicht an Offizieren, die ihm dringend riethen, nunmehr sofort den letzten Schlag gegen Rom zu führen. Sein kühner siegesfroher Reitergeneral Maharbal

soll ihm sogar den Husarenrath ertheilt haben: „Laß mich mit der Reiterei vorangehen und folge rasch nach, dann sollst du in fünf Tagen auf dem Capitol speisen!" Aber der große Mann dachte und handelte anders. Er wußte wohl, daß trotz der Niederlage bei Cannä die Kraft des römischen Staates noch immer ungeheuer groß war. Unter zwölf Tagen konnte er schwerlich an der Tiber stehen, und noch immer ohne jeden festen politischen und fortifikatorischen Rückhalt, wäre es für ihn eine gefährliche Tollkühnheit gewesen, mit seiner numerisch so schwachen Armee, die großen Theils aus leichter Reiterei und aus Kelten bestand, eine stark befestigte, ausgedehnte, und für solchen Kampf jedenfalls bereits stark mit Vertheidigern versehene Stadt wie Rom angreifen zu wollen.

Ganz im Gegentheil benutzte Hannibal seinen großen Sieg dazu, den schwer getroffenen Römern jetzt die Möglichkeit eines anständigen, natürlich für Karthago vortheilhaften Friedensschlusses zu eröffnen. Er trat mit den zahlreichen national-römischen Gefangenen persönlich in Beziehung. Er erklärte ihnen, daß im Falle der Zustimmung des Senates es ihnen gestattet sein sollte, sich freizukaufen oder freikaufen zu lassen (mit 500 Denaren für den Ritter, mit 300 für den Legionar). Zehn von ihnen sollten nach Rom gehen, um dort ihre Sache zu vertreten; mit ihnen als Botschafter Hannibals einer seiner Vertrauten, Karthalo, um eventuell mit dem Senat wegen Friedensvorschlägen in Unterhandlung zu treten.

Nun aber sollte der große Mann die römische Art in ihrer ganzen entsetzlichen Energie kennen lernen. Der römische Trotz hielt fest an der Theorie des alten Appius Claudius (S. 143): von Frieden war so wenig die Rede, daß Karthalo nicht einmal die Stadt betreten durfte. Mehr aber: in diesem Moment, wo der siebente Theil der Gesammtzahl kampffähiger italischer Männer verloren war; wo Rom die Männer zur Ergänzung seiner Heere unter freigelassenen Sklaven zu suchen sich genöthigt sah; wo als heillose Zugabe zu Cannä ein Heer des zur Heimsuchung der Kelten nach Oberitalien geschickten Prätors Lucius Postumius ebenfalls gänzlich vernichtet wurde: da lehnte der Senat nach heißer Debatte den Loskauf der Gefangenen von Cannä ab, und verurtheilte die Söhne seines Volkes zu harter Kriegsgefangenschaft oder zu dem Schicksale, in Afrika und nach dem griechischen Osten in die Sklaverei verkauft zu werden, — ein Loos, welches selbst der siegreiche Reichsfeind ihnen hatte ersparen wollen! Damit war gegenüber den Karthagern im Princip „der Krieg bis aufs Messer", für die römischen Bürger aber der eiserne Befehl ausgesprochen, in der Schlacht nur noch zwischen dem Siege und dem Tode zu wählen. Und zu weiterer Bekräftigung dieses furchtbaren Systems wurden die Soldaten, welche der Niederlage bei Cannä entronnen waren, zu zwei neuen Legionen formirt, welche man zu schimpflichem und unbesoldetem Kriegsdienste degradirte: eine Lage, in welcher sie bis zum Ende des Krieges aushalten mußten! Wahrhaft gespenstisch aber muthet uns der fanatische Aberglaube an, mit welchem

die Römer zur Sühnung der erzürnten Götter, — nicht zufrieden mit der Einmauerung einer gefallenen Vestalin und der Hinrichtung ihres Verführers, noch auch mit der Entsendung des später als Roms erster Annalist berühmt gewordenen Q. Fabius Pictor nach Delphi, — in grauser Erfüllung eines Spruches ihrer einheimischen (vielleicht tuskischen) Schicksalsbücher wieder (S. 200) auf dem Rindermarkte eine Griechin und einen Griechen, eine Keltin und einen Kelten lebendig begraben ließen.

Es waren andere Wirkungen des Schlages bei Cannä, auf welche Hannibal seine Hoffnung setzen mußte, die Römer doch endlich zu beugen. In einem Theile von Italien nämlich begann die römische Bundesgenossenschaft jetzt wirklich auseinander zu fallen. Gleich nach der Schlacht traten in Apulien das mächtige Arpi und mehrere andere Orte, in Messapien die Stadt Uzentum zu den Karthagern über. Dann gingen mehrere punische Abtheilungen nach dem Süden Italiens, wo nun fast die sämmtlichen Lucaner, und durch Mago gewonnen, auch die Bruttier für Hannibal sich erhoben; nur Consentia und Petelia mußten mit Gewalt genommen werden. Hannibal persönlich, der jetzt durch Samnium nach Campanien marschirte, gewann die meisten Samniten (mit Ausnahme der Pentrer) und die Picentiner in der Gegend von Salernum für sich. Aber die Hauptsache war, daß es ihm nunmehr gelang, die zweite Stadt Italiens, das blühende Capua zum Abschluß der Allianz mit Karthago zu bestimmen; freilich nur erst nach hartem Ringen zwischen der lokalen Demokratie und dem römisch gesinnten Adel, dessen trotziger Führer Decius Magius nachher an Hannibal ausgeliefert und zur Internirung nach Karthago bestimmt wurde. Das Schiff jedoch, das ihn führte, wurde nach Kyrene verschlagen, und es gelang ihm, nach Aegypten zu kommen, wo er seine Freiheit wieder erlangte, ohne jedoch jemals nach Italien zurückzukehren. Zu ihrem späteren Unheil hatten aber die Capuaner ihren Abfall von Rom damit besiegelt, daß sie eine Anzahl in ihrer Stadt anwesender Römer ermordeten; als Geiseln dagegen für die Sicherheit von 300 noch in Sicilien in römischen Diensten stehenden Kriegern gab ihnen Hannibal ebensoviele römische Gefangene. Atella und Calatia folgten dem Beispiel der campanischen Hauptstadt. Die Erfolge Hannibals hatten ihren Höhepunkt erreicht.

Wie die Dinge auf dem italischen Kriegsschauplatze standen, so gab sich der große karthagische Feldherr trotz aller seiner bisherigen Erfolge keineswegs ausschweifenden Hoffnungen hin. Wohl war Großes gewonnen, aber nach seiner aus nüchterner Berechnung aller Verhältnisse erwachsenden Ueberzeugung konnte die Macht der Römer erst dann wirklich gebrochen werden, wenn der Abfall der Italiker immer weitere Fortschritte machte, und wenn seine aktive Armee nunmehr durch sehr erhebliche Verstärkungen von Außen her unterstützt wurde. Das Zusammenwirken einer Reihe nun beginnender

Mißerfolge in Italien selbst, — das Versagen der meisten der auf fremdländische Hülfe gesetzten Erwartungen, und die Jahre lang sich hinziehende Verzögerung der Ankunft seines Bruders Hasdrubal in Norditalien, — vereint mit der Wiedererstarkung der römischen Armee, führte schrittweise seit dem Uebertritt der Capuaner zu den Karthagern die Wendung des ungeheuren Kampfes, zunächst jedoch nur erst zu Ungunsten der karthagischen Sache herbei.

Als Hannibals Bruder Mago nach gelungener Insurgirung des bruttischen Landes als Botschafter seines gewaltigen Bruders mit dessen neuen Anträgen und mit der Siegesnachricht in Karthago erschien, war der Enthusiasmus außerordentlich. Altberühmt ist die Scene, wie Mago auf der Schwelle des Versammlungssaales der Gerusia die goldenen Ringe ausschüttete, — es war ein voller Scheffel, — die auf den Schlachtfeldern seines Bruders gefallenen oder gefangenen Römern von ritterlichem Range abgezogen waren. Die karthagische Staatsregierung bewilligte ohne Bedenken die Forderungen, die Hannibal zu erfolgreicher Weiterführung des Krieges gestellt hatte. Die Gegenpartei, der alte Feind der Barkiden, Hanno, an ihrer Spitze, war völlig machtlos; ihre Opposition mußte sich auf eine bissige Kritik beschränken, die darin gipfelte, daß sie darauf hinwies, wie schwierig — was Hannibal selbst sehr wohl wußte, — die Lage noch immer sei, so lange noch die latinischen Gemeinden und die Glieder der römischen Tribus unentwegt zu der Hauptstadt hielten. Dagegen bewilligten die karthagischen Staatsgewalten ihrem glücklichen Feldherrn sehr erhebliche Unterstützungen. Große Geldmittel, deren Hannibal dringend bedurfte, ferner 4000 frische numidische Reiter und 40 Elefanten sollten nach Italien geschickt werden. Bomilkar hat diese Verstärkung auch wirklich im folgenden Jahre der italischen Armee nach Bruttium zugeführt, und zwar mit Hülfe der Flotte, welche — da sie zu schwach war, um den Kampf mit der überlegenen Marine Italiens aufzunehmen, — bei der großen nautischen Gewandtheit der punischen Seeleute mit sehr bedeutendem Erfolge sich in diesem Kriege theils auf Handstreiche, theils auf das glückliche Durchschleichen des Mittelmeeres gewandt hatte. Außerdem aber erhielt Mago den Auftrag, in Spanien möglichst schnell 20,000 Mann und 4000 Reiter frisch anzuwerben. Hasdrubal aber in der spanischen Provinz sollte nunmehr, wo sich sein Bruder endlich die neue Operationsbasis in Unteritalien geschaffen hatte, nicht mehr zögern, sein Heer über die Pyrenäen zur letzten Entscheidung des Krieges nach Oberitalien zu führen.

So war nun Hannibal mit der Regierung seines Staates theoretisch über die weitere Führung des Krieges ganz einig. Aber es war nicht so leicht, den wohl berechneten Plan auch auszuführen. Allerdings ist der tapfere Hasdrubal wirklich den Befehlen des Senats und seines Bruders nachgekommen. Aber diesem Sohne Hamilkars leuchtete die Sonne von Cannä nicht. Die beiden wackeren Scipionen wußten, daß die politische

Existenz ihres Vaterlandes jetzt am Ebro vertheidigt wurde; jeder Soldat in ihrem Heere wußte, daß Roms Zukunft jetzt wesentlich von der Ausdauer der Legionen in Spanien abhing. Und als nun Hasdrubal nach Niederwerfung eines abgefallenen keltiberischen Stammes mit frischem Zuzug aus Afrika die Römer in der Nähe des Ebro bei Hibera angriff, erlitt er eine gänzliche Niederlage. Dieser Sieg war mehr als nur ein helles Aufblitzen des alten römischen Glückssternes in rabenschwarzer Nacht: er bedeutete die Rettung der alten Stadt des Romulus. Die starke Hülfsmacht, deren Hannibal noch bedurfte, um in dem Moment, wo in Italien die Entscheidung schwebte, die Schaale der Karthager bleibend zum Sinken zu bringen, blieb aus. Der Sieg der Scipionen machte es möglich, daß die Römer in Italien sich erholten, bis sie wieder in Stand gesetzt waren, auch dem zweiten Sohne Hamilkars zu begegnen, als dieser nach einer Reihe kostbarer Jahre endlich wirklich die Alpen zu überschreiten vermochte. Die nächste Folge jedoch war, daß fortan der spanische Kriegsschauplatz für Karthager und Römer eine mindestens ebenso große Wichtigkeit gewann, als bisher der italische. Für jene kam es nun mehrere Jahre hindurch darauf an, unter allen Umständen den Weg über den Ebro und die Pyrenäen sich wieder zu öffnen; für diese, mit Aufbietung aller Kräfte die spanische Basis der Afrikaner zu vernichten.

Vor der Hand war indessen Hannibal darauf angewiesen, die Verlegenheiten auszunutzen, welche die Katastrophe von Cannä weithin auch jenseits der Apenninenhalbinsel den Römern neu bereitete. Nicht bloß in Unteritalien wankte der riesige Staatsbau, den die Arbeit und die schwer erkämpften Siege der früheren Geschlechter aufgerichtet hatten. Schon lange gährte es unter den Aufreizungen der Karthager in den beiden überseeischen Provinzen, deren Statthalter nun auch an Geld und Getreide für die Truppen Mangel litten. Noch aber behaupteten sie sich, und in Syrakus regierte noch immer der alte treue Hieron, der noch einmal die Römer in ihrer höchsten Noth durch Geld und Proviant unterstützte. Auch der junge König von Makedonien, Philipp V., der seit der Schlacht am trasimenischen See dem Andringen des Demetrios von Pharos zu Ungunsten der Römer eifrig Gehör gab und seit der Schlacht von Cannä von Hannibal beschickt worden war, zeigte sich zwar als entschieden antirömisch gesinnt, aber bei seinem Mangel an politischer Reife und Einsicht und bei seiner haltlosen Art minder eifrig, als der Karthager gehofft hatte.

Der gewaltige politische Gewinn endlich in Italien selbst, den Hannibal durch die Schlacht bei Cannä und gleich nach derselben erzielt hatte, wurde durch manche unvermeidliche Umstände nicht unerheblich in seiner Bedeutung beeinträchtigt. Wohl war es ein enormer Vortheil für ihn, daß die Römer die reichen finanziellen Hülfsmittel und die Masse der kriegerischen Mannschaften der südlichen Kantone der Halbinsel jetzt zum größten Theil verloren hatten. Aber auch Hannibal zog aus diesen Landschaften

weit geringere Kräfte, als er gehofft hatte. Der Gedanke, die Römer allmählich mit wesentlich italischen Machtmitteln zu überwinden, erwies sich nur sehr theilweise als ausführbar. Denn einerseits hatte sich gerade das starke Capua vertragsmäßig ausbedungen, daß Hannibal nicht das Recht haben sollte, campanische Bürger zwangsweise für sein Heer auszuheben, andrerseits war für Samniten und Lucaner die Zeit der alten Kraft, der alten stürmischen kriegerischen Begeisterung, und des alten glühenden Hasses gegen die latinische Herrenstadt vorüber. Es war aber natürlich höchst gefährlich für Hannibal, in seinen neuen italischen Eroberungen gewaltsam und als Zwingherr aufzutreten. Dazu kam der sehr üble Umstand, daß nicht nur die mittelitalischen Kantone, jetzt die Wiege der kernhaftesten Soldaten Roms, sondern auch die vielen Festungskolonien der Römer in Unteritalien, und mit ihnen die Städte der italischen Griechen, mit unerschütterlicher Festigkeit zu Rom hielten. Nur Kroton und unter sehr günstigen Bedingungen auch Lokri Epizephyrii traten zu den Karthagern über. Dadurch wurde Hannibal genöthigt, einen Theil seiner nicht allzu zahlreichen Streitkräfte zur Belagerung oder Beobachtung der Festungen in seinem Rücken zu verwenden. Ja, die Nothwendigkeit, die zu ihm übergetretenen Italiker gegen die Rache der Römer zu schützen, nöthigte auch ihn sehr bald zu einer schwierigen Defensive. Die Zeit der unaufhörlichen stürmischen Offensive, wie sie ihm bis zur Gewinnung von Capua eigenthümlich gewesen, war jetzt vorüber. Es kam für ihn jetzt darauf an, theils durch den furchtbaren Nimbus, der ihn seit der Mordschlacht am Aufidus dauernd begleitete, und die Römer fortwährend zu den größten Anstrengungen trieb, theils durch die stärkere Sicherung seiner unteritalischen Basis seine Gegner zu bannen, zu beschäftigen, zu ermüden, bis endlich doch die starken Hülfsschaaren ihm zuziehen würden, deren endliche Ankunft nach seinem Plane für die Römer verderblich werden sollte.

Nun aber sind die Römer seit dem Moment, wo sie den ersten jähen Schrecken von Cannä überwunden, ihren inneren Frieden wieder gefunden hatten, wo der Senat mit alter Kraft, Einsicht und Regierungstüchtigkeit die Leitung des Krieges in die Hand nahm, ihrem gewaltigen Gegner in ganz anderer Weise entgegengetreten, als bisher. Man hatte sich überzeugt, daß es nicht möglich sei, in raschen und zerschmetternden Schlägen dieses Feindes Meister zu werden. Man machte sich bereit, eine lange und ausdauernde Defensive diesseits und jenseits des Meeres, welches Italien von der pyrenäischen Halbinsel trennt, zu bestehen. In Spanien sollte sie möglichst durch kühne Vorstöße geführt werden. In Italien mußten Offiziere und Soldaten es nun erst wieder lernen, von Hannibal nicht mehr besiegt zu werden. Es kam darauf an, das gefährliche System des steten Wechsels im Obercommando möglichst abzuschwächen, nur erprobte Offiziere zu Consuln und Prätoren zu erwählen, sie mit den Aushülfsmitteln der Verfassung möglichst lange im Commando zu belassen, und im Felde nur mit äußerster Vorsicht die Plätze und den Moment zu wählen, wo man mit Hannibal sich

schlug. Man mußte es ertragen, daß man nur mit den schwersten Opfern auf diesem Wege vorwärts kam. Der Senat konnte jetzt nur noch über die Machtmittel verfügen, die ihm die Kantone zwischen der nördlichen Apenninengrenze und der Volturnuslinie lieferten. Der Krieg lastete mit furchtbarer Schwere auch auf diesen Theilen der Halbinsel, die seit Cannä nur selten und vorübergehend unmittelbarer Schauplatz des Kampfes wurden. Es entzieht sich jeder Berechnung, welche unermeßliche Fülle von Geldmitteln und Leistungen jeder andern Art die langen schweren Jahre bis zu Hannibals Rückkehr nach Afrika von dem römischen Italien gefordert haben. Mehr aber, die Nothwendigkeit, gegen Hannibal, auf den großen Inseln und in Spanien unablässig sehr bedeutende Truppenmassen auf den Beinen zu erhalten, zwang den Senat, die durch die großen Niederlagen und durch den Abfall des Südens stark geschwächte Wehrkraft des römischen Italiens fortdauernd in sehr hohem Maße in Anspruch zu nehmen. Das wirkte natürlich in höchst empfindlicher Weise auf das wirthschaftliche Leben zurück. Der unaufhörliche Menschenverlust und die unvermeidliche längere Entfernung zahlreicher dienstthuender junger Bauern und Bauernsöhne von ihren Gütern erschütterte den Wohlstand und die materielle Leistungsfähigkeit dieses wesentlich agrarischen Landes allmählich in fühlbarster Weise. Nur das Herübergreifen zu den Freigelassenen und zu den besser gestellten Schichten der Römer vom niedrigsten Census milderte den entsetzlichen Druck der allgemeinen Wehrpflicht einigermaßen für die Bauern, und das System der Sklaverei ließ wenigstens noch die nöthigsten Arbeitskräfte auf den Gütern der größern und mittleren Grundbesitzer zurück. Da ist es denn wirklich bewunderungswürdig, mit welcher Ausdauer und welchem patriotischen Opfermuth Römer und Italiker alle diese außerordentlichen und ihrer Natur nach stets zunehmenden Lasten auf sich genommen und viele Jahre lang ertragen haben. Vor diesen glänzenden Leistungen des römisch-italischen Volkes aller Schichten tritt der natürlich auch nicht ausbleibende Frevel einzelner Männer weit in den Hintergrund, die als Lieferanten und in anderen Stellungen auf Kosten des allgemeinen Wohles und durch Betrug sich selbst zu bereichern suchten. Eines aber ist dabei doch tief zu beklagen. Als man nämlich noch im Jahre 216 dazu schritt, auch den furchtbar decimirten Senat wieder zu ergänzen, machte der Senator Spurius Carvilius den Vorschlag, eine Anzahl der neuen Senatoren aus latinischen Bürgern zu entnehmen, die in ihren Städten senatorischen Rang bekleideten. Der Vorschlag wurde aber mit furchtbarer Entrüstung aufgenommen und systematisch todtgeschwiegen, vielmehr aus den Römern, die seit 220 Civilämter bekleidet hatten, und aus im Kriege bewährten Bürgern zusammen 177 neue Senatoren erkieset. Der Gedanke des Carvilius, für den sich sehr viel Empfehlendes sagen ließ, stimmte freilich nicht zu dem aufgestellten System der unerschütterten Energie des Römerthums in dieser schrecklichen Krisis. Aber es war schwer zu beklagen, daß er nicht bloß damals, sondern für alle Folgezeit durch den römischen Stolz abgewiesen worden ist.

Zur Wiederaufnahme des Krieges gegen Hannibal hatte der Senat unter Abberufung des Consuls Terentius vom Kommando, interimistisch den jetzt als Prätor fungirenden Consular M. Claudius Marcellus bestimmt. Nur mit verzweifelter Mühe hatte man in und bei Rom sofort wieder ein neues Heer aufzustellen vermocht. So schwere Lücken hatten Cannä und nachher der Verlust des Südens in die Massen der Streitkräfte des italischen Reiches gerissen, daß man in Rom zu außerordentlichen Maßregeln schreiten mußte, die allerdings auf die Dauer sich nicht wiederholt haben. Einerseits nämlich griff man bei den neuen Aushebungen sogar zurück bis zu denen, die das Alter von 17 Jahren noch nicht erreicht hatten, und andrerseits formirte man neue Legionen nicht bloß aus in dieser Nothzeit aus der Haft entlassenen (6000) Verbrechern und Schuldgefangenen, sondern auch aus 8000 kräftigen Sklaven, die man ihren Eigenthümern abkaufte und mit der Aussicht auf Freilassung als Lohn für tapfere Thaten in die Armee einreihte. Da bei dem niederträchtigen „Kriegsrechte" der antiken Welt im Falle eines Unglücks der namhafteste Mann jeder Stadt riskirte, unter Umständen in Sklaverei zu gerathen; da ferner der fanatische Racenhaß gegen schwarze und mischblütige Menschen, den das moderne Nordamerika so lange genährt hat, unter diesen Umständen bei den Alten, die meist nur weiße Sklaven hielten, gegen die Sklaven sich niemals entwickelt hat, so war für die Römer, die wahrscheinlich doch nur zuverlässige Sklaven, die schon in Italien geboren waren, mit den Waffen versahen, die Aufstellung einer solchen Abtheilung lange nicht so bedenklich, wie vor Lincolns großem Kriege in Nordamerika die Aufstellung von Negerregimentern in Newyork und Cincinnati, oder gar in Neworleans und Baltimore gewesen sein würde. Die großen neuen Rüstungen in Rom und Italien leitete der zu solchem Zwecke ernannte Dictator M. Junius Pera. Mit 25,000 Mann rückte jener plebejische General Marcellus, ein wiederholt glänzend bewährter, kriegserfahrener Offizier, ein hoher Fünfziger von höchst strenger und energischer Art, der wie Wenige das Ehrgefühl der Soldaten zu entflammen wußte, der aber auch vor keiner Gewaltsamkeit zurückschreckte, und jetzt das volle Vertrauen des Volkes und namentlich auch des alten Fabius besaß, wieder in das Feld, sobald die Regierung sich überzeugt hatte, daß die Hauptstadt nicht unmittelbar bedroht war.



M. Claudius Marcellus.

Marcellus ist in der That die Seele der neuen Art der Kriegführung geworden, und es ist ihm in der That gelungen, noch i. J. 216 v. Chr. durch einen glücklichen Erfolg die Zuversicht seiner Truppen wieder aufzurichten. Genauer es zu bezeichnen: Marcellus hatte zunächst die Reste des alten Heeres in Apulien übernommen, war dann nach dem nördlichen Campanien gegangen und hatte mit Hülfe der aus Rom nachkommenden Schaaren in der angegebenen Stärke sich in Teanum Sidicinum aufgestellt. Während dann der Dictator Junius die neuformirten Truppen ebenfalls dahin

vorschob, um zunächst nur den Weg nach Latium den Karthagern zu sperren, rückte Marcellus nach Casilinum vor. Es galt, da Capua verloren war, jetzt namentlich die treu zu Rom haltenden griechischen und italischen Städte zu retten, die theils durch abfallslustige Elemente in ihren Mauern, theils durch Hannibal bedroht waren, dem es jetzt vor Allem darauf ankam, sich möglichst breit in Campanien festzusetzen, und namentlich die wichtigen Häfen dieses Landes zu gewinnen, die ihm die möglichst nahe Wasserverbindung mit Karthago öffnen sollten. Hier aber begannen die ersten Mißerfolge des großen Kriegsmeisters.

Der Versuch Hannibals, das griechische Neapel zu erobern, war bereits an der Tapferkeit der Einwohner gescheitert; jetzt warfen die Römer auch eine Besatzung in die Stadt. Nun wollten die Karthager die wichtige Centralstadt des südlichen Campaniens, das starke Nola, an sich ziehen, wo die Volkspartei für den Anschluß an Hannibal war. Noch im letzten Moment rief der höchst energische Adel der Stadt die Römer zu Hülfe. Marcellus gelangte glücklich von Casilinum her mit einer Abtheilung in die bedrohte Stadt, sicherte die innere Ruhe durch Hinrichtung von etwa 70 kompromittirten Demokraten, und warf in einem Ausfallsgefechte Hannibal selbst nicht ohne empfindliche Verluste zurück. Militärisch nur wenig bedeutend, war der moralische Eindruck dieses ersten Erfolges, den Marcellus dem gewaltigen Gegner abgewann, in der römischen Welt natürlich sehr bedeutend. Materiell freilich hielt er Hannibals Fortschritte keineswegs auf. Denn es gelang diesem, wenn auch erst nach harten Kämpfen, die campanischen Städte Acerrä und Nuceria zu erobern; freilich verließ die trotzige Bürgerschaft letzterer Stadt, deren Senat getödtet wurde, ihre Heimath nun gänzlich und siedelte nach den benachbarten römischen Plätzen über. Sogar das strategisch höchst wichtige Casilinum, wo sich nach der Schlacht bei Cannä zwei zur Theilnahme an derselben zu spät gekommene Bataillone italischer Bundestruppen, Pränestiner und Perusianer, unter Ermordung der abfallslustigen Einwohner hielten, fiel nach langer Blokade, welche die Römer nicht zu durchbrechen vermochten, zu Anfang d. J. 215 in Hannibals Hand, der den tapferen Vertheidigern erlaubte, sich freizukaufen.

Die herkömmliche Erzählung, daß der Theil des karthagischen Heeres, der die bequemen Winterquartiere zu Capua genommen hatte, durch dieselben erheblich verweichlicht worden sei, hat — soweit sich ersehen läßt — mehr Anspruch auf pikanten Reiz, als auf historische Glaubwürdigkeit. Wohl aber wird nun das Jahr 215 dadurch charakteristisch, daß der Krieg in Italien mehr und mehr „zum Stehen" kommt, daß dagegen — während Hannibal in Unteritalien andauernd eine gewaltige Masse römisch-italischer Truppen beschäftigt, ohne selbst weiter gegen Norden vordringen zu können, — das Schwergewicht des „aktiven" Krieges immer mehr auf die Kämpfe auf der vom Tajo und Bätis bis zum Aoos sich ausdehnenden Peripherie des ungeheuren Kriegsschauplatzes hinübergleitet. In Italien zunächst ver-

liefen die Dinge bereits merkbar zu Ungunsten der karthagischen Sache. Zwar hatte die römische Pedanterie es durchgesetzt, daß „auf Grund fehlerhafter Auspicien" die Wahl des trefflichen Marcellus zum zweiten Consul neben dem plebejischen Tiberius Sempronius Gracchus (dem Ahnherrn der Reformer des folgenden Jahrhunderts) wieder annullirt wurde, (natürlich nur weil auch Marcellus Plebejer war!!!!); nichtsdestoweniger blieb die neue Führung der römischen Armee vortrefflich. Einerseits nämlich hüteten die beiden Consuln — Gracchus bei Liternum an der Küste von Neapel, Fabius Maximus bei Cales nördlich vom Volturnus — und Marcellus, dieser jetzt als Proconsul von Nola und Suessula aus, mit zusammen mehr als sechs Legionen das nördliche Campanien und den Weg nach Latium gegen Hannibal und die Capuaner, während der Prätor M. Valerius Lävinus mit zwei (bisher in Sicilien beschäftigten, jetzt durch die der Schlacht bei Cannä entronnenen (S. 242) Truppen ersetzten) Legionen und einer Flotte die Ostküste überwachte, und von Luceria aus Apulien und Samnium brandschatzte. Ein Angriff der Milizen von Capua auf Cumä wurde durch den Consul Gracchus, meistens mit den bewaffneten Sklaven, („den s. g. Volonen") und mit Bundestruppen bei Hamä brillant abgeschlagen, die von Hannibal selbst gebotene Revancheschlacht aber klüglich vermieden. Mehr aber, als nach längerem erfolglosem Manövriren auf dem jetzt zu Gunsten der Römer eng begrenzten campanischen Kriegsschauplatze Hannibal zur Revanche für die Raubzüge des Marcellus nach Samnium hinein, jetzt mit Hülfe der (S. 244) aus Afrika früher angelangten Verstärkungen, sich energisch gegen Nola wandte, zog er in heißen Gefechten gegen Marcellus entschieden den Kürzeren. Als er nun, von Gracchus gefolgt, nach Apulien abmarschirte, um durch einen Schlag gegen Lävinus diese Schlappe und eine andere, die sein Unterfeldherr Hanno in Lucanien durch des Lävinus Legaten Tib. Sempronius Longus bei Grumentum erlitten hatte, wieder aufzuwiegen, mieden die Römer jedes Zusammentreffen. Er blieb dann in den Quartieren bei Arpi stehen, jetzt schon in Italien so bestimmt in die Defensive gedrängt, daß die campanischen Heere der Römer daran denken konnten, zum Angriff gegen Capua vorzuschreiten.

Je schwieriger also schon in dem Jahre nach dem Gewaltschlage bei Cannä die Lage Hannibals sich gestaltete, um so bestimmter mußte er auf die Hülfe von Außen zählen. Aber damit sah es auf der wichtigsten, auf der westlichen Seite der Peripherie des Kriegsschauplatzes, für die Karthager sehr schlecht aus. In Spanien nämlich erschütterte die feine Arbeit der römischen Diplomatie die Stellung der Karthager in bedenklichster Weise; die spanischen Völker wurden immer schwieriger und unzuverlässiger, ihre Aufgebote waren nur noch eine sehr unsichere Hülfe für die karthagischen Feldherren. Und nun gelang es sogar den beiden Scipionen, die ihr Hauptquartier Tarraco zu einem festen Hafenplatze ausgebaut hatten, den tapfern Hasdrubal, der die abgefallenen Städte zurückzuerobern suchte,

zweimal — nämlich zuerst bei Illiturgi am oberen Bätis (im heutigen Jaën), und dann wieder etwas weiter nördlich im Gebirge bei Intibili, — schwer zu schlagen. Das hatte die schlimme Folge, daß die in Karthago neu mobil gemachten Kriegsmittel größtentheils für Hannibal verloren waren. Die energischen römischen Generale säumten nun nicht, den Krieg immer nachdrücklicher in das eigentliche Machtgebiet der Karthager im spanischen Süden hineinzutreiben. Sie gewannen 214 die Stadt Castulon am oberen Bätis, stellten das den Karthagern entrissene Sagunt als Stadt und nun als römische Station wieder her, und drangen unter immer neuen Erfolgen im offenen Felde bis an die südlichen Abhänge des Gebirgs von Granada und bis zu der spanischen Südküste vor. Ja, im Laufe des Jahres 213 konnten sie bereits ihren Blick auf Afrika selbst richten. Es gelang ihnen damals, mit einem mächtigen numidischen Häuptling, Syphax mit Namen, der in den westafrikanischen Landschaften (jetzt das Gebiet von Algier und Oran) gebot, eine Allianz gegen Karthago abzuschließen. Römische Truppen freilich konnte man damals weder aus Spanien noch aus Italien nach Afrika schicken. Indessen gingen doch mehrere römische Offiziere nach Numidien, um das Fußvolk des Syphax besser zu schulen. Und unter dem Drucke dieses gefährlichen Nachbarn entstand unter den afrikanischen Unterthanen der großen Kaufmannsstadt eine so gefährliche Gährung, daß die Regierung zur Beschwörung des vor ihren Thoren auflodernden Brandes den General Hasdrubal mit einem Theile seines Heeres aus Spanien abrufen mußte, die Scipionen aber zunächst ungestört sich südlich vom Ebro ausbreiten und festsetzen konnten.

Während also die Aussicht für Hannibal, durch seinen Bruder von den Pyrenäen her endlich die erwartete starke Unterstützung zu erhalten, mit jedem neuen Jahre immer weiter in den Hintergrund trat, war eine andere Hoffnung bereits im Jahre 215 gescheitert. Auf der Insel Sardinien nämlich war der lange erwartete große Aufstand der Ureinwohner damals wirklich ausgebrochen und hatte sofort durch ein nicht unbedeutendes karthagisches Heer zu Fuß und zu Roß eine solide Unterstützung gefunden. Aber auch hier hatte sich die römische Kraft als überlegen bewährt, und es war dem römischen General T. Manlius Torquatus nicht sehr schwer geworden, die Empörung niederzuwerfen und die Karthager wieder zu vertreiben.

Desto günstiger schien sich für Hannibals Hoffnungen die Situation auf der südlichen und auf der östlichen Seite der Peripherie des Kriegsschauplatzes gestalten zu sollen. In Syrakus nämlich war schon 216 des alten Königs Hieron Sohn und vieljähriger treuer Gehülfe Gelon gestorben, und zu Anfang des Jahres 215 schied auch der alte wackere Freund der Römer selbst aus der Reihe der Lebenden; tief betrauert auch von den Griechen, wie er denn der Insel Rhodos, als sie um 227 v. Chr. durch ein Erdbeben entsetzlich heimgesucht worden war, vor allen Anderen durch die großartigste Wohlthätigkeit wieder aufgeholfen hatte. Jetzt fiel die Krone des

Reiches von Syrakus an einen Knaben, an des Gelon fünfzehnjährigen Sohn Hieronymos, den ihm die Prinzessin Nereïs, (des großen Pyrrhos Tochter, eine Schwester des epirotischen Königs Alexander, Bd. I, S. 611) geboren hatte. Der jugendliche König ließ sich wider Hierons klugen Rath sehr bald durch seine Verwandten bestimmen, den ihm von seinem Großvater gesetzten Vormündern die Gewalt zu entziehen und sich einer Hofpartei in die Arme zu werfen, welche von der Verbindung mit den seit Cannä anscheinend übermächtigen Karthagern eine Ausdehnung des Gebiets von Syrakus hoffte. Man knüpfte Beziehungen mit Hannibal an, der sofort zwei tüchtige Offiziere und gewandte Diplomaten nach Syrakus schickte. Diese Männer, die Brüder Hippokrates und Epikydes, die Enkel eines vor der Tyrannei des Agathokles seiner Zeit nach Karthago ausgewanderten Griechen und einer karthagischen Dame, nunmehr die einflußreichsten Männer des Hofes, bedachten sich nicht, dem albernen jungen Menschen für den Fall des Sieges die geforderte Abtretung des gesammten Sicilien in Aussicht zu stellen, und die Römer hatten jetzt einen Feind mehr zu beobachten. Während des Jahres 215 freilich kam es noch nicht zum Kriege. Als aber eine republikanische, römisch gesinnte Partei, — die aristokratischen und die wohlhabenden Bürger, denen die Gewaltherrschaft des jungen, auf Söldner und Proletarier sich stützenden Fürsten unerträglich wurde, — im Jahre 214 den Hieronymos in Leontini ermordet und sofort die Hauptstadt des kleinen Staates zur Erhebung fortgerissen hatte: da wurde Syrakus in den Strudel der wildesten und zerstörendsten Kämpfe hineingezogen. Anfangs zwar schien sich die junge Republik und mit ihr die Partei der Freunde Roms behaupten zu sollen. Als aber ein Schwiegersohn Hierons in den Verdacht gerathen war, Mordpläne gegen die neue Regierung zu verfolgen, und nun die letztere das ganze Geschlecht Hierons, darunter mehrere junge Mädchen, in syrakusischer, das heißt infam niederträchtiger Weise hatte niederwürgen lassen, wandte sich die Stimmung des Heeres und der Massen gegen die blutige Republik. Es gelang der karthagischen Partei, die Wahl des Hippokrates und Epikydes zu Strategen durchzusetzen. Nun folgte eine Zeit des Schwankens in Syrakus zwischen der Hinneigung zu Rom oder zu Karthago. Als nun aber Hippokrates von Leontini aus mit 4000 Mann auf eigene Hand Krieg gegen die Römer anfing, und nun der General Marcellus, den der Senat nach Sicilien geschickt hatte, Leontini erstürmte und 2000 als römische Ueberläufer erkannte Gefangene mit der schauerlichen Grausamkeit, die Roms Heerführer bis herab zu den Zeiten des Theodosius allezeit gegen Ueberläufer anwandten, einfach enthaupten ließ: so entbrannte unter der Armee von Syrakus, die viele solcher Leute in ihren Reihen zählte, und bei dem Demos eine solche Wuth, daß man den Hippokrates und Epikydes an die Spitze stellte, und nach Vollendung einer Fülle der wildesten Greuelthaten in der Stadt Syrakus nun offen von Rom abfiel. Damit war denn Marcellus genöthigt, einen ansehnlichen Theil der römischen Streit-

kräfte auf die Wiedereroberung dieser höchst wichtigen Stadt zu verwenden, was um so schwieriger wurde, weil inzwischen auch ein karthagisches Heer von 25,000 Mann, 3000 Reitern und 12 Elefanten auf der Südküste der Insel ans Land gestiegen war, Akragas gewann, und überall die Unzufriedenen ermunterte.

War damit die Lage der Römer wieder erheblich erschwert worden, so erwies sich die neue Gefahr, die seit 215 von Makedonien her gegen sie sich aufzuthürmen schien, als keineswegs erheblich. Allerdings hatte König Philipp V. zu Anfang des Jahres 215 v. Chr. eine Gesandtschaft an Hannibal geschickt. Es war endlich zum Abschlusse einer Allianz zwischen den Karthagern und Makedonen gekommen, auf Grund deren Philipp sich verpflichtete keinen Separatfrieden mit den Römern zu schließen, nunmehr die Römer zu Wasser und zu Lande energisch zu bekriegen, zunächst mit 200 Kriegsschiffen an der Ostküste Italiens aufzutreten. Dafür wiesen ihm die Karthager als Siegespreis die Besitzungen der Römer auf der Balkanhalbinsel zu, garantirten ihm die Herrschaft über die griechische Halbinsel und sagten ihm die Unterstützung gegen seine eventuellen Feinde bestimmt zu. Auch Demetrios von Pharos sollte seine illyrischen Besitzungen zurückerhalten.

Da war es nun sehr fatal, daß Philipps Botschafter auf ihrer Rückfahrt der römischen Flotte in die Hände fielen. Der Senat erschrak nicht wenig bei der ihm nunmehr winkenden Aussicht, in nächster Zeit nun auch noch die gefürchteten makedonischen Phalangen gegen die Legionen aufziehen zu sehen. Noch immer haftete an der makedonischen Armee, — wie im 17. Jahrhundert bis zur Schlacht bei Fehrbellin an Schwedens Fahnen der Nimbus Gustav Adolfs, Baniers und Torstensons, — der Ruhm Alexanders des Großen und der Ruf der Unwiderstehlichkeit. Es sollte die Makedonen nachmals theuer zu stehen kommen, daß die Römer jetzt alles Ernstes sie fürchten zu müssen glaubten. Einstweilen erhielt der Prätor M. Valerius Lävinus, der hier längere Jahre das Kommando führte, starken Nachschub zur Deckung der apulischen und kalabrischen Ostküste, und als Philipp endlich in der Lage war, den Vertrag mit Hannibal ratificiren zu können, war Rom wohl gerüstet, seinen Angriffen zu begegnen. Und nun zeigte es sich, daß Dank der unerwarteten Unsicherheit, Schwäche und Haltlosigkeit Philipps die neue Gefahr, mit welcher Hannibals Diplomatie das römische Italien von Osten her bedrohte, ganz auffallend gering wog. Philipp wagte es nicht, mit seinen kleinen Kriegsschiffen den fünfzig Penteren des Lävinus zu begegnen, und scheiterte 214 bei seinem Angriffe auf Orikos und Apollonia im südlichen Illyrien gegenüber den Truppen des Lävinus in sehr ruhmloser Weise. Die ehrfurchtsvolle Scheu der Römer vor den makedonischen Waffen verlor sich schnell. Und als später Philipp, der sich nun mit besserem Erfolge gegen einen den Römern befreundeten illyrischen Häuptling wandte, nach der Eroberung Tarents durch die Karthager (212)

den Weg nach Italien völlig geöffnet fand: da warf ihm die Diplomatie der Römer den Brand in das eigene Haus.

Philipp hatte durch seine Haltung in den griechischen Dingen, namentlich durch seine despotischen Launen, Gewaltsamkeit und Rechtsverachtung, seit dem Frieden von Naupaktos sehr schnell die Sympathie seiner hellenischen Verbündeten stark abgekühlt, hatte endlich auch durch die Vergiftung des alten, ihm lästig gewordenen Aratos, dem er noch dazu als Gast im Hause die Schwiegertochter verführte, tiefen Unwillen erregt. Und nun gelang es dem Lävinus i. J. 211, die Aetoler, die an dem langen Frieden ohne Raubzüge und am panhellenischen Idealismus auf die Dauer keinen Geschmack fanden und durch die Römer über Philipps letzte Absichten wahrscheinlich aufgeklärt waren, — durch die Zusage der Ueberlassung von Akarnanien und aller bis 217 an Philipp verlorenen Städte zum Abschluß der Allianz mit Rom zu bestimmen. Römer und Aetoler wollten jetzt, ohne Separatfrieden zu schließen, gemeinsam gegen Philipp Krieg führen. Von allen Eroberungen, die man bis nach Korkyra herauf machen würde, sollte der Grund und Boden den Aetolern, alle Beute sammt den Einwohnern den Römern zufallen. Dieser für beide Verbündete gleich schmähliche Raubvertrag trieb nun freilich die Achäer und die anderen griechischen alten Bundesgenossen wieder auf Philipps Seite. Aber Italien hatte seit dieser Zeit von Makedonien her nicht das Geringste mehr zu befürchten. Die griechische Welt ihrerseits, wo Dardaner, mehrere illyrische Häuptlinge, Elis, Messenien, Sparta und Attalos I. von Pergamon mit Römern und Aetolern sich zum Vorgehen gegen Philipp V. verbanden, wurde nun abermals der Schauplatz eines furchtbar zerstörenden Zerfleischungskrieges, der den Siegern in dem großen italischen Weltkampfe die Wege für die künftige Beherrschung des Ostens bahnte.

Wir kehren zunächst zurück zur Skizzirung des Ringens zwischen Rom und Hannibal seit Ablauf des Jahres 215 auf dem italischen Theile des Kriegsschauplatzes. Während also seit dieser Zeit, Spanien und Italien selbst ausgenommen, die Gefahren für Rom auf allen Seiten sich erheblich zu steigern schienen, steigerten auch die Römer mit verzweifelter Energie ihre Anstrengungen zur erfolgreichen Abwehr. Für das Jahr 214 wählten die Centuriatcomitien, — (freilich nicht, ohne daß der alte Fabius Maximus als Vorsitzender bei der Wahlhandlung mit energischer Aufbietung alles seines persönlichen Ansehens und Anwendung aller seiner Machtvollkommenheit die auf unerprobte Männer gefallene Wahl der ersten abstimmenden Centurie einfach kassirte,) — den alten Fabius Maximus selbst abermals und nun auch den kraftvollen Marcellus zu Consuln. Der letztere wurde jedoch, wie wir (S. 252) bereits fanden, nunmehr für längere Zeit durch die auf Sicilien neu entbrannten Kämpfe von Italien fern gehalten. Nun aber wurde unter Aufbietung aller Finanzkräfte des Staates und aller Opferwilligkeit der Bürger aller besitzenden und finanziell leistungsfähigen Klassen des Staates die aktive

Heeresmacht bis auf 150 Kriegsschiffe und bis auf 200,000 M. gebracht. Die Armee angehend, so standen acht Legionen dem Hannibal gegenüber, drei in Oberitalien den Kelten, eine in Brundisium, zwei hielten Rom besetzt, und je zwei standen in Sardinien und Sicilien; dazu kam das spanische Heer. Ein Viertel der waffenfähigen Mannschaft Italiens, aber thatsächlich ein viel höherer Theil der Römer und der noch zu Rom haltenden Italiker, stand also unter den Waffen. Alle bürgerlichen Arbeiten fielen mehr und mehr den Sklaven, den Frauen, Greisen und sonstigen Nichtkombattanten zu.

Trotzdem gelang es dem römischen Heer in Italien, — Tiberius Gracchus stand mit vier Legionen, auf Benevent und Luceria gestützt, Hannibal selbst gegenüber, der mit seiner Hauptmacht bei Arpi hielt, während Fabius Maximus mit vier andern Legionen den Angriff auf Capua vorbereitete, — nur sehr, sehr langsam, den Karthagern wieder Terrain abzugewinnen. Hannibal selbst, dessen Veteranen allmählich dahinschwanden, führte die Defensive, in die er hier gedrängt war, mit äußerster Ausdauer und Gewandtheit. Obwohl ihm die afrikanischen Verstärkungen ausblieben und sein Heer allmählich schwächer wurde, wagten es die Römer selbst bei bedeutender Uebermacht noch lange nicht, ihm wieder in offenem Felde zu rangirter Schlacht gegenüberzutreten. Der Krieg wurde auf der einen Seite aufgelöst in eine Reihe von Versuchen Hannibals, die großen Seehäfen der unteritalischen Küste zu erobern, die diesmal aber alle scheiterten, während er seinerseits die Gegner hinderte, Capua anzugreifen, dagegen als empfindlichen Verlust die Uebergabe der Festung Casilinum an die Römer zu verzeichnen hatte. Andrerseits gab es Kämpfe der Römer mit seinen Unterfeldherren. Hier hat sich Tiberius Gracchus Ruhm erworben, indem er mit seinen „Volonen", die sich hier ihre Freilassung glänzend erkämpften, das bruttisch-lucanische Heer des Generals Hanno bei Benevent aufs Haupt schlug. Das Uebelste für Hannibal wurde es, daß unter dem Drucke der römischen Angriffe und der an besiegten abgefallenen Italikern vollzogenen Strafgerichte und bei dem Mangel neuer imponirender Erfolge der Karthager die Zuversicht seiner italischen Verbündeten sank; so daß wiederholte Abfälle und Verräthereien zu Gunsten der Römer erfolgten, durch welche sich die betreffenden Städte, Parteien und einzelne Männer die Verzeihung des Senats zu erkaufen suchten. Selbst spanische Soldaten des karthagischen Heeres in Italien ließen sich durch die Kunde von der Lage der Dinge auf der Pyrenäischen Halbinsel zum Uebertritt in das römische Lager bestimmen. Der unangenehmste Verlust für Hannibal war indessen, daß 213 die wichtige Stadt Arpi verloren ging, wo die Bürger mit den eingedrungenen römischen Soldaten gegen die punische Besatzung zusammengewirkt hatten.

Einen wirksamen Fortschritt machte der entsetzliche Krieg auf den drei Hauptschauplätzen erst wieder im Jahre 212 v. Chr. Während nämlich in Italien der Kampf stockte, in Spanien die Sache der Karthager verloren schien, war die Aufmerksamkeit der kämpfenden Mächte, wie der Zeitgenossen

überhaupt mit besonderer Spannung auf die Belagerung von Syrakus gerichtet. Der tapfere Marcellus, der die ausgedehnte, durch König Hieron vortrefflich verschanzte, mit allen möglichen Kriegsmitteln überreich versehene Stadt von der Seeseite her mit fünfzig Penteren angriff, während der Prätor Appius Claudius von der Landseite aus die Arbeiten leitete, sah durch das Genie und die unerschöpfliche Erfindsamkeit des großen Kriegsbaumeisters Archimedes alle seine Anstrengungen scheitern. Trotz seiner Energie und trotz der Tapferkeit seiner Soldaten rückte der Angriff nicht vorwärts, und Marcellus sah sich genöthigt, nach achtmonatlichen Kämpfen die Belagerung in eine zähe Blokade umzuwandeln, wo es nun darauf ankam, der volkreichen Stadt möglichst die Zufuhr abzuschneiden, wie auch durch jähe Vorstöße militärische Vortheile zu gewinnen. Darüber aber wurde es sehr schwer, sich der Karthager unter Himilko zu erwehren, die (S. 253) Akragas nahmen, überall den Aufstand auf der Insel ermunterten, endlich eine starke Flotte nach dem Hafen von Syrakus geworfen und sich mit einer Truppenabtheilung am Fluße Anapos verschanzt hatten. Die furchtbare Härte, mit welcher der General Marcellus in diesem Kriege, der Siciliens Wohlstand für Jahrhunderte endgiltig vertilgt hat, mehrere wieder bezwungene sicilische Orte zur Strafe für den Abfall von Rom zerstörte, hielt den Aufstand nicht auf. Namentlich als der römische Kapitän L. Pinarius, der die Besatzung in Enna kommandirte, in seiner Besorgniß vor der unzuverlässigen Stimmung der Einwohner, bei deren Forderung, ihm die Schlüssel der Stadt und der Akropolis zurückzugeben, die Bevölkerung zur Volksversammlung ins Theater berufen und, als diese stürmisch zu werden begann, die wehrlose Masse hatte niederhauen lassen, — ohne daß nachher Marcellus (213) ein Wort der Mißbilligung für diese Blutthat fand, der vielmehr die Stadt den Soldaten zur Plünderung überließ: da wurde der Abfall immer allgemeiner, obwohl die Römer noch eine dritte Legion nach Sicilien schickten.

Endlich ist es im Frühling des Jahres 212 v. Chr. dem Marcellus gelungen, nachdem die Versuche, mit Hülfe der römischen Partei in Syrakus diese Stadt ohne längeren Kampf zu erobern, gescheitert waren, — bei Gelegenheit der wilden Orgien eines Artemisfestes die Schanzen des Quartiers Epipolä (mit Ausnahme des Forts Euryalos) und mit ihnen die Quartiere Tyche und Neapolis, mit Gewalt zu nehmen, die dann der Feldherr der Armee zur Plünderung überließ. Noch aber boten das Fort Euryalos, das starke Quartier Achradina und die Citadelle Ortygia den Römern hartnäckig Trotz, um so mehr weil die römischen Ueberläufer unter der Besatzung der Uebergabe mit größter Heftigkeit widerstrebten. Nun fiel zwar der Euryalos demnächst durch Verrath, ließ Marcellus' Gewandtheit alle Ausfälle des Epikydes und die Entschüttungsversuche der Generale Himilkon und Hippokrates scheitern. Trotzdem dauerte es noch bis zum Herbst des Jahres 212, ehe Syrakus wirklich fiel. Erst als die Seuchen des Sommers die Armee der Karthager am

Anapos, deren Führer beide selbst starben, völlig aufgelöst hatten und ein großartiger Versuch der Karthager, die Stadt von der See her neu zu verproviantiren, mißlungen war, gab Epikydes die Stadt auf und flüchtete nach Akragas. Noch einmal erlangte die römische Partei in der Stadt von Marcellus für den Preis der freiwilligen Uebergabe die Zusage der Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Stadt. Aber auch dieses wurde durch die fremde Besatzung vereitelt, welche in wilder Meuterei die Freunde der Römer mit Mord und Raub heimsuchte. Endlich machten es heimliche Einverständnisse mit spanischen Soldaten den Römern möglich, sich der Citadelle Ortygia zu bemächtigen. Nun entflohen alle Ueberläufer nach dem Inneren der Insel, und Achradina öffnete dem Sieger seine Thore.

Marcellus kümmerte mit seiner gewöhnlichen grausamen Härte sich nicht um die vielen Momente, die ihm, — nachdem zumal die Hauptschuldigen, die Ueberläufer, entkommen waren, — verständige Schonung gegen die Bürgerschaft von Syrakus geboten. Er überließ die Stadt schmachvoller Weise seinen durch den langen Kampf nach solchem Lohne gierig gewordenen Truppen zu systematischer Ausraubung, die natürlich von zahlreichen Blutthaten begleitet war, (auch Archimedes wurde ermordet,) obwohl sonst das Leben der Einwohner geschont werden sollte. Die Stadt ist damals für alle Zeiten ruinirt worden. Ihre herrlichen Kunstwerke wurden als köstliche Beute in Massen nach Rom abgeführt.

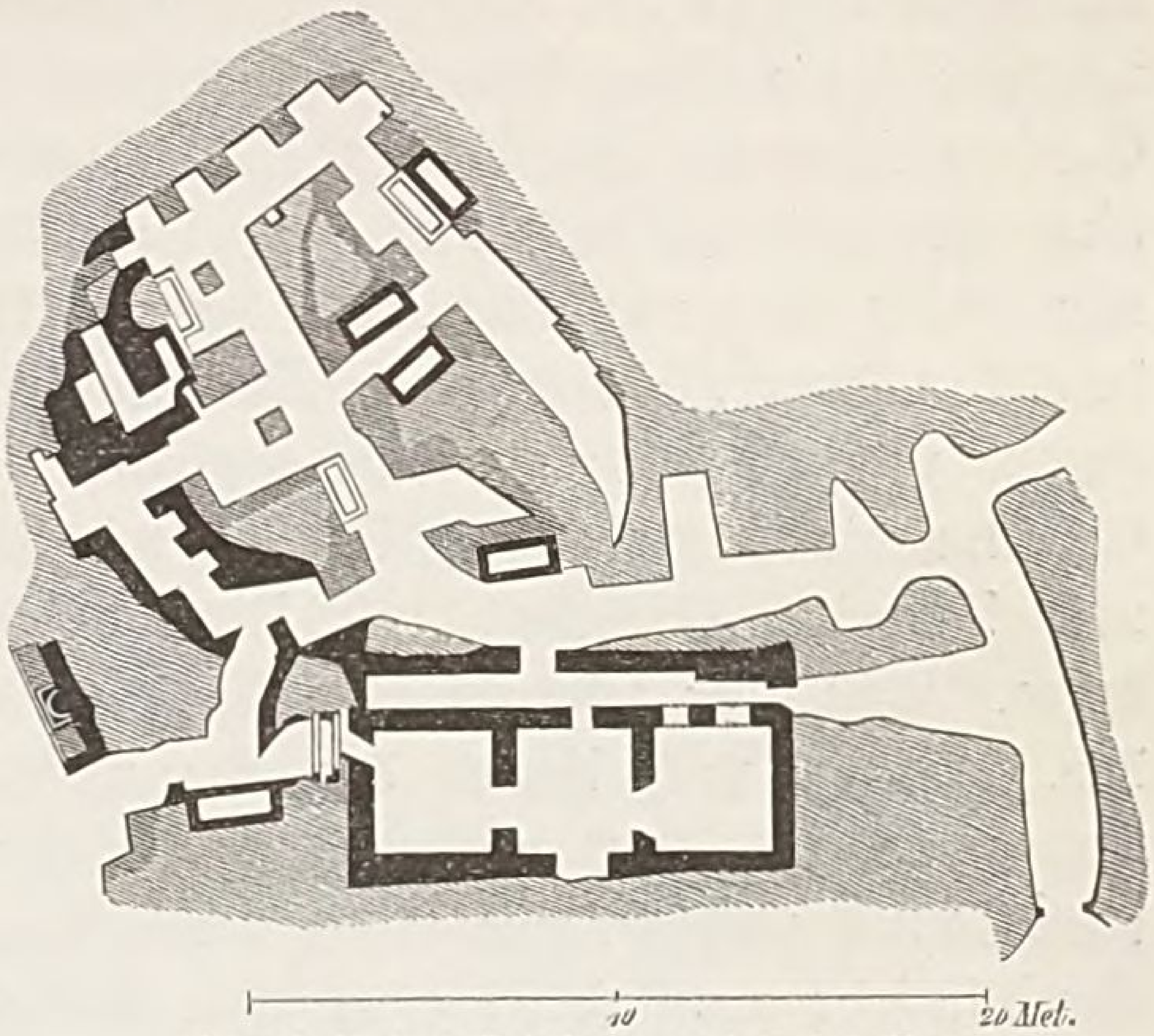
Der Krieg in Sicilien dauerte jedoch noch geraume Zeit fort. Hannibal nämlich schickte aus seinem Lager den unter Hanno und Epikydes zu Akragas stehenden Karthagern den ausgezeichneten numidischen oder libyphönikischen Reiterobersten Mutines zu Hülfe. Derselbe bereitete den Römern noch längere Zeit außerordentliche Schwierigkeiten, bis endlich die Eifersucht des Generals Hanno seine Thätigkeit lähmte und ihn bestimmte, im Jahre 210 Akragas an die Römer zu verrathen. Damit hatte der Krieg auf der zertretenen Insel sein Ende gefunden. Sie war nunmehr in ihrem ganzen Umfange römische Provinz. Nur Messana, Tauromenion und Neeton erhielten das Recht föderirter Gemeinden, waren von allen Abgaben frei und hatten nur im Kriege bestimmte Leistungen zu erfüllen. Dagegen verlor Syrakus, nunmehr die neue Hauptstadt der Provinz, seine Freiheit; kein Bürger der Stadt durfte in der Citadelle wohnen, ihr Gebiet und die Mark von Leontini wurde zum römischen Domanialgut geschlagen, die bisherigen Eigenthümer römische Pächter. Das griechische Akragas dagegen, dessen Volk 210 v. Chr. theils dem Schwerte, theils der Sklaverei verfiel, jetzt als römische Festung Agrigent genannt, wurde drei Jahre später mit neuen sicilischen Einwohnern besetzt. Zu möglichst harter Schädigung endlich der abgefallenen Sabeller hatten die Römer seit 210 die Räuberschaaren auf der Insel zusammengetrieben und von Rhegion aus auf Unteritalien losgelassen, wo bereits seit 213 der römische Ritter T. Pomponius Vejentanus mit einer kühnen Freischaar den Raubkrieg gegen die zu Karthago

abgefallenen Bruttier eröffnet, jedoch gegen die Karthager nicht viel ausgerichtet hatte.

Der Fall von Syrakus, der einen starken Theil der römischen Streitkräfte wieder frei machte, war für den Senat um so werthvoller, weil dasselbe Jahr 212 wider alles Erwarten auf zwei höchst wichtigen anderen Punkten des Kriegsschauplatzes die Schaale Roms in höchst bedenklicher Weise emporschnellen ließ. Bereits war der Nothstand im römischen Italien fühlbar im Wachsen; und während der Staat diesmal 23 Legionen aufbot, ohne merkbar schneller weiter zu kommen, sammelte sich in der Hauptstadt heimath- und brodlos gewordenes, verarmtes Volk in immer größerer Menge, sahen sich Regierung und Geistlichkeit veranlaßt, gegen die Neigung der Menge zur Hingebung an neue und fremdartige Priester, Wahrsager, Ceremonien und Beschwörungen einzuschreiten, zu denen das Volk griff, weil offenbar in der Nothlage der Zeit der Glaube an die Hülfe der vaterländischen Götter und Kulte tief erschüttert war. Nun aber hatte inzwischen die unsinnige Barbarei, mit welcher die Regierung die Geiseln von Thurii und Tarent, die einen Fluchtversuch gemacht, zur Auspeitschung und Hinrichtung verurtheilte, die bereits stark zu Karthago neigenden Bürger von Tarent dermaßen erbittert, daß sie im Jahre 212 dem Heere Hannibals ihre Stadt öffneten. Der römische Kommandant Gajus Livius Macatus rettete nur einen Theil der Besatzung und mit ihr die Akropolis, die Hannibal sofort zu Wasser und zu Lande hart blokiren ließ. Auch Metapont, Thurii und Heraklea schlossen sich jetzt den Karthagern an, deren Stellung in Unteritalien durch diesen Gewinn jetzt erheblich verstärkt war.

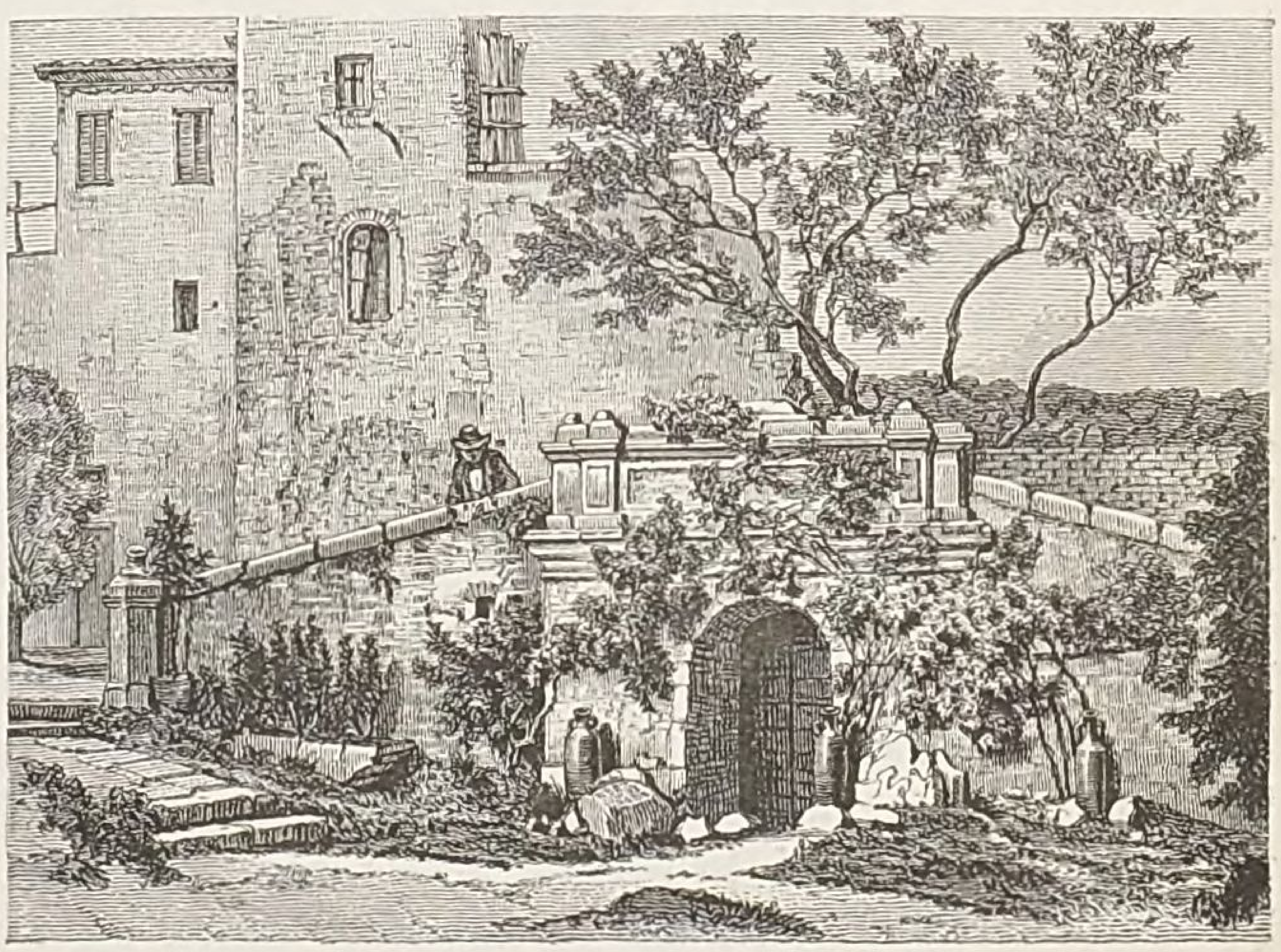
Viel bedenklicher noch für Rom gestalteten sich gleichzeitig die Zustände in Spanien. Der numidische Häuptling Syphax (S. 251) war nicht im Stande gewesen, das Feld zu halten, als der Barkide Hasdrubal mit seinen Truppen und mit den trefflichen numidischen Reitern, die ihm des Syphax alter Gegner Fürst Gala (in der heutigen französischen Provinz Constantine) unter seinem hochbegabten, jugendlich feurigen siebzehnjährigen Sohne Masannasa, gewöhnlich Massinissa genannt, stellte, gegen ihn ausrückte. Syphax mußte sich zum Frieden bequemen und zu den Scipionen flüchten. Die aufgestandenen Libyer wurden von den Karthagern grausam bestraft. Und nun konnte sich der energische Hasdrubal wieder nach Spanien wenden, wo die Scipionen nunmehr, um der Hydra dieses Krieges endlich mit erdrückender Macht zu begegnen, das gefährliche Wagestück gemacht hatten, 20,000 keltiberische Söldner zu werben, dann aber ihre Macht zu theilen. Als Gnäus mit diesen Spaniern und nur einem Drittel der römischen Truppen gegen Hasdrubal bei Antorgis am oberen Bätis vorging, gelang es den Karthagern, die anscheinend schlecht bezahlten Söldner durch Zahlung großer Geldsummen zum Abzug in ihre Heimath zu erkaufen, so daß Gnäus sich in aller Eile zur Flucht wenden mußte. Inzwischen hatten Mago und Hasdrubal Gisgonssohn mit Massinissas Reitern

das Heer des Publius schwer bedrängt und ihn nahezu in seinem Lager blokirt. Als Publius nun hörte, daß auch der spanische Häuptling Indibilis mit starker Macht gegen ihn anrückte, warf er sich demselben mit seiner Hauptmacht entgegen, wurde aber während des Gefechtes von den nachdrängenden Karthagern aufs Haupt geschlagen und selbst getödtet. Nun warf sich die gesammte Masse der Feinde mit Wucht auf Gnäus, der 29 Tage nach dem Tode seines Bruders mit seinen Truppen den Untergang fand.



Grundriß des Scipionengrabes bei Rom.

So hatten die Römer mit Einem Schlage Spanien bis zum Ebro wieder verloren. Nur die Energie der römischen Volksnatur hinderte jetzt die Afrikaner, ihrem großen Hannibal endlich die Hand in Italien zu reichen. Es war dem Legaten Titus Fontejus und dem jungen hochbegabten Ritter Gajus Marcius gelungen, die Trümmer der zerschmetterten Legionen über den Ebro zu retten, wohin auch die römischen Besatzungen aus dem Süden zu flüchten vermochten. Marcius, den die Wahl der Soldaten an die Spitze des improvisirten Heeres stellte, vermochte die Ebro-Linie wirklich zu behaupten, bis der Senat im Stande war, im Jahre 211 den Proprätor Gajus Claudius Nero mit 12 bis 15,000 Mann nach Spanien zu schicken, der es vermochte, durch kräftige Vorstöße nach dem Süden die Karthager militärisch wieder in Schach zu halten, während freilich seine diplomatischen Talente sehr wenig entwickelt waren.


Eingang zum Grabe der Scipionen.

So sah sich Hannibal einstweilen wieder auf das endlose Warten an-

gewiesen, und zwar in einem Momente, wo die Dinge in Italien endlich sehr entschieden zu Ungunsten seiner Sache sich drehten. Im Laufe d. J. 212 hatten die Römer sich angeschickt, die Stadt Capua, die bereits durch die Lasten des Krieges und namentlich durch die unaufhörliche Verwüstung ihrer Mark schwer litt, nun mit allem Ernste anzugreifen. Die Consuln Quintus Fulvius Flaccus, Appius Claudius und der Prätor Claudius Nero gingen auch mit 6 Legionen durch Samnium gegen den Süden vor. Es gelang nun allerdings dem Fulvius, in der Nähe von Benevent den Karthager Hanno, der große Proviantmassen nach Capua führte, aufs Haupt zu schlagen und seine Vorräthe zu erobern. Dann eröffneten die Consuln die Blokade von Capua, während Nero das Lager bei Suessula und Tiberius Gracchus mit seinen Volonen die Stellung bei Benevent bezog. Nun aber zeigte Hannibal den Römern noch einmal recht empfindlich, daß er noch immer der alte unüberwindliche Schlachtenmeister war. Schon hatten 2000 afrikanische Reiter unter Hanno und Bostar, die er nach Capua geschickt, mit Hülfe der campanischen Kavallerie die Reiterei der Consuln sehr empfindlich geschlagen. Und Hannibal selbst fand auf seinem Marsche von Tarent nach Campanien keinen Feind; das Heer des Tiberius Gracchus hatte sich aufgelöst, seitdem der tapfere Feldherr durch die tückische List eines vornehmen Lucaners unter den Händen eines karthagischen Trupps gefallen war. Die Consuln nahmen die Schlacht nicht an, die ihnen Hannibal bei Capua anbot, sondern wichen nach Westen und Süden zurück. Aber auf dem Rückmarsche durch Lucanien zerschmetterte Hannibal die Armee des M. Centenius, der mit 8000 Regulären und ebensovielen Freiwilligen hier den kleinen Krieg führte, vollständig, um gleich nachher des einen Consuls Bruder, den Prätor Gnäus Fulvius, der mit 18,000 Mann in Apulien stand, bei Herdonea dermaßen zu schlagen, daß nur 2000 Römer entkamen.

Trotzdem wurde der große Feldherr der römischen Zähigkeit nicht Herr. Fulvius, Appius Claudius und Nero hatten sich nach Hannibals Abmarsch bald wieder zusammengefunden und nun mit etwa 60,000 Mann das unglückliche Capua so hart als möglich einzuschließen begonnen. Sie stellten allmählich eine doppelte Kette von Schanzen her, welche ihre Winterlager mit einander verband, und ihre Truppen zugleich gegen Ausfälle der Belagerten, wie gegen Angriffe eines Entschüttungsheeres schützte. Die Capuaner konnten diese Arbeiten nicht aufhalten. Der Terrorismus der römerfeindlichen Partei ließ die Anträge des Senats mit Hohn abweisen, der Allen Leben, Freiheit und Vermögen zusicherte, die bis Mitte März 211 die Stadt verlassen würden. Und nun setzten die Proconsuln Fulvius und Appius Claudius Alles daran, die trotzige Stadt zu überwinden, in deren Mauern allmählich die Noth sich geltend zu machen begann. Endlich riefen die Belagerten den Hannibal zu Hülfe. Wohl erschien er jetzt in Sturmeseile mit leichten Truppen und 33 Elefanten auf dem Berge Tifata und nahm eine römische Schanze. Aber sein Versuch, die römischen Linien zu durchbrechen

und einem Ausfall seiner Freunde die Hand zu reichen, scheiterte. Und nun versuchte er es, mit höchster Kühnheit mitten durch die campanischen und latinischen Festungen hindurch direkt nach Rom zu marschiren, um durch diese Demonstration in Rom und im Lager von Capua allgemeinen Schrecken zu erzeugen und die Consuln zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen. Aber dieser überaus verwegene Schachzug scheiterte an der ruhigen Kaltblütigkeit der Römer. Wohl erreichte er den Anio zwischen Tusculum und Tibur, überschritt den Fluß, lagerte im Angesicht der italischen Hauptstadt und näherte sich mit seinen numidischen Schwadronen den Mauern. Aber trotz des Schreckens in der Stadt hielt der Senat aus. Die Stadt hatte zur Zeit Truppen genug, um eine Ueberrennung nicht fürchten zu müssen; und aus Campanien hatte man nur den Fulvius mit 16,000 Mann kommen lassen, ohne die Belagerung von Capua aufzugeben. Aber eine Schlacht nahmen die Römer nicht an. So zog denn Hannibal, in der Hoffnung, jetzt der Stadt Capua Luft gemacht oder ihren Bürgern einen Ausbruch ermöglicht zu haben, nach einigen Tagen unter gewaltigen Verheerungen durch das Land der Sabiner, Marser und Päligner wieder südwärts ab, brachte auch den ihm überall nachrückenden römischen Truppen noch einmal eine schwere Niederlage bei, — mußte sich aber bald überzeugen, daß die Ringe der Anaconda, die Capua umschlossen hielten, nicht gelöst waren. Er mußte die campanische Hauptstadt ihrem schrecklichen Schicksal überlassen.

Als der Senat von Capua sich entschloß, die Stadt den Römern zu übergeben, wählten 30 der angesehensten Männer zuvor den freiwilligen Tod durch Gift. Sie wußten, daß von Rom, am wenigsten aber von dem harten Sieger Fulvius, in diesem Falle Gnade nicht zu erwarten stand. Die Römer wollten einerseits den Abfall rächen; sie wollten ferner die alte Rivalität der stolzen Campanerstadt für immer aus der Welt schaffen; sie wollten endlich Hannibals Stellung in Italien völlig erschüttern durch den blutigen Beweis, daß die ganze Macht dieses Mannes nicht ausreiche, um seine italischen Verbündeten vor der Rache der Römer zu schützen. Fulvius ließ sofort die Senatoren der besiegten Stadt nach Cales und Teanum abführen und daselbst nach der infamen Art der römischen Justiz zuvor auspeitschen und dann erst enthaupten. Ebenso wurden in Atella und Calatia die führenden Männer getödtet. Mehrere Hunderte aus diesen Orten und aus Capua verkamen in römischen und latinischen Gefängnissen. Alle, die gegen Rom gefochten oder seit 216 ein Amt geführt hatten, wurden mit ihren Familien als Sklaven verkauft. Die niedere Masse sollte jenseits der Grenzen Campaniens angesiedelt werden. Capua, Atella und Calatia wurden mit ihrer Mark römisches Domaniallland, die alte campanische Großstadt mit einer Bevölkerung von Pächtern, Freigelassenen und Sklaven besetzt, die ohne kommunale Organisation durch römische Präfekten regiert wurde.

Damit war der Niedergang der karthagischen Sache deutlich angekündigt. Die Rechnung der Römer, durch die harte Heimsuchung der

Gemeinde Capua die Bande zu erschüttern, welche Unteritalien an Hannibal knüpften, zeigte sich als vollkommen richtig. Ueberall regte sich die den Römern geneigte Partei; das Vertrauen und die Zuversicht auf die Kraft und Leistungsfähigkeit der Karthager sank sehr tief, und jede Gemeinde, die nicht allzu blutig und hoffnungslos gegen Rom sich kompromittirt hatte, suchte jetzt ihren Frieden mit dem Senat zu machen, selbst mit Hülfe schnöder Auslieferung ihrer punischen Freunde an die Römer. So kam es, daß Hannibal, der weder sein Heer durch Auflösung in überall durch Verrath bedrohte Besatzungen schwächen durfte, noch unhaltbare Städte einfach zerstören mochte, einen Theil der unteritalischen Eroberungen aufgab und sich wesentlich auf die Behauptung der Landschaften Bruttium und Südlucanien, wie auch des Gebietes von Tarent beschränkte. Indem er noch immer mit starker Ausdauer auf die Ankunft Hasdrubals wartete, der dann freilich im besten Falle bei dem Einmarsch in Italien nahezu die ganze Länge der Halbinsel zu passiren hatte, um mit seinem Bruder zusammenzutreffen, diente ihm jene Stellung wie ein gewaltiges verschanztes Lager, von dem aus er andauernd gefährliche Vorstöße gegen die Römer versuchte, die nun endlich sich erlauben konnten, trotz aller Furcht vor ihrem großen Gegner in ihren militärischen Anstrengungen einigermaßen nachzulassen. Weil aber beide Parteien sehr wohl wußten, daß die letzte Entscheidung aus Spanien kommen mußte, so wurde der italische Krieg jetzt merklich lauer geführt. Doch fehlte es natürlich auch jetzt nicht an namhaften Waffenthaten, derart daß Verlust und Gewinn für beide Theile einander die Waage hielten. Während im J. 210 der vielberühmte Consul Marcellus als Oberfeldherr die Wiedergewinnung Unteritaliens fortsetzte und sich mit Hannibal selbst einmal bei Numistro in Lucanien in heißem, aber unentschiedenem Gefecht maß, zertrümmerte der große Karthager wieder bei dem apulischen Herdonea das Heer des Proconsuls Gnäus Fulvius Centumalus so vollständig, daß der Feldherr selbst mit 11,000 Mann den Untergang fand. Dagegen zog Hannibal im Jahre 209 bei einem neuen Zusammentreffen mit seinem heftigsten Gegner Marcellus im Gebirge nicht fern von Canusium nach hartem Kampfe den Kürzern, und hatte das weitere Unglück, daß — während er selbst in Bruttium Ausfälle der Römer von Rhegion abwehrte, die Hirpiner und Lucaner zu Rom übertraten, und daß es dem alten Fabius Maximus möglich wurde, die Stadt Tarent, wie sie durch Verrath verloren war, nun auch durch Verrath zurückzugewinnen. Damals ging der Wohlstand auch dieser griechischen Stadt für immer zu Grunde. Die stürmenden Römer wütheten furchtbar unter Besatzung und Einwohnern; die Stadt wurde geplündert, 30,000 Einwohner als Sklaven verkauft, und für den römischen Staatsschatz 3000 Talente gewonnen. Unter den vielen hier erbeuteten Werken griechischer Kunst hat später die Bildsäule der „Siegbringerin" Victoria (adveniens) eine welthistorische Bedeutung gewonnen, seit sie nachmals Augustus über einem Opferaltar in der von ihm als Sitzungssaal des Senats

neu erbauten Curia Julia aufgestellt hatte. Dagegen verloren die Römer wieder den rüstigsten und thatkräftigsten ihrer älteren Generale, eben den Marcellus, der als Consul im Jahre 208 bei einem unbedeutenden Recognoscirungsgefecht mit numidischen Reitern in der Gegend von Venusia den Tod fand. Hannibal, der trotz seiner Feindschaft gegen die Römer im Kriege eine Art der Ritterlichkeit und Courtoisie gegen die römischen Feldherren entfaltete, wie sie die italischen Heerführer nicht zu üben verstanden, ließ, wie er es wiederholt nach seinen Siegen gethan hatte, auch diesmal die Leiche seines tapfern Gegners mit allen militärischen Ehren bestatten. Und nun sollte er plötzlich wider sein und der Römer Erwarten durch die trügerische Gunst des Kriegsglückes sich vor die nahe Aussicht gestellt sehen, den Krieg endlich doch zum Vortheile Karthagos beendigen zu können.



Scipio Africanus (Neapel).

Der römische Senat hatte im Jahre 211, als Claudius Nero der ihm zugefallenen Aufgabe doch nur halb gerecht, von Afrika aus aber gewaltige Anstrengungen gemacht wurden, nun endlich Hasdrubal und Massinissa mit starker Macht nach Italien zu schicken, den Beschluß gefaßt, die Führung des spanischen Krieges einem Feldherrn mit proconsularischer Gewalt zu übertragen, der starken Zuzug mitnehmen, aber außerordentlicher Weise von der Gemeinde ernannt werden sollte. Anfangs wollte sich Niemand um diese bedenkliche Ehre bewerben. Da trat ein junger Kandidat auf, ein Jüngling (S. 240 ff.) von nur erst 24 Jahren, ein gewesener Aedil, der noch nicht das gesetzliche Alter für die höheren Aemter erreicht hatte. Aber es war der natürliche Bluträcher der gefallenen Scipionen, es war des todten Publius ritterlicher und allgemein beliebter Sohn Publius Cornelius Scipio, dem Volk und Senat nun gern das wichtige Kommando übertrugen. Um diesen Feldherrn hat die dankbare Erinnerung der Zeitgenossen und vielleicht auch die poetische, wie die politische Huldigung der römischen Welt und der seinem Hause später vertrauten Historiker einen ganz eigenthümlich wunderbaren Nimbus gewoben. Die antike Nachwelt hat es niemals vergessen, daß ihm der Ruhm zugefallen ist, den bis dahin unbesiegten Hannibal endlich zu Boden gestreckt, den Schrecken dieses grauenhaften Krieges das Ende gesetzt zu haben. Auch das hat nachmals sein Andenken in Rom gehoben, daß aus seinem Blute die edlen Jünglinge entstammten, die etwas über zwei Menschenalter später die Riesenarbeit der inneren Reform

in die Hand nahmen. Seinen Zeitgenossen war der enthusiastische junge Held, — mochte immerhin sein Glück noch größer sein, als seine militärische Begabung, die wohl nicht sehr weit über die etwa des Marcellus hinausging, — eine durchaus sympathische Persönlichkeit, an der sich die Hoffnungen sehr Vieler zu neuer Zuversicht und Begeisterung aufrichteten. Ritterlich tapfer, schön, anmuthig und gehalten in seiner Art sich zu geben; voll kühnen Glaubens an seinen Stern; dabei nicht ohne bewußtes Geschick, das Interesse des Volkes für sein Auftreten zu fesseln; ein Mann hohen Sinnes und großartiger Auffassung der Verhältnisse; bei gewaltiger Energie und echt römischer Kraft bereits von hellenischer Bildung durchdrungen: ist dieser Scipio zugleich eine liebenswürdige Erscheinung, ein Feldherr, der — eine seltene Ausnahme in diesem grauenvollen Ringen der Nationen — in seinem Herzen noch eine Stelle gerettet hatte, wo die über dem vieljährigen Morden und Vernichten dieser Schreckenszeit fast unverständlich gewordenen Gedanken der Menschlichkeit und Großmuth noch einen Boden fanden.

Publius Scipio also wurde in Begleitung des kriegserfahrenen Proprätors Marcus Silanus und des ihm eng befreundeten Admirals Gajus Lälius mit reichen Geldmitteln und 11,000 Kriegern als Proconsul im Winter 211/10 nach Spanien abgeschickt. Und hier gelang es ihm, seine Feldherrnlaufbahn sofort durch ein imposantes Heldenstück glänzend zu eröffnen. Schnell genug wußte er die Sympathie der römischen Armee in Spanien zu gewinnen. Nicht minder rasch erkannte er die argen Fehler der karthagischen Generale, die unter einander hadernd sich weit von einander entfernt, dazu aber auch durch Habsucht und Grausamkeit die Völker des wiedergewonnenen Spaniens schwer erbittert hatten. Scipio wußte, daß die drei feindlichen Heerführer, — der eine an der spanischen Südwestspitze, der andere am unteren, der dritte am oberen Tajo, Alle aber — mehr als 10 Tagemärsche von dem Hauptarsenal und großen Waffenplatze Neukarthago entfernt standen, diese Festung aber nur mit tausend Mann besetzt war. Er ließ daher nur 3000 Mann und 500 Reiter unter Silanus am Ebro, und wandte sich im Frühling 210, während Lälius die Flotte in derselben Richtung führte, mit 25,000 Mann und 2500 Pferden in Eilmärschen von Tarraco aus direkt südlich gegen Neukarthago. Und als er nun nach sieben Tagen mit Heer und Flotte (35 Schiffe) vor den unbezwinglichen Werken stand, ließ er die Flotte demonstriren, wies einen Ausfall glücklich ab, und deckte durch einen Sturm auf die Nordseite die Verwegenheit, mit welcher bei Eintreten der Ebbe ein anderer Theil seines Heeres den (S. 212) in dieser Stunde für kurze Zeit passirbaren Watt oder Strandsee auf der Westseite der Stadt überschritt und nun die auf dieser Seite schwache und unbesetzte Mauer erstieg. Nun metzelten die Römer in der Stadt Alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam, bis der Kommandant auch die Burg übergab. Dann begann die bei den Römern übliche systematische Plünderung, während welcher jedoch — wie es Brauch war — die eine Hälfte des Heeres unter den

Waffen blieb. Aber auch die für den Staat gewonnene Beute an Geld, Proviant, Kriegsmaterial, Schiffen und als Sklaven zu verkaufenden Bürgern war ungeheuer; nicht minder wichtig, daß alle karthagischen Geiseln der spanischen Stämme jetzt in Scipios Hand fielen. Mit deren kluger, mehrfach durch graziöse Formen gehobener und mit wohlberechneter Courtoisie verbundener Zurückgabe an ihre Familien erschütterte er nun auch weiter die durch sein kühnes Wagestück bereits stark untergrabene karthagische Machtstellung in der erfolgreichsten Weise. Andrerseits hat Scipio mit seltener Großmuth die Bewohner der bezwungenen Stadt nicht verkauft, sondern ihnen die Freiheit in Gnaden geschenkt.

Von Tarraco aus organisirte Scipio, dem nun der Senat sein Kommando auf unbestimmte Zeit verlängerte, sein Heer neu. Indem er die Flotte auflöste und deren Besatzung zu seinem Landheer zog, glaubte er stark genug zu sein, um gleichzeitig den Karthagern die Pyrenäen sperren und angreifend gegen den spanischen Süden vorgehen zu können. Damit beging er aber einen schweren Fehlgriff, den unmittelbar gut zu machen das Schicksal des Krieges nicht ihm gewährte. Der Barkide Hasdrubal wollte jetzt unter allen Umständen mit starker Macht nach Italien ziehen. Als daher Scipio i. J. 209 ihn endlich in der Minengegend nördlich von Castulon und dem oberen Bätis bei Bäcula faßte und zur Schlacht zwang, wich Hasdrubal, als der Kampf eine üble Wendung nahm, mit erheblichen Verlusten schnell aus, überließ den Römern die Ehre des Sieges und wandte sich mit seiner Kasse, mit dem besten Theil des Heeres und der Elefanten schnell nach dem oberen Tajo. Scipio verfolgte ihn nicht, und setzte indessen das Werk der Gewinnung der spanischen Völker für Rom fort, dachte auch bereits an neue Anknüpfungen mit Syphax. Er war schwer überrascht, als er endlich hörte, wo Hasdrubal wieder auftrat.

Der karthagische General hatte sich durch eine Reihe kluger Bewegungen den Augen der Römer völlig entzogen. Er war allmählich nach dem fernen lusitanischen Westen marschirt, hatte endlich die römischen Stellungen gänzlich umgangen, war anscheinend am Ocean hin gezogen und durch die unbesetzten westlichen Pässe der Pyrenäen nach Gallien gekommen. Das Detail dieses Zuges und die Zeit, welche Hasdrubal darüber verbringen mußte, sind uns nicht näher bekannt, wie überhaupt die ganze Chronologie der spanischen Kämpfe seit dem Tode der beiden älteren Scipionen unsicher und streitig ist. Sicher ist nur, daß die Römer seit Ende d. J. 208 durch ihre treuen Massalioten bestimmt erfuhren, daß ein neues starkes karthagisches Heer sich den Alpen näherte.

Die Sorge des Senats war sehr groß; man war nahe daran, an der Rettung Italiens zu verzweifeln. Schon die letzten Kriegsjahre hatten es den führenden Männern in Rom zum Entsetzen deutlich gemacht, daß zwar nicht die Manneskraft und das soldatische Material, wohl aber die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit und die Finanzkräfte des römischen Italien in

gefährlicher Abnahme begriffen, ja daß selbst die Spannkraft des Volkes weithin fühlbar im Sinken waren. Nicht nur war die Opferwilligkeit der besitzenden Klassen wiederholt bis auf das Aeußerste ausgenützt worden, — die Soldaten aus den besser situirten Ständen, die Unteroffiziere und die Reiter dienten schon lange ohne Sold: das Volk wurde mehr und mehr des Krieges satt, der Jahr aus Jahr ein die Jugend Italiens und die durch die schwere Zeit empfindlich geschmälerten Einkünfte des Landes verzehrte und das Land dermaßen entvölkerte, daß selbst der Ackerbau an vielen Stellen gänzlich unterbleiben, Getreide von auswärts bezogen werden mußte, ohne daß doch jemals große entscheidende Schläge gegen Hannibal zu erzielen, und überhaupt ein Ende des Kampfes abzusehen war. Mehr aber, während die führenden Geschlechter der Republik mit unerschütterlicher Zähigkeit den entsetzlichen Kampf nur durch einen sicheren und durchschlagenden Sieg beschließen wollten, erhoben im Jahre 209 mehrere der Städte latinischen Rechtes, in Etrurien und Latium, im Marserlande und im nördlichen Campanien, nämlich Ardea, Nepete, Sutrium, Alba, Carseoli, Sora, Suessa, Circeji, Setia, Cales, Narnia und Interamna in Rom offenen Widerspruch gegen neue Aushebungen und Kriegssteuern. Der Senat war um so mehr betroffen, weil man wußte, daß auch in der seit Flaminius' Tode von den Leiden des Krieges doch unmittelbar nicht mehr berührten Landschaft Etrurien eine allgemeine Gährung herrschte. In so gespannter Lage wirkte es wahrhaft befreiend, daß die Vertreter der Mehrheit der Städte und „Kolonien" latinischen Rechtes, (Signia, Norba, Saticula, Fregellä, Luceria und Venusia, Brundisium, Hadria, Firmum, Ariminum, Cremona und Placentia, Cosa, Pontiä und Pästum, Benevent, Aesernia und Spoletium) durch den Mund des M. Sextilius von Fregellä verkünden ließen, daß sie mit allen ihren Mitteln unbeirrt allen Anforderungen der Römer nachzukommen bereit wären. Der Senat war klug genug, die widerwilligen Gemeinden nicht zu bestrafen, sie einfach zu ignoriren, und nur durch glänzende Ehrenbeschlüsse zu Gunsten der opferwilligen Orte zu beschämen. Dagegen erschien die Gährung in Etrurien, wo schon 212 bedenkliche Zeichen zum Vorschein gekommen waren, namentlich in Arretium, so gefährlich, daß endlich nach rascher Unterdrückung der im Entstehen begriffenen Complotte die ganze Landschaft 208 mit zwei Legionen besetzt wurde. Unter diesen Umständen war die Stimmung des Senats wahrlich nicht mit Unrecht gegen Scipio stark gereizt, der den Hasdrubal aus Spanien hatte entkommen lassen, war man in der That in halb verzweifelter Stimmung bei der Aussicht, im nächsten Jahre die Macht der Karthager in Italien mehr als verdoppelt zu sehen. Trotzdem rüstete man mit ruhiger Energie so stark wie nur je zum Kampfe, der jetzt zum Existenzkampfe sich zuspitzen zu sollen schien. Während wiederum Vorzeichen aller Art auftauchten, und böse Omina durch Akte grausamen Aberglaubens gesühnt; während aber auch ein eigenes großes Sühnefest gefeiert wurde, bei welchem eine feierliche Prozession von dem Tempel des Apollo durch die Stadt zu feierlichem Opfer nach dem

Tempel der Juno auf dem Aventin wanderte, bei welcher 27 Jungfrauen in langen Gewändern einen von Livius Andronicus (S. 208) zu Ehren der Göttin verfaßten Hymnus sangen, — stellte der Senat unter Aufbietung aller Kräfte wieder 23 Legionen auf; selbst die meisten Seekolonien mußten diesmal Mannschaften für das Landheer stellen. Aus Spanien und Sicilien wurde ein Theil der Truppen, sowie eine Anzahl Söldner, nach Italien zurückgenommen.

Zur Leitung des Krieges wurden für d. J. 207 die besten Heerführer gewählt, die man seit Marcellus' Tode in Italien zur Hand hatte. Jener tapfere Claudius Nero, des Consuls Appius Claudius Urenkel, und ein seit längerer Zeit (ungewiß, ob durch seine Schuld) dem öffentlichen Dienste entfremdet gewesener alter Haudegen, Marcus Livius Salinator, der erst noch mit dem ihm persönlich verfeindeten Nero versöhnt werden mußte. Zunächst gelang es, als nun der Frühling 207 v. Chr. anbrach, den Römern nicht, das Heer Hasdrubals in Oberitalien aufzuhalten. Während der Consul Nero mit 40,000 M. und 2500 Pferden nach Venusia zog, um Hannibal aufzuhalten, ihn aber trotz eines Kampfes bei Grumentum nicht hindern konnte, bis nach der Gegend von Canusium vorzudringen, wo die Römer und Karthager nun einander beobachteten, war im Norden Hasdrubal, der sein Heer jetzt durch spanische und keltische Werbungen bis auf 60,000 Mann gebracht hatte, ohne Hinderniß über die Alpen gegangen, hatte 8000 durch sein Gold bereits gewonnene Ligurier an sich gezogen, die oberitalischen Kelten in Masse zu den Waffen gerufen, und nach vergeblicher Berennung der Festung Placentia den Weg nach Ariminum angetreten. Sein Plan war es, bei dem umbrischen Narnia sich mit Hannibal zu vereinigen und mit seinem Bruder zusammen auf Rom vorzudringen. Da wollte es Karthagos Verhängniß, daß Hasdrubals Depesche nicht sehr fern von Hannibals Stellung in die Hände der Römer fiel. Nun zeigte sich Nero der Lage als vollkommen gewachsen. Er dirigirte eine bei Capua stehende Legion sofort nach der Hauptstadt, dagegen zwei Reservelegionen von Rom in aller Eile nach Narnia, und wagte auf alle Gefahr hin den großen Entschluß, nur einen Theil seines Heeres zu Hannibals Täuschung in Apulien stehen zu lassen. Er selbst eilte heimlich mit seinen besten Truppen, 7000 Mann und 1000 Reitern, durch die begeisterte Hülfe der Italiker energisch gefördert, durch die Kantone der Ostküste nordwärts nach Sena Gallica, wo er seinen Kollegen Livius mit vier Legionen aufgestellt fand. Nun galt es, unter allen Umständen die Karthager zu schlagen, ehe etwa Hannibal doch nachrücke. Hasdrubal, der bereits den Römern sehr nahe gekommen war, blieb über die Ankunft des Nero nicht im Dunkeln. Unsicher geworden über die militärische Lage in Unteritalien, wollte er zunächst den Consuln ausweichen und trat in der Nacht den Rückzug an. Aber durch die Treulosigkeit seiner Führer verirrte er sich, und sah sich am Morgen von den Römern angegriffen, als er den Fluß Metaurus überschreiten wollte. Nun mußte er in sehr ungünstiger Lage,

den Metaurus im Rücken, mit ermüdeten Truppen die Todesschlacht annehmen. Er leitete sie ganz geschickt ein. Auf dem linken Flügel standen die Kelten in unangreifbarer Stellung; auf dem rechten die Ligurier und Spanier mit 10 Elefanten. Da die römische Linke unter Livius in langem Kampfe gegen sie nichts ausrichtete, so verließ endlich Nero seine Stellung gegenüber den Kelten, um sich auf die linke Spitze des Livius zu ziehen und die Spanier zu überflügeln. Da die Kelten diese Verwegenheit nicht benutzten, sondern es vorzogen, sich zu betrinken, so konnte Nero den tödtlichen Stoß gegen die Spanier führen. Hasdrubal selbst suchte und fand den Tod in heißer Reiterschlacht. Die karthagische Armee wurde — militärisch — vollständig vernichtet, es war ihr Cannä. Zwar hatten auch die Römer sehr erhebliche Verluste zu beklagen. Aber das Volk hatte Grund zu enthusiastischem Jubel, der Senat Grund, ein Dankfest von drei Tagen anzuordnen. Italien war gerettet, und in der That der Krieg zu Gunsten der Römer entschieden. So empfand auch Hannibal, als er die zerschmetternde Kunde von der Schlacht am Metaurus dadurch zuerst erhielt, daß die Rohheit der Römer das blutige Haupt seines Bruders den Vorposten des Lagers bei Canusium vor die Füße werfen ließ. Zwei gefangene Karthager, die Nero an Hannibal abschickte, theilten ihm das Nähere über das Scheitern aller seiner Hoffnungen mit. „Nun erkenne ich das Schicksal Karthagos," hatte der große Mann schmerzerfüllt ausgerufen, als er das Haupt Hasdrubals erblickte. Er zog sich sofort nach Bruttium zurück. Nichts blieb ihm mehr übrig, als durch die furchtbare Wucht seines Namens von hier aus noch vier Jahre lang die volle Freiheit der römischen Bewegungen zu lähmen.

Die nächste Folge der großen Katastrophe am Metaurus war, daß der Krieg in Italien erheblich zu stocken begann. Während das Volk überall aufathmete, wieder hoffnungsvoll zu den Arbeiten des Friedens zurückkehrte, der Senat aber die Herstellung des Landes (und leider auch wieder viele politische Prozesse gegen solche Italiker, die in der Zeit der letzten Krisis punische Sympathien verrathen hatten,) in Angriff nahm, wurde Hannibal zunächst nur wenig behelligt und konnte in starker Defensive durch die Kraft seiner Persönlichkeit sein buntgemischtes Heer andauernd fest zusammenhalten.

Größere Dinge wurden erst möglich, als der spanische Krieg so gut wie erledigt war. Scipio hatte hier während Hasdrubals Abwesenheit sich um so bequemer ausbreiten können, weil Mago mit seinen Truppen nach den Balearen, und Hasdrubal Gisgonssohn nach dem fernen Westen ausgewichen war. Aber im Jahre 207 erschien aus Afrika ein neues Heer unter Hanno. Nun fanden sich auch die andern Feldherren wieder in Südspanien zusammen. Aber als der Legat Marcus Silanus die vereinigten Schaaren des Mago und des Hanno geschlagen, den letzteren selbst gefangen genommen hatte, vertheilte Hasdrubal sein Heer in eine Reihe fester Städte,

von denen die Römer zunächst nur eine erobern konnten. Mit letzter Anstrengung boten die Karthager für 206 ein neues Heer auf, 32 Elefanten, 4000 Reiter und 70,000 Mann, diese freilich meistentheils nur spanische Milizen. Und gegen diese Massen bestand Scipio wieder eine Hauptschlacht bei Bäcula, in welcher seine Feldherrntüchtigkeit den entscheidenden Sieg gewann. Das feindliche Heer löste sich auf, und nun behaupteten die Karthager in Spanien nur noch Gades. Während die Römer noch die widerstrebenden spanischen Plätze, Illiturgis, Castulo und Astapa, zum Theil mit grausamer Härte unterwarfen, bereits neue Verbindungen mit Syphax, ja selbst mit Massinissa, einleiteten, Scipio aber theils durch eine Krankheit, die zum Ausbruch einer Meuterei unter seinen Truppen Anlaß gab, theils durch das Auflodern eines Aufstandes in Spanien, den er schnell zu dämpfen hatte, beschäftigt war, endlich aber nach Italien abging, um sich für das Jahr 205 um das Consulat zu bewerben: erhielt Mago aus Karthago den Auftrag, nun auch Gades zu räumen und mit allen dort noch vorhandenen Truppen und Kriegsmitteln, jetzt zu Wasser, einen neuen Einfall in Italien zu unternehmen. Auch Hannibal sollte neue Verstärkungen erhalten, und Philipp von Makedonien wurde ernstlich um endliche Hülfe angegangen.

Während also die Zeit bereits gekommen war, wo der jugendliche Eroberer von Spanien schon daran dachte, den Krieg nach Afrika hinüberzuspielen, bot man in Karthago die letzten Kräfte auf, um das drohende Verderben abzuwenden. Von Makedonien jedoch war nichts mehr zu erwarten. Der Krieg in Griechenland hatte sich seit 211 zu sehr erheblichem Schaden des Wohlstandes der hellenischen Völker und Städte, aber sehr bedeutungslos für die Entscheidung des italischen Weltkampfes mehrere Jahre lang hingeschleppt. Die Sache verlief, wie wenige Jahre zuvor zur Zeit des Bundesgenossenkrieges. Große Schläge waren selten. Die Aetoler, durch die Kriegsschiffe der Römer und Pergamener unterstützt, suchten theils Akarnanien, theils eine Reihe mittel- und nordgriechischer Orte sich zu unterwerfen, zugleich auch — durch die illyrisch-thrakischen Völker vom Norden her unterstützt — durch Thessalien gegen Makedonien vorzudringen. Im Peloponnes hatten sie von Elis her Angriffe auf die Achäer versucht. In Sparta war nach dem Ausgange des Königs (Bd. I, S. 632) Lykurg (211) der Führer der ätolischen Partei, der junge und kriegsfrische Machanidas, in den Vordergrund getreten und hatte unter Beseitigung von Lykurgs Sohn Pelops 210 die höchste Gewalt als militärischer Tyrannos ergriffen. Die Geschichte der harten spartiatischen Oligarchie war zu Ende. Es begann auch am Eurotas die Zeit der Tyrannis, zunächst aber so, daß Machanidas den Achäern sehr ungestüm zusetzte.

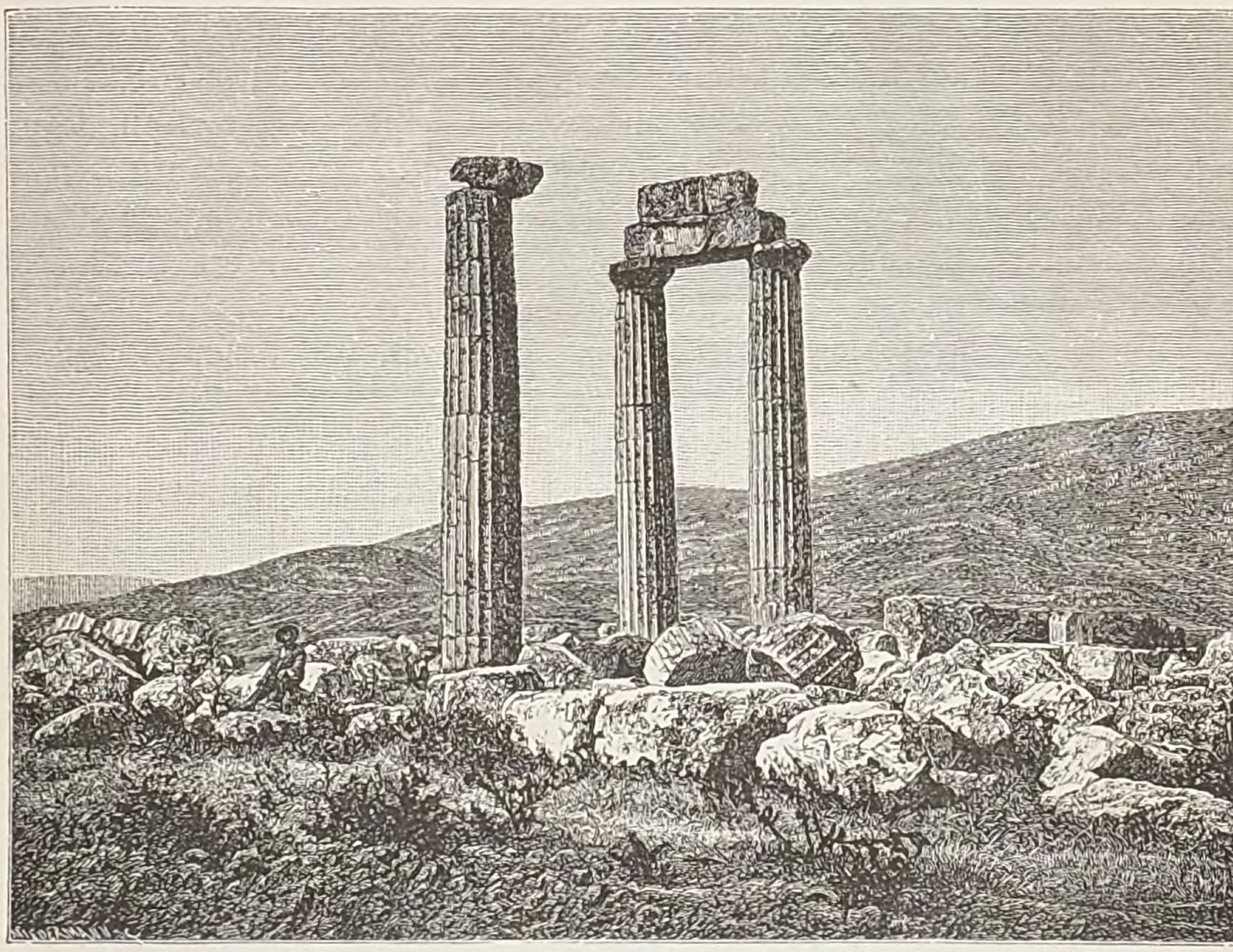
Die Römer haben es unter diesen Umständen sehr leicht gehabt, durch mäßige Unterstützung der Aetoler jede Gefahr von Osten her dauernd von Italien abzulenken. Der Verlauf dieses neuen griechischen Krieges ist nur insoweit für uns wichtig, weil sich gerade damals auf dem Boden des

alten Hellas die Verhältnisse ausbildeten, die zehn Jahre später der griechischen Politik der Römer und der neu aufgenommenen Kriegführung des Senats gegen Philipp sehr bestimmt die Richtung vorgezeichnet haben. Es betrifft dieses namentlich die Stellung des Königs Philipp selbst, ferner die neue kriegerische Erhebung der Achäer, endlich die politische Haltung der Aetoler.

Philipp für seine Person zeigte, seit die Noth hart an ihn herantrat, in dem griechischen Kriege endlich wieder die Energie, die Entschlossenheit, die politische und militärische Sicherheit, die er vorher in den großen Beziehungen zu Hannibal und Rom so sehr hatte vermissen lassen. Während die Aetoler anfangs in Verbindung mit den Römern mehrfache Erfolge erfochten, beide aber auch durch arge Barbarei sich einen bösen Namen in Griechenland gemacht hatten, — so 210 bei der Eroberung und Plünderung des phokischen Antikyra und der Insel Aegina, und (209/8) von Dyme und von Oreos, deren Einwohner sämmtlich als Sklaven verkauft wurden, — gelang es dem König, gestützt auf die Entrüstung der Griechenwelt über diese Thaten, allmählich der Aetoler sich mit gutem Erfolg zu erwehren. Da die Römer nur wenige Streitkräfte nach dieser Seite verwendeten, so wäre es beinahe schon im Jahre 208 der Vermittelung der Rhodier gelungen, den Frieden wieder herzustellen. Ein stärkeres Eingreifen Roms machte damals diese Hoffnung illusorisch. Als aber seit 207 Attalos von Pergamon den Kampf einstellte, um sich gegen die Angriffe seines Feindes Prusias von Bithynien zu wenden; als die Krisis im Jahre 207 die Betheiligung der Römer wieder lähmte; als endlich Philipp selbst, der die Aetoler bereits aus Thessalien und Phokis verdrängt hatte, im Jahre 206 wieder in ihr Kernland eindrang und bis nach Thermon kam: da wurden auch die Aetoler des für sie so verlustvollen Krieges satt.

Es kam dazu, daß auch im Peloponnes die Sache ihrer Freunde sehr schlecht stand. Nach Aratos' Tode (Bd. I, S. 631) war hier endlich jener tüchtige Offizier mehr in den Vordergrund getreten, der die historische Aufgabe erhalten hat, zum letzten Male in der Zeit altgriechischer Geschichte die reichen soldatischen Kräfte seines Volkes tüchtig zu organisiren und zum Siege zu führen. Der treffliche, von uns seiner Zeit mehrfach erwähnte Philopömen von Megalopolis (geb. 253 v. Chr.), eines vornehmen Gutsherrn Sohn, bei großer wissenschaftlicher und taktischer Bildung ein geborener Feldherr, persönlich ein hart gewöhnter, überaus tapferer Soldat, überaus geeignet, den gemeinen Mann für sich zu begeistern, und während der Zeit nach der Schlacht bei Sellasia noch mehr als Söldnerführer in Kreta in sehr schwierigen militärischen Verhältnissen geschult, — war endlich (210/9) Hipparch des achäischen Bundes geworden. Nun begann er eine umfassende und durchgreifende Reorganisation des bündischen Kriegwesens zu Roß und zu Fuß. Seiner Energie und glücklichen Hand gelang es, zuerst eine vortreffliche Reiterei zu schaffen; als Bundespräsident hat er 208/7 dann auch in erstaunlich kurzer Zeit aus dem arg vernachlässigten, aber vortrefflichen Material, welches

ihm die Massen der Arkader und Achäer in Stadt und Land boten, ein sehr brauchbares schweres Fußvolk mit makedonischer Bewaffnung hergestellt. Seiner Thätigkeit hatte der Bund es zu verdanken, wenn er später ein Nationalheer von 4000 Reitern und 40,000 Mann aufstellen konnte. Der treffliche Philopömen, der sein Vorbild Epaminondas freilich nicht an Genialität als Feldherr und noch weniger an Leidenschaftslosigkeit als Staatsmann zu erreichen vermochte, zauderte nicht lange, seine jungen Truppen auch im Kriege zu erproben. Und das Glück war mit ihm. Es gelang ihm, den Fürsten Machanidas, der die Achäer schwer bedrängte und 208 Tegea erobert hatte, im Sommer 207 bei Mantineia aufs Haupt zu schlagen.



Reste des Zeustempels von Nemea.

4000 Feinde, der spartiatische Häuptling selbst, waren gefallen, noch viel mehr gefangen, und den Spartiaten die Waffen vollkommen aus der Hand geschlagen. Der Enthusiasmus der Achäer, die bei den nächsten Nemeen den Sieger als den Wiederhersteller des Ruhmes der Hellenen begrüßten, war groß. Auch König Philipp, obwohl ihm später die neue durch Philopömen erzielte selbstbewußte Haltung der Achäer nur wenig zusagte, erhielt durch diese Erfolge seiner Verbündeten eine sehr starke Stellung gegenüber den Aetolern. Und da die letzteren seit 206 keine direkte Hülfe aus Italien erhielten, so ließen sie sich endlich durch die Rhodier, Byzantier und andere griechische Vermittler bestimmen, sich nicht länger an den Vertrag mit Rom

zu binden, der ihnen den Separatfrieden mit Philipp untersagte, und schlossen mit letzterem zu Anfang des Jahres 205 auf den augenblicklichen Besitzstand hin einen für sie wenig günstigen Frieden ab. Sie ahnten nicht, wie tief sie dadurch die nichts verzeihenden Staatsmänner an der Tiber verletzt hatten, und suchten jetzt ihrer Verarmung und Verschuldung durch massenhaften Soldienst in Aegypten abzuhelfen.

König Philipp dachte seinerseits ebensowenig daran, nun endlich den Karthagern zu Hülfe zu kommen. Als der Römer P. Sempronius mit starker Macht an der Grenze von Epirus landete, sah er nach einigen militärischen Demonstrationen es gern, daß die Epiroten die Vermittelung übernahmen. Zu Phönike in Chaonien, der epirotischen Bundeshauptstadt, wurde gegen Ende des Jahres 205 zwischen Philipp und den Römern ein Friede geschlossen, der auch für die beiderseitigen, zur Zeit noch unter den Waffen stehenden Verbündeten gültig und bindend sein sollte, zu denen auf Seite der Römer seit 209 auch die Athener gehörten. Philipp durfte das Gebiet der Atintanen behalten. Der Friedensschluß hat jedoch den thörichten Mann nicht abgehalten, nunmehr die Karthager doch unter der Hand noch mit Geld und Truppen zu unterstützen.

Inzwischen ging man Seitens der Römer mit Entschiedenheit darauf aus, nach Beendigung des spanischen Krieges und nach Zurückdrängung Hannibals auf die Südspitze von Italien den entscheidenden Todesstoß gegen Karthago zu führen, nämlich den Krieg nach Afrika zu werfen. Das war wenigstens die bestimmte Absicht des Scipio und seiner zahlreichen Anhänger und eifrigen Bewunderer. Nun war allerdings der Eroberer der spanischen Halbinsel von allen Centurien einmüthig für das Jahr 205 v. Chr. zum Consul gewählt worden. Dagegen fand er im Senat sehr eifrige Gegner. Ein Theil der alten Generale, an ihrer Spitze der vielbewährte Cunctator Fabius, war weder mit der Art, wie Scipio bisher sich als Feldherr bewährt hatte, noch mit seiner Kriegszucht, noch mit seiner ganzen modernen und von dem altrömischen Wesen abweichenden Art sich zu geben, recht einverstanden; dazu war ihre Scheu vor dem gewaltigen Hannibal so unauslöschlich, daß sie es für höchst gefährlich erklärten, den nach alter Erfahrung ohnehin höchst bedenklichen Krieg in Afrika zu eröffnen, ehe der letzte karthagische Soldat aus der Halbinsel verdrängt sei.

Nun hatte Scipio jedenfalls darin Recht, daß er es in seiner kühnen Art für die bessere Strategie erklärte, durch einen energischen Stoß gegen die feindliche Metropole Hannibals Heer, dem jetzt jedenfalls die Römer leicht die Spitze bieten konnten, endlich zur Räumung Italiens zu zwingen. Aber es war sehr übel, daß der junge Held daran dachte, mit Umgehung des Senats einen Volksbeschluß zu erzielen, der ihm die Führung des afrikanischen Krieges übertragen sollte. Soweit kam es jedoch nicht. Die Volkstribunen stellten einen Kompromiß her, durch welchen Scipio bestimmt wurde, sein gegen das Herkommen verstoßendes Verfahren aufzugeben, während der

Senat seinen Wünschen bis zu einem gewissen Punkte sich fügte. Der Consul erhielt die Erlaubniß, nach Sicilien und weiter nach Afrika zu gehen. Die Flotte, die Belagerungsmaschinen und die Armee sollten aber erst in Sicilien gebildet werden, und zwar überwies der Senat dem Scipio die daselbst stationirten Straflegionen (S. 250) von Cannä, und gab ihm das Recht, in Italien möglichst viele Freiwillige aufzurufen.

Scipio ging mit seiner gewöhnlichen frischen Zuversicht auf diese nicht sehr bequemen Bedingungen hin nach Sicilien. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Während die Kosten der Flottenrüstung (30 Kriegsschiffe) theils auf die Städte der Insel, theils auf kompromittirte etruskische und andere italische Gemeinden gewälzt wurden, folgten siebentausend italische Freiwillige (namentlich Umbrer, Sabiner, Marser und Päligner) freudig seinem Rufe, wie auch viele Veteranen des Marcellus. Nun aber störten in diesem Jahre zwei Zwischenfälle gar sehr die Zufriedenheit der Römer mit der Lage der Dinge. Auf der einen Seite enthüllte sich jäh die furchtbare Verwilderung, in welche der lange greuelvolle Krieg einen Theil der römischen Soldaten gestürzt hatte. Es war dem Scipio geglückt, von Sicilien aus durch Einverständnisse mit römisch gesinnten Einwohnern das Schloß und die Stadt Lokri Epizephyrii, einen der letzten bruttischen Stützpunkte Hannibals, den Karthagern zu entreißen. Daran knüpften sich aber schändliche Greuel. Die Hinrichtung der Führer der punischen Partei verstand sich damals von selbst. Nun aber ließ der kommandirende römische Legat Q. Pleminius die Bürger und die Heiligthümer in Lokri ausplündern, und gestattete den Soldaten jeden Frevel gegen Ehre und Leben der Einwohner. Als zwei Obersten, Sergius und Matienus, die der Legat bei dem Raube übervortheilt hatte, sich gegen dieses Verfahren auflehnten, kam es zu wüsten Raufereien zwischen ihren Leuten und den übrigen Truppen, und Pleminius selbst wurde furchtbar gemißhandelt. Nun eilte freilich Scipio selbst aus Messana herbei, stellte die Ordnung her, machte aber den Fehler, den schlimmen Legaten im Kommando zu belassen, der nun — statt, wie befohlen war, die Obersten zur Untersuchung nach Rom zu schicken, — dieselben auspeitschen und grausam hinrichten ließ, dann aber in wilder Wuth mehrere vornehme Lokrer, die ihn in Messana verklagt hatten, höchst barbarisch behandelte. Auf den Hülferuf der Lokrer in Rom fehlte nicht viel, daß der Senat den Oberfeldherrn vom Kommando wieder abberief. Man begnügte sich schließlich damit, eine senatorische Kommission und zwei Volkstribuneen nach Lokri zu schicken, welche, nachdem sie den Bürgern ihr Eigenthum zurückerstattet hatten, (die nun auf eine Anklage gegen Scipio selbst verzichteten,) den Pleminius und zweiunddreißig Mitschuldige nach Rom abführte, wo der schändliche Legat in dem tullianischen Kerker unter dem Capitol seinen Untergang fand.

Auf der anderen Seite hatte die karthagische Regierung nach zwei Seiten hin Schritte gethan, um die Gefahr der römischen Landung abzuwehren, mindestens stark abzuschwächen. Es war gelungen, den einen der zur

Zeit von Rom aus mit Erfolg bearbeiteten mächtigen numidischen Häuptlinge in der Nachbarschaft von Karthago wieder fest an die punische Sache zu knüpfen, nämlich den Syphax, jenen mächtigen Fürsten der Massäsyler, dem man die schöne und hochgebildete Tochter des Generals Hasdrubal Gisgonssohn, die stolze und hochgesinnte Sophoniba, zur Frau gab. Und der neue Bundesgenosse eröffnete seine Thätigkeit sofort durch energische und glückliche Kriegführung gegen den nun abgefallenen Massylerfürsten Massinissa, der, einst in Karthago erzogen und gebildet, früher mit derselben Jungfrau verlobt gewesen war.

Weiter aber hatte General Mago wirklich 14,000 M. aufgebracht und im Sommer 205 von den Balearen aus seine Landung in Genua bewerkstelligt, von wo aus er nun neue ligurische und keltische Schaaren aufzubieten versuchte. Bei der damaligen Lage der Dinge in Italien konnten indessen die Römer wohl hoffen, durch die Consuln d. J. 204, P. Sempronius Tuditanus und M. Cornelius Cethegus, die Söhne Hamilkars in Italien auf ein enges Kriegstheater zu bannen.

Endlich aber war doch Alles seitens der Römer fertig. Daheim an der Tiber hatte man auf Rath der sibyllinischen Bücher neue religiöse Mittel ins Feld geführt. Der Feind, hieß es, könne nur dann aus Italien getrieben und niedergeworfen werden, wenn man die Kybele, die große phrygische Göttermutter vom Ida, aus dem asiatischen Pessinus nach Rom führe. Eine große Gesandtschaft mit fünf Kriegsschiffen holte wirklich, durch delphischen und pergamenischen Einfluß gefördert, den großen Feldstein aus Asien ab, in dessen Gestalt die Geistlichkeit zu Pessinus die Göttin verehrte. Und dieser Block wurde nun (204) mit gewaltigem Festgepränge als idäische Mutter von Ostia nach Rom gebracht, wo nun die Aufnahme dieser orientalischen Gottheit sehr schnell zur Einnistung neuen Aberglaubens und neuer, meist recht wüster Bräuche führte, — nicht zur Hebung des ethischen Sinnes im Volke.

Ganz anders griff dagegen Scipio seine Sache an. Er konnte endlich im Spätsommer 204 mit 52 Kriegsschiffen, 400 Transportschiffen und etwa 35,000 Soldaten von Lilybäon aus unter feierlichen Opfern die Fahrt noch Afrika antreten. Ohne Hinderniß überschritt er den Silberstreifen, der Sicilien von Afrika trennt, und landete am „schönen" Vorgebirge (j. Cap Farinas), auf der Westseite des Golfes von Karthago, nicht fern von Utika. Hier stieß der durch Syphax aus seinem Lande vertriebene Fürst Massinissa, nunmehr der erbitterte Feind der Karthager, mit nur wenigen Hunderten Reitern zu den Römern. Bald kam der Krieg auf afrikanischem Boden zur Entwickelung. Nach einem glücklichen Reitergefecht und einigen Raubzügen legten sich die Römer vor Utika, um in dieser wichtigen Stadt sich einen starken Stützpunkt gegen Karthago zu erobern. Die Sache wurde aber allmählich schwieriger, als die Karthager unter Hasdrubal Gisgonssohn 20,000 Mann, 6000 Reiter und 140 Elefanten gegen Scipio aufboten, zu denen noch

Syphax mit 10,000 numidischen Reitern und 50,000 Mann stieß. Unter diesen Umständen gab Scipio einstweilen den Angriff auf Utika auf und zog sich in eine verschanzte Stellung zurück, nämlich auf eine östlich von der feindlichen Stadt (bei der damaligen Gestalt dieser Küste) in das Meer hinausspringende Halbinsel, wo auch die Flotte auf das Ufer gezogen ward. Hier wurde nun das römische Heer während des Winters 204/3 von Syphax und Hasdrubal Gisgonssohn beobachtet. Schon hofften die Afrikaner im Frühjahr 203 durch Ausrüstung einer starken Flotte ihren kühnen Feind völlig erdrücken zu können. Da gelang dem jungen Römerhelden wieder einer jener durch List und Kühnheit zugleich ermöglichten Hauptschläge, wie früher die Erstürmung von Neukarthago, durch den dann die Kriegslage sich jäh und vollständig veränderte. Er wußte, daß Fürst Syphax sich mit der Idee trug, den Frieden zwischen Rom und Karthago zu vermitteln. Es war zu Unterhandlungen gekommen, die Scipio „mehr listig als ehrlich" führte. Genugsam über die schlechte Handhabung des Wachdienstes und den feuergefährlichen Zustand des Holz- und Schilfhüttenlagers der Afrikaner unterrichtet, ließ er eines Nachts durch seinen Freund Lälius und durch den schlauen Massinissa, bei dem sich mit seiner Bildung und Kriegserfahrung die Grausamkeit, die List und die Verwegenheit des Barbaren vereinigte, die feindlichen Lager beschleichen und in Brand stecken. Dann aber warf sich der Oberfeldherr mit seiner Armee auf die furchtbar überraschten Afrikaner und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß ihr großes Heer einstweilen völlig aufgelöst war. Während nun Scipio die Angriffe auf Utika wieder erneuerte, sammelten allerdings die Karthager und Numidier ein neues, sehr zahlreiches Heer, welches durch makedonische Hülfstruppen und 4000 keltiberische Söldner noch verstärkt wurde. Als sich aber diese neue Streitmacht auf den „Großen Feldern", fünf Tagemärsche von Utika entfernt, den Römern entgegenstellte, erlitt sie in blutigem Kampfe eine schwere Niederlage, seit welcher die Karthager nicht mehr im offenen Felde aufzutreten wagten. Ein Angriff der karthagischen Flotte auf das römische Schiffslager fügte allerdings den Römern erhebliche Verluste zu und veranlaßte den Scipio, nunmehr die Belagerung von Utika aufzugeben, dafür aber das karthagische Gebiet plündernd zu durchziehen. Inzwischen gewährte ihm aber das Glück den gewaltigen Erfolg, daß der kühne Fürst Massinissa mit Hülfe des Lälius, der jetzt sich auf Syphax stürzte, den letzteren nicht nur überall besiegte, sondern auch gefangen (28. Juni) nahm, dann die Hauptstadt Cirta (j. Constantine) mit allen ihren Schätzen und mit Sophoniba eroberte, so daß nunmehr das gesammte Numidien zu Rom und gegen Karthago stand. Die romantische Ueberlieferung, welche das Leben des Massinissa wie des Scipio in eigenthümlich poetischen Farben uns darstellt, weiß nun weiter, daß Massinissa sich nicht bedacht habe, jetzt die ihm einst zugesagt gewesene Sophoniba als köstliche Beute zu seiner Gattin zu machen. Nun aber tadelte Lälius diesen Schritt, zumal er fürchten mochte, daß der Reiz, die Anmuth

und die kluge Rede der begeisterten punischen Patriotin den neuen Herrn Numidiens wieder gegen Rom feindselig stimmen werde. Er forderte daher von Massinissa die Auslieferung der Sophoniba an die Römer, und um von sich diesen kolossalen Schimpf und von der Fürstin die Schande, künftig Scipios Triumphzug schmücken zu müssen, abzuwehren, blieb ihm nichts übrig, als der stolzen Karthagerin Gift zu senden, welches Sophoniba der römischen Härte für immer entzog. Syphax seinerseits ist in der Gefangenschaft zu Rom gestorben.

Unter allen diesen Umständen drang in Karthago die Stimme der Friedenspartei durch. Die bisher dominirende Kriegspartei mußte zurücktreten und der früheren Minorität im Senat es überlassen, mit Scipio, der sich natürlich nach dem Ruhme sehnte, den Krieg beendigt zu haben, und mit der römischen Staatsregierung einen erträglichen Frieden zu Stande zu bringen. So gingen denn die karthagischen Gesandten in das Lager des römischen Oberfeldherrn, der — einerseits wohl durch das Schicksal des Regulus gewarnt, andrerseits klug und patriotisch genug, auf den Ruhm eines Sieges über Hannibal zu verzichten, wo er Italien ohne weitere Kämpfe endlich den Frieden wiedergeben konnte — denn auch Präliminarien von sehr gemäßigter Art aufstellte. Die Karthager sollten alle italischen Gefangenen und Ueberläufer ausliefern, Spanien und alle Inseln zwischen Afrika und Italien abtreten, das Reich des Syphax dem Massinissa überlassen, den Römern eine Kontribution von 4000 Talenten zahlen und die Flotte bis auf 20 Schiffe ausliefern. Während des zunächst abgeschlossenen Waffenstillstandes sollte die karthagische Regierung den römischen Truppen in Afrika doppelten Sold zahlen. Gleichzeitig aber wurden durch den karthagischen Senat auch Mago und Hannibal aus Italien zurückberufen; so lange die Heere dieser Feldherren im römischen Gebiete standen, war von Rom aus kein Friedensschluß zu erwarten. Mago hatte nach Zusendung erheblicher Verstärkungen aus Afrika bis nach Etrurien hinein Unruhen veranlaßt, und war endlich bis nach der Gegend von Mediolanum vorgedrungen. Hier aber hatte er, vor allem weil er schwer verwundet wurde, nach tapferem Kampfe mit einem überlegenen römischen Heere den Kürzeren gezogen und war nach Genua zurückgewichen. Als ihn der Befehl des punischen Senats nach Afrika zurückrief, ist er auf der Ueberfahrt gestorben. Hannibal dagegen, der noch in den Jahren 204 und 203 den Römern zwei Treffen geliefert hatte, folgte voll tiefen Grolles gegen das feindliche Schicksal schmerzerfüllt dem Befehl, der ihn von der vergeblichen Arbeit seines Lebens abrief. Zu Kroton schiffte er sein Heer ein, um dann zu Ende d. J. 203 oder zu Anfang des Jahres 202 zu Hadrumetum oder Leptis in der Landschaft Byzakion zu landen. Die Römer aber, die noch 204 zur Zeit der Censur der Sieger in der Metaurusschlacht, Nero und Salinator, durch neuen und sehr unzeitigen Hader zwischen beiden Männern arg verstimmt worden waren, jetzt aber bei der Nachricht von

Hannibals Abzuge tief aufathmeten, gaben sich einem enthusiastischen Jubel hin. Der Senat ordnete ein Opfer von 120 großen Opferthieren und ein fünftägiges Dankfest an, und der alte fast neunzigjährige Fabius Maximus, dem man vor allen anderen die Rettung des Staates zuschrieb, wurde durch Verleihung einer Graskrone ausgezeichnet. Er starb gleich nachher und war nicht mehr Zeuge der letzten Scenen des gewaltigen Kampfes.

Welchem von beiden Theilen die Schuld zufällt, daß die nach Rom geschickten karthagischen Gesandten die Ratifikation der Präliminarien nicht zu Stande brachten, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Genug, die Karthager, durch die Ankunft der Truppen Magos und vor Allem Hannibals neu ermuthigt, waren nicht gewillt, die anscheinend in Rom noch weiter gestellten Bedingungen zu acceptiren. Die Kriegspartei hatte bereits wieder das Uebergewicht gewonnen und im Vertrauen auf Hannibals Rückkehr den Waffenstillstand dem Scipio gegenüber so demonstrativ und rücksichtslos als möglich wieder gebrochen. So mußten denn die Waffen auf afrikanischem Boden noch einmal entscheiden. Beide Theile rüsteten kräftig. Scipio erhielt von Massinissa starken Zuzug, Hannibal verstärkte seine und Magos Armee durch ligurische, keltische, balearische und afrikanische Söldner, wie auch durch numidische Reiter bis auf 50,000 Mann. Mit dieser Streitmacht und 80 Elefanten rückte er endlich aus Adrumetum gegen die römische Armee vor.

Hannibal erreichte zunächst die Stadt Zama (westlich von Sikka), fünf Tagemärsche südwestlich von Karthago. Als eine von ihm persönlich geführte Unterhandlung mit dem von Tunes aus im Thalgebiet des Bagradas südwestlich vorgedrungenen römischen Oberfeldherrn, die nach der Ueberlieferung demnächst stattgefunden haben soll, ohne Ergebniß verlaufen war, kam es bei der Stadt Naragarra (j. el Kef, an der Grenze von Tunis und Algerien) zur entscheidenden Schlacht; (es ist zweifelhaft, ob schon im Frühling 202 v. Chr., oder erst, wie gewöhnlich angenommen wird, am 19. Oktober desselben Jahres, dem Tage einer in Nordafrika sichtbaren Sonnenfinsterniß). Hannibal bot diesmal seine ganze Kraft und Kunst auf, um auf dem Boden der Heimath den 34,500 italischen Soldaten des Scipio und den massenhaften Reitergeschwadern des Massinissa mit Erfolg die Spitze zu bieten. Die achtzig Elefanten sollten vor der Front den ersten verwirrenden Angriff auf das römische Heer versuchen; auf den Flügeln war die diesmal bedenklich schwache Reiterei gruppirt, links die numidische, rechts die karthagische. Das Fußvolk stand in drei Treffen geordnet: das erste bestand aus 12,000 Söldnern der verschiedensten Völker, das zweite aus karthagischen Milizen, libyschen Rekruten und makedonischen Hülfstruppen, das dritte aus Hannibals italischen Veteranen. Scipio seinerseits hatte seine italische Reiterei unter Lälius der karthagischen, Massinissas dichte Geschwader Hannibals Numidiern entgegengestellt. Zur Schwächung aber des Stoßes der feindlichen Elefanterie waren die Manipeln der Legionen diesmal so

hinter einander aufgestellt, daß die offenen Zwischenräume (S. 105) durch die drei römischen Treffen schnurgerade hindurchgingen. Römische Feldmusik und mehr noch die Schwärme der Schützen sollten die grimmen Bestien scheu machen.

Der Plan des Römers ging in dieser Richtung zunächst in Erfüllung. Der Stoß der Elefanterie blieb ohne Wirkung; die Ungeheuer wurden theils nach den Flügeln hin abgetrieben, theils gelang es ihren Führern nicht, die römische Infanterie wirksam zu erschüttern. Als aber die schweren Massen der Fußvölker beider Heere zusammenstießen, wurde der Kampf äußerst zäh und hartnäckig. Die anfangs bemerkbaren Erfolge der Söldner Hannibals gegen das erste römische Treffen gingen wieder verloren, als das zweite zum Gefecht kam, während die karthagischen Milizen sich so schlecht hielten, daß die Söldner an Verrath glaubten und nun selbst auf dieselben einzuhauen anfingen. So blieb für Hannibal, der mit verzweifelter Energie die Schlacht noch einmal herstellte, zuletzt nichts übrig, als mit seinen Veteranen den Stoß der römischen Triarier zu bestehen. Die Reste des einst bei Cannä vertilgten römischen Heeres rangen hier mit Hannibals letzten Kernschaaren um die Revanche. Aber erst dann entschied sich der Sieg für Scipio, als die numidischen Reitermassen — wie einst bei Cannä, jetzt aber gegen Karthago die Schaale niederdrückend — mit den Reitern des Lälius die Gegner in die Mitte nahmen. 20,000 Soldaten Hannibals waren gefallen, ebenso viele gefangen. Hannibal selbst entrann der ersten und einzigen, aber vollständigen Niederlage seines Heldenlebens mit nur einigen Hunderten nach Hadrumetum, wo er die Trümmer des Heeres sammelte.

Scipio war von dem Schlachtfelde bei Naragarra nach der Umgegend von Karthago gezogen, während der Admiral Lentulus mit der Flotte auf der Wasserseite auffuhr. Zu einem Kampfe ist es aber, als bei Tunes auch noch ein neues Heer zerstreut worden war, welches zu Anfang des December des Syphax Sohn Vermina gegen die Römer herangeführt hatte, nicht mehr gekommen. Hannibal selbst rieth in Karthago auf das Nachdrücklichste zum Frieden, um wenigstens mit der Existenz des Staates Karthago dessen Zukunft zu retten. Die neuen Bedingungen Scipios waren viel härter, als die früheren. Die Karthager mußten ihre Flotte bis auf zehn Schiffe ausliefern und durften sie nicht wieder vergrößern; ebenso die Kriegselefanten, deren keine neuen gezähmt werden sollten. Die Kontribution wurde auf 10,000 Talente erhöht, die binnen fünfzig Jahren gezahlt werden sollten. Dagegen behielt Karthago seine Autonomie und sein afrikanisches Gebiet. Aber nur unter der Bedingung, die ungeheures Unheil in ihrer lakonischen Fassung in sich barg, daß nämlich die Karthager (die außerhalb Afrikas gar nicht mehr Krieg führen sollten,) in Afrika nur mit Genehmigung der Römer Krieg führen durften, und ferner dem Massinissa alles Land zurückgeben sollten, was dieser selbst und was seine Vorfahren besessen hätten.

So schwer es den Karthagern wurde, sie entschlossen sich zur Annahme dieser Bedingungen, die denn auch in Rom, wo Hanno, der alte Gegner der Barkiden, als punischer Botschafter erschien, im März d. J. 201 v. Chr. vom Senat und den Tributcomitien ratificirt worden sind. Die Verbrennung der ausgelieferten punischen Flotte unter den Augen der jammernden Karthager; die Enthauptung der ausgelieferten latinischen, die Kreuzigung der römischen Ueberläufer beschloß die lange Reihe der Schreckensscenen dieses Krieges. Die politische Bedeutung des karthagischen Staates war für immer vernichtet. In Afrika stand jetzt neben der im Herzen gebrochenen punischen Kaufmannsrepublik die neue starke Mittelmacht des „Königreichs" Numidien, nur durch Ueberlassung eines Theiles des alten Syphaxreiches an Vermina in Etwas geschmälert. Rom aber stand westlich der Adria jetzt unbestritten als die abendländische Weltmacht da. Der Held aber, der die Palme des letzten Sieges über den großen Karthager errungen hatte, Scipio, hielt, nachdem er auf der Heimreise durch Italien überall auf das Glänzendste aufgenommen worden war, in Rom selbst verdientermaßen den prachtvollsten Triumphzug, den die Tiberstadt bis dahin gesehen, und führte seit diesen Tagen den stolzen Ruhmesnamen „Africanus".

Zweiter Abschnitt.

Von Zama bis Numantia.

Erstes Kapitel.

Die Kriege der Römer mit Makedonien und Syrien.

Das römische Volk und die Italiker hatten die siegreiche Abwehr und endlich die Ueberwindung der Karthager entsetzlich theuer bezahlt. Die nicht sehr zahlreichen specielleren Angaben, die wir nach dieser Richtung hin besitzen, zeigen uns, daß die entsetzlich lange Dauer dieses Krieges und noch mehr die Art, wie er von beiden Seiten geführt worden ist, die Bevölkerung der Apenninenhalbinsel furchtbar verringert, den Wohlstand derselben auf das Tiefste erschüttert hat. Man hat berechnet, daß Italien während der langen Schreckensjahre etwa eine Million seiner Bevölkerung durch das Schwert, durch Hunger, Noth, Seuchen und die sonstigen scheußlichen Folgen des Krieges verloren hat. Besonders intensiv hatte die römische Bürgerschaft gelitten, deren Zahl von etwas (vgl. S. 201) über 270,000 Mann im J. 220 bis auf 214,000 im Jahre 204 v. Chr. herabgesunken war. Man zählte überhaupt 300,000 Italiker, die in diesem Kriege gefallen waren, und 400 zerstörte Ortschaften. Unmittelbar allerdings war Unteritalien vom Volturnus bis nach den Marken von Tarent und von Lokri am schlimmsten mitgenommen worden. Hier hatte sich der Krieg seit der Schlacht bei Cannä dreizehn Jahre lang immer tiefer „eingefressen". Unteritalien hatte die schwere Last der beiden feindlichen Armeen unaufhörlich zu tragen gehabt; umschichtig hatten die grimmen Kelten und Afrikaner Hannibals und von der anderen Seite bald die Freischaaren unter Roms Fahnen, bald die den Abfall rächenden Henker der Römer ihr schreckliches Zerstörungswerk mit Raub, Brand und Mord durchgeführt. Apulien und Samnium, das südliche Campanien und Lucanien vor Allem waren weithin verödet, die Städte aber, die wiederholt die Partei gewechselt hatten und mehrfach aus einer Hand in die andere geschleudert waren, zeigten in furchtbaren Wunden die bleibenden Spuren solcher Katastrophen. Aber auch die übrigen Kantone der Halbinsel, die nur zeitweise und sehr vorübergehend durch den Kampf

unmittelbar belebt gewesen waren, hatten schrecklich gelitten. Auch hier hatten natürlich in Folge der ungeheuren Opfer, welche der Krieg nothwendig machte, Verödung des Landes, Entvölkerung, Nahrungslosigkeit und Verarmung in grauenhafter Weise sich ausgebreitet. Und dazu trat nun nach dem langen, grausamen, theilweise mit arger Unmenschlichkeit geführten Kriege gegen den fremden Todfeind im Lande und gegen die abgefallenen Bundesgenossen unzweifelhaft eine gewaltige Verrohung und Verwilderung der Nation, von welcher nahezu die gesammte waffenfähige Bevölkerung seit Jahren nicht aufgehört hatte, sich immer tiefer in die harten Gewohnheiten des antiken Kriegsbrauches einzuleben. Große Massen römisch-italischer Bürger waren durch den Krieg zu armen Leuten geworden und hatten vielfach theils als Proletarier sich nach der Hauptstadt gezogen, theils als Veteranen ihre Existenz bisher gefunden. Die Beutegier und das System der Plünderungen hatte die Römer dabei in eine schlimme Schule genommen; selbst die eiserne Disciplin der Soldaten der Republik kam darüber wiederholt bedenklich zu Schaden. Noch andere, wie die Straflegionen von Cannä, hatten seit fünfzehn Jahren die Waffen nicht ablegen dürfen. Dazu kamen noch andere Massen, die allem bürgerlichen Wesen und Geschäfte gänzlich entfremdet waren und nur noch das Waffenhandwerk verstanden oder liebten. Die gute Tradition aber und die alte ehrenfeste Sitte in Stadt und Land war in der Hauptstadt wie in den Kantonen Italiens überall tief erschüttert.

Es kam nun Alles darauf an, daß es den führenden Elementen des italischen Reiches gelang, mit richtigem Blicke, mit einem warmen Herzen, mit sicherer Hand jetzt als glückliche Sieger die rechten Mittel zu finden und entschlossen durchzuführen, um die schweren und schrecklichen Wunden Italiens zu heilen, und dieser Nation, die so Furchtbares gelitten und so Großes geleistet hatte, nicht nur eine glänzende, sondern auch eine glückliche Zukunft zu sichern. Leider aber hat sich die herrschende Nobilität dieser ebenso schönen als unleugbar überaus schwierigen Aufgabe nicht mehr gewachsen gezeigt. Vielmehr leiteten sich gerade in dieser Zeit eine Reihe unheilvoller Veränderungen in dem socialen Leben der Römer und der Italiker ein, die hinter dem neuen und großartigen Machtaufschwung der jetzt eröffneten Periode eine Fülle von inneren Gefahren aufwachsen ließen, mit deren Schilderung wir uns in erster Linie zu beschäftigen haben, wenn uns der Gang der Geschichte zu den Ruinen von Karthago und Numantia geführt haben wird.

In erster Reihe ist die Arbeit der Wiederherstellung Italiens dadurch sehr wesentlich gestört worden, daß die neue Weltstellung des Senats ihre Rechte geltend machte und die Römer verhindert hat, ihre Thätigkeit mit überwiegender Energie den Arbeiten des Friedens zuzuwenden. An den erlöschenden Flammen des hannibalischen Krieges entzündete sich sehr schnell ein ganzes Geschlecht neuer Kriege, welche die jungen Mannschaften der italischen Halbinsel unaufhörlich theils am Padus, theils in Spanien, theils in den Ländern der griechischen Welt verbraucht haben und das Schwergewicht der senatorischen

Politik immer mehr nach der Seite der auswärtigen Beziehungen hinübergleiten ließen. Trotzdem hat sich der Senat der Aufgabe, vor Allem den stark erschütterten bäuerlichen Mittelstand, diese starke Grundlage des römischen Staates, wieder zu stärken, womöglich zu erweitern, grundsätzlich nicht entzogen. Vielmehr ist in den nächsten Zeiten nach dem scipionischen Frieden in dieser Richtung Vieles geschehen. Die Zerstörungen des Krieges und die harten Strafen, mit denen die Römer die zu Hannibal abgefallenen unteritalischen Völker belegten, hatten den Staat in den Besitz sehr ausgedehnter Striche neuen Domaniallandes gesetzt. Und theilweise diente dieses zur Gründung neuer Bauerhöfe. So sind namentlich in dem weithin verödeten Samnium sehr bedeutende Assignationen an die Soldaten des scipionischen Heeres verfügt worden; auch in Apulien sind ausgedehnte Ackeranweisungen an römische Bürger erzielt worden. Mehr aber, theils die Besorgnisse, welche die griechisch-hellenistischen Kriege in der nächsten Zeit in Rom für die Sicherheit Italiens hervorriefen, gaben Anlaß, nicht nur ältere Kolonien, wie Venusia, Narnia, Cosa (200—197) erheblich zu verstärken, und ferner 194—192 v. Chr. an den besten Häfen in Unteritalien eine Reihe neuer Bürgerkolonien anzulegen, wie namentlich zu Sipontum, Kroton, Puteoli, Salernum, endlich zu Thurii unter dem Namen Copia, und in dem bruttischen Vibo unter dem Namen Valentia. Theils endlich gab die demnächst zu schildernde endgültige Unterwerfung des oberitalischen Keltenlandes die Gelegenheit, hier eine sehr bedeutende Anzahl von neuen und zukunftsreichen römischen Ansiedelungen nördlich von den Apenninen ins Leben zu rufen.

Nun aber haben, — zunächst Italien im Ganzen betrachtet, — alle diese neuen Schöpfungen doch nur unvollkommen die schweren Verluste zu decken vermocht, welche die hannibalische Schreckenszeit und dann die furchtbare strafende Härte des Senates dem Wohlstand und der Bevölkerung in Unteritalien bereitet hatten. Die Kraft der südlichen sabellischen Völker ist damals für immer gebrochen worden. Das reiche Gebiet des als „Stadt" zum Untergang verurtheilten Capua war und blieb römische Domäne und wurde nur stückweise an kleine Pächter in Zeitpacht verliehen. Die Picentiner am Silarus sind in Dörfer zerstreut, sind ferner wie die Bruttier des Waffenrechtes und der Kommunalfreiheit beraubt worden. Samniter, Lucaner, Apulier hatten sich eine sehr nachtheilige Revision ihrer Verträge und bedeutende Landabtretungen gefallen lassen müssen. Nur die italiotischen Städte von ausdauernder Treue, wie Neapel, Nola, Rhegion, Herakleia, behielten ihre alte Stellung unverändert. Die übrigen unteritalischen Städte und Stämme, und theilweise auch die Etrusker mußten es empfinden, daß der Name der „Bundesgenossen" jetzt nur noch eine Unterthanenstellung leicht verhüllte.

Nun wurde es aber für die wirthschaftliche Kraftentwickelung und die Möglichkeit eines Wiederaufschwunges der am schwersten heimgesuchten Gegenden von Unteritalien höchst nachtheilig, daß ein sehr erheblicher Theil

des hier zum römischen Staatsgut geschlagenen Landes nicht assignirt, sondern von den römischen Großen als Weideland „okkupirt“ worden ist. Wie in den bruttischen Waldungen die industrielle Thätigkeit ausnahmsweise Platz griff, so dominirte in den verödeten Landschaften Lucaniens und namentlich in Apulien die Weidewirthschaft.

Weiter aber ist es für die ganze Folgezeit außerordentlich verderblich geworden, daß in Rom und auf dem eigentlichen römischen Bürgergebiet gerade seit Ueberwindung der ungeheuren afrikanischen Gefahr, Seitens der großen Grundherren und Kapitalisten ein wirthschaftliches System mit wachsender Energie aufgenommen wurde, welches nur zu sehr geeignet war, dem römischen bäuerlichen Mittelstande langsam aber sicher den Untergang zu bereiten. In Rom hatte sich allmählich in sehr ausgedehntem Umfange ein Stand reicher Kapitalisten entwickelt, und einerseits erlangte die reine Geldwirthschaft eine sehr bedeutende Ausdehnung, andrerseits gewann der kaufmännische Geist bei der Nation eine sehr bedeutende und auf die Dauer sehr verderbliche Macht. Die spätere Geschichte der Römer wird uns noch zu zeigen haben, wie die Ueberschwemmung der römischen Provinzen mit römischen Banquiers und Geldverleihern, (die merkwürdigerweise die Erfindung des „Wechsels“ doch nicht gemacht haben,) für die Unterthanen des herrschenden Volkes höchst schädlich gewirkt hat. Für das eigentliche Römerthum machte sich ihre Bedeutung zunächst darin bemerkbar, daß sie das System zur Herrschaft brachten, demzufolge der Staat, dessen Beispiel auch von Privatleuten eifrig nachgeahmt wurde, die Erhebung der indirekten Steuern, oft auch der Zehnten, dann alle Lieferungen, Leistungen und Bauten gegen eine feste zu erhaltende oder zu zahlende Geldsumme an Kapitalisten, allmählich immer häufiger an Gesellschaften von Kapitalisten übertrug. Es wurde aber eine wahre Kalamität für die römischen Landwirthschaft, daß sich die Erwerbslust der Kapitalisten nicht nur auf den Handel, sondern auch — unter sehr geringer Berücksichtigung der Industrie, — mit Vorliebe auf den Betrieb der Landwirthschaft im Großen warf. Es deutlicher zu bezeichnen, die Kapitalisten begannen zuerst damit, und zwar zunächst in Sicilien, in den überseeischen Provinzen große Güterkomplexe zu pachten oder zu kaufen, um hier mit Hülfe zahlreicher Sklaven Ackerbau und Viehzucht im Großen zu betreiben. Da dieses sehr billig auszuführen war, so machte sich allmählich eine sehr gefahrvolle Konkurrenz des überseeischen „Sklavenkornes“ für den Absatz der italischen Landwirthe bemerkbar. Und da nun auch in ungeheurer Thorheit der Senat theils im Interesse der bequemen und möglichst billigen Verproviantirung der ärmeren Bevölkerung seiner Hauptstadt das System annahm, die Massen landwirthschaftlicher Naturalien, welche die Provinzen zu liefern hatten, — soweit sie nicht für die Beamten und die Truppen in den Provinzen selbst verbraucht wurden, — zu wahren Spottpreisen auf den Markt in Rom zu bringen, theils auch, was seit dem nächsten makedonischen Kriege Regel wurde, die römischen

kriegführenden Armeen mit Hülfe des „überseeischen" billigen Kornes zu ernähren: so wurden den italischen Landwirthen nicht nur zu ihrem großen Schaden andauernd sehr wichtige Absatzwege verschlossen, sondern auch die Preise in überaus nachtheiliger Weise andauernd tief herabgedrückt. Da nun die damals in Italien vorherrschenden überaus niedrigen Preise aller Lebensmittel keiner industriellen Bevölkerung zum Vortheil gerreichten, das Land vielmehr wesentlich ein Ackerbaustaat war und blieb, so gerieth die italische Landwirthschaft dauernd in die schwerste wirthschaftliche Bedrängniß. Der Hauptnachtheil fiel aber auf die eigentlichen Bauern. Die größeren Grundherren halfen sich theils durch Zusammenkaufen größerer Güterkomplexe, die nun ebenfalls durch Massen von Sklaven billig bewirthschaftet wurden, theils durch Uebergang vom Getreidebau zu Wirthschaftsarten, die der fremden Konkurrenz weniger unterlagen, wie der Anlage von Oliven- und Weingärten, zum Gemüsebau, und zu ausgedehnter, sehr rentabler Viehzucht. Nun gingen aber allmählich die großen Grundherren auch erobernd gegen die kleineren und mittleren bäuerlichen Gutsbesitzer vor. Seitdem das claudische Gesetz (S. 229) im Jahre 218 den Senatoren und ihren Söhnen die Theilnahme am Seehandel wesentlich beschränkt, ihnen auch jede Art von Spekulationsgewinn untersagt hatte, wurde es bei diesen, soweit sie das Gesetz nicht umgingen, sehr üblich, ihre Kapitalien in Grund und Boden anzulegen, und das ist geschehen, indem man von den römischen Bauern, die großentheils nicht so leicht die Verluste und Verwüstungen des Krieges überwinden konnten, oder als alte Soldaten des Ackerbaues unlustig geworden waren, oder es auf Grund der neuen Aushebungen für die griechischen und die spanischen Kriege immer mehr wurden, Aecker und Höfe aufkaufte. Geradezu gefährlich wirkte dieses System des „Bauernlegens" namentlich seit der Zeit, wo auch die eigentlichen Kapitalisten sich darauf wandten, die Güter der römischen Bauern auszukaufen. Die Folgen dieses schlimmen Systems sind zu Ende der mit dem Frieden des Scipio beginnenden Periode in schreckhafter Weise zum Vorschein gekommen. Nur daß je nach der Natur und Vorgeschichte der einzelnen italischen Landschaften sich das Verhältniß vielfach anders gestellt hat. Nur daß wieder die eigentlichen römischen Bauern der Gefahr des Auskaufens in viel stärkerem Maße ausgesetzt waren, als die italischen, weil es bei den Italikern einerseits keine großen Besitzer gab, die hier dieses System kultivirten, andrerseits aber die römischen Kapitalisten auf diesem Gebiete, wo das römische Eigenthumsrecht nicht galt, so lange die Italiker nicht römische Bürger waren, — nicht wohl ebenfalls Grundeigenthum erwerben konnten.

Gleich verderblich endlich für die „freie Arbeit" in Italien, wie für den Staat überhaupt wirkte es, daß mit diesem neuen System der Großwirthschaft eine immer stärkere Ausdehnung der Sklavenwirthschaft verbunden war. Die großen Lücken, welche der Krieg unter der Einwohnerschaft Italiens gerissen hatte, sind allerdings großentheils wieder ergänzt worden, aber verhältnißmäßig viel weniger durch freie Leute, als durch Sklaven, die man

jetzt ohne Mühe durch Kauf im Auslande, wie durch die dauernden Fehden in Sardinien, in Ligurien, in Spanien und auf anderen Punkten erhalten konnte. Die Zahl der unfreien Leute, deren die Kapitalisten in den Provinzen, namentlich in Sicilien, die großen Grundherren in Italien (in nichtrömischem Gebiet seit Alters namentlich in Etrurien) immer mehr nöthig hatten, war beständig im Zunehmen begriffen. Besonders die Weidewirthschaft trieb dahin. In manchen Gegenden, wie in Apulien, wo die Hirtensklaven mit ihren großen Heerden, namentlich von Schafen, den Sommer über nicht unter Dach kamen, hatten sie freiere Bewegung, durften Pferde halten, und zum Schutz gegen Wölfe und Räuber auch Waffen führen. Sonst aber gestaltete sich seit der Ueberfüllung Italiens mit fremden Knechten der verschiedensten Zungen die Stellung der römischen Herren zu den Sklaven streng und herzlos, sehr gewaltsam, oft furchtbar hart. Die moderne socialdemagogische Redensart von der „Ausbeutung" der menschlichen Arbeitskraft ist in diesem und dem folgenden Jahrhundert römischer Wirthschaft in der That eine entsetzliche Wahrheit gewesen; schon jetzt, wo nur erst die physische Kraft dieser Leute zu landwirthschaftlicher Arbeit ausgenutzt wurde. Die verschiedensten Mittel, um Komplotten vorzubeugen; als Strafe bei Vergehen grausame Schläge; bei Verbrechen der Tod, oft durch Kreuzigung, wurden angewandt, um diese Massen im Zaume zu halten. Die Gefahren der Anhäufung solcher unfreien Massen machten sich bald genug fühlbar. Noch in Verbindung mit Schaaren völlig heruntergekommener italischer Proletarier gab es in den nächsten Jahren nach dem großem Kriege wiederholt Unruhen, die von entlaufenen Sklaven ausgingen und durch die Truppen gestillt werden mußten, wie 198 in Latium und 196 in Etrurien.

Nach der im engeren Sinne politischen Seite dagegen hat es sich als sehr bedauerlich geltend gemacht, daß trotz der ausdauernden Treue und trotz der opferwilligen Hingebung der meisten italischen Verbündeten, in Rom, und zwar bei dem Volke wie bei dem Adel, gegenüber den Italikern mehr und mehr ein sehr exklusiver und selbstsüchtiger Geist zur Entwickelung gelangt ist. Gerade jetzt, wo einerseits das Verhältniß zu den südlichen Sabellern so ungünstig verändert war, wo ferner der Staat in Spanien eine neue große Provinz gewonnen hatte, wäre es höchst nöthig gewesen, dem Herrenvolke an der Tiber eine neue breitere ethnographische Basis zu schaffen. Jetzt war die passendste Zeit, zum Lohn für ihre Treue den Latinern und den übrigen stammverwandten Völkern Mittelitaliens entweder das volle römische Bürgerrecht zu verleihen, oder doch auf den alten Antrag (S. 247) des Carvilius zurückzukommen. Aber davon ist leider nichts geschehen. Ganz im Gegentheil. Das alte System, bei den Aushebungen und sonstigen Leistungen zum Kriege die verbündeten Italiker nicht unerheblich stärker zu belasten als die Römer, blieb nicht nur in Geltung, es gewann vielmehr zunächst noch eine größere Ausdehnung, da man in den spanischen und griechischen Kriegen die ermüdeten eigentlichen Römer mehr zu schonen beabsichtigte. Nun aber

wurde es auch — ein leidiges Zeichen des Sinkens der alten Bravheit in Rom — immer mehr zur Gewohnheit, bei den Belohnungen für gemeinsam erkämpfte Erfolge die römischen Bürger auf Kosten der italischen Nichtbürger erheblich zu bevorzugen. Mit Einem Worte: wenn auch diese sehr unerfreuliche Wendung der italischen Politik des herrschenden Staates nurmehr allmählich sich bemerkbar machte: die Römer hatten damit einen höchst verderblichen Weg eingeschlagen. Nach endlicher Aufnahme der letzten römischen „Passivbürger" (S. 132) in das Vollbürgerrecht, 188 v. Chr., hörte man für lange Jahre auf, nach der älteren verständigen Praxis dem Herrenvolke neue unmittelbare Glieder zuzuführen. Das römische Volk in seiner Gesammtheit, vom ersten Mann bis zum schäbigsten Gesellen in der Hauptstadt, nahm mehr und mehr eine aristokratisch abgeschlossene Haltung gegen die italischen Stammesgenossen an, und ließ auf diese Weise eine tiefe Entfremdung und böse Verstimmung unter den tüchtigsten Völkern der Halbinsel emporwachsen, die nach Ablauf von drei Menschenaltern in wahrhaft fürchterlicher Gestalt riesengroß zum Ausbruch kam. Genährt ist sie dann auch durch die während des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zunehmend wachsende Korruption der Römer und die steigende Neigung zu Gewaltsamkeiten derselben auch gegen die Italiker.

Zunächst allerdings war die innere und die äußere Kraft der National-Römer durch den langen hannibalischen Krieg zwar stark angegriffen, aber keineswegs erschöpft. Die Hauptsache war, man hatte glanzvoll gesiegt; man hatte ohne Hülfe auswärtiger Mächte mit italischen Kräften so vollständig als nur immer möglich gesiegt, und dieses Bewußtsein gab der Nation einen frischen Schwung und die kühnste Zuversicht. Die großen Ereignisse, die man jetzt durchlebt hatte, und das seit längerer Zeit immer stärker bemerkbare Eindringen hellenischer Kultur und Civilisation, die fortdauernd sich steigernde Bekanntschaft mit den Schöpfungen der griechischen Geistesthätigkeit, mit den klassischen Werken der Hellenen, wie mit der modernen hellenistischen Weltliteratur, gaben nun auch Anlaß zur Entstehung der römischen Literatur. In diese Zeit fallen die Anfänge einer römischen Historiographie, die wirklich den Namen verdiente. Nur daß bei dem Mangel an fertigen schriftstellerischen Formen lateinischen Stiles der wackere Annalist (S. 243) Quintus Fabius Pictor, der zuerst an Stelle der dürren Notizensammlung der Stadtchronik eine zusammenhängende Erzählung und mehr oder minder geordnete, in der Schilderung der eigenen Zeit natürlich von starker nationaler Färbung beherrschte, Darstellung der Stadtgeschichte Roms von der Urzeit bis auf die selbsterlebte Schreckenszeit des eben glücklich beschlossenen Krieges setzte (nach 201 v. Chr.), sich dabei der griechischen Sprache bediente, wie denn andrerseits die mit immer größerer Vorliebe betriebene Pflege des hellenischen Wesens und die Freude an der griechischen Feinheit nicht allein zu immer weiterer Vertrautheit mit der schönen Sprache des verwandten Volkes auf der östlichen Halbinsel, sondern

auch schon dahin geführt hatte, auch die eigene lateinische Sprache wissenschaftlich, nämlich grammatikalisch zu studiren und auszubilden. Dagegen waren es zwei Männer geringeren Standes, die den Versuch gemacht haben, die römische Geschichte in der Muttersprache, aber in Versen, also in Gestalt metrischer Chroniken den Zeitgenossen zu erzählen. Der eine derselben, der erste wirkliche römische Dichter und ein Mann von sehr bedeutendem Talent wie von tüchtigem Charakter, war Gnäus Nävius (anscheinend zwischen 264 und 191 v. Chr.), wahrscheinlich der Sohn einer latinischen Gemeinde Campaniens, der auch als Soldat im ersten punischen Kriege gefochten hat. Angeregt durch das Beispiel des Andronicus und vielfach von dessen Muster abhängig, aber geistig und poetisch unvergleichlich bedeutender, hat er, vielleicht um 204, seinem Volke eine Stadtgeschichte in Versen geliefert, die namentlich den ersten punischen Krieg lebendig, einfach und klar, aus eigener Kunde des Zeitalters behandelte. Es war aber derselbe Nävius auch eifrig bemüht, unter Durchdringung der griechischen Formen mit römischem Geiste ein römisches Nationallustspiel zu schaffen, für welchen Zweig der dramatischen Poesie er ein ganz besonderes Talent hatte. Nur daß die Strenge, mit welcher die römische Polizei die politische Censur übte, zu aristophanischer Keckheit vorzudringen ihm nicht gestattete. Seine ersten Schauspiele scheinen 235 v. Chr. aufgeführt zu sein. Auch bei der Nachahmung tragischer Muster, bei denen er wiederholt sogar Motive aus der römischen Geschichte zu Grunde legte, hatte er erhebliche Erfolge.

Ganz anderer Art war sein viel jüngerer Zeitgenosse Quintus Ennius (239—169), ein Mann messapischer Abkunft (aus Rudiä) und hellenischer Bildung, der erst in seinem 35. Jahre nach Rom übersiedelte, wo er (seit 184 Bürger) theils als Schulmeister, theils als Dichter seine Existenz fristete, und namentlich durch die Gunst römischer Großen, besonders des Marcus Fulvius Nobilior, gehoben worden ist. Seine poetische Chronik, die in 18 Büchern bis 177 v. Chr. herabgeht und in den letzten 13 Büchern die Zeit seit Pyrrhos behandelt, ist erst um 173 v. Chr. — unter Anwendung des Hexameters, und — ganz in hellenischem Geiste geschrieben. Ennius wollte sehr bestimmt die Art der homerischen Gedichte nachahmen. Trotzdem das Buch sehr wenig spezifisch römischen Geist athmet, hat es nachmals bei den Römern theils wegen des historischen Inhaltes, theils wegen der formalen Gewandtheit des Dichters dauernd ein sehr bedeutendes Ansehen genossen. Auch dieser Halbrömer war endlich ein eifriger Pfleger der tragischen Muse. Nachbildungen der tragischen Dichtungen der großen Griechen, namentlich des Euripides, und nach Art des Nävius selbst die dramatische Bearbeitung römischer historischer Motive, gelangen seinem Talent nicht minder. Darüber war inzwischen die Zeit gekommen, wo die Römer denselben Hellenen, die sie als ihre Lehrmeister in höherer Kultur verehrten, mit den Waffen den Dank abstatteten und sich ihnen von einer besseren Seite zeigten, als zur Zeit ihrer ersten Allianz mit den ätolischen Klephten.

Trotz der Ueberwindung des gewaltigen karthagischen Helden, trotz der vollständigen Niederwerfung der punischen Weltmacht war es den Römern nicht vergönnt, sich nach Abschluß des scipionischen Friedens längere Zeit der Ruhe, den Arbeiten und den Segnungen des Friedens hingeben zu können. Es wirkten verschiedene Motive zusammen, um die Thätigkeit der römischen Waffen nicht lange ruhen zu lassen. Ganz allgemein gesagt, so machte der Senat sehr schnell die Erfahrung, die sich nachher noch unendlich oft für die Römer wiederholt hat, daß einerseits die leitenden Männer eines erobernden Staates es sehr häufig gar nicht in der Hand haben, lediglich nach ihrem Gutdünken die Linie zu bestimmen, wo nach ihrer Meinung die letzte Grenze ihrer Machtentfaltung gezogen werden soll, und daß andrerseits ein Großstaat inmitten eines reich entwickelten Staatensystems nur selten ohne sehr erheblichen Schaden für seine eigenen mittelbaren und unmittelbaren Interessen gegen die Bewegungen gleichgültig bleiben kann, die jenseits seiner Grenzen sich vollziehen. Für die Römer traten aber zu diesem mehr allgemeinen politischen Naturgesetz noch zwei andere Momente von erheblicher Schwere hinzu. Auf der einen Seite hatte sie die schreckliche Erfahrung von fast 17 Jahren darüber belehrt, wie furchtbar für sie der Eine Hannibal war. Die Geschlechter von Staatsmännern und Offizieren, die unter dem furchtbaren Jammer des zweiten punischen Krieges zu reifen Männern geworden waren, haben bis an das Ende ihres Lebens niemals die Ruinen und die Leichenfelder Italiens vergessen, sie haben die lähmende Angst vor dem afrikanischen Löwen niemals bannen können. Daher ist die ganze auswärtige Politik des Senates von Zama bis zu den Ruinen von Karthago wesentlich durch diese Erinnerung beherrscht und bestimmt. Und wie die Römer aus solcher Stimmung heraus nicht geruht haben, bis Hannibal todt und Karthago eine öde Brandstätte war, so haben sie es auch niemals vergessen, mit welchen Verbündeten der große punische Kriegsmeister die römische Uebermacht zu bezwingen gehofft hatte. Die Kelten in Oberitalien, die spanischen Stämme, und die makedonische Phalangen waren die Punkte, auf die seit der Schlacht bei Zama die Aufmerksamkeit des Senates nothwendig gerichtet sein mußte. Freilich lag Karthago jetzt am Boden. Noch immer aber stand Hannibal in voller Manneskraft da. Und wer mochte wissen, ob es nicht dem Genie dieses unvergleichlichen Mannes gelingen könnte, noch einmal die Waffen gegen Italien zu erheben? Unter allen Umständen war es aber geboten, mindestens jetzt mit den Kelten abzurechnen und das oberitalische Land, welches schon im Besitz der Römer gewesen war, nun so schnell als möglich sich bleibend zu sichern. Spanien aber wieder aufzugeben, war schon aus Rücksicht auf die Chance unmöglich, daß die Karthager hier eines Tages wieder hätten festen Fuß fassen können; selbst wenn die römische Politik geneigt gewesen wäre, die Halbinsel der Pyrenäen wieder freizulassen. Endlich der König Philipp V. von Makedonien, mit dem der Staat ältere und neuere Rechnungen zu begleichen hatte, zog durch seine gewalt-

same Politik das Unwetter noch früher auf sein Haupt herab, als die Römer es zuerst wohl selbst gewollt hatten.

Wie es nur natürlich war, so entbrannten die neuen Kämpfe der italischen Truppen zuerst auf der Stelle, wo es zu keinem Frieden gekommen war, wo die Römer nicht nur schwere Rache zu üben, sondern auch wichtige materielle und militärische Interessen wahrzunehmen hatten, nämlich im Lande der Kelten, die jetzt noch einmal eine Energie an den Tag legten, die sie zur Zeit des hannibalischen Krieges zum Schaden des großen Karthagers schwer hatten vermissen lassen. Schon im Jahre 201, dem des scipionischen Friedens, war der Consul P. Aelius Pätus mit starker Macht gegen die Bojer zu Felde gezogen, um endlich den unaufhörlich bedrohten Festungen Placentia und Cremona Luft zu machen. Diesmal aber leisteten die Kelten auch ohne fremde Hülfe tüchtigen Widerstand. Eine gewonnene Schlacht und die Mitwirkung eines karthagischen Offiziers, Namens Hamilkar, der seit Magos Zeit (S. 276) hier zurückgeblieben war, hatte die Folge, daß nunmehr die sämmtlichen Kelten Oberitaliens, jetzt auch die Cenomanen nicht ausgenommen, gegen die Römer zu den Waffen griffen. Zu großem Schrecken der Römer gelang es den Kelten, im Jahre 200 v. Chr. die Festung Placentia, die ihnen und den Karthagern so lange Stand gehalten hatte, mit Sturm zu nehmen, nur 2000 Einwohner entrannen dem Untergange. Nun wandte sich Hamilkar, der die Kelten trefflich führte, gegen Cremona, verlor aber in einer großen Schlacht gegen den Prätor L. Furius Purpureo Sieg und Leben. Inzwischen war das ermüdete römische Volk auf der makedonischen Seite in einen neuen und nicht leichten Krieg hineingezogen worden, und nur zu bald loderte auch der spanische Krieg wieder auf, so daß die Römer erhebliche Mühe hatten, die furchtbare Erhebung der Kelten zu dämpfen. Das Heer des leichtsinnigen Gnäus Bäbius Tamphilus wurde 199 v. Chr. bei dem Einbruch in das Gebiet der Insubrer aufs Haupt geschlagen, und man hatte alle Mühe, 198 Cremona zu behaupten und Placentia wieder herzustellen. So mußten denn im Jahre 197 beide Consuln nach dem Paduslande marschiren, wo es nun endlich dem Quintus Minucius — nicht ohne harte Verluste — gelang, die Bojer und ihre ligurischen Hülfstruppen an der Vereinigung mit den Insubrern zu hindern. Gajus Cornelius Cethegus dagegen erfocht über die letztern einen blutigen Sieg am Mincius, namentlich weil während der Schlacht sich die Cenomanen dadurch die Verzeihung der Römer erkauften, daß sie zu diesen übergingen und den Insubrern in den Rücken fielen. Eine neue verlorene Schlacht und der Verlust von Comum bestimmte im Jahre 196 dann auch die Insubrer, sich mit den Römern zu vertragen. Mit den Bojern dagegen und mit den Liguriern dauerte der Kampf noch mehrere Jahre lang in höchst erbitterter Weise fort. Nach einer Hauptschlacht bei Mutina (193) begann indessen die Widerstandskraft der Bojer zu erlahmen; jetzt durch die Uebermacht der Römer erdrückt, 191 durch den Consul

Scipio Nasica noch einmal geschlagen, mußten sie sich endlich in ihr Schicksal fügen.

Die neuen Eroberungen wurden von den Römern in sehr verschiedener Weise behandelt. Die Cenomanen und Insubrer sollten nur die römische Oberhoheit anerkennen, einerseits niemals in römisches Bürgerrecht aufgenommen werden, andrerseits aber ihre alten nationalen Ordnungen behalten. Die Aufgabe dieser Stämme, die nachher jedoch sich schrittweise sehr schnell romanisirten, blieb es, die Alpenpässe zu hüten. Die Ansiedlung neuer Kelten aus den jenseits der Alpen belegenen Landschaften sollte unter keiner Bedingung geduldet werden. Viel härter dagegen war das Schicksal der Bojer, die die Hälfte ihres Landes an die Römer abtreten mußten. Soweit sie sich in dem Reste ihres Gebietes zu halten vermochten, waren sie zu vollständiger „Aufschlürfung“ durch die Römer bestimmt; das ganze Land aber bis zum Padus wurde so energisch als möglich römisch kolonisirt, daß seit dieser Zeit der große Strom Oberitaliens die wirkliche ethnographische Grenzlinie für lange geworden ist. Außer der gründlichen Neugestaltung der alten Kolonien Placentia und Cremona hat man namentlich 189 die starke Festungskolonie Bononia (latinischen Rechtes) ins Leben gerufen, der nicht lange nachher sowohl die Anlage neuer wichtiger Heerstraßen, wie die Gründung vieler anderer Kolonien auf altkeltischem Boden folgte. Schon 187 v. Chr. führte M. Aemilius Lepidus die alte Via Flaminia von Ariminum weiter bis nach Placentia; bekanntlich wird die von dieser Via Aemilia durchschnittene Landschaft noch heutzutage von den Italienern „Emilia“ genannt. Gleichzeitig verband man durch eine andere große Straße, welche die Apenninen direkt überschritt, Arretium mit Bononia, so daß die italischen Ansiedler und die Legionen nun auf dem geradesten Wege nach dem Padusthale vordringen konnten. Und nun folgte 184 die Anlage von Potentia (bei Recanati) und Pisaurum (j. Pesaro) in dem alten Senonenlande, während außer Bononia an der ämilischen Straße 183 Mutina bedeutend erweitert und Parma neu gegründet wurde. Alle diese Plätze waren römische Bürgerkolonien.

Inzwischen hatte sich aber an dem keltischen Kriege ein neuer entzündet, der die Römer längere Jahre beschäftigen sollte, und dem sie sich doch nicht entziehen konnten, sollte Oberitalien endlich in ihren gesicherten Besitz kommen. Es war der Kampf mit den wilden ligurischen Stämmen, die theils als gefährliche Nachbarn Etruriens, theils als Corsaren in den Gewässern ihrer Riviera, endlich als Verbündete der Bojer den vollen Zorn der Römer herausforderten. Seit 193 hatte der Kampf mit ihnen in schwerstem Ernste begonnen, er wurde hauptsächlich von Pisä aus geführt, bis nach Ueberwältigung der Bojer auch die alte keltische Westgrenze Schauplatz heftiger und sehr wechselvoller Gefechte geworden ist. Der ligurische Krieg ist mehrere Jahrzehnte hindurch fortgeschleppt worden; die Römer, die ihn als Kriegsschule für ihre Soldaten und noch mehr für ihre Generale benutzten, haben,

so viel uns bekannt, niemals den Versuch gemacht, unter Aufbietung großer Heeresmassen und unter Anwendung eines umfassenden Planes die wilden Bergvölker dieses Stammes mit Einem großen Schlage zu bändigen. Nach den ersten harten Zusammenstößen, bei denen die Römer wiederholt in erhebliche Gefahr geriethen und, wie auch später oft genug, schwere Verluste erlitten, nahmen diese Fehden einen sehr eintönigen Charakter an. Es kam den Römern zunächst darauf an, den Zweig der räuberischen Apuaner zu vertilgen, der, zwischen dem Arno und der Macra auf den Apenninen wohnend, für Pisä wie für Mutina und Bononia gleich lästig war. Erst als L. Aemilius Paullus, der Sohn des bei Cannä gefallenen Feldherrn, 181 als Proconsul einmal durchschlagend gesiegt hatte, wurden 181/80 bis 47,000 Ligurier zusammengetrieben und als Ansiedler gewaltsam nach der Gegend von Benevent verpflanzt. Als dann (176) auch das von den Liguriern momentan überrannte Mutina wieder gewonnen, dann 175 die tapferen Bergbewohner entscheidend geschlagen, — als zugleich (vielleicht 180 nach Pisa, und bestimmt) im Jahre 177 nach dem Hafenplatz Luna an der Macra (unsern Spezzia), der zur Festung ausgebaut ward, eine starke „latinische" Kolonie geführt, Luna mit Rom durch die Via Aurelia, und das benachbarte Luca mit Florenz und Arretium durch eine ähnliche Straße verbunden war, konnte das Land zwischen Arno und Padus als unterworfen gelten. Weit länger schleppten sich die Kämpfe mit den ligurischen Völkern der genuesischen Apenninen und der Seealpen hin. Erst seit 166 v. Chr. erlosch auch hier die Widerstandskraft der Bergbewohner, so daß endlich seit 154 auch die jenseits der Alpen, in der Nähe von Massalia wohnenden ligurischen Stämme der Oxybier und Deceaten ernsthaft angegriffen werden konnten. Dem ligurischen Kriege parallel lief die chronische Fehde mit den Eingeborenen auf der Insel Sardinien, die nur im Jahre 177 einmal einen so akuten Charakter annahm, daß Tiberius Sempronius Gracchus mit mehr als 23,000 M. ausrücken mußte. Dieser Feldherr dämpfte in einer Zeit von zwei Jahren den Aufstand für lange; mehr als 80,000 Sarden waren gefallen oder als Sklaven nach Italien geschleppt worden.

Für lange Jahrhunderte bedeutungsvoll wurde dagegen der Versuch der Römer, durch militärische Festsetzung in der äußersten nordöstlichen Ecke von Italien nicht nur die Seeräuberei der Istrier gründlich auszurotten, sondern zugleich auch diese den Einbrüchen der östlichen Barbaren wie civilisirter Heere besonders gefährlich zugängliche Stelle des von den Alpen im Halbkreise umschlossenen Niederlandes möglichst sicher zu sperren. Die Römer gründeten nämlich 183 bis 181 als Kolonie mit latinischem Rechte die mächtige Festung Aquileja, die sich nachmals zu einer der blühendsten Städte von ganz Italien entwickelt hat. Diese Anlage führte aber zu einem Kriege mit den Istriern, welcher 177 v. Chr. zu Gunsten der Römer beendigt worden ist. Die moderne Forschung bemerkt dabei, daß Aquileja die jüngste der italischen Kolonien Roms geblieben ist, die mit „latinischem" Rechte aus-

gestattet worden sind. Die übrigen Gründungen dieser Zeit, die wir kennen lernten, Potentia, Pisaurum, Parma, Mutina und Luna, erhielten bereits das volle Bürgerrecht. Die neuen Kolonisten wurden jetzt immer ausschließlicher aus der römischen Bürgerschaft ausgewählt, und bei der Einschränkung der Rechte der „latinischen" Orte, die wir mehrfach berührten, mochten auch die ärmeren Römer selbst gegen große materielle Vortheile ihr Vollbürgerrecht nicht gegen „latinisches" Recht vertauschen.

Parallel endlich mit den oberitalischen Kämpfen liefen schon frühzeitig die schweren Kriege in Spanien. Auf einzelnen Punkten dieses Landes hatten Seitens der Einwohner, die in ihrer Naivetät gemeint hatten, die Römer wären auf ihrer Halbinsel lediglich erschienen, um sie von der karthagischen Herrschaft zu befreien, gleich nach Austreibung der punischen Heere bereits Aufstände sich entwickelt, sobald die Häuptlinge erkannten, daß die Römer hier dauernd zu bleiben gedachten. Wirklich zuverlässig waren nur die griechischen und phönikischen Küstenstädte von Emporiä bis nach Gades, die jetzt nur durch die römischen Waffen sich vor den Eingeborenen geschützt fühlten. Als nun die Römer im Jahre 197 v. Chr. ihren Besitz auf der westlichen Halbinsel, der einerseits (nach der heutigen Geographie es zu bezeichnen) im Norden Katalonien und einen Theil von Aragonien, im Süden dagegen Valencia, Murcia, Granada und Andalusien umfaßte, organisirten; als sie denselben in zwei Provinzen zerlegten, — das diesseitige und das jenseitige Spanien genannt, — die durch das Gebirge von Castulo (j. Sierra Morena) getrennt, und von den Centralplätzen Neu-Karthago und Corduba aus durch je zwei ständige Prätoren, in der Regel mit proconsularischer Gewalt, regiert werden sollten, brach ein allgemeiner Aufstand der iberischen Einwohner aus, bei welchem die Römer in die größte Bedrängniß geriethen. Seit dieser Zeit hat für viele Jahrzehnte der Krieg auf der Halbinsel nicht aufgehört. Derselbe gestaltete sich für die Römer zu wiederholten Malen überaus unbequem. Abgesehen von ihrer Unbekanntschaft mit dem Lande und von den großen Terrainschwierigkeiten, so waren die alten Einwohner, die bereits wesentlich civilisirten Turdetaner in der Landschaft Bätica ausgenommen, ein hartes kriegerisches Geschlecht. Die uralte Theilung des Landes in viele kleine Gebiete hatte seit Alters die räuberischen und kriegerischen Neigungen des Volkes gefördert; und die genügsamen und nüchternen, ritterlichen und abenteuerlichen Spanier waren bei ihrer Armuth und Tapferkeit, die sie namentlich hinter den Mauern ihrer Festungen sehr schwer zu überwinden machte, sehr lästige Gegner. Mit ihren Sturmkolonnen und dem kurzen, zweischneidigen Breitschwert, welches später die Römer von ihnen annahmen, waren sie auch für die Legionen sehr gefährlich. Die Art des Landes, die politischen Zustände und der politische Charakter der hier wohnenden Völker machten nun deren wirkliche Ueberwindung und namentlich die dauernde Civilisirung im römischen Sinne ungemein schwierig. Wiederholt gelang es den römischen Feldherren, in einem langen Kampfe, der bei

sehr wechselndem Glücke aus einer langen Reihe von Schlachten, Ueberfällen, Guerrillagefechten bestand, die alten Grenzen zu behaupten. Dann brach unvermuthet auf irgend einem Punkte die Empörung des allezeit unruhigen Volkes wieder aus und setzte große, für sicher erachtete Strecken wieder in Flammen. Dazu kam, daß die große Masse der noch völlig unbezwungenen Binnenvölker, der keltiberischen Stämme in Kastilien, und der Lusitaner in Portugal und Estremadura, — hinter denen im Nordwesten noch die Kantabrer, Asturer und Galläcer wohnten, — unaufhörlich die den Römern unterworfenen und befreundeten Grenzvölker angriffen oder beunruhigten, und dadurch Anlaß gaben, daß der Krieg sich unaufhörlich tiefer in das innere Land hineinfraß. Dieser spanische Krieg ist für die Römer auf die Dauer eine schwere Plage geworden. Man brauchte auf der westlichen Halbinsel in jener Zeit ziemlich regelmäßig ein Heer von etwa 40,000 Mann, und nun zeigte es sich, daß die allgemeine Wehrpflicht für Völker, die nicht vorzugsweise den Frieden pflegen, sondern auf Unterwerfung ferner, stammfremder Nationen ausgehen, eine furchtbare Last werden muß. Die Unmöglichkeit, die spanischen Legionen regelmäßig nach alter Art abzulösen, und wieder die Unzufriedenheit der Bürgersoldaten mit dieser Praxis erzeugte sehr ernste Schwierigkeiten. Dieses um so mehr, als der Kriegsdienst in Spanien bei Römern und Italikern sehr bald tief verhaßt wurde, weil er nur selten reiche Beute, desto sicherer die Aussicht auf sehr mühselige und sehr blutige Kämpfe bot. Nun hatte allerdings schon Publius Scipio den Anfang zu einer italischen Kolonisirung des neuen Landes gemacht, indem er 206 v. Chr. am unteren Bätis, gegenüber der Stadt Hispalis, in sechs römischen Millien Abstand davon, auf dem westlichen Ufer die große Militärkolonie Italica anlegte. Die Fortsetzung solcher Kolonisationen würde die Stellung der Römer in Spanien schnell erheblich verstärkt haben. Aber die Politik des Senats wollte zu jener Zeit von der Romanisirung auch der Provinzen noch nichts wissen. So blieb es also bei der alten Art des Kriegs; es blieb leider auch bei der alten Thorheit des jährlichen Wechsels der Militärgouverneure. Und aus solchen Schwierigkeiten heraus entwickelte sich allmählich, bei zunehmendem Sinken der sittlichen Tüchtigkeit der Nobilität, in den Kämpfen mit den spanischen Stämmen bei den römischen Mannschaften eine Blutgier und bei den Generalen eine Neigung zur schnöden Gewaltsamkeit und zu arger Treulosigkeit, wie dieselbe, — später nur gegen die Germanen in der Kaiserzeit in ähnlicher Weise wiederholt, — nur zu sehr geeignet war, die römischen Truppen zu korrumpiren und die Ureinwohner tödtlich zu erbittern.

Zur Niederwerfung der großen Insurrektion d. J. 197 sandte der Senat einen der als Soldaten wie als Bürger tüchtigsten Männer der neueren Zeit nach Spanien, nämlich den in den Kämpfen des hannibalischen Krieges geschulten, plebejischen Consul Marcus Porcius Cato. Dieser Feldherr, der 234 v. Chr. zu Tusculum geboren war, und sich in seiner schlichten,

strengen und uneigennützigen Art, wie sie damals leider schon seltener zu werden begann, i. J. 198 als Prätor von Sardinien den Ruf eines der tüchtigsten Beamten erworben hatte, fand i. J. 195 bei der Landung zu Emporiä das diesseitige Spanien fast gänzlich verloren. Aber seiner militärischen Tüchtigkeit gelang es, die Gegner in einer hart bestrittenen Schlacht in der Gegend von Tarraco aufs Haupt zu schlagen. Als der Aufstand endlich im offenen Felde überwältigt war, ordnete Cato die allgemeine Entwaffnung der diesseitigen Provinz an und suchte, soweit sich das überhaupt hat durchführen lassen, die abhängigen Städte der Eingeborenen zur Niederreißung ihrer Mauern zu zwingen. Eine glückliche Verbindung von Verstand und Energie, List und Tapferkeit, Milde und Strenge machte es ihm möglich, in den beiden spanischen Provinzen binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit die Ordnung herzustellen, und nun sich mit aller Energie der Verwaltung, dabei namentlich der besseren Verwerthung der spanischen Bergwerke, anzunehmen. Da jedoch die unsinnige Praxis der Römer auch diesen trefflichen Mann nur während seines Amtsjahres in der durch ihn geretteten Provinz beließ, so traten manche der durch ihn beseitigten Uebelstände sehr schnell wieder in den Vordergrund. Abgesehen indessen von den stets sich wiederholenden kleineren Bewegungen in den spanischen Provinzen, so sind von größerer Bedeutung für die Geschichte die Kämpfe mit den Lusitaniern und den Keltiberern, die dann auch zu schrittweiser Ausdehnung des römischen Gebiets führten. Der Krieg gegen die Lusitanier, der seit 191 einen sehr gefährlichen Charakter angenommen hatte, wurde durch einen namhaften Sieg des Prätors L. Aemilius Paullus und weiter durch einen großen Schlag des Prätors Gajus Calpurnius (185) jenseits des Tajo für längere Zeit zu Gunsten der Römer beendigt. Auf der keltiberischen Seite dagegen gelang es endlich der siegreichen Energie des Quintus Fulvius Flaccus, und weit mehr noch der soldatischen Ueberlegenheit und zugleich der Gewandtheit, mit welcher der treffliche Tiberius Sempronius Gracchus (179 und 178) auf die Volksart der Spanier einzugehen verstand, dazu auch verständige Verträge zwischen diesen Stämmen und den Römern zu erzielen wußte, einen erheblichen Theil dieses Gliedes der spanischen Welt für die Anerkennung der römischen Oberhoheit zu gewinnen. Sie hatten den Römern unter Umständen Hülfstruppen zu stellen oder Kriegssteuern zu leisten, wogegen der Senat sie unter seinen mächtigen Schutz nahm.

Erst seit dieser Zeit trat größere Ruhe für längere Zeit ein, konnten die Römer ihre eigentlichen Provinzen wirklich verwalten und die Hülfsquellen des schönen Landes, namentlich die reichen Bergwerke, recht flüssig und nutzbar machen. Die Lasten, die man den Spaniern auflegte, bestanden theils in fest bestimmten Abgaben in Geld, theils in gewissen Naturalleistungen; dabei wurden die Aufgebote der spanischen Milizen sehr erheblich in Anspruch genommen. Die natürlichen Verbündeten des Senats auf der Halbinsel, die großen Küstenstädte Tarraco, Saguntum und Gades, erhielten

die begünstigte Stellung föderirter Gemeinden. Auch sonst suchte der Senat im Interesse der Sicherheit der römischen Herrschaft der Habgier, Härte und Grausamkeit zu wehren, wodurch wiederholt die römischen Statthalter, — deren nur wenige dem Cato und dem Gracchus, dem Vater der römischen Reformpolitiker, glichen, — die Spanier wiederholt tief erbitterten. Auf Veranlassung bitterer Klagen, welche die Spanier i. J. 171 (in demselben Jahre, wo auch die latinische Kolonie Carteja unweit der Säulen des Herakles gegründet und mit Mischlingen, Kindern der italischen Soldaten und spanischer Frauen, besetzt ward,) an den Senat richteten, wurden zur Prüfung der einzelnen Beschwerden richterliche Kommissionen eingesetzt. Unmittelbare Strafurtheile gegen die schuldigen Beamten sind freilich dadurch kaum erzielt worden. Dagegen wurden von nun ab den Behörden in den Provinzen willkürliche Erpressungen streng untersagt; namentlich sollten die Abgaben und Lieferungen der Spanier nicht auf militärischem Wege eingetrieben, die fest bestimmten Getreidelieferungen nur gegen Entschädigung erhoben, und der Taxpreis derselben nicht einseitig durch die römischen Behörden festgestellt werden.

Während in dieser Weise die Feldherren und die Heere auf der weiten Linie von Istrien bis zum Atlantischen Meere viele Jahre hindurch sehr stark in Anspruch genommen waren, hatten gleichzeitig die Legionen schon längst auch die Adria und das ionische Meer überschritten, und war der Senat nun auch immer bestimmter und immer umfassender in den Bereich der griechischen und der hellenistischen Politik eingetreten, — hatten sich für die römische große Politik im Osten Italiens ganz neue und sehr schwierige Aufgaben neu gefunden. Der erste große Krieg, den die Römer auf griechischem Boden geführt haben, war gegen König Philipp V. von Makedonien gerichtet. Der stolze Antigonide hatte zu dieser Wendung selbst den Anstoß gegeben, ganz abgesehen von seiner Unterstützung der Karthager noch nach dem mit Rom (S. 272) geschlossenen Frieden. Der geringe Gewinn, den Makedonien in dem Römerkriege davongetragen, bestimmte ihn, sich nach einer Entschädigung im Osten umzusehen. Als daher i. J. 205/4 v. Chr. der Lagide Ptolemäos IV. Philopator starb und die Herrschaft über das ägyptische Reich auf einen kaum fünfjährigen Knaben, Ptolemäos V. Epiphanes, überging, und nun Alexandria der Schauplatz von erbitterten Kämpfen zwischen den Großen des Reiches wurde, hielt Philipp die Zeit für gekommen, sich mit dem anderen großen Gegner der Lagiden, mit dem seleukidischen Großkönig Antiochos III., zu gemeinsamer Beraubung des altverhaßten ägyptischen Reiches zu verbinden. Während in Alexandria der Minister Sosibios durch Agathokles gestürzt, dieser selbstsüchtige und gewaltsame, dabei politisch wenig fähige Machthaber dagegen nicht lange nachher durch das empörte Volk auf höchst grausame Weise ermordet, weiterhin aber auch sein Nachfolger, der frühere Getreideaufseher der Residenz, Tlepolemos, im Heerbefehl durch den raubgierigen ätolischen General Skopas, in der Leitung der großen Politik durch den immerhin tüchtigen Akarnanen Aristo-

menes ersetzt wurde: hatten Philipp V. und Antiochos III. (203 oder 202 v. Chr.) ihren Raubvertrag geschlossen. Die syrische Armee sollte Kypros, ganz Syrien und womöglich auch das Nilthal erobern. Die Makedonen dagegen richteten ihre Wünsche auf die Außenlande des Reiches der Lagiden, also auf die thrakischen Städte, die Kykladen, die kleinasiatische Westküste und Kyrene. Wie die Dinge lagen, so hatten die Aegypter alle Mühe, sich nur der Angriffe des Antiochos einigermaßen zu erwehren, die gegen Kilikien und die lagidischen Theile Syriens sich richteten. Hier schwankte der Kampf längere Zeit. Noch i. J. 200 gelang es dem Skopas, dem Seleukiden Judäa wieder zu entreißen. Als aber Antiochos i. J. 198 am Berge Panion bei den Jordanquellen entscheidend über das ägyptische Heer gesiegt hatte, war der asiatische Besitz für dieses unhaltbar geworden, und 198/7 schlossen die ägyptischen Minister den Frieden, durch welchen ihr junger König mit des Antiochos Tochter Kleopatra verlobt und wenigstens die Aussicht auf Rettung eines Theiles der verlorenen syrischen Provinzen erzielt wurde.

Dieser Krieg und ein gleichzeitiger Aufstand in Oberägypten hatte die Lagiden gegenüber Philipps Angriffen fast wehrlos gemacht. Nun aber zog sich der König von Makedonien durch sein eroberndes Auftreten und durch die Art seiner Kriegführung zunächst die Gegnerschaft aller benachbarten Mächte zweiten Ranges, dann die tiefste Erbitterung der Griechen, endlich die Feindschaft des römischen Senats zu. Philipp hatte 201 v. Chr. mit einer starken Flotte seine Eroberungen begonnen und binnen kurzer Zeit durch die Wegnahme und theilweise grausame Zerstörung mehrerer griechischer Städte, die theils unter ägyptischer Schirmherrschaft, theils unter ätolischem Schutze standen, allgemeine Aufregung hervorgerufen. Er hatte an der thrakischen Küste begonnen, die ätolische Besatzung aus Lysimacheia vertrieben, die Byzantier durch Wegnahme ihrer Klientelstadt Perinth beleidigt, seinem Freunde Prusias I. von Bithynien die Stadt Chalkedon erobert, Kios, wo ein ätolischer Kommandant sich befand, erstürmt, und trotz aller Bitten der Rhodier, der treuen Vermittler in allen hellenischen Fragen, zerstört, die Einwohner zu Sklaven gemacht, Lampsakos erobert, und Thasos unter Bruch der Kapitulation genau wie Kios behandelt, und damit seiner neuen Politik einen Charakter aufgeprägt, der die ganze östliche Griechenwelt, die sich bisher unter der milden ägyptischen Schutzherrschaft sehr wohl befunden hatte, zur erbittertsten Gegnerschaft gegen sein Vorgehen aufstachelte. Dieses um so mehr, als die Flottenführer des Königs, Herakleides von Tarent, und der ätolische Freibeuter Dikäarchos, der gleichzeitig den Lagiden die Kykladen entriß, den König an Frevelmuth noch überboten. Die durch den letzten Krieg ermüdeten, und durch Abzug ihrer jungen Mannschaft zu Skopas nach Aegypten momentan erschöpften Aetoler hielten sich zwar ruhig. Dagegen schlossen die Rhodier sofort mit Chios, Byzantion und Attalos von Pergamon eine Allianz und lieferten unter ihrem Admiral Theophiliskos der makedonischen Flotte, die

Samos genommen hatte und nun Chios bedrohte, eine Schlacht, in welcher dieselbe gänzlich geschlagen wurde. Weil aber der rhodische Seeheld den Tod dabei gefunden hatte, stockte die Thätigkeit der Verbündeten, und Philipp fand Zeit, sich wieder zu verstärken. Ein Erfolg über die Rhodier bei der Insel Lade öffnete ihm die Thore von Chios und Milet, und nun ergossen sich die makedonischen Truppen theils unter schrecklichen Verheerungen über das Pergamenische Reich, theils breiteten sie sich über die ägyptischen und rhodischen Besitzungen in Karien aus. Inzwischen aber verstärkten die Rhodier ihre Flotte, vereinigten sich mit den Kriegsschiffen ihrer Verbündeten, und operirten auf dem ägäischen Meere so glücklich, daß Philipp, der sich jetzt auch von Rom aus bedroht wußte, sich beeilte, im Winter 201/0 v. Chr. nach Makedonien zurückzukehren, um nicht in Kleinasien abgeschnitten zu werden.

Der römische Senat hatte nur mit tiefem Unbehagen den Krieg im Osten sich entwickeln sehen, da ihm — unmittelbar nach Abschluß des hannibalischen Krieges — bei der Ermüdung des eigenen Volkes und bei (S. 289) dem frischen Auflodern der Kämpfe in Oberitalien es sehr wenig erwünscht war, schon jetzt sogleich wieder in weit aussehende Verwickelungen mit der griechischen Welt hineingezogen zu werden. Allein, die seit Alters zur Schau getragene Vertretung der hellenischen Interessen; die muthwilligen Frevel Philipps gegen griechische Städte, die doch nicht — wie die furchtbare Härte der Römer gegen abgefallene Orte — durch die Besiegten einigermaßen herausgefordert waren; die Aufgabe, die alten Freunde in Alexandria und Pergamon, wie auch das seit mehr denn hundert Jahren merkantil befreundete Rhodos nicht erliegen zu lassen; endlich aber die Abneigung, einer so gewaltigen Vermehrung der feindlichen makedonischen Macht, die auch den italischen und sicilischen Handel ernstlich schädigen konnte, still zuzusehen, ließen es dem Senat doch sehr räthlich erscheinen, die Chancen eines neuen Krieges mit Philipp sehr ernsthaft ins Auge zu fassen. Man wollte jedenfalls sich nicht wieder in ähnlicher Weise wie i. J. 218 überraschen lassen; doch sollte jedenfalls Philipp, der sich ohnehin 203 an der illyrischen Grenze Uebergriffe erlaubt hatte, diplomatisch und moralisch ins Unrecht gesetzt werden. Daher schickte der Senat i. J. 201 zwar den Admiral M. Valerius Lävinus mit einer Beobachtungsflotte von 38 Schiffen nach den griechischen Gewässern. Aber die Hülfsgesuche der Aetoler blieben ganz unberücksichtigt, und die der Rhodier und Pergamener konnten außerdem noch nicht zur Handhabe des Angriffes benutzt werden, weil diese Staaten zuerst gegen Philipp losgeschlagen hatten. Nach Aegypten aber, dessen junger König durch den verstorbenen Pharao dem Senat zum Schutz empfohlen war, ging auf den Ruf des Hofes von Alexandria nur eine Gesandtschaft unter M. Aemilius Lepidus, der aber wesentlich mit der Aufgabe betraut war, für alle Fälle die Theilnahme des Antiochos III., dem man Syrien Preis gab, an dem eventuellen Kriege Philipps gegen Rom zu verhindern.

Inzwischen hatte im Frühjahr 200 Philipp den Krieg fortgesetzt, die

sämmtlichen Küstenplätze des südlichen Thrakiens besetzt, bis nach Sestos, und schickte sich nun an, während er im Archipelagos nur die Inseln Andros, Kythnos und Paros besetzt hielt, zur Sicherung der Verbindung mit Asien Abydos zu erobern. Die bei Tenedos versammelte Flotte der Rhodier und Pergamener rettete die tapfere Stadt nicht, die nach zähem Widerstande sich tief im Sommer d. J. 200 ergeben mußte, und deren Bürgerschaft einen blutigen Untergang fand. Noch vor ihrem Falle hatte im Sommer desselben Jahres jener Lepidus von Alexandria her den König vor Abydos aufgesucht und ihm die Forderungen des Senats vorgelegt: Einstellung der Angriffe auf griechische Städte und auf Aegypten, Rückgabe der den Lagiden entrissenen Gebiete, und Annahme eines Schiedsgerichts wegen des gegen Pergamon und Rhodos verübten Unrechts.

Philipp hatte das Alles abgelehnt, aber nicht — wie die Römer hofften — sich zur Kriegserklärung fortreißen lassen. Dem Kriege mit Rom entging er aber dadurch doch nicht; derselbe hatte sich bereits von einem anderen Punkte her eingeleitet. Die alten Verbündeten der Römer, die Athener, hatten in wüster Bigotterie im September 201 zwei junge Männer des seit Alters treu zu Philipp haltenden Volkes der Akarnanen, die ohne alle böse Absicht zufällig mit dem übrigen Volke bei der eleusinischen Mysterienfeier in den Demetertempel gegangen waren, als Religionsfrevler hinrichten lassen. Auf die Klage der tief empörten Akarnanen erlaubte ihnen der König, mit Hülfe makedonischer Krieger unter Nikanor Attika mit Feuer und Schwert zu verheeren. Zwar ließ sich nun dieser Heerführer zu Ende des Jahres 201 durch die Drohungen der damals nach Alexandria reisenden Gesandtschaft, die überall in Griechenland für Rom und gegen Philipp arbeitete, zum Abmarsch bestimmen. Aber die bitteren Beschwerden, welche die Athener im März 200 in Rom wegen dieser Scene führten, boten dem Senat die bequeme diplomatische Handhabe zur späteren Kriegserklärung, und fanden daher eine so günstige Aufnahme, daß Philipp, durch die nun erfolgende formelle Kriegserklärung der Athener ebenso gereizt, wie über die Absichten der Römer völlig aufgeklärt, durch seinen in Griechenland kommandirenden General Philokles die Athener sehr ernsthaft bedrängen ließ.

Als der König im Spätherbst 200 von der ausgemordeten Stadt Abydos nach Makedonien zurückkehrte, erfuhr er auf dem Marsche, daß die Römer die Adria überschritten hatten. Ihre Flotte lag bei Kerkyra, ihre Armee bei Apollonia. Dem Senat war es nur mit großer Mühe gelungen, das zähe Widerstreben des kriegssatten, zur Zeit auch (S. 289) durch den neuen Keltenkrieg aufgeregten Volkes in den Centurien gegen den Angriff auf Makedonien zu überwinden. Als endlich die Zustimmung tief im Sommer 200 erlangt war, suchte der Senat die eigentlichen Römer dadurch zu versöhnen, daß das römische Blut möglichst geschont, die Hauptlast auf die Bundesgenossen gewälzt wurde. Auf allen übrigen Punkten des Reiches wurden für jetzt nur bündische Truppen verwendet, alle noch

von dem hannibalischen Kriege her unter den Waffen stehenden römischen Soldaten (nur sogenannte „Freiwillige“ ausgenommen) entlassen, und für den makedonischen Krieg sechs neue Legionen ausgehoben, von denen aber nur zwei unter dem mit Griechenland schon vertrauten Consul Publius Sulpicius Galba von Brundisium aus im Spätherbst 200 nach Apollonia, ein Theil der Flotte dagegen unter Claudius Cento nach dem Peiräeus abging. Der Senat rechnete sehr entschieden auf die Mitwirkung nicht nur der Rhodier und Pergamener, sondern auch auf die der vielen Gegner Philipps auf der Balkanhalbinsel. Der neue Krieg sollte als zur Befreiung Griechenlands von dem makedonischen Joche unternommen gelten. Die Folge war, daß dem Kampf der Waffen ein sehr lebhafter diplomatischer Krieg auf der griechischen Halbinsel zur Seite gegangen ist, der wenigstens anfangs viel erfolgreicher als der militärische Kampf für die Römer sich gestaltete.

Während im Herbst 200 von Apollonia aus nichts Ernstes mehr unternommen, dagegen die Häuptlinge Pleuratos von Skodra und der Dardaner Bato für Rom engagirt wurden, hatte der Admiral Cento vom Peiräeus aus den Vorstoß gegen Chalkis, den Hauptwaffenplatz des Königs in Griechenland gemacht, die Stadt überrannt, aber nach Anrichtung schlimmer Verwüstungen schnell wieder verlassen. Jetzt stürmte Philipp zur Rache in Eilmärschen aus Thessalien heran und versuchte, Athen durch einen Handstreich zu nehmen, der aber durch die Hülfe des Cento und des Attalos von Pergamon vereitelt wurde. Nun rächte sich Philipp durch die brutalste Zerstörung der alten klassisch geweihten Stätten bei Athen, des Lykeion, des Kynosarges, viele Gräber selbst nicht ausgenommen. Dann eilte der König nach dem Peloponnes, um wenigstens die Achäer für sich in Bewegung zu bringen. Aber auch das gelang ihm nicht. Die Achäer waren auf der einen Seite beständig durch Krieg mit Sparta beschäftigt, wo nach dem Tode des Machanidas (S. 271) der wilde Nabis die Tyrannis an sich gerissen hatte. Ein Mann, der das alte Reformwerk des unglücklichen Kleomenes III. mit blutiger Faust in revolutionärer Gestalt wieder aufnahm, jetzt aber in ebenso gemeiner wie schmutzig grausamer Weise die Rache der Heloten, Periöken und verarmten Spartiaten an der alten verrotteten Oligarchie vollzog, und diesen alten Adel des Landes theils durch Mord und gerichtliche Bluturtheile decimirte, theils seiner Weiber, Töchter und Grundstücke beraubte, die Beute dann zu neuer Ausstattung der aus Heloten, Periöken, armen Spartiaten, wie aus Gesindel aller Art, das ihm aus ganz Hellas zuströmte, neu gebildeten Bürgerschaft verwendete: hatte er das nunmehr stark verschanzte Sparta zur Basis eines Raubstaates gemacht, dessen Korsaren die benachbarten Gewässer unsicher machten, dessen wilde Landsknechte den Peloponnes beunruhigten. Nun hatte zwar Philopömen ihn im J. 200 bei dem Walde Skotitas am Parnon schwer geschlagen; aber sowohl die Fortdauer dieser Fehde, wie andrerseits die Abneigung der Achäer, sich für Philipp, dem

man nicht mehr traute, und seit den gegen griechische Städte seit zwei Jahren verübten Freveln nur mit tiefer Abneigung ansah, zum Kriege gegen die mächtigen Römer zu verbünden, bestimmte den Bund, des Königs Anträge abzulehnen und sich zur neutralen Haltung zu entschließen. Zur Abkühlung seines Aergers über diesen Mißerfolg ließ Philipp bei seiner Rückkehr nach Attika, nach einem neuen verfehlten Angriff auf Athen und Peiräeus die Landschaft noch einmal mit ungeheuerlicher Barbarei verwüsten. Die Athener ihrerseits rächten das durch wüthende Zertrümmerung aller Bilder und Statuen Philipps und der Antigoniden in ihrer Stadt. Dagegen war von ihnen schon seit Ende des Vorjahres der altbefreundete König Attalos I., der seit langer Zeit die Akademie unterstützt, die Stadt durch Kunstwerke beschenkt, endlich im Herbst 201 mit den römischen Gesandten Athen gegen die Makedonen geschützt hatte, mit den ausgesuchtesten Ehren überhäuft, eine zwölfte Phyle (Bd. I, S. 611 f.) nach ihm benannt, und sein Bild neben denen der andern eilf Eponymen am Südrande des Marktes aufgestellt worden.

Der Krieg dagegen der Römer gegen die Makedonen nahm erst im Frühjahr 199 ernsthaft seinen Anfang. Aber weder der Proconsul Sulpicius Galba, noch seine sämmtlichen Verbündeten, vermochten etwas Nachhaltiges auszurichten. Die römische Flotte mit den alliirten Geschwadern des Ostens hatte nur unerhebliche Erfolge. Die Dardaner erlitten schwere Schläge. Der römische Oberfeldherr aber konnte wohl von Apollonia aus nach Lynkestis vordringen, aber die Makedonen nicht zu einer Hauptschlacht zwingen. Und als der jähe Einbruch der durch die Römer endlich doch noch zur Theilnahme an dem Kriege bestimmten Aetoler und der epirotischen Athamanen des Häuptlings Amynander am obern Acheloos in das thessalische Land den König zunächst zum Rückzuge nach Eordäa bestimmt hatte, erreichte Galba außer einem glücklichen Gefecht doch nichts als die Verheerung des westlichen makedonischen Oberlandes. Sobald die Römer wieder nach der Adria abmarschirt waren, warf Philipp die Aetoler und die Athamanen siegreich aus Thessalien heraus, und ging nun — obwohl Antiochos III., der in demselben Jahre in Kleinasien erschienen war und die Pergamener angegriffen hatte, sich durch die römische Diplomatie bestimmen ließ, gegen alle vernünftige Politik Philipp im Stich zu lassen und sich wieder nach Syrien zu wenden, — im Frühjahr 198 v. Chr. zum Angriff gegen die Römer vor. Durch die Besetzung des Aoos-Passes zwischen den Bergen Aeropos und Asmaos sperrte er dem neuen Proconsul P. Villius den Weg nach Makedonien vollständig.

Endlich aber erschien im römischen Lager der patricische Consul d. J. 198, nämlich Titus Quinctius Flamininus, der Held dieses Krieges. Ein noch nicht ganz dreißigjähriger reichbegabter Mann, ein tüchtiger Feldherr, der 208 unter Marcellus Oberst gewesen war, ein höchst gewandter Diplomat, damals noch ein enthusiastischer Philhellene, hatte er zuerst das Glück, daß der Uebertritt des epirotischen Häuptlings Charops ihm die Mittel verschaffte,

Philipps Stellung zu umgehen, die der König nun unter höchst verlustvollen Gefechten räumen mußte, um sofort nach dem Paß von Tempe sich zurückzuziehen. Nun traten sämmtliche Epiroten zu den Römern über. In Thessalien dagegen, wo nun Römer, Athener und Aetoler einbrachen, hielten verschiedene feste Städte den Gegnern wacker Stand.

Flamininus, der den Hauptschlag auf das folgende Jahr zu verschieben beschloß, verlegte jetzt seine Winterquartiere nach Phokis, und von hier aus gelang es ihm, nun auch die Achäer, — deren Philopömen, wegen seiner auf stärkere Demokratisirung des Bundes abzielenden Arbeiten mit der bündischen Aristokratie zerfallen, seit Ende des Jahres 200 als Söldnerführer nach Kreta sich begeben hatte, — auf dem Bundestage zu Sikyon, wo die makedonische Partei nur halb mit Gewalt durch den Druck der Römer und Römerfreunde zurückgedrängt wurde, zum Anschluß an Rom zu bestimmen. Sie sollten mit der verbündeten Flotte das starke Korinth belagern.

Nun näherte sich die Entscheidung. Ein Versuch Philipps, im Winter und Frühling 197 v. Chr. mit Flamininus und dem Senat sich zu vertragen, scheiterte an der Forderung der Römer, daß der König alle seine griechischen Besitzungen räumen sollte. Da gelang es ihm denn, durch die schmachvolle Preisgebung der Stadt Argos, die ihm zu Liebe sich von den Achäern losgesagt hatte, den greulichen Nabis (Frühling 197) für sich zu gewinnen, der ihn hernach doch betrog, mit den Römern unterhandelte, aber nichtsdestoweniger durch seine Kaper die römischen Proviantschiffe vernichten ließ. Flamininus seinerseits zwang durch Besetzung von Theben, die treuen Böoter, offiziell sich von Philipp loszusagen, so daß zur Zeit nur noch die Akarnanen zu Makedonien hielten.

Als endlich beide Gegner ihre Rüstungen zur letzten Entscheidung vollendet hatten, rückte Philipp mit 26,000 Mann von Dion her dem Flamininus entgegen, der aus Phokis in Thessalien einbrach und mit Hülfe einiger verbündeter Kontingente etwa eben so stark, jedoch durch den Zuzug von etwa 400 ätolischen Reitern dem Feinde an Kavallerie überlegen war. Im Sommer 197 entwickelte sich endlich in der Nähe von Skotussa bei der Hügelkette „Kynoskephalä" aus einem Vorpostengefechte heraus die erwartete große Schlacht, in welcher anfangs die Makedonen mit ihrem rechten Flügel stark im Vortheil waren, bis die Römer unter dem deckenden Gefechte der Aetoler, namentlich ihrer Reiter die Legionen formirt hatten und nun den eben aufmarschirenden linken Flügel der Phalanx mit Hülfe einiger Elefanten sprengten. Als es endlich gelang, auch die rechte Hälfte der Makedonen zu überflügeln, mußte Philipp den Rückzug nach Gonnoi, dann nach Makedonien antreten. Er hatte an Todten 8000, an Gefangenen 5000 Mann verloren, die Römer nur 700 Mann. Da nun gleichzeitig auch aus Akarnanien, von Korinth her, und aus Karien unglückliche Nachrichten an den König gelangten, so entschloß er sich, mit Flamininus, der nach Larissa marschirt war, ernsthafte Friedens-

verhandlungen anzuknüpfen und zunächst einen Waffenstillstand auf vier Monate abzuschließen.

Freilich war eben jetzt (S. 292) der große spanische Aufstand ausgebrochen. Freilich war jetzt endlich Antiochos III. in Kleinasien wieder erschienen und bereits mit den Rhodiern in offenem Konflikt, und man erwartete, daß er seine 200 Kriegsschiffe und das bei Sardes sich sammelnde Heer nach Europa führen würde. Aber Philipp hatte den Muth verloren und keine Neigung mehr, in der Hoffnung auf diese doch immer sehr zweifelhafte Hülfe mit den letzten Kräften seines erschöpften Landes noch einen verzweifelten Kampf zu wagen. Er nahm daher die Bedingungen jetzt an, wie sie ihm Flamininus schon früher gestellt hatte. Der römische Feldherr, der einerseits verständig genug war, die rohe Idee der Aetoler, die auf die Zerstörung des Reiches der Antigoniden, der Vormauer Griechenlands gegen die nordischen Barbaren, hinauslief, einfach abzulehnen, — andrerseits den griechischen Krieg natürlich möglichst schnell beendigen wollte, um unter allen Umständen eine Verbindung zwischen Philipp und Antiochos III. zu verhindern, erzielte schnell eine vollständige Ausgleichung. Während des Waffenstillstandes hatte nun der Senat über die Präliminarien zu entscheiden.

Die Ausgleichung fand auch in Rom kein Hinderniß mehr. So erschienen denn im Frühling 196 v. Chr. nach herkömmlicher Weise zehn Abgeordnete des Senats, um mit Flamininus zusammen die neue Lage der makedonisch-griechischen Welt zu ordnen. Noch war man seitens des Senats weit entfernt von der gefährlichen Idee, jenseits der Adria unmittelbare Besitzungen in größerem Umfange zu erwerben; aber die Gelegenheit sollte benutzt werden, um die römische Suprematie auf der östlichen Halbinsel sicher zu begründen. Im Allgemeinen entzog Rom dem makedonischen und den griechischen Staaten das Recht der Goldprägung, nahm dasselbe an sich, und proklamirte damit seine Oberhoheit. Makedonien wurde noch etwas mehr gedemüthigt, als Flamininus es gewollt hatte. Philipp verlor alle auswärtigen Besitzungen in Griechenland, auf den Inseln, in Kleinasien und Thrakien. Die alten makedonischen Erblande dagegen wurden ihm ungeschmälert belassen. Der König mußte mit den Römern in Symmachie treten und ihnen auf Verlangen Zuzug leisten. Er sollte ohne Vorwissen der Römer keine anderweitigen Allianzen schließen, Feinde der Römer und ihrer Bundesgenossen nicht unterstützen, auch gegen römische Bundesgenossen nicht angreifend vorgehen. Wenn ihn diese zuerst angriffen, so durfte er sich vertheidigen. Ueber allfällige Streitigkeiten zwischen Philipp und römischen Bundesgenossen sollte ein Schiedsgericht befinden, der König endlich die Kriegssteuer von tausend Talenten bezahlen.

Sehr schwierig dagegen war für die Römer die Frage, wie sie sich nunmehr zu dem aus der vieljährigen Verbindung mit Makedonien gelösten Griechenland stellen sollten. Der Krieg gegen Philipp war wiederholt sehr scharf als zur Befreiung der Hellenen von dem Joche der Antigoniden unternommen dargestellt worden. Die Sympathien der Römer für die von

ihnen bewunderte hellenische Kultur, Kunst und Litteratur, wie auch für die Hellenen selbst, deren schwache Seiten ihnen, selbst dem Flamininus, damals nur erst unvollkommen bekannt waren, und die damals vollkommen ehrlich gemeinte Politik des Senats in der griechischen Frage, schienen sehr bestimmt die vollständige Freistellung der griechischen Staaten bis zum ägäischen Meere zu gebieten. Dagegen fehlte es in Rom doch auch nicht an Stimmen alter und neuer Realpolitiker, die das nicht für unbedenklich hielten, und es für sehr nöthig erkannten theils zur Sicherstellung des römischen Uebergewichts in dem befreiten Lande, theils zur Sicherung der griechischen Seegrenze gegen einen eventuellen Angriff des Seleukiden, eine starke Militärmacht in Griechenland zurückzulassen, mindestens aber die drei Hauptfestungen Demetrias, Chalkis und Korinth, bisher in Philipps Besitz, „die drei Fesseln" von Hellas, mit italischen Truppen besetzt zu halten. In der That nämlich gewannen die Verhältnisse zu Antiochos III. schon jetzt ein bedenkliches Aussehen. Der Seleukide war zwar den Makedonen nicht zu Hülfe gekommen, aber — soweit ihn nicht die Rhodier hinderten, — neuerdings im Begriffe, die bisher durch Philipp okkupirten kleinasiatischen Landschaften, also namentlich den griechischen Küstensaum, den ihm die Lagiden wahrscheinlich auch überlassen hatten, in Besitz zu nehmen, um endlich das Reich der Seleukiden wieder in seinem alten Umfange herzustellen. Allerdings widerstanden ihm Plätze wie Smyrna, Alexandreia Troas, Lampsakos. Aber im Allgemeinen konnte der Großkönig, wo Philipps Besatzungen abzogen, einfach nachrücken. Ja, er überschritt selbst 196 v. Chr. den Hellespont und nahm den Chersonesos mit den Festungen Lysimacheia, Sestos und Madytos in Besitz, ohne sich darin durch die Einreden der Römer stören zu lassen.

Trotzdem setzte Flamininus in dem festen Glauben an die Richtigkeit der Politik, die er für die griechische Frage festgestellt hatte, in der Hoffnung auf die zuverlässige Dankbarkeit der durch ihn befreiten Hellenen, und wohl auch gereizt durch die spöttischen Reden der Aetoler, „Philipp habe Griechenlands Fesseln auf die Römer vererbt", seine Absicht durch. Jene drei Festungen sollten nur noch vorübergehend in römischen Händen bleiben. Dagegen wurde schon bei den isthmischen Spielen d. J. 196 den versammelten Hellenen durch den jungen Proconsul verkündigt, daß der Senat alle die Stämme und Städte, die bisher unter makedonischer Hoheit gestanden hatten, für vollkommen frei und unabhängig erklärte.

Der Enthusiasmus der sanguinischen Griechen war gewaltig. Trotzdem sind die schönen Zeiten, die sie selber und die römischen Philhellenen, wie namentlich Flamininus, von diesem Schritt der römischen Politik erhofft hatten, nicht gekommen. Die Römer meinten es damals ohne Zweifel vollkommen ehrlich mit der Freiheit Griechenlands. Aber die Rechnung der philhellenischen Staatsmänner des Senats war in wesentlichen Punkten falsch. Auch sie faßten, als sie hohen Sinnes um die Sympathien der Griechenwelt warben, die neue Freiheit der Hellenen doch nur in der Bedeutung auf, daß die

letzteren bei nominell vollständiger Souveränetät unter dem wohlwollenden Protektorat des Senats in Frieden leben, und allezeit die natürlichen Verbündeten der Römer sein sollten. Es war aber nicht nöthig, daß sich aus den Trümmern der makedonischen Macht starke Militärstaaten mit einem allzu großen Selbstbewußtsein bildeten. Und so weit wünschte auch Flamininus die neue Freiheit der Griechen nicht ausgedehnt zu sehen, daß dieselben unter Umständen eines Tages auch gegen Rom Partei ergriffen, und die naive Undankbarkeit an den Tag legten, welche die Völker zu allen Zeiten gegen auswärtige Befreier zu entfalten lieben. Diese Undankbarkeit zeigten aber die Griechen überraschend früh. Auf der einen Seite war es nicht gelungen, zwischen Römern und Aetolern ein gutes Verhältniß herzustellen. Die Römer verziehen den ätolischen Klephten den früheren Sonderfrieden (S. 272) mit Philipp niemals. Die Aetoler aber, die durch ihre werthvollen Dienste in dem Feldzuge d. J. 197 höchst aufgeblasen geworden waren, verziehen es dem Flamininus nicht, daß derselbe weder ihnen zu Gefallen das makedonische Reich zertrümmern mochte, noch auch ihrer Herrschaft mehr noch als einen nur mäßigen Theil der neu „befreiten“ Gebiete überließ. Namentlich sollten sie Lamia und die Othryslinie nicht überschreiten, während dagegen der illyrische Pleuratos und die Achäer entschieden begünstigt wurden. Entsprang aus diesen Verhältnissen heraus die erbitterte Gegnerschaft der Aetoler gegen die Römer, so zeigte es sich auf der andern Seite nur zu schnell, daß die befreiten Griechen die Kraft nicht mehr besaßen, sich selbst zu regieren. Wie damals die Dinge lagen, so waren die meisten Griechen — die Aetoler, Achäer, Spartiaten und Athener ausgenommen — vollkommen reif gewesen, einfach in Makedonien einverleibt zu werden: diese natürliche Entwickelung hatte der Tag von Kynoskephalä zum Unheil für die Griechen für immer durchkreuzt. Und nun sollten diese Völker, unter denen die Böoter andauernd den bittersten Haß gegen Rom zur Schau trugen, wieder selbständig sein, obschon sie meistentheils wirthschaftlich und sittlich furchtbar zerrüttet, und hoffnungslos von Parteiungen zerrissen waren. Die nur zu natürliche Folge der neuen unheilvollen Freiheit ist es dann gewesen, daß einerseits die Römer, als sie (Athen und die Achäer ausgenommen) diese Zustände und den vollen Umfang dieser bald blutigen, unzuverlässigen und treulosen, bald possenhaften, lüderlichen und geldgierigen Sündenwirthschaft erst näher kennen lernten, an Stelle der früheren Sympathie die Neigung zu rücksichtslosem Vorgehen treten ließen; daß andrerseits in allen Theilen von Griechenland, damals die Aetoler ausgenommen, sich zwei Parteien bildeten, eine römische, die meistens aus der Aristokratie oder Timokratie der Landschaft bestand, und eine demokratische, die — nur allzuhäufig identisch mit der ärmeren Bevölkerung — gar sehr bereit sich zeigte, mit fremder Hülfe sich von den römischen Befreiern ihrerseits wieder zu befreien. Es hat nun dieser Gegensatz im Laufe eines halben Jahrhunderts unsägliches Unheil über die Griechen gebracht. Zunächst aber wirkte die ätolische Gegnerschaft gegen die Römer

dahin, daß Griechenland sehr bald wieder der Schauplatz eines Krieges wurde, der die Römer nöthigte, einem Theile der Hellenen anstatt des milden Protektorats ihre zerschmetternde Kraft und militärische Rücksichtslosigkeit zu zeigen.

Flamininus hatte vor seiner Rückkehr aus Griechenland noch die letzten Schwierigkeiten zu ordnen gesucht. Ein Streit zwischen den Römern und dem blutigen Häuptling Nabis von Sparta wurde endlich so akut, daß der römische Feldherr, dem die Achäer diesen Zug besonders nahe legten, im Frühjahr 195 v. Chr. mit den Panhellenen (die Aetoler ausgenommen) gegen Sparta rüstete. Im Sommer dieses Jahres warfen sich Römer, Makedonen, Griechen, Rhodier und Pergamener, — diese vom König Eumenes II., dem Sohn und Nachfolger des 197 gestorbenen Attalos, gesendet, — auf Lakonien. Die 18,000 Mann des Nabis hielten den 50,000 Mann des Flamininus nicht lange Stand. Als ein Theil der Stadt Sparta mit Sturm genommen war, kapitulirte der wilde Häuptling. Flamininus, der nur die römischen Interessen und die Verschuldung des Nabis gegen Rom zu Rathe zog, und sich nicht für verpflichtet hielt, als Bluträcher der Achäer und der dorischen Oligarchie aufzutreten, vermied es zu großem Verdruß derselben, den Tyrannen gänzlich zu vernichten, sondern machte ihn nur unschädlich. Das Gebiet des Nabis wurde auf die Stadt Sparta und ihre Mark, seine Flotte auf zwei offene Barken beschränkt; auch verlor er das Recht, selbständig Krieg zu führen und auswärtige Bündnisse zu schließen. Die von Sparta getrennten, früheren Periökenstädte Lakoniens wurden als „Eleuthero-Lakonen" unter den Schutz der Achäer gestellt. Dann aber räumte Flamininus im Frühling 194 die griechischen Festungen vollständig und kehrte, nachdem auf seinen Antrieb die Hellenen von Staatswegen die vielen während des hannibalischen Krieges nach Hellas als Sklaven verschacherten römischen Kriegsgefangenen freigekauft hatten, zur Feier eines prachtvollen Triumphes im Vorsommer 194 nach Italien zurück.


Antiochos III., der Große.

Die Räumung der griechischen Festungen gerade in diesem Moment war aber ein sehr bedenkliches Wagestück, weil sich eben jetzt die Verhältnisse des Senats zu Antiochos III. erheblich verschlimmert hatten. Die diplomatischen Verhandlungen des Jahres 196 mit diesem Großkönig hatten zu nichts geführt. Bedenklich aber im Sinne der Römer dieser Zeit wurde die Lage erst, als im Jahre 195 v. Chr. ihr alter tödtlich gehaßter Feind Hannibal in Ephesos erschien und von dem Großkönig überaus ehrenvoll aufgenommen wurde.

Die Römer hatten auch nach dem scipionischen Frieden nicht aufgehört, Hannibal und Karthago mit tiefem Mißtrauen zu beobachten, obwohl durch sie dem gebrochenen Staate in Massinissa ein geradezu unerträglicher Nachbar an die Seite gestellt war. Obwohl der unglückliche Ausgang des Krieges

mit Rom die Partei des Hanno wieder zur Herrschaft gebracht hatte, so konnte sie doch gegen Hannibals imposante Persönlichkeit nicht wohl aufkommen. Und endlich sah sich der gewaltige Staatsmann im Stande, an der Spitze eines der hohen Staatsämter, wahrscheinlich als Suffete, mit Hülfe des Demos das Hauptbollwerk der Oligarchie, die Lebenslänglichkeit der Mitglieder des Richtersenats (S. 163) zu beseitigen, die Verfassung zu demokratisiren, und die Finanzwirthschaft unter Abstellung aller Mißbräuche und Unterschleife so trefflich zu ordnen, daß der Tribut nach Rom ohne neue außerordentliche Steuern aufgebracht werden konnte. In ihrer Wuth denuncirte jetzt (195) die gestürzte Partei den großen Mann in Rom wegen heimlicher Verbindungen mit den Feinden des römischen Staates. Nur der edle Sieger von Zama war zu stolz, um auf solche Perfidie einzugehen. Der Senat, der mit Sorge die asiatische Frage heraufziehen sah, der andauernd den großen Karthager fürchtete, ging auf jene Warnung ein. Und als eine römische Gesandtschaft in Karthago erschien, zweifelte Hannibal nicht einen Augenblick, daß die Römer seine Auslieferung begehren würden. Schnell besonnen, verließ er heimlich sein Vaterland für immer, und wandte sich zum Schrecken der Römer nach Ephesos.

Noch zauderten die Römer, die nur sehr ungern zu einem neuen großen Kriege im fernen Orient sich entschließen mochten. Inzwischen bereitete Antiochos III., jetzt durch Hannibal vortrefflich berathen, sich auf den wie es schien nahe bevorstehenden Krieg mit Italien diplomatisch und militärisch vor. Die Vermählung seiner Tochter mit dem jungen König von Aegypten (S. 296) wurde im Jahre 193 vollzogen. Dabei suchte der Großkönig mit allen Machtelementen in Kleinasien sich zu verständigen, versprach auch den griechischen Städten dieses Landes, soweit sie nicht (wie Rhodos, Kyzikos, und in Europa Byzantion) schon unabhängig waren, sich mit der Anerkennung seiner landesherrlichen Gewalt begnügen zu wollen. Für den Krieg selbst hoffte er auf die Hülfe der Aetoler und Makedonen, und schon dachte er daran, Hannibal mit starker Macht nach Afrika und Italien zu schicken. Bald folgte dann auch der diplomatische Bruch mit Rom. Als Antiochos zu Anfang des Jahres 193 v. Chr. eine Gesandtschaft unter Menippos nach Rom schickte, um zu einer Entscheidung zu gelangen, hatte Flamininus, der jetzt wesentlich die griechische Politik des Senates bestimmte, als die Grundlage zu weiteren guten Beziehungen mit den Seleukiden einfach und klar die Forderung aufgestellt: Antiochos solle entweder auf die Besitzungen in Europa, (nämlich in Thrakien, wo die syrischen Truppen sich immer weiter ausbreiteten,) verzichten und sich auf Asien beschränken, oder aber, wenn er in Thrakien stehen bleiben wolle, auch zulassen, daß die Römer ihr Schutzrecht über ihre asiatischen Verbündeten und die ihnen dort befreundeten Städte wahrnähmen. Noch einmal wurde der endgültige Bruch hinausgeschoben; als aber im Frühling 192 auch zwischen den nach Ephesos geschickten römischen Gesandten und dem König keine Ausgleichung erzielt

wurde, da beschloß man in Rom den Krieg, für den auch Antiochos sich bereits entschieden hatte.

Der Kampf war inzwischen schon ausgebrochen, und zwar in Griechenland, durch die Schuld der Aetoler. In ihrem wilden Hasse gegen die Römer hatten sie während des Jahres 193 überall auf der griechischen Halbinsel gegen die Römer agitirt und unter ihren exaltirten Führern Thoas und Damokritos dahin gearbeitet, einerseits den Seleukiden zu rascher Landung in Griechenland zu bestimmen, andrerseits auf ihrer Halbinsel möglichst viele Verbündete für den König zu gewinnen. Dabei täuschten sie in ihrer Thorheit sich selbst und den Antiochos von Anfang an über die wahre Stimmung der Griechen, die zwar sehr schnell in Menge unzufrieden geworden waren und auf Rom schmähten, aber gar keine Lust hatten, selbst für Antiochos die Waffen zu ergreifen; und weiter verkündigten die ätolischen Agitatoren die nahe Eröffnung des Krieges von Ephesos aus mit einer Sicherheit, zu der sie noch gar nicht berechtigt waren. Der klügste und gewitzigste aller griechischen Machthaber, König Philipp V., hielt sich daher auch in der kühlsten Reserve gegenüber ihren Vorstellungen. Dafür ließ sich aber der wilde Nabis zu übereiltem Losbruch bereden, dem es zunächst darauf ankam, die lakonischen Seestädte zurückzuerobern. Nach einigen diplomatischen Vorbereitungen brach der Tyrann im Frühjahr 192 los und warf sich auf das wichtige Gytheion. Sofort setzten sich die Achäer gegen ihn in Bewegung. Die Römer aber, ohnehin durch Eumenes II. von Pergamon beständig unterrichtet und angetrieben, der in Asien gegen die Seleukiden als Hauptgegner stand, ersahen aus der Erhebung des Häuptlings von Sparta, daß der Sturm im vollen Aufsteigen war, und schickten einerseits ein Flottengeschwader nach dem lakonischen Golfe, andrerseits den Flamininus nach Griechenland, um daselbst den Agitationen der Aetoler zu begegnen und die Treue der Hellenen gegen Rom zu sichern. Der tapfere Philopömen, jetzt wieder Bundespräsident der Achäer, ließ sich nicht erst, wie Flamininus wünschte, bestimmen, die Ankunft der römischen Flotte abzuwarten, sondern griff die Spartiaten mit wilder Energie an. Der Verlust eines Seegefechts und die Wegnahme von Gytheion wurde durch Verwüstung des Eurotasthales und einen großen Sieg über das Landheer des Nabis gerächt. Dann brachte Flamininus hier eine Waffenruhe zu Stande und suchte nun durch lockende Zusagen den König Philipp, und überall in Hellas die Griechen bei der römischen Fahne zu halten. Die Energie der Aetoler, deren übermüthiger Bundespräsident Damokritos mit dem syrischen Gesandten Menippos die Landesgemeinde vor den Augen des Flamininus zu dem Beschluß bestimmte, nun in aller Form den Antiochos zur Befreiung Griechenlands herbeizurufen, und in albernem Hochmuth davon redete, daß die ätolischen Truppen demnächst an der Tiber erscheinen würden, und der durch lokale Interessen und leicht erwecktes Mißtrauen genährte griechische Parteigeist, machte ihm aber vielfach sehr erhebliche Schwierigkeiten. Sparta freilich

ging jetzt den Gegnern der Römer verloren. Denn als der ätolische General Alexamenos die von Nabis erbetenen ätolischen Hülfstruppen nach dem Eurotas geführt, dann aber den Tyrannen ermordet und sehr zur Unzeit begonnen hatte, die Stadt zu plündern: da erhob sich das Volk in Sparta, hieb die meisten Klephten nieder, und ließ sich dann durch Philopömen zum Eintritt in den achäischen Bund bestimmen.

Dagegen rissen die ätolischen Agitatoren unter dem Hipparchen Diokles nach Ueberrumpelung der Festung Demetrias und Ermordung der Häupter der Gegenpartei die Magneten zum Abfall fort. Und nun eilte der großsprecherische ätolische General Thoas nach Asien, um den Großkönig endlich fortzureißen. Dieser frevelhafte Intrigant täuschte nicht nur den Seleukiden gänzlich über den angeblichen Enthusiasmus der Griechen für den neuen Befreier und über ihre Streitkräfte; er half auch den auf Hannibal längst höchst eifersüchtigen Höflingen, den großen Mann aus dem Vertrauen des Antiochos zu verdrängen. Der Großkönig war doch nur ein Geist dritten Ranges, außer Stande die Größe des Glückes zu würdigen, das ihm diesen Feldherrn zugeführt, außer Stande bei dem Plane festzuhalten, den ihm Hannibal entworfen hatte. Der Gedanke, die vielen Gegner, die Rom zwischen Tajo und Halys jetzt zu bekämpfen hatte, zu sammeln und mit der Flotte den Hauptstoß wieder gegen Italien zu richten, konnte allerdings nur durch Hannibal persönlich realisirt werden: jetzt ließ Antiochos in seiner namentlich durch Thoas erregten eifersüchtigen Eitelkeit ihn fallen, um den Kampf in Griechenland zu beginnen, was allenfalls zur Vernichtung der römischen Suprematie in diesem Lande führen konnte. Nun aber machte Antiochos Fehler auf Fehler. Obwohl der Krieg seit langer Zeit „in der Luft lag", war doch nur erst ungenügend gerüstet, so voll auch die syrischen Gesandten und jener Thoas in Griechenland den Mund über die Machtmittel des Großkönigs genommen hatten. Im thörichten Vertrauen auf die griechischen, namentlich die ätolischen Kräfte führte Antiochos wirklich vom Hellespont her nur 100 Kriegsschiffe, 200 Lastschiffe, 10,000 Mann, 500 Reiter und 6 Elefanten (im Oktober 192) nach Pteleon bei Demetrias; auch die Rüstungen zu starkem und schnellem Nachschub wurden in Asien nur schlaff betrieben. Noch hatten die Römer erst die Stellung bei Apollonia mit 25,000 Mann unter dem Prätor M. Bäbius Tamphilus bezogen. So konnte Antiochos zuerst nach Belieben operiren. Aber bald mußte er finden, daß seine Hoffnungen auf griechischen Zuzug sehr illusorischer Art gewesen waren. Wohl ernannte ihn die ätolische Landesgemeinde zu Lamia zum Oberfeldherrn. Aber die Achäer hielten treu zu den Römern, erklärten auf Flamininus' Betreiben an Aetoler und Syrer den Krieg und warfen Truppen nach dem Peiräeus. Nur die Böoter und die Athamanen, die Eleer und die Messenier sympathisirten mit den Aetolern. Indessen gelang es dem Großkönig und den Aetolern doch, zu Ende November 192 eine römische Abtheilung bei Delion zu vernichten und dann sich in den

Besitz der überaus wichtigen Festung Chalkis zu setzen. Hannibal rieth nun dringend: entweder unter allen Umständen Philipps Hülfe zu gewinnen, — gelinge dies nicht, ihn von Thrakien aus zu beschäftigen, dagegen so schnell als möglich alle Reserven aus Asien nach Hellas zu ziehen und dann doch nach Italien vorzudringen. Statt dessen beleidigte der thörichte Antiochos den stolzen Philipp, als die Unterhandlungen nicht vorwärts schreiten wollten, auf das tödtlichste, indem er einerseits Prätendenten auf die makedonische Krone aufstellte, andrerseits bei einem Vorstoße nach dem innern Thessalien die noch unbegrabenen Ueberreste der auf dem Schlachtfelde von Kynoskephalä liegenden Makedonen feierlich bestatten ließ. Dadurch erregte er die furchtbarste Wuth Philipps, der nun — von Rom aus bereits durch die Aussicht gelockt, für die Zukunft außer Anderem namentlich alles Land behalten zu dürfen, was er den Aetolern und deren Alliirten abgewinnen würde, — mit höchster Leidenschaft die Partei der Römer gegen Antiochos ergriff. Aber auch sonst scheiterten die Hoffnungen der Feinde Roms auf die Gewinnung von Allianzen gegen den Senat. Von Alexandrien, aus Numidien, selbst aus Karthago kamen die lebhaftesten Freundschaftsversicherungen, so daß die Zuversicht der diesmal dem Seleukiden und Hannibal gegenüber sehr vorsichtig auftretenden, und wie wir wissen, in Oberitalien, in Ligurien und in Spanien damals sehr stark beschäftigten Römer, die auch aus Furcht vor einer Landung Hannibals Sicilien und Unteritalien massenhaft besetzt hatten, erheblich zunahm.

Antiochos III. hatte noch im Spätjahr 192 einen großen Theil Thessaliens erobert, war dann vor den aus Apollonia ausgerückten Vortruppen der Römer wieder gewichen, und hatte den Winter zu Chalkis sich durch die Hochzeit mit einer schönen griechischen Dame sehr behaglich gestaltet. Als er dann gegen Anfang des Frühlings 191 seine durch lüderliche Quartiere arg verlotterte Armee, ohne noch aus Asien Reserven erhalten zu haben, über Chäroneia nach Akarnanien führte, erfuhr er, daß in Rom die Kriegserklärung ausgesprochen war, und daß König Philipp und der Prätor Bäbius, die bereits wieder angefangen hatten, die thessalischen Städte zu erobern, jetzt sich mit dem Consul d. J. 191 v. Chr. vereinigten, mit M'. Acilius Glabrio, der den Krieg in Griechenland führen sollte, und um Mitte März von Italien aufgebrochen war. Als das römisch-bündnische Heer in Larissa versammelt war, zählte Glabrio rund etwa 40 bis 50,000 Mann unter seinen Befehlen, denen sich auch mehrere bedeutende römische Feldherren, wie namentlich Cato, als Legaten oder als Obersten untergeordnet hatten. Antiochos, der noch immer nur sein vorjähriges Heer und jetzt auch 4000 Aetoler um sich versammelt sah, war unbesonnen genug, den Kampf mit den Römern aufzunehmen, und suchte die verschanzten Thermopylen zu halten. Weil aber die Aetoler, so viel ihrer nicht Herakleia am Oeta besetzten, die alte Anopäa nur nachlässig hüteten, sich hier durch Cato überrumpeln und schlagen ließen, ging diese Stellung schnell verloren. Denn

nun hielt sich auch das syrische Heer im Passe selbst nicht länger. Geschlagen und stark verfolgt, kamen nur noch 500 Mann mit dem Großkönig nach Chalkis, andere Trümmer nach Demetrias (im Frühling d. J. 191).

Der Großkönig flüchtete in aller Eile nach Ephesos. In Griechenland sammelten die Römer und die Makedonen die Früchte ihres ersten ebenso leichten als vollständigen Sieges ein, der nur 200 M. gekostet hatte. Chalkis ergab sich an die Römer, Demetrias an König Philipp, welcher letztere jetzt, — zur Entschädigung für das ätolische Lamia, dessen Okkupation die Römer ihm nicht erlaubten, — alle bisher zu dem Seleukiden übergetretenen thessalischen Orte, wie auch das ätolische Grenzgebiet, die dolopischen und aperantischen Landschaften für sich in Besitz nehmen durfte. Alle griechischen Städte und Stämme, die sich bisher mehr oder minder gegen Rom kompromittirt hatten, eilten, mit den Römern ihren Frieden zu machen. Flamininus aber, dessen philhellene Gesinnung noch nicht erloschen war, bemühte sich, bei dem etwas rauhen plebejischen Consul Glabrio zu Gunsten der gedemüthigten Hellenen zu plaidiren, in erster Linie namentlich von Chalkis jede härtere Ahndung abzuwehren.

Der Krieg in Europa wäre jetzt zu Ende gewesen, hätten die Aetoler sich dem Rathe des Flamininus gefügt und sofort Frieden geschlossen. Allein theils ein zäher Trotz, der sie ihre Lage gänzlich verkennen ließ, theils die Aufstachelung syrischer Agenten bestimmte sie, mit unerwarteter Ausdauer und Hartnäckigkeit den Kampf noch zwei Jahre lang, oft durch Waffenstillstände unterbrochen, fortzusetzen. Dieser Krieg verlief jedoch nur in Gestalt erbitterter Belagerungskämpfe. Zuerst wurde nach längerer Blokade Herakleia am Oeta erstürmt, hier auch jener übermüthige (S. 307) Damokritos gefangen genommen. Die harten Bedingungen, die ihnen dann der Consul Glabrio stellte, und ein Wink des wegen der Ausweisung seiner Truppen aus den Linien vor Lamia momentan gegen die Römer erbitterten Philipp bestimmten dann die Aetoler, den Krieg tapfer fortzusetzen. Als Glabrio endlich Naupaktos nach langer Belagerung seinem Falle nahe gebracht hatte, vermittelte Flamininus einen längeren Waffenstillstand gegen Ende d. J. 191, während dessen die Aetoler ihren Frieden mit dem Senat machen sollten. Zu solcher Ausgleichung kam es aber nicht, weil der Senat gegen das „unbezähmbare und unverträgliche" Volk, dem er die alte militärische Machtstellung nicht länger lassen wollte, tief erbittert, die Aetoler aber nicht gewillt waren, sich auf Diskretion an die Römer zu ergeben. Als sie nun selbst gegen Ende des Winters 190 den Krieg erneuerten, griffen die Achäer von der Seeseite, Acilius als Proconsul vom Osten her zu Lande sie an, der nach Erstürmung von Lamia sich mit aller Macht auf Amphissa warf, bis hier die Ankunft des Siegers von Zama eine neue Wendung herbeiführte.

Der große Krieg hatte seit der Schlacht an den Thermopylen pausirt. Nur die römische Flotte unter dem Admiral Gajus Livius hatte dahin gearbeitet, die Verbindung mit Rhodos zu gewinnen und das ägäische Meer

für die Römer zu öffnen. Livius hatte auch mit 75 römischen, 24 pergamenischen und sechs karthagischen Schiffen die 70 meist phönikischen Kriegsschiffe des syrischen Admirals Polyxenidas in dem Hafen von Kyssus (auf dem südlichen Ufer der gegen Chios auslaufenden Landzunge Joniens) angegriffen, schwer geschlagen und nach dem Hafen von Ephesos zurückgeworfen, dann selbst in dem Hafen von Kane bei Pergamon überwintert. Nun aber hatten die beiden Hauptgegner für die Entscheidung des Jahres 190 kräftig sich vorbereitet. Während auf Asiens Westküste die Griechen großentheils die römische Partei ergriffen, sammelte der Großkönig ein gewaltiges Landheer, verstärkte die Flotte bei Ephesos, ließ durch Hannibal in Lykien und Phönikien eine zweite Flotte bilden. Aber der Seekrieg, der ziemlich frühzeitig i. J. 190 in den asiatischen Gewässern eröffnet wurde, brachte dem Seleukiden keinen Gewinn. Der Admiral Livius konnte leicht Sestos erobern, und nachher mit Hülfe der Rhodier den Polyxenidas, der kurz zuvor ein rhodisches Geschwader bei Samos geschlagen hatte, wieder in den Hafen von Ephesos einsperren. Eine Abtheilung rhodischer Schiffe unter Eudamon, welche der mit frischem Zuzug bei Samos anlegende neue römische Admiral L. Aemilius Regillus nach Süden schickte, um die Flotte Hannibals aufzuhalten, vermochte wirklich dem großen Afrikaner bei dem pamphylischen Side (östlich von Aspendos) in der letzten Schlacht, die er kommandirt hat, durch überlegene nautische Tüchtigkeit den Sieg abzugewinnen. Die Rhodier konnten wirklich seine Flotte hindern, sich mit der des Polyxenidas zu vereinigen, welcher letztere endlich gegen Ausgang des August 190 von den Römern bei dem Cap Myonnesos (zwischen Teos und Kolophon) aufs Haupt geschlagen wurde.

Das war für Antiochos III. sehr übel; viel schlimmer noch, daß er von seiner großen Landmacht gar keinen verständigen Gebrauch zu machen wußte. Anstatt namentlich die Stellung bei der starken Festung Lysimacheia im Chersonnesos und den Uebergang über den Hellespont so energisch als möglich zu vertheidigen, war der Großkönig, — dessen Truppen während des Sommers das Reich der Attaliden verheert, aber sich umsonst bemüht hatten, das durch die ausgezeichneten achäischen Hülfstruppen unter Diophanes trefflich vertheidigte Pergamon zu erobern, — durch die Niederlage seiner Flotte bei Myonnesos dermaßen erschüttert, daß er in kopfloser Uebereilung das starke Lysimacheia von Truppen und Einwohnern räumen ließ, und den Hellespont der römischen Flotte und der eben dort eintreffenden römischen Armee ohne Widerstand preisgab. Die römischen Comitien hatten als Consuln für d. J. 190 den bewährten Freund des Siegers von Zama, den Gajus Lälius, und des großen Feldherrn wenig bedeutenden Bruder, den Lucius Cornelius Scipio, an die Spitze des Staates gestellt. Der letztere erhielt die Leitung des syrischen Krieges; sein großer Bruder Publius zog mit ihm als Legat, in Wahrheit als der eigentliche Feldherr, dem sich sofort 5000 seiner Veteranen aus dem hannibalischen Kriege als Freiwillige zur Ver-

fügung stellten. Publius, der die Kriegführung hauptsächlich leitete, drängte nach Asien. Als die Feldherren daher auf dem Marsche durch Griechenland das Lager des Acilius bei Amphissa erreicht hatten, bewilligten sie auf Vermittelung der Athener den Aetolern einen Waffenstillstand für sechs Monate zu neuen Verhandlungen in Rom, zogen die Armee des Acilius an sich, und marschirten dann, überall durch Philipp V. in umfassendster Weise gefördert, ohne Schwierigkeit nach dem Hellespont, wo sie um die Zeit der Schlacht bei Myonnesos ankamen und ungehindert nach Asien übergehen konnten.

Antiochos III. war so muthlos geworden, daß er jetzt von Sardes aus mit Scipio wegen des Friedensschlusses unterhandelte. Und als der römische Feldherr, dem sich nun auch König Prusias von Bithynien angeschlossen hatte, die Anträge des Großkönigs, die Aufgebung seiner Besitzungen in Europa und die Abtretung der zu Rom übergegangenen griechischen Städte in Kleinasien, seit dem Uebergange über den Hellespont nicht mehr für genügend erklärte, sondern die Zurückziehung der seleukidischen Grenze bis zum Tauros, also die Abtretung von Kleinasien forderte: so war Antiochos thöricht und schlaff genug, auf eine bei der ungeheuren Größe seines Reiches für die Römer höchst bedenkliche defensive Verschleppung des Krieges zu verzichten und sofort zur Hauptschlacht zu drängen. Dieselbe wurde tief im Herbst 190 v. Chr. in der Ebene des Flusses Hermos bei Magnesia am Sipylos geliefert, während Publius Scipio gerade zu Eläa krank, und auf asiatischer Seite Hannibal ebenfalls fern war. Die 80,000 Mann des Großkönigs, darunter 12,000 Reiter, wurden trotz ihrer Sichelwagen und 54 Elefanten von der kaum halb so starken Macht der Römer, Pergamener, Achäer und Makedonen, fast ohne Mühe geschlagen. Die Legionen kamen gar nicht zum Gefecht. König Eumenes mit der Reiterei und den leichten Truppen auf dem rechten Flügel sprengte mit leichter Mühe das aus leichten Haufen, aus Kameelreitern und Sichelwagen bestehende erste Treffen der Gegner. Und die im zweiten Treffen aufgestellte Phalanx des schweren Fußvolkes, durch die römischen Schleuderer und Schützen und durch die Reiterei angegriffen, mußte ebenfalls weichen, als ihre Elefanten scheu wurden und die Reihen zerrissen. Bald war die Schlacht rettungslos verloren. Es sollen mehr als 50,000 Asiaten gefallen, gefangen, zerstreut worden sein. Auf römischer Seite sollen nur 325 Mann und 24 Reiter umgekommen sein. Nun war für Antiochos weder Sardes noch Ephesos mehr zu halten, und er eilte, mit Publius Scipio den Frieden zu machen, als dessen wesentliche Bedingung nunmehr in der That die Abtretung von Kleinasien Seitens des Großkönigs zugestanden wurde.

Als die Präliminarien unterzeichnet, ein Waffenstillstand festgestellt war, konnte Scipio nach Italien zurückkehren. Die Aufgabe, über den definitiven Frieden zu befinden und die Stellung der Länder zwischen der Adria und dem Tauros neu und sicher zu ordnen, blieb einerseits dem Senat in Rom,

andrerseits der senatorischen nach Asien zu schickenden Kommission und den Consuln des Jahres 189 v. Chr. Beide Männer haben noch einmal die Waffen geführt. Auf dem griechischen Kriegsschauplatze hatten die Aetoler, obwohl sie also im Sommer 190 wieder Gesandte nach Rom schickten, auf die falsche Nachricht von einer Niederlage der Römer in Asien hin, im Herbst 190 wieder zu den Waffen gegriffen, und mit Hülfe der Athamanen die makedonischen Truppen siegreich aus allen Distrikten zwischen dem Acheloos und dem Becken des Peneios vertrieben. Da ging der Consul des Jahres 189, M. Fulvius Nobilior, mit römischen Truppen von Apollonia her, sekundirt durch Epiroten, Makedonen, Akarnanen und Achäer, mit voller Energie gegen Aetolien vor. Die Eroberung der letzten Hauptfestung Ambrakia, zu der Fulvius die Unterwerfung der den Aetolern verbündeten Insel Kephallenia hinzufügte, brach die Kraft des trotzigen Volkes. Die Aetoler mußten sich nunmehr ohne Bedingung unterwerfen und erhielten im Sommer 189 unter attischer und rhodischer Vermittelung von dem Senat einen noch immer erträglichen Frieden. Sie mußten 500 Talente bezahlen, die Oberhoheit der Römer anerkennen, unter Umständen Heeresfolge leisten, ihre selbständige auswärtige Politik aufgeben, und wurden auf ihr Stammland, auf das ozolische Lokris, und auf das obere Spercheiosthal beschränkt. Die politische Bedeutung des ätolischen Bundes war für immer zu Ende. Desto glücklicher schloß der syrische Krieg für die Achäer ab, welche nach der Schlacht an den Thermopylen im Jahre 191 die Kantone Elis und Messenien mit ihrem Bunde vereinigt, somit jetzt den gesammten Peloponnes gewonnen hatten, und nach Niederwerfung der Aetoler sogar die Städte Herakleia am Oeta und Pleuron an sich ziehen durften.

Was nun Asien angeht, so konnten die Römer die über alles bisherige politische Maaß hinausreichende Tragweite ihres Sieges bei Magnesia damals noch gar nicht übersehen. Sie konnten noch nicht sich träumen lassen, daß die eine verlorene Hauptschlacht und der Verlust von Kleinasien, der doch für die Seleukiden nichts Neues war, die unerwartete Folge haben würden, dem großen Reiche des Antiochos ein für allemal die politische Zukunft zu vernichten. Der Senat hatte daher außer der hohen Kriegssteuer von 15,000 Talenten, die binnen zwölf Jahren entrichtet werden sollte, dem Großkönig verschiedene Bedingungen auferlegt, die auf möglichste Sicherung des Westens vor neuen syrischen Angriffen abzielten. Der Hof von Antiochia mußte sich nicht nur verpflichten, fortan auf Angriffskriege gegen die Staaten westlich vom Halys, und im Falle eines Vertheidigungskrieges auf Landerwerb in dieser Richtung zu verzichten. Er sollte auch seine Kriegselefanten ausliefern und keine neuen zähmen lassen. Die Kriegsflotte sollte bis auf zehn Schiffe ausgeliefert, und — mit Ausnahme eines Defensivkrieges — nicht wieder vermehrt werden; syrische Kriegsschiffe sollten (mit Ausnahme friedlicher Geleitszwecke) die Mündung des kilikischen Kalykadnos und das Sarpedonische Vorgebirge nicht doubliren dürfen.

Auf diese Weise war die alte Großmacht der Seleukiden hinter den kilikischen Tauros zurückgebannt. Aber es war nur natürlich, daß die früheren Klientelstaaten im Norden ihres Reiches, mit denen sich die Römer damals noch nicht befassen mochten, nämlich Kappadokien und Armenien, sich aus dem Zusammenhange mit den Seleukiden loslösten und mehr oder minder selbständige Mächte wurden. Dagegen waren die Römer sehr bestimmt gewillt, in Asien, also zwischen dem griechischen Meere und dem Halys, keinerlei unmittelbare Besitzungen zu erwerben. Die dem Großkönig entrissenen Landschaften wurden nach alterprobter Praxis im römischen Interesse neu organisirt, in der Art daß die bisherigen Bundesgenossen des Senats zu starken Mittelmächten emporwuchsen, welche einerseits die feindliche Macht Syrien beobachten und in Schach halten, andrerseits den nach wie vor mit Mißtrauen angesehenen Philipp von Makedonien überwachen, endlich aber einander selbst ein gewisses Gleichgewicht halten sollten und konnten. Die griechischen Städte in Kleinasien, die zum Theil Gebietserweiterungen und andere Vortheile erhielten, sollten frei sein, soweit sie es am Tage der Schlacht bei Magnesia gewesen waren und sich den Römern angeschlossen hatten. So wurden namentlich die sogenannten legendarischen Stammverwandten der Römer in Dardanos und Ilion, so namentlich Orte wie Kyme, Smyrna, Klazomenä, Erythrä, Chios, Kolophon, Milet, Phokäa und andere selbständig. Nur die Tribute sollten fortbestehen, welche verschiedene griechische Städte bisher nach Pergamon bezahlt hatten.

Die wackere Republik Rhodos erhielt jetzt durch die Zutheilung des größeren Theiles von Karien und von Lykien eine sehr ansehnliche „Terra ferma". Der König Eumenes II. von Pergamon erhielt (während Bithynien nicht weiter berücksichtigt ward) außer andern namhaften Belohnungen den Löwenantheil der asiatischen Beute. Denn außer seinen Erblanden sollte das Reich der Attaliden nunmehr erweitert werden durch die Landschaften: Chersonesos mit Lysimacheia, hellespontisch Phrygien, Lydien mit Ephesos und Sardes, Karien bis zum Mäander, Großphrygien mit Lykaonien, das nördliche Lykien, und einen lykischen Hafenplatz. Außerdem erhielt Eumenes II. die Schutzherrschaft und das Tributrecht über die nicht unbeschränkt freigestellten griechischen Städte; doch durfte er deren Rechte nicht beeinträchtigen, und die Tribute nicht erhöhen.

Besonders werthvoll wurde für die Staaten Kleinasiens endlich die Zertrümmerung der keltischen Macht. Die früher auf dieser Halbinsel hausenden Schwärme dieses Volkes hatten sich allerdings schließlich in der nach ihnen benannten Landschaft Galatien etwas ruhiger gehalten und hier eine eigenthümliche Gauverfassung ausgebildet. Die zwölf „Vierfürsten", jeder einem der vier Kantone eines der drei Stämme dieser „Galater" vorstehend, bildeten mit dem Rathe von dreihundert Rittern die höchste Autorität dieses nach Osten verschlagenen Bruchtheiles der großen keltischen

Nation; diese Versammlung trat in der heiligen Stätte des Landes (Drunemetum) namentlich zur Fällung von Bluturtheilen zusammen. Wie ihre heimathliche Sprache, Kultur und Sitten, — die erst später in der Art durch die Gräcisirung beeinflußt wurden, daß man das Volk auch als „Gallogräken" bezeichnet hat, — so hatten die Galater aber auch noch immer ihre alte kriegerische Wildheit und Raublust bewahrt, viele asiatische Städte zur Zahlung von Tribut genöthigt, und ihre Kraft gern als Söldner ausgenutzt. Galatische Landsknechte hatten auch bei Magnesia mitgefochten. Jetzt, wo die Römer Alles neu ordneten, sollten die Kelten genöthigt werden, nicht ferner bewaffnete Schaaren über ihre Grenzen zu schicken. Allein der Consul d. J. 189, Gnäus Manlius Volso, der mit der senatorischen Kommission Asien neu organisirte, nach Ruhm wie nach Raub begierig, hielt es für zweckmäßig, nach wüster und ungerechter Ausplünderung der Dynasten in dem Mäanderthale und in Pamphylien, ohne amtlichen Auftrag und ohne vorgängige Unterhandlungen mit den Galatern deren Gebiet anzugreifen. Die Tolistoboger im Westen, die Tektosagen in der Mitte des Landes, wurden, jene auf dem Olympos, diese auf dem Magaba, namentlich mit Hülfe der Schützen und Schleuderer in zwei Schlachten mit enormen Verlusten an Todten und Gefangenen überwunden und ausgeraubt. Nur die Trokmer östlich vom Halys blieben unbehelligt. Dagegen ließ sich Volso, als er im Spätsommer 188 die Armee durch Thrakien nach Hause führte, von den wilden Stämmen dieses Landes überfallen und erlitt an Soldaten wie an Raubgut erhebliche Einbuße. Damit hatten die Kämpfe jenseits der Adria für lange ihren Abschluß gefunden.

Zweites Kapitel.

Gänzliche Unterwerfung der Makedonen, der Karthager und der Achäer.

Mit dem Abschluß dieser letzten asiatischen und ätolischen Kämpfe ist für den Senat die Nothwendigkeit, die Legionen und die Italiker zu Kriegen größeren Styls aufzubieten, für viele Jahre in den Hintergrund getreten. Nur in Oberitalien und in Spanien waren, wie wir bereits wissen, noch immer Schwert und Pilum thätig; allmählich reducirte sich auch hier Alles auf kleinere Fehden mit wilden Grenzvölkern oder mit Insurgenten. Das römische Reich hatte zwar noch nicht die Weltherrschaft unmittelbar erstritten, aber es war nicht nur im Abendlande, sondern auch im griechisch redenden Orient die weitaus stärkste Macht. Seine mittelbare Herrschaft reichte jetzt von Gades und von Numidiens Westgrenze bis zum Halys, und die schnell in sich zusammensinkende Macht der Seleukiden, wie die solidere, aber schlecht geleitete der Lagiden war für den Senat nicht mehr gefährlich.

Nichtsdestoweniger war die beste Zeit der Republik damals

bereits vorüber. Erst ganz zu Ende des laufenden Jahrhunderts begegnen wir wieder großartigen Kämpfen, in denen die alte römische Heldenkraft wieder in vollem Glanze zur Erscheinung kommt. Die neue Zeit, wo Rom nunmehr das Centrum einer großartigen Politik geworden ist, welche die alte Welt vom Atlantischen Ocean bis zum Delta umspannt und dominirt, ist zwar überaus reich an äußerem Glanze. Aber hinter der strahlenden Außenseite verbergen sich die Elemente einer schlimmen Entartung. Schon sind die Faktoren der Zersetzung der alten Tüchtigkeit in voller Arbeit begriffen. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, auf dem der Sitte und Zucht, auf dem des wirthschaftlichen Lebens, ja selbst auf dem des Militärwesens macht sich eine nach vielen Seiten höchst verderbliche Entwicklung bemerkbar.

Je mehr in Rom die auswärtige Politik in den Vordergrund getreten, je mehr daher der Senat allein der bestimmende Faktor geworden war, um so bestimmter war auch die Entscheidung über die verschiedenen großen Fragen der auswärtigen Politik die Domäne verschiedener großer adeliger Familien geworden, unter denen uns bisher namentlich die Scipionen und die Flamininus begegnet sind. Nun fehlte es jedoch keineswegs an scharfer Opposition im Senat selbst gegen diese Familien und ihre Machtstellung, sowohl wegen der neuen Principien, die sie bei ihrer Politik befolgten, wie wegen der Neigung verschiedener der hier auftretenden Männer und ihrer Freunde und Angehörigen, mit Vorliebe dem griechischen Wesen sich hinzugeben; und weiter theils wegen ihres Hanges zu der altrömischen Art fremden Neuerungen, theils aber auch wegen Zügen einer Entartung, wie sie damals leider bei der Nobilität in bedauerlicher Weise vielfach zum Vorschein kommt. Weitaus der zäheste, rücksichtsloseste und nachdrücklichste Gegner aller dieser Männer war jener harte Plebejer Cato, der bei allen seinen Schwächen und Mängeln, in seiner durch seine bedeutende Bildung nicht geschwächten Anhänglichkeit an das altrömisch nationale Wesen als der bedeutendste Repräsentant des Plebejerthums und der bäuerlichen Demokratie dieses Zeitalters erscheint, und mit derselben Energie und Leidenschaft, mit welcher er dem Zusammenschwinden des römischen Bauernstandes entgegenarbeitete, auch die sittliche und politische Entartung namentlich der Nobilität, endlich aber auch das ihm widerwärtige griechische Wesen und dessen namhafteste Vertreter in Rom bekämpft hat.

Cato ist von Anfang an ein Gegner des Publius Scipio gewesen, dem er schon 204 als Quästor in Sicilien zur Seite stand und schon damals wegen seiner neuen und unrömischen Art sich zu geben entschieden abgeneigt war. Cato hat seit 190 mit großer Energie im Senat solche Feldherren bekämpft, die als Sieger den Triumph begehrten, und nach seiner Ueberzeugung ihn entweder nicht verdient hatten, oder auf die er sonst in seinem Sinne Tadel werfen zu müssen glaubte: wie namentlich Fulvius Nobilior, der Eroberer von Ambrakia, und der räuberische Volso,

der galatische Sieger. Damit hat er nun freilich nur wenig erreicht; nicht immer drang die Ansicht des strengen Mannes durch gegen die Majorität der Freunde der wie immer tadelnswerthen, aber siegreich gewesenen Feldherren. Viel energischer war der Stoß, den er nicht lange nachher gegen den mächtigsten Mann des Staates, den ihm durchaus antipathischen Sieger von Zama führen half. Publius Scipio war seit der Rückkehr aus Afrika in der That der namhafteste Mann der Nobilität gewesen, obwohl natürlich nicht gerade alle römischen Staatsfragen immer nach seinem Wunsche entschieden wurden. Er war 199 Censor, 194 zum zweiten Male Consul gewesen, wobei er — nicht zum Vortheil seiner Volksbeliebtheit — die Censoren zu der mit Recht getadelten Maßregel veranlaßte, bei der ersten Feier des in den April gelegten neuen Festes der Megalesien, der scenischen Spiele zu Ehren der Kybele (S. 274), die Plätze der Senatoren wider den uralten Brauch der Römer von den Sitzen der übrigen Zuschauer zu trennen. Wie schon 199 und 194, ist er nach der Rückkehr aus Asien 189 wieder durch die Censoren zum Princeps Senatus erwählt worden: so hatte er das bedeutungsvolle Recht, im Senat zuerst seine Meinung auszusprechen. Damit wuchs aber die Abneigung der Römer alter Schule, die seine über die alte Art der Republik, namentlich auch nach Seiten der auswärtigen Verhältnisse, hinauswachsende Stellung mit Unwillen betrachteten. Aus dieser Partei heraus erfolgte nun 187 v. Chr. die auf die moralische Vernichtung des großen Feldherrn gerichtete Forderung der beiden Tribunen Petillius, daß die Scipionen über die Beute und gewisse Kontributionen des syrischen Krieges Rechnung legen sollten. Tief erregt, höchst wahrscheinlich ohne Schuld wegen gewisser, bei der ungeheuren in die Staatskasse geflossenen Beute nicht verrechneter Summen, zerriß Publius Scipio im Senat die Rechnungsbücher! Nun aber klagte ihn der Tribun M. Nävius vor der Gemeinde an, daß er durch Antiochos III. bestochen worden sei, demselben einen allzu günstigen Frieden zu gewähren! Diesmal wich Scipio aus, indem er nur an seine Thaten erinnerte und endlich das bezauberte Volk — es war der Jahrestag der Zama-Schlacht — hinriß, ihm zu einem Dankgebet nach dem Capitol zu folgen. Freilich war die Sache, die den stolzen Mann aufs äußerste verletzte, mit solcher Demonstration gegenüber einer zähen feindlichen Partei nicht so leicht abzuthun. Denn gleich nachher ließen die Tribunen zwar die Angriffe gegen Publius Scipio fallen, nahmen sie aber in der Finanzfrage wider seinen Bruder Lucius auf, jetzt auch offen durch Cato unterstützt. Lucius wurde in der That zu schwerer Geldstrafe verurtheilt; nun aber trat der Tribun Tiberius Sempronius Gracchus, bisher ein Gegner der Scipionen, und seinerseits ein Mann, der wie Cato das bäuerlich demokratische Element tapfer vertrat, ins Mittel und machte dem gehässigen Kampfe ein Ende, indem er seine Einsprache ankündigte gegen jede eventuelle Verhaftung eines Mannes, unter dessen Auspicien ein großer Nationalkrieg so glänzend zu Ende geführt

worden. Publius aber zog sich schmollend von den Staatsgeschäften zurück, und ist nicht lange nachher auf seiner campanischen Villa zu Liternum nur erst 52 Jahre alt i. J. 183 v. Chr. gestorben.

Das Haus der Scipionen war aber nicht das einzige, gegen welches Cato seine ganze altrömische Schroffheit kehrte. Der harte und ehrenfeste Plebejer sah nur mit schwerer Sorge die Art seines Volkes in Adel und Gemeinde immer stärker den zersetzenden Einflüssen des griechischen Wesens unterliegen. Wohl übersah der alte Soldat des hannibalischen Krieges in seiner Beschränktheit, die ihm nicht abzusprechen ist, daß die neue Stellung seines Staates als die einer Weltmacht, die über so viele fremde Nationen gebot, zu sehr erheblichen Veränderungen des römischen Wesens nothwendig den Anlaß geben mußte. Aber seiner kernhaften Sinnesweise mußten auch die vielen üblen Folgen sehr unangenehm ins Auge fallen, welche die Bekanntschaft der Römer mit dem verdorbenen Osten sehr schnell nach sich zog, während die besten Früchte der griechischen Kultur nur langsam und nur von einer Minderheit recht gewürdigt und verwerthet wurden. Schon die vielen Menschen griechischer Zunge, die jetzt ihren Zug nach Westen nahmen, waren großentheils nicht der Art, um dem Alten besondere Achtung vor dem griechischen Charakter einzuflößen. Die „Meisterlosigkeit", die elegante Frivolität, die Freigeisterei und der religiöse Unglaube, die Eitelkeit, die subjektive Willkür, die Windigkeit, die feinere oder gröbere Liederlichkeit, die Verlogenheit und Unzuverlässigkeit, wie sie nicht wenige griechische und hellenistische Menschen nach Italien trugen, mißfiel einem tüchtigen Patrioten wie Cato um so mehr, je weniger es sich verhehlen ließ, daß gerade solche Züge jetzt auch in Rom anfingen, ans Tageslicht zu treten. Die Soldaten des syrischen und galatischen Feldzuges, jetzt schon mehr und mehr Leute, die aus dem Kriegsdienst ein Gewerbe machten, brachten mit der überreichen Beute auch die bedenkliche Bekanntschaft mit der Ueppigkeit und Korruption des griechischen Orients mit. Die Generale und Offiziere führten die Neigung zu raffinirten Tafelgenüssen und zu Prunk aller Art in das bisher so nüchterne Rom ein, wo ohnehin seit den letzten Zeiten des hannibalischen Krieges die Zahl der (zuerst auf religiöser Basis erwachsenen) öffentlichen Feste und der Schmausereien — darunter seit 217 die Saturnalien, — in stetem Wachsen begriffen war. Der Vergnügungssucht der Menge, dem wachsenden Prunk der öffentlichen Feste und Spiele, bei denen jetzt die wilden Hetzen gewaltiger Raubthiere und die Aufführungen griechischer Athleten (beides zuerst seit 186 v. Chr.) in den Vordergrund treten, der Raubgier und Schwelgerei der Soldaten, entsprach die Raubgier vieler Offiziere, und die wachsende Entsittlichung nicht weniger namhafter Familien der Nobilität. Wie tief sich bereits in jener Zeit in ausgedehnten Kreisen eine schlimme Korruption eingefressen hatte, das zeigte sich, als im J. 186 v. Chr. die unheimliche Entdeckung gemacht wurde, daß über ganz Italien ein „bakchischer Geheimdienst" sich ausgebreitet hatte, welcher — zuerst in Etru-

rien aus Griechenland eingedrungen — mit nächtlichen Zusammenkünften und Unsittlichkeit aller Art verbunden war, aber auch den Deckmantel abgab zu Verbrechen schlimmster Art, falsche Eide, Testamentsfälschungen, Mordthaten nicht ausgenommen. Die über die Halbinsel ausgedehnte, höchst energische Untersuchung des Senats und der Consuln ergab, daß mehr als 7000 Menschen, darunter viele Frauen, zu diesem „Geheimbunde" gehörten. Zahlreiche Verhaftungen und viele Hinrichtungen sprengten die greuliche Sekte auseinander. Die schuldigen Frauen wurden ihren Familien zur Hinrichtung übergeben. Noch im J. 180 hatte man alle Hände voll zu thun, um des Unheils Meister zu werden.

Als unter solcher Temperatur Cato mit seinem alten patricischen Gutsnachbar, Freund und Gesinnungsgenossen L. Valerius Flaccus i. J. 184 v. Chr. die Censur bekleidete, verwaltete er dieses Amt in einer Weise, die in der Geschichte dieser Zeit Epoche gemacht, dem strengen Porcius aber den historischen Beinamen Censorius erworben hat, unter dem ihn die gebildete Welt noch heute kennt, so daß „Catonische Strenge" für alle Zeiten sprüchwörtlich geworden ist. Der harte Porcier, der Mann, der in der Schlacht wie auf dem Forum und im Senatssaal sich vor Niemandem fürchtete; die kraftvolle Gestalt mit harten, durch die Gluth der Sonne unter rastloser Thätigkeit als Landwirth gebräunten Zügen, — dieser Mann mit rothem Haar, hellgrünen Augen und rauher Stimme; der Mann harter Gemüthsart, harter Rede und treffenden Bauernwitzes, aber auch in seiner vielseitigen Tüchtigkeit als Landwirth, als Soldat, als Redner, als Jurist, in seiner unermüdlichen Thätigkeit, in seiner unbestechlichen Redlichkeit und patriotischen Selbstlosigkeit, in seiner Sparsamkeit und persönlichen Bravheit das Musterbild echten Römerthums, säumte nicht, wie er es verkündigt, mit allen Mitteln des neuen Amtes „die neumodische Niederträchtigkeit zu strafen und die alten Sitten zu hüten". Die „Musterung" des Senats, die stets zu „censorischen Noten" reichlich Anlaß gab, kostete diesmal sieben Mitglieder ihren Sitz; mit Recht wurde namentlich ein Bruder des Siegers von Kynoskephalä aus dem großen Rathe der Nation gestoßen, der Consular Lucius Quinctius Flamininus, ein roher Wüstling, der einst im Keltenlande beim Becher einem Lieblingspagen zu Gefallen zur Entschädigung für ein versäumtes Gladiatorenspiel kurz und gut einen Verbrecher oder gar einen keltischen Häuptling hatte niederhauen lassen. Und in analoger Weise wurde der Ritterstand gemustert, wo unter Andern auch der verhaßte Lucius Scipio sein Ritterpferd verlor. Es war nur natürlich, wenn aus solcher Wahrnehmung der censorischen Kompetenz, die in der Ernennung des trefflichen Valerius Flaccus zum Princeps Senatus für die nächsten fünf Jahre gipfelte, dem furchtlosen Manne zahlreiche Feindschaften erwuchsen, die ihn durch sein ganzes weiteres Leben hindurch begleiteten. Freilich läßt sich das nicht verhehlen, daß Alles, was Cato während seiner Censur — neben vielen positiven, praktischen, nützlichen Dingen — auch sonst noch zur Abwehr des gefährlichen Luxus, zur Ab-

stellung von Mißbräuchen in der Verwaltung, zur Eindämmung der Uebermacht der Kapitalisten versuchte, immer nur vorübergehend wirken konnte. Die unheilvollen Richtungen des Luxus und der Verschwendung, wie sie bei dem nichts weniger als graziösen Römerthum sehr schnell eine sehr massive Gestalt annahmen; das Einreißen einer weiblichen und männlichen Demimonde; die Anhäufung der Pracht des Orients ohne Geschmack; der raffinirte Kultus und zugleich die plumpe Massenhaftigkeit des Tafelluxus, dazu Spielwuth, Arbeitsscheu und Herumlungern in der Hauptstadt, und was sonst zu weiterem inneren und äußeren Verfall alter guter sittlicher Zucht, Ehrbarkeit und Einfachheit beitrug, dieses Alles wucherte allerdings immer weiter fort. Nur daß damals in Adel und Gemeinde noch immer sehr bedeutende Elemente alter Trefflichkeit vorhanden waren, die in Vertretung und Vertheidigung der besten Seiten des römischen Wesens zu Cato hielten, wenn sie auch nicht wie dieser derbe Bauer alles Neue und alle griechische Civilisation ablehnten, nur weil sie neu und fremd war.

Besonders achtbar erscheint später die Opposition des Cato auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, als es sich erst darum handelte, der gefährlichen Neigung eines Theiles der Nobilität entgegenzutreten, östlich von der Adria große unmittelbare Besitzungen für das Reich zu erwerben, und als allmählich die sehr unerfreuliche Wendung sich vollzog, vermöge welcher in Rom ein neues System durchdrang, welches ohne sittliche Basis nur noch den derbsten Vortheil der Republik anerkannte und gegen alte Bundesgenossen die höchste Rücksichtslosigkeit, gegen zweifelhafte oder auch nur schwankende Freunde die härteste Gewaltsamkeit, gegen Besiegte die äußerste Grausamkeit kaltblütig förderte.

Die Zeit nach Niederwerfung der Seleukiden und der Galater verlief, wie wir schon bemerkten, im Großen lange friedlich genug. Aber wohlthuend ist der Anblick für uns nicht, den wiederholt die auswärtige Politik der Römer nunmehr gewährt. Namentlich nach zwei Seiten hin, nämlich nach Karthago und nach Pella, richtete in unvertilgbarer Erinnerung an den zweiten punischen Krieg, die Staatsleitung des Senates ihre mißtrauische Aufmerksamkeit, und dieses zähe Mißtrauen führte zu schlimmen Konsequenzen. In Afrika sollte eine Erneuerung der karthagischen Macht unter allen Umständen verhindert werden, und so erlaubte man dem numidischen Könige Massinissa jede Art der Plackerei gegen die alte Handelsstadt, wie sie sich derselbe auf Grund des scipionischen Friedens herausnehmen durfte. Die Unbestimmtheit der Klausel, die ihm erlaubte, Alles von Karthago zurückzufordern, was er selbst oder seine Vorfahren an die Karthager verloren, war eine bequeme Handhabe zu Uebergriffen jeder Art. Und die schändliche Stipulation, welche den Karthagern verbot, ohne Roms Erlaubniß sich auch nur mit Gewalt zu vertheidigen, gab die punischen Handelsfürsten völlig in die Gewalt der römischen Kommissionen und Gesandtschaften, die natürlich kein Interesse hatten, den numidischen Quälereien ein Ende zu

machen. Massinissa hörte denn auch nicht auf, sein Gebiet zu erweitern. Wie er namentlich 193 den reichsten Theil des punischen Gebietes, die Landschaft Emporia an der kleinen Syrte, theils plünderte, theils okkupirte, so vertrieb er schrittweise seine alten Nachbarn aus dem offenen Lande; noch 172 hatte er ihnen wieder siebzig Dörfer entrissen. Und mochte nun theils die phönikische Geduld und Schmiegsamkeit, theils die Furcht vor Rom, theils die Chance, durch merkantilen Gewinn solchen Schaden doch wieder zu decken, die Erbitterung der Karthager in Schranken halten: alle Gewandtheit und alle bis zur Wegwerfung getriebene Klugheit, mit welcher die regierende römische Partei die Gunst des Senates zu erkaufen suchte, vermochte das Mißtrauen der römischen Politiker nicht zu beschwichtigen, — und allmählich erwuchs den punischen Handelsherren sogar ein neuer schlimmer Feind in dem Neide der römischen Kaufleute gegen die unverwüstliche Konkurrenz und den immer wieder neu aufblühenden Reichthum der afrikanischen Handelsmetropole. Wir werden bald sehen, daß die tödtliche Feindschaft gegen Karthago in Rom nicht einmal dann erloschen ist, als der gewaltige Hannibal aufgehört hatte, den Römern gefährlich zu sein. Die Politik des Senates hatte bei dem Abschluß des Friedens mit Antiochos III. von dem Großkönig auch die Auslieferung Hannibals gefordert; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die stolze und edle Sinnesweise des Publius Scipio, der diese Verfolgung seines großen Gegners verabscheute, den Zusatz „falls sie möglich sei" erzielt hatte. Jedenfalls ist der große Karthager damals nicht in die Hände der Römer gefallen, sondern zuerst nach Kreta entwichen, endlich aber an den Hof des bithynischen Königs Prusias gekommen, den er in einem Kriege gegen Eumenes II. von Pergamon mit erheblichem Erfolge unterstützte. Dadurch aber zog er sein Verderben herbei. Denn Eumenes rief die Intervention der Römer an. Und nun war es Flamininus, der Sieger von Kynoskephalä, welcher — minder hohen Sinnes als Scipio — als römischer Gesandter in Kleinasien, sei es im Auftrage des Senats, sei es (was wohl wahrscheinlicher) auf eigene Hand, aber ganz im Sinne der Römer dieser Zeit, bei Prusias mehr oder minder bestimmt die Auslieferung des furchtbaren Flüchtlings anregte. Der bithynische Häuptling, eine der armseligsten Persönlichkeiten des damaligen Orients, war nur allzu empfänglich für das Wort des mächtigen römischen Staatsmannes. Und als nun Hannibal sein Schicksal als unabwendbar erkannte, da beschloß er sich selbst jeder Unwürdigkeit zu entziehen und die Römer von ihrer Angst vor dem Dämon aus Afrika, wie ihnen der heimathlose Greis noch immer erschien, zu befreien. Etwa 67 Jahre alt, machte er in der zweiten Hälfte des Jahres 183 v. Chr. seinem Leben durch Gift ein Ende.

Politisch und psychologisch viel weniger zu entschuldigen, als das niemals erloschene Mißtrauen gegen die Karthager, war dagegen das Verfahren, welches der Senat gegen Philipp V. von Makedonien seit der Niederwerfung der Seleukiden einhielt. Man wußte in Rom sehr gut, daß der

leidenschaftliche Antigonide nicht gerade aus Vorliebe für seine Besieger, sondern aus zorniger Entrüstung über Antiochos III. die consularischen Heere in dem syrischen Kriege so eifrig unterstützt hatte. Es war nur natürlich, daß die Siegesbeute dieses Krieges zum größten Theile an Eumenes II. und nur ein kleiner Theil in Europa an Philipp gefallen war. Nun aber machte die römische Politik den Fehler, den stolzen und leidenschaftlichen König, den zu neuer und allzu selbständiger Macht wieder emporwachsen zu lassen man nicht gewillt war, nicht mit Einem Male auf ein bestimmtes Gebiet zu beschränken, sondern ihn durch eine Reihe der empfindlichsten Nadelstiche und diplomatischen Demüthigungen bis aufs Aeußerste zu reizen. Eumenes II., der als alter Gegner der Antigoniden ihn von Osten her überwachte, erhob Ansprüche auf verschiedene thrakische Plätze, die Philipp den Seleukiden entrissen hatte. Ein Theil der thessalischen Städte und die Athamanen, deren Land der König während des Krieges besetzt hatte, glaubten auf Grund des Wortlautes der von Philipp mit den Römern damals getroffenen Verabredungen ihre Unabhängigkeit wieder begehren zu dürfen. Alle diese Beschwerden und zahlreiche andere geringeren Werthes gegen Philipp wurden von den Gegnern an den Senat gebracht, der sie nur zu freudig aufnahm und als Handhabe benutzte, um den König womöglich um alle Früchte seiner Anstrengungen auf Seiten der Römer nun wieder zu bringen. Die 186 oder 185 nach Griechenland geschickte römische Kommission entschied auf einem Tage zu Tempe zu Gunsten der Griechen gegen Philipp, und ebenso zu Thessalonike (184/183) für Eumenes II., derart daß für Philipp schließlich außerhalb seiner alten Grenzen vom Jahre 196 fast nur die Festung Demetrias blieb.



König Perseus.

Diese und andere Demüthigungen erbitterten Philipp auf das Aeußerste. „Noch sei nicht aller Tage Abend gekommen", hatte er schon zu Tempe ausgerufen. Nunmehr wieder der grimmigste Feind der Römer; nunmehr endlich durch das Unglück geschult und gereift, rüstete er mit furchtbarer Energie noch einmal zu einem Waffengange in besseren Tagen mit den Römern. Als treuen Gehilfen hatte er dabei seinen älteren Sohn, Perseus mit Namen, den ihm ein griechisches Mädchen, eine Putzmacherin aus Argos, geboren hatte. Leider aber führte der Römerhaß beider Fürsten nun auch noch zu einer blutigen Tragödie in dem Schloß zu Pella. Die Politik der Römer war schon längst bemüht und gewohnt, überall in den Ländern, die in dem Bereiche derselben lagen, eine römische Partei ins Leben zu rufen, und an fürstlichen Höfen das eine oder das andere Glied der Regentenfamilien in Roms Interesse zu ziehen. In dieser Weise hatte man es verstanden, den jüngeren Sohn Philipps, den Demetrios, der früher als Geisel

in Italien gewesen und dort sehr beliebt war, zu gewinnen. Als nun Philipp im Jahre 183 bei der ihm durch die Römer abgenöthigten Räumung der thrakischen Griechenstadt Maroneia in wilder Wuth durch thrakische Söldner unter den Einwohnern ein blutiges Gemetzel hatte anrichten lassen, und zugleich viele andere Klagen wider ihn bei dem Senat erhoben wurden, mußte Demetrios in Rom den drohenden Bruch ausgleichen. Weil man ihm aber mittheilte, daß man nur wegen seiner Person den Bruch mit Philipp nicht erklären wolle; weil es ferner hieß, daß Flamininus ihm, dem legitimen Sohne des Königs und dem Freunde der Römer, Aussichten auf die Erbfolge in Pella gemacht habe: so entstand in Pella ein tiefes Zerwürfniß in der königlichen Familie, dessen tragischer Ausgang als die schauerliche Nemesis erscheinen kann für die furchtbare Blutschuld, die der wilde Antigonide auf sich geladen hatte. Perseus nämlich, von Haß gegen Rom und Eifersucht auf den Bruder erfüllt, der sein Recht auf die Krone zu bedrohen schien, brachte den König dahin, daß er den eigenen Sohn 181 v. Chr. durch Gift beseitigen ließ. Mitten unter energischer, zum Theil höchst gewaltsamer Arbeit, um sein Heer neu zu schulen, zu vergrößern und zu organisiren, wie auch durch thrakische Einwanderer die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren; selbst mit dem Gedanken erfüllt, zu Lande nach Italien vorzudringen und daher mit den germanischen Bastarnen an der untern Donau in Unterhandlung, die ihm die Dardaner zerschmettern und nachher gegen die Römer helfen sollten, — starb er furchtbar verdüstert im Jahre 179.

Sein Erbe Perseus war trotz seiner tiefen Abneigung gegen die Römer weder so leidenschaftlich, noch so kriegslustig wie sein Vater. Die sehr schwierige Stellung seines Staates bei der damaligen Zeitlage und das energische Mißtrauen gegen die Römer, welches die letzteren nicht minder lebhaft erwiderten, bestimmte ihn zunächst, nach allen Seiten hin für die Sicherung und Befestigung seiner Position zu arbeiten. Er bemühte sich also einerseits, die Kräfte seines Landes zu stärken, einen erheblichen Schatz zu sammeln, und weiter seine Armee bis auf die Höhe von 40,000 Mann zu bringen und möglichst viel Kriegsmaterial aufzuhäufen. Auf der andern Seite hielt er den Römern gegenüber eine möglichst friedliche Politik ein, suchte aber dabei neue Verbindungen mit dem bithynischen und dem syrischen Hofe anzuknüpfen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Perseus, welcher bei stolzer, würdevoller Haltung und stattlicher Erscheinung allerdings manche schlimme Fehler seines Vaters, namentlich dessen gefährlichen Hang zu zügellosen Ausschweifungen nicht, aber auch weder dessen humoristische Art und populäre Natur, noch dessen ungestümes, energisches und elastisches Wesen besaß, den Plan, einen Entscheidungskrieg gegen die Römer zu versuchen, niemals in ganzem Ernste und mit ganzer Bestimmtheit ins Auge gefaßt hat. Das wenigstens ist gewiß, daß der schwere Kampf, der zu dem Untergange der Antigoniden führte, nicht durch Perseus, sondern durch seine Gegner entflammt worden ist; nämlich durch die Attaliden und durch jene Stimmführer in Rom, denen

es nicht entgehen konnte, daß die Autorität der Römer auf der griechischen Halbinsel in raschem Schwinden begriffen, daß die alte und weitverbreitete Abneigung der Hellenen gegen Makedonien in ihr Gegentheil umgeschlagen war, und daß mit dem inneren Wiedererstarken des makedonischen Reiches bei sehr zahlreichen Griechen Perseus als der Mann galt, der auch sie von dem immer lästiger empfundenen römischen Uebergewicht würde befreien können.

Das Verhältniß der Römer zu den Griechen in den Ländern zwischen dem Olympos und der lakonischen Grenze hatte seit dem syrisch-ätolischen Kriege sich in wenig erfreulicher Weise verändert. Freilich waren damals nur die Inseln Kephallenia und Zakynthos in den unmittelbaren Besitz der Republik übergegangen. Aber die Erfahrungen, die Rom seit 196 mit einem erheblichen Theile der Hellenen gemacht hatte, waren nicht sehr geeignet gewesen, die weiteren Beziehungen zwischen dem Senat und der Mehrzahl der Griechen in der Art sich entwickeln zu lassen, wie man es nach der Schlacht bei Kynoskephalä gehofft hatte. Die Achtung der Römer vor dem griechischen Charakter war stark im Sinken begriffen. Die starke Hand, welche die Macht der Aetoler zertrümmert hatte, wurde Seitens sehr vieler Griechen nun schon gefürchtet und gehaßt. Und es trat gar Manches hinzu, um beständig neuen Stoff zu Mißstimmungen zu häufen. Wie die Dinge jetzt zwischen dem ägäischen und dem ionischen Meere standen, so war nicht mehr zu verkennen, daß in analoger, aber viel intensiverer Weise als in früheren Zeiten, Rom nunmehr der Punkt geworden war, wo über das Schicksal Griechenlands in ähnlicher Art in letzter Instanz entschieden wurde, wie seit Antalkidas' Tagen in Susa und Sardes, und wie seit Alexander in Pella und Alexandria. Gerade dieses Verhältniß aber ward von den Griechen, so sehr ihre Parteiungen dasselbe nährten und steigerten, sehr unangenehm empfunden, weil die Römer — anders als die stammverwandten Makedonen, — von diesen Hellenen, die sich als die Erben einer uralten ruhmvollen Geschichte fühlten, die im Besitz einer alten, allbewunderten Kultur ihre Bedeutung erheblich überschätzten, noch immer als halbe Barbaren angesehen wurden. Nun aber wirkten verschiedene Motive zusammen, um den Griechen, auch die tüchtigsten derselben, die Achäer, nicht ausgenommen, diese Abhängigkeit von Rom sehr unangenehm zu machen. Wenn zu irgend einer Zeit, so ist Griechenland damals das Land erbitterter, ebenso bunter als hoffnungsloser, Parteiung und fanatischer Parteiwuth gewesen. In den nichtpeloponnesischen Kantonen fiel, wie wir früher schon andeuteten, der Gegensatz zwischen der römischen und der demokratischen oder nationalen Partei fast regelmäßig mit dem scheußlichen und höchst unheilvollen Gegensatze zwischen den noch besitzenden Klassen und der verarmten Menge zusammen, am rohesten in Thessalien, wo jetzt die alten Penesten ihre Rache an den vielhundertjährigen Herren des Landes nahmen. Dominirte in Böotien eine ganz wüste, den Römern todfeindliche Demokratie; war in Epirus die nationale Partei ebenfalls wieder am Ruder, so hatte sich der Gegensatz zwischen Arm

und Reich bei den Aetolern in einer Menge von Blutscenen geltend gemacht, und selbst hier, — und zwar unter Führung jenes schnöden Agitators Thoas —, eine römische Partei sich gebildet. Für die Achäer dagegen war gerade die Vereinigung des gesammten Peloponnesos höchst verderblich geworden. Denn jetzt erwachte in Sparta, dessen Unheil die alte große Geschichte und die alten Ansprüche dieses Kantons waren, wie in Messenien, wo eine ganz nichtsnutzige Oligarchie regierte, der wüthendste Partikularismus, der auch über den besten Theil organisirter griechischer Kraft Verderben brachte. Es kam zu unaufhörlichen Auflehnungen gegen den Bund, durch welche die Römer immer von Neuem zur Einmischung in die achäischen Dinge veranlaßt worden sind. Und wenn nun auch die oft wiederholten Vorwürfe, welche den römischen Staatsmännern dieser Zeit eine ebenso böswillige, wie lange Jahrzehnte im Voraus überblickende Politik in der griechischen Frage zuschreiben, nicht zu halten sind, so macht die Haltung des Senats doch einen nichts weniger als erfreulichen Eindruck. Es ist wahr, bei der Massenhaftigkeit der in Griechenland sich kreuzenden Interessen konnte nicht leicht eine Entscheidung des Senates die Streitenden wirklich zufrieden stellen; es ist wahr, daß die Römer nicht erst nöthig hatten, Zwietracht nach Griechenland zu tragen; es ist wahr, daß auf die Dauer der Senat, vor dem unaufhörlich die Gesandtschaften aus der Welt des Mittelmeeres sich drängten, es als eine wahre Last empfand, sich beständig mit den verwickelten Händeln des griechischen Kleinlebens beschäftigen zu sollen, die man in Rom ebenso geringschätzig ansah, wie man ihnen in Griechenland eine übermäßig hohe politische Bedeutung beimaß. Aber zwei Vorwürfe sind der römischen Politik in dieser Zeit in der griechischen Frage nicht zu ersparen. Sei es aus ironischer Gleichgültigkeit, sei es unter Umständen auch aus unlauterer Berechnung: die Römer dachten damals nicht daran, durch einen Machtspruch, durch einen scharfen Schritt die schlimmen Schäden zu beseitigen, die auch an der Kraft der Achäer zu nagen begannen; und doch wäre es nicht der schlimmste Uebergriff gewesen, Sparta wieder dauernd von dem Bunde der Achäer zu trennen. Weiter aber wünschten die Römer die lästige Erfahrung, die sie mit den Aetolern gemacht hatten, nicht auch an den Achäern zu erleben. Daher war es ihnen gar nicht unerwünscht, daß der lange Hader, der den Peloponnes erfüllte, ihnen wiederholt die Gelegenheit bot, die Achäer an ihre thatsächliche Machtlosigkeit zu erinnern. Dieses Verhältniß mußte aber auf die Dauer für die Griechen unleidlich werden. Uebergriffe und Intriguen Seitens der Römer konnten bei solcher Praxis nicht ausbleiben, und ohne daß von römischem Druck wirklich die Rede war, empfand man in Griechenland die wiederholten diplomatischen Interventionen, halben Maßregeln, Akte der Bevormundung immer lästiger. Die Sache nahm allmählich einen sehr bösartigen Charakter an, sobald auf der einen Seite in Rom die Leitung der auswärtigen Politik anfing, einen Charakter von früher nicht gekannter List, Härte und Gewaltsamkeit zu zeigen, sobald auf der andern Seite in

verschiedenen Theilen Griechenlands an die Stelle ehrenhaft gesinnter Politiker, die bei starken römischen Sympathien eine anständige Selbständigkeit behaupten wollten, ein Geschlecht zu treten anfing, das mit rücksichtsloser Hingebung an Rom die Absicht verband, mit römischer Hülfe seine demokratischen Gegner schnöde zu unterdrücken.

Die Achäer hatten, wie gesagt, durch die Angliederung der Kantone Messenien und Sparta nur Unheil, statt der gehofften Vortheile, sich erworben. Schon 189 v. Chr. im Herbst riß sich Sparta unter Ermordung vieler Anhänger des Bundes von den Achäern los und suchte zugleich die Anlehnung an Rom. Diese wies der Senat zwar ab. Als nun aber 188 der Anmarsch eines starken bündischen Heeres unter Philopömen das Volk von Sparta nöthigte, die bei dem Abfall Kompromittirten auszuliefern, wurden 17 durch die dorischen Emigranten ermordet, 63 andere „kriegsrechtlich" getödtet, und weiter, um Sparta unschädlich zu machen, die Schanzen der Stadt geschleift, die Söldner entlassen, die durch Nabis zu Bürgern erhobenen Sklaven und Heloten theils auswärts neu angesiedelt, theils in die Sklaverei verkauft. Endlich schaffte man die alte Lykurgische Zucht gänzlich ab, führte achäische Bräuche ein, und riß auch die dominirende Stellung von Belmina am obern Eurotas von Lakonien ab.

Diese grausame und maßlose Ausnutzung des Sieges rief aber die Einmischung der Römer um so sicherer herbei, als selbst die zurückgeführten dorischen Oligarchen in Sparta über die Entwaffnung der Stadt, die Abreißung von Belmina und die Abschaffung der Lykurgischen Ordnungen unwillig waren, und nunmehr ihrerseits gegen die Achäer zu intriguiren begannen. Die Stellung Philopömens aber, der noch immer am stolzesten die Selbständigkeit der Achäer gegenüber den Römern vertrat, wurde dadurch sehr erschwert, daß seine neue demokratische Reform der bündischen Organisation (namentlich die Abhaltung der Bundesversammlungen in sämmtlichen größeren Städten des Bundes in einer bestimmten Reihenfolge, und die Verleihung des unmittelbaren Stimmrechtes auch an die kleineren Städte) ihm eine starke aristokratische Gegnerschaft auf den Hals zog. Die durch die bitteren Klagen der Spartiaten seit 187 v. Chr. veranlaßte Intervention des Senats führte seit 186 v. Chr. zu sehr gereizten Verhandlungen, endlich im Sommer 184 zu schwerer Demüthigung der Achäer. Zwar sollte Sparta ein Glied des Bundes bleiben; aber die Achäer verloren die kriminelle politische Gerichtsbarkeit über die Spartiaten. Sparta durfte wieder verschanzt werden und zu den Lykurgischen Ordnungen zurückkehren; über die innere Ordnung dagegen des in vier Parteien getheilten spartiatischen Staates und des daselbst natürlich schauderhaft verwirrten Besitzstandes entschied der Senat leider nichts. Und als nun, durch dieses Vorgehen gelockt, die messenische Oligarchie unter Deinokrates, nicht ohne Connivenz des Flamininus, gleich nachher ihre demokratische Lokalregierung stürzte und sich von dem Bunde losriß, da wurde der siebzigjährige Philopömen, zur Zeit zum achten Male

Bundespräsident, bei einem mit schwacher Macht vorschnell gewagten Einfall in Messenien im September 184 gefangen genommen und durch Deinokrates in Messene sofort ermordet. Es war umsonst, daß jetzt der Senat zu Gunsten der Messenier sich ins Mittel legte. Als die Römer sogar erklärten, daß sie nichts dagegen hätten, wenn selbst Sparta, Korinth und Argos aus dem Bunde treten wollten, erzielte die Kraft und Ausdauer des Lykortas von Megalopolis, der jetzt als Nachfolger des Philopömen auftritt, daß im Herbst 183 Messene nach langem Kampfe sich ergeben mußte, nachdem Deinokrates sich selbst getödtet hatte. Diesmal verfuhren die Achäer sehr maßvoll in Ausnutzung ihres Sieges, erzielten allmählich auch etwas bessere Verhältnisse zu Sparta. Aber ihre Stellung zu Rom war und blieb seit dieser Zeit verdorben. Sie wurde immer übler, weil die Römer jetzt ihre Position in Griechenland nicht mehr als Protektorat, sondern als eine stramme Hegemonie angesehen wissen wollten, und nunmehr aller Orten die antinationalen Elemente stützten und förderten, den häßlichsten Theil der römisch gesinnten Oligarchie, die im Peloponnes jetzt ihren namhaftesten Vertreter an Kallikrates von Leontion fand. Dieser Mensch war nicht grausam, dafür aber bei vieler diplomatischer Gewandtheit, einschmeichelndem Wesen, großer Geldgier, naiver oder cynischer Bestechlichkeit und tiefer sittlicher Nichtswürdigkeit, wesentlich von dem Gedanken geleitet, durch unumwundene Auslieferung aller Interessen und aller Selbständigkeit des achäischen Bundes an Rom für sich und seine Partei die Herrschaft im Peloponnes zu erkaufen. Sein Princip war, man müsse vor Allem dem Willen der Römer sich fügen, dieses gehe weit voran allen Gesetzen und Eiden, allen Beschlüssen und Verträgen, zu denen die Achäer auf eigene Hand sich herbeigelassen. Als er 180 in einer noch immer mit Sparta zusammenhängenden Specialfrage als Gesandter in Rom auftrat, verrieth er heimlich die Interessen seines Landes, klärte den Senat in seinem Sinne über die Parteiverhältnisse im Peloponnes auf, rieth ihm die passenden Mittel an, um die Macht der demokratischen Führer zu erschüttern und die der Oligarchie zu stärken, und wurde später von den Achäern, — die von seiner infamen Haltung vor dem Senat keine Ahnung hatten, ihn vielmehr für einen sehr bequemen Vermittler zwischen Rom und dem Bunde hielten, — für d. J. 179 zum Bundespräsidenten gewählt. Nun konnte er immer bestimmter im Sinne der Römer operiren und, von denselben lebhaft gefördert, zugleich mit Erfolg eine Partei um sich sammeln, die ihm und den Römern völlig ergeben war, und das Programm verfolgte: persönliche Vorherrschaft im Bunde, Lähmung jeder selbständigen politischen Thätigkeit der Achäer, und Herabdrückung derselben zu einer politischen Stellung, wie sie sonst nur Völker einzunehmen pflegten, die durch Rom genöthigt waren, politisch abzudanken und mit der italischen Weltmacht in ein „ungleiches" Bündniß zu treten.

Nun war es aber nicht so leicht, die nationale und demokratische Partei der Achäer, die damals noch aus sehr achtungswerthen Elementen be-

stand, mit Führern wie Lykortas und Polybios, zu stürzen. Im Gegentheil, mochte auch in amtlichen Beziehungen jetzt der römische Einfluß dominiren, jetzt erwachte auch im Peloponnes weithin wieder eine starke Sympathie für Makedonien, und die Achäer genirten sich nicht mehr, den Hauptfeind des Perseus, den eifrigen Freund der Römer, den König Eumenes II., der als eifriger Philhellene auch gegen die Achäer überaus freigebig und liebenswürdig aufgetreten war, sehr empfindlich zu verletzen, indem sie (nach 175 v. Chr.) alle ihm zu Ehren aufgerichteten Standbilder umstürzten, die Inschriften zu seiner Ehre beseitigten, und alles abstellten, was bisher zur Auszeichnung desselben bei ihnen Brauch gewesen war.

Mochte nun aber auch Perseus, wie er in seinen Erblanden persönlich sehr beliebt war, die Griechen mehr und mehr zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß ein starkes Makedonien für die stammverwandte Welt der Hellenen nicht mehr eine Gefahr sei, sondern ein höchst werthvolles Bollwerk ihrer Unabhängigkeit gegenüber der Alles erdrückenden Uebermacht der Römer; mochten neben den edelsten Elementen in Griechenland auch sehr nichtsnutzige, wirthschaftlich völlig zerrüttete Massen ihre unlauteren Hoffnungen auf Perseus setzen: von sich aus würde schwerlich der König oder gar das Griechenthum allein den Krieg gegen die Römer eröffnet haben. Allerdings hatte ein großer Parademarsch, den Perseus — nachdem er an den Dolopern wegen Ermordung eines makedonischen Beamten Rache genommen, — mit seiner Armee i. J. 174 nach Delphi antrat, die Griechen lebhaft erregt, leider auch die schauerlichen Fehden in Aetolien und den scheußlichen Bürgerkrieg zwischen Proletariern und Grundherren bei den Perrhäbern und Thessalern neu belebt, bis wenigstens der letztere 173 durch die Römer geschlichtet wurde. Auch die freundlichen Beziehungen, die Perseus mit den Städten Byzantion und Lampsakos und mit den Rhodiern anknüpfte, welche letztere seit 177 v. Chr. gegen Rom verstimmt waren wegen der Parteinahme des Senates für Eumenes II. gegen sie und für ihre unruhigen lykischen Unterthanen, hatten an sich nichts für Rom Gefährliches.

Nun aber war in Sachen der auswärtigen Politik naive Kurzsichtigkeit durchaus nicht der Fehler des Senates. Und ferner fehlte es nicht an einem Anstoß, um endlich den zerschmetternden Schlag zu führen gegen den makedonischen König, der seine militärischen Kräfte unablässig stärkte und zugleich in der gesammten Hellenenwelt moralisch und diplomatisch den Römern Terrain abzugewinnen schien. Diesen Anstoß aber gab König Eumenes II., der bei vielen tüchtigen Eigenschaften, und sonst ein trefflicher Regent seines Reiches, in seiner Stellung zugleich als Erbfeind der Antigoniden und als Günstling und Vorposten des Senates im Orient, den Makedonen gegenüber die sehr unkönigliche Rolle als römischer Spion spielte. Die wenig erfreulichen Mittheilungen über den Stand der Dinge in Makedonien und die Stimmung in Griechenland, welche römische Agenten neuerdings gegeben hatten, wurden nun sehr wesentlich ergänzt durch den sehr eingehenden Bericht über die gesammte

Politik und die nachdrücklichen militärischen Vorbereitungen des Perseus, welchen Eumenes zu Anfang d. J. 172 in Rom dem Senat in geheimer Sitzung persönlich erstattete. Einen Mordversuch, der nachher auf den König von Pergamos gemacht wurde, als derselbe auf der Rückreise durch Griechenland auf dem Wege von Kirrha nach Delphi sich befand, schrieb man nun ebenfalls auf Perseus' Rechnung.

In Rom, wo jetzt die rücksichtslose Kriegspartei den Ton angab, war seit dieser Zeit der Krieg beschlossen. Es sollte jedoch noch nicht sofort losgeschlagen, sondern der Kampf nach verschiedenen Richtungen hin erst diplomatisch vorbereitet, Perseus militärisch und politisch soviel als immer möglich isolirt werden. Eine neue, durch einen der Consuln des Vorjahres muthwillig angezettelte Fehde in Ligurien wurde abgestellt. In Afrika wurde (S. 321) auf Grund einer bitteren Klage der Karthager dem König von Numidien ernsthaft Ruhe geboten, um die punische Republik nicht zu einer Diversion für Perseus zu veranlassen. Nach Pella dagegen ging im Sommer 172 eine Gesandtschaft, die dem König Perseus eine lange Reihe von Beschwerden vorlegen und für den Fall, daß er nicht volle Genugthuung biete und sich nicht streng an die Clauseln des seiner Zeit mit seinem Vater geschlossenen Vertrags halten würde, die Freundschaft des römischen Volkes aufkündigen sollte. Diesmal zeigte Perseus den ganzen Stolz der Antigoniden und erklärte, den alten Vertrag mit Rom sehe er für null und nichtig an, doch sei er noch immer bereit, mit den Römern ein Bündniß auf vollkommen gleichem Fuße zu schließen. Und mit trotziger Energie erklärte nicht lange nachher sein Gesandter Harpalos in Rom, sein König suche allerdings den Krieg nicht; falls es aber doch zum Kampfe kommen sollte, so gedenke er sich wie ein Mann und wie ein König von Makedonien zu vertheidigen.

Das klang nun allerdings Alles sehr mannhaft. Nun aber zeigte es sich von Anfang an, daß König Perseus in dem Augenblicke, wo der so lange befürchtete Konflikt mit Rom wirklich zum Ausbruch kam, der Lage nicht gewachsen, daß er der Mann nicht war, für den ihn seine Anbürger bisher gehalten hatten. Sollte es ihm überhaupt möglich werden, den Römerkrieg mit Ehren und Erfolg zu bestehen, und nur einen anständigen und sicheren Frieden zu erkämpfen, so mußte er die Chancen, die ihm der Moment noch bot, kraftvoll ausnutzen und durch Energie, Raschheit und rücksichtslose Entschlossenheit einigermaßen die Vortheile aufwägen, welche den Römern ihre Uebermacht gewährte. Noch nämlich hatten die letzteren nur erst sehr wenige Streitkräfte mobil gemacht; nur erst 50 Kriegsschiffe und 18,000 Mann wurden bei Brundisium zusammengezogen, die Vortruppen im Herbst 172 nach Apollonia übergesetzt. Unter diesen Umständen hatte Perseus die schönste Zeit, sofort mit seiner trefflichen Armee alles Land südlich vom Olymp zu überziehen, überall die römische Partei zu zertrümmern, die griechischen Massen in Fluß zu bringen, die römischen Truppen in Illyrien

zu vernichten, und namentlich durch solches Auftreten der griechischen wie der hellenistischen Welt Vertrauen zu seiner Führung einzuflößen. Denn das lag auf der Hand: ehe Perseus selbst kräftig und mit Erfolg losschlug, rührte sich Niemand für ihn jenseits der makedonischen Grenzen, wo zur Zeit lediglich der treffliche thrakische Odrysen-Häuptling Kotys als ein zuverlässiger Verbündeter gelten konnte. Perseus aber, der bis zu seinem Ausgange die Römer und ihre Politik nicht richtig beurtheilt hat, kam gar nicht auf den für ihn einzig rettenden Gedanken, den Vertheidigungskrieg gegen die Römer offensiv zu führen. Wiederholt auch soll sein Geiz, oder seine Abneigung sich von seinen Schätzen zu trennen, ihn um Vortheile gebracht haben, die durch rechtzeitige Verwendung seines Goldes zu politischen Zwecken hätten gewonnen werden können. Perseus ließ jetzt und später die Ereignisse immer an sich herankommen, und sah thatenlos zu, wie die römische Diplomatie ihn isolirte und überlistete. Der Senat hatte seit dem Sommer des Jahres 172 alle verbündeten Staaten in Afrika, Asien und Griechenland beschickt und gegen Perseus bearbeiten lassen. Und sobald die griechische Welt den ernsten Willen der Römer, die Macht des Perseus zu zertrümmern, erkannte, da war es, als ob sie die Medusa gesehen hätten. Perseus war wie durch einen Zauberschlag isolirt, alle Staaten und Städte, auf die er gerechnet, Byzantion, Lampsakos, Rhodos nicht ausgenommen, ließen den König im Stiche und eilten, die Römer ihrer Treue zu versichern. In Griechenland aber, wo die Regierung im Peloponnes bisher amtliche Annäherungen an Perseus verhindert hatte, verlor die Nationalpartei allen Halt. Die Epiroten stellten für Rom Hülfstruppen, in Aetolien wurde der fanatische Römerfreund Lykiskos zum Bundespräsidenten erwählt, und Perseus selbst ließ sich durch seinen früheren Gastfreund, den in Hellas und Larissa für Rom arbeitenden Q. Marcius Philippus, der sehr wohl wußte, daß der Senat unter allen Umständen losschlagen wollte, — der aber seiner Regierung noch Zeit zur Vollendung ihrer Rüstungen zu verschaffen wünschte, zur Absendung einer natürlich völlig aussichtslosen Gesandtschaft nach Rom bereden. Derselbe Marcius wußte dann auch die elende demokratische Regierung in Böotien zu stürzen, wo nun die Oligarchie zur Herrschaft kam, Chalkis durch tausend Achäer besetzt, der Freund des Perseus, Neon, zur Flucht nach Pella, die dem Könige fest ergebenen Städte Koroneia, Thisbä und Haliartos zum Austritt aus dem Bunde genöthigt wurden.

Wie sich von selbst verstand, verwies (im Frühjahr 171) der Senat die letzte Gesandtschaft des Perseus ohne Weiteres wieder aus Rom, und der König sah sich lediglich auf sein wackeres Volk, auf seine wohlgeschulte Armee, auf die Allianz mit Kotys und die Beziehungen zu mehreren barbarischen Völkern angewiesen. Dennoch brauchte er mit seinen 43,000 Mann, (unter denen 21,000 Phalangiten, 4000 Reiter, mehrere tausend Hypaspisten, ein anderer Theil endlich Söldner und griechische Zuzügler waren), noch nicht zu

verzagen. Denn die römische Kriegführung entsprach vorläufig dem alten Ruhme der italischen Waffen nicht. Zu seinem Unheil aber zeigte sich Perseus jetzt als ein Mann, der wohl als tüchtiger Soldat in einzelnen Gefechten zu siegen wußte, dagegen die militärisch=politische Ausnutzung seiner Erfolge, überhaupt die Leitung des Krieges im großen Styl nicht verstand; und was noch schlimmer war, statt mit Keulenschlägen die Römer zu zerschmettern, bangte er förmlich vor einem entscheidenden Siege und dachte nach jedem Erfolge immer nur an schnellen Friedensschluß.

Der Krieg begann im Frühling des Jahre 171 v. Chr. Während der Prätor Gajus Lucretius und dessen Bruder Marcus 40 Kriegsschiffe und 10,000 Mann Seesoldaten von Kephallenia nach den böotischen Gewässern führten, hatte Perseus das römische Landheer, welches der Consul Publius Licinius Crassus, ein habgieriger, rücksichtsloser, militärisch wenig fähiger Offizier, führte, ohne Hinderniß von Apollonia durch die Pässe von Gomphoi nach Thessalien vordringen lassen. Die Römer verfügten über etwa 40,000 Mann italischer Soldaten, zu denen noch mehr als 10,000 Mann numidischer, ligurischer, griechischer, kretischer und pergamenischer Zuzügler kamen. Als Crassus mit der Hauptmacht die Gegend von Larissa erreichte, hatte Perseus endlich den Paß von Tempe besetzt und verschanzt, und stand mit seinem Heere am Abhange des Ossa bei Sykurion. Und nun wollte es sein Glück, daß er selbst und sein Freund Kotys mit ihrer trefflichen Reiterei und ihren leichten Truppen in dem ersten großen Gefecht des Krieges bei dem Hügel Kallikinos zwischen Sykurion und Larissa, auf dem östlichen Ufer des Peneios, mit nur 60 Mann Verlust dieselben Waffengattungen der Römer aufs Haupt schlagen konnte: 2200 derselben lagen todt, 600 waren gefangen. Aber so innerlich matt und zaghaft war der König, daß er nicht nur den Rückzug des Licinius auf das linke Ufer nicht hinderte, sondern sogar dem Consul den Frieden antrug auf Grund der Herstellung des Vertrags vom Jahre 196, worauf selbst dieser schlechte Feldherr in echt römischer Art nur mit der Forderung bedingungsloser Ergebung antwortete.

Trotzdem blieb das Glück den Römern noch längere Zeit ungünstig, und zwar wesentlich durch die Schuld ihrer theils unfähigen, theils brutalen Heerführer, die zugleich die Mannszucht ihrer Soldaten in schlimmster Weise verfallen ließen. Schon jetzt zeigte es sich, daß unter der römischen Nobilität gar nicht wenige herzlich unbedeutende Menschen sich befanden, die selbst die alten soldatischen Vorzüge des Römerthums nicht mehr bewahrt hatten. Schon der halbe Sieg des Perseus am Peneios hatte die Hellenenwelt gewaltig aufgeregt. Nun hörte man gar, daß in dem Stabe des Licinius, der während des Sommers nicht das Geringste weiter ausrichtete und unziemlich früh die Winterquartiere in Thessalien und Böotien bezog, die Schuld an der Niederlage am Peneios auf die angebliche Feigheit der Aetoler gewälzt wurde: sicherlich der letzte Vorwurf, den dieses Volk verdiente. Lykiskos schickte sogar einige ihm verhaßte Offiziere nach Rom, wo sie sich

wegen feiger und verrätherischer Haltung verantworten sollten. Mehr aber: der Admiral Gajus Lucretius hatte nicht allein das nach tapferer Vertheidigung erstürmte Haliartos von Grund aus zerstört, sondern auch in Theben die antirömisch gesinnten Bürger einfach in die Sklaverei verkauft; ebenso in dem durch Waffengewalt zur Ergebung genöthigten Koroneia. Noch toller war es, daß in der treuen Stadt Chalkis die Römer Bürgerschaft und Tempel plünderten, Frauen und Kinder entehrten, freie Bürger greulich mißhandelten, auch wohl als Sklaven verkauften, während dabei die römische Flotte sich durch ein kleines makedonisches Geschwader bei Oreos schimpflich überfallen, vier Penteren und eine ganze Transportflotte wegnehmen ließ. Dabei wurden viele verbündete Gemeinden in Kleinasien und Griechenland, selbst Athen nicht ausgenommen, durch Eintreibung fast unerschwinglicher Lieferungen für die Römer, beinahe zu Grunde gerichtet.

Solche Nichtsnutzigkeit der römischen Generale erzeugte natürlich sehr schnell in Griechenland eine Temperatur, die für die Römer im höchsten Grade hätte gefährlich werden müssen, wäre nur Perseus ein Mann gewesen, wie etwa Antigonos Doson. Zuerst loderte die Gluth in Epirus auf. Hier hatte der junge römisch gesinnte Fürst Charops, des alten Römerfreundes (S. 300) Enkel, ein ehrgeiziger Schurke, die wackersten Männer der nationalen Partei dermaßen bei den Römern verleumdet, daß dieselben zu ihrer persönlichen Sicherheit sich mit Perseus alliirten und im Frühling 170 das ganze Volk (mit Ausnahme der Thesproten) zum Aufstand gegen die Römer fortrissen. Und als nun die neuen Feldherren der letzteren, — der Admiral L. Hortensius, der nur durch die scheußliche Mißhandlung der Stadt Abdera, die gegen seine maßlosen Requisitionen in Rom protestirt hatte, sich einen schlimmen Ruf erwarb, und der Consul A. Hostilius Mancinus, der ebenso unfähig war, wie Licinius, dazu durch die schlechte Zucht und Desorganisation der Armee, vielleicht auch durch die Schwierigkeiten der Verproviantirung in dem ausgesogenen Thessalien gehemmt wurde, — im Jahre 170 ebenfalls nichts ausrichteten; als auch die gegen Epirus und von Illyrien her gegen das westliche Makedonien operirenden römischen Abtheilungen überall den Kürzeren zogen: da konnte Perseus es wagen im Winter 170/69 zum Angriffe überzugehen, die Römer aus Illyrien zu verdrängen, und selbst — hier aber ohne Erfolg — einen Vorstoß bis nach Aetolien zu versuchen.

Jetzt, wo die Lage auf dem makedonischen Kriegsschauplatze sich immer beschämender für die Römer gestaltete, der Senat sich bereits entschlossen hatte, gegen die greulichen Mißbräuche der römischen Kriegführung mit harten Strafen und scharfen Dekreten vorzugehen: jetzt versuchte man es für das Jahr 169 in Thessalien mit dem Consul Q. Marcius Philippus, der allerdings bisher mehr als schlauer Diplomat, denn als Feldherr sich bewährt hatte. Jedenfalls war dieser Consul ein persönlich sehr tapferer Mann, und seiner Verwegenheit gelang es wirklich, unter ungeheuren Beschwerden von

Thessalien aus auf einem höchst schwierigen Seitenpasse am Olympos die Stellungen zu umgehen, mit denen die Makedonen den durch Tempe in ihr Land führenden Weg gesperrt hatten. Nun war Marcius freilich in die südlichste Ecke Makedoniens eingedrungen, aber noch immer in sehr schwieriger Lage, weil ihm auf der Nordseite die Festung Dion und ein verschanztes Lager den Weg sperrten, im Rücken aber der Olymp und die Makedonen in Tempe lagen, und auf der Seeseite der Admiral Marcius Figulus den Consul im Stiche ließ. Bei größerer Energie hätte Perseus gerade jetzt die römische Armee wie in einer Mausefalle fangen können. Aber der König verlor entweder den Kopf oder das Zutrauen zu einem Theile seiner Offiziere, räumte anscheinend übereilt sowohl Tempe wie die Stellung bei Dion, so daß jetzt die direkte Straße aus Thessalien nach Makedonien in die Hand der Römer fiel, die jedoch aus Proviantmangel nun doch nicht weiter nordwärts vordringen konnten.

Bald fand dadurch der König sich wieder in der Lage, die Stadt Dion wieder besetzen und verschanzen zu können, und bezog dann südlich derselben an dem nördlichen Ufer des Flüßchens Elpeos oder Enipeus, das sich vortrefflich zur Vertheidigung eignete, eine neue befestigte Stellung, die den Römern das Vordringen nach Norden völlig unmöglich machte. Da nun in demselben Jahre weder die Flotte noch die gegen Illyrien operirenden Römer irgend welche Erfolge erfochten; da ferner zu Anfang des Jahres 168 auch des illyrischen Fürsten Pleuratos Sohn, der junge illyrische Häuptling Genthios von Skodra, zu Perseus übertrat: so schienen sich die Chancen des Königs allmählich doch immer günstiger gestalten zu sollen. Es war schon so weit gekommen, daß verschiedene Mächte des Ostens, namentlich die Rhodier, ja — wie es später hieß, — selbst Eumenes II., den Gedanken nicht mehr von der Hand wiesen, den Perseus ihnen nahe legte, eine Beilegung des Krieges, eine leidliche Vermittelung zwischen Rom und Makedonien zu erzielen. Namentlich die Rhodier gingen gern auf solche Gedanken ein, zumal ihnen auch Marcius, dessen Lager eine aus Rom heimkehrende Gesandtschaft besucht hatte, anscheinend in seiner gewohnten arglistigen Weise die Römer als wohl geneigt bezeichnet hatte, auf solche Pläne sich einzulassen.

Die Rhodier ahnten nicht, welches Unheil hieraus für sie sich entwickeln sollte. Sie hielten die Römer für ermüdet. Jetzt kam bei ihnen die Partei oben auf, die sich gern der römischen Suprematie entziehen wollte, und man beschloß wirklich zu Anfang d. J. 168, Gesandte nach Pella und an die Römer zu schicken und die Kriegführenden zur Beilegung des Streites aufzufordern; ob wirklich unter Androhung der Parteinahme gegen den Theil, der sich des Friedens weigern würde, steht jedoch dahin. Nun hatte aber inzwischen der Senat die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne den größten Schaden für Roms Ansehen die bisherige Art der Kriegführung nicht fortgesetzt werden dürfe. Rom wollte, daß der makedonische Krieg durch Einen gewaltigen Löwentatzen-

schlag ruhmvoll zu Ende geführt werden sollte. Man stellte daher für d. J. 168 einen der besten Männer aus der älteren Generation der Nobilität als Consul an die Spitze der bei Tempe gelagerten Armee. Es war Lucius Aemilius Paullus, der Sohn des bei Cannä gefallenen Consuls. Ein echter Römer der besten Art, mehrfach erprobt in schwierigen spanischen und ligurischen Feldzügen, nüchtern und brav, ein Mann von höchster Redlichkeit und damals leider schon selten gewordener Uneigennützigkeit, bei seinen sechszig Jahren noch immer von soldatischer Rüstigkeit. Griechisch gebildet und mit den alten Geschlechtern der Fabier und der Scipionen nahe befreundet, in seiner tüchtigen Weise aber auch mit Cato auf gutem Fuße, gehörte er noch zu der älteren Schule, die noch immer die Erweiterung der unmittelbaren Besitzungen des Reiches zu vermeiden wünschte. Um ihm aber die nöthigen Mittel zur schnellen Beendigung des Krieges zu bieten, stellte der Senat Rüstungen von ungewöhnlicher Ausdehnung an. Die in Illyrien operirende Armee wurde bis auf 30,000 Mann und 2000 Reiter gebracht, und mit dieser Streitmacht vermochte dann der Prätor L. Anicius binnen dreißig Tagen in raschen und glücklichen Vorstößen gegen Skodra die schwache Macht des Genthios vollständig zu zertrümmern.

Nicht so schnell entschied sich der Krieg gegen Perseus. Die Armee des Aemilius war bis auf die Höhe von 50,000 Mann und 2000 Reitern gebracht worden. Der Consul, der mit zwei stattlichen Söhnen in dem Lager von Tempe angelangt war und hier eine Vermittlungsbotschaft der Rhodier dahin beschieden hatte, daß sie sich vierzehn Tage gedulden sollte, war zunächst genöthigt gewesen, mit starker Hand die Disciplin unter den Truppen wieder auf besseren Fuß zu bringen. Dann hatte er aber einen mehrere Tage lang fortgesetzten Scheinangriff auf die Linien des Perseus gemacht und inzwischen unter dem Obersten P. Scipio Nasica einen Theil seines Heeres, 5000 Mann, über den Paß bei Pythion in den kambunischen Bergen geschickt, die nach Niederwerfung einer makedonischen Abtheilung nunmehr die Stellung des Königs umgehen konnten. Perseus, jetzt aus der unüberwindlichen Position am Enipeus herausmanövrirt, zog sich nordwärts auf die Festung Pydna zurück, in deren Nähe die Römer ihm nun sofort folgten. Nun dauerte es nicht lange, bis die entscheidende Schlacht geschlagen wurde. Am 22. Juni 168 entwickelte sich nach Mittag aus einem Vorpostengefechte der furchtbare Zusammenstoß. Anfangs war die Wucht der aufmarschirenden Phalanx, deren Anblick selbst den unerschrockenen Consul mit Grauen erfüllte, unwiderstehlich, die römischen Truppen wichen unter furchtbaren Verlusten bis zu ihrem Lager zurück. Sobald aber der eilige Marsch und das unebene Terrain den Zusammenhang der Phalanx lockerte, warf der kluge Aemilius unter glücklicher Verwendung auch der Elefanten die einzelnen Kompagnien der Römer in die Lücken, ließ zugleich die Makedonen flankiren und von der Seite angreifen. Bald war der makedonische Stoß zum Stehen gebracht, und da die Reiterei auf den Flügeln des Königs sich schlecht hielt

und auch den Perseus selbst, der noch dazu verwundet war, in ihre Flucht mit hineinriß, so fand das schwere Fußvolk, auf welches sich auch von der See her die römischen Marinetruppen warfen, seinen Untergang. Es sind damals 20,000 Makedonen gefallen, 11,000 gefangen worden. Die Stadt Pydna verfiel der Plünderung.

Mit dieser nur Einstündigen Schlacht war der Krieg und zugleich das Schicksal der östlichen Welt bis zum Halys für lange entschieden. Die feindliche Armee war dahin. Perseus selbst fand nirgends mehr einen Halt, alle seine Offiziere huldigten den Römern, und bei der Energie, mit welcher Aemilius Paullus überall die Makedonen vor Plünderung und Mißhandlung durch seine Soldaten schützte, öffneten alle Städte des Landes den rasch nachdringenden Römern sofort ihre Thore. Perseus, der am dritten Tage nach der Niederlage mit nur noch 500 Kretern Amphipolis erreichte, fand auch hier keinen Halt und mußte nach der Insel Samothrake flüchten. Der Senat hatte die Entthronung des Hauses der Antigoniden beschlossen; so blieb dem königlichen Flüchtling, als auch der Versuch des Entkommens zu Kotys vereitelt war, nichts übrig, als sich mit seinen geretteten Schätzen den Römern auf Discretion zu ergeben.

Die große staatsrechtliche Frage, was mit dem eroberten Makedonien nunmehr geschehen sollte, wurde in Rom in höchst eigenthümlicher und unheilvoller Weise entschieden. Noch vermochte namentlich Cato, dieser jetzt oder bald nachher mit dem Sieger von Pydna verschwägert, (dessen eine Tochter mit Catos Sohne Marcus vermählt war oder wurde,) den Senat von der Neigung abzuhalten, schon jetzt östlich von der Adria eine große Provinz aufzurichten. Aber man wollte kein Königthum hier länger dulden. Cato wie andere große Römer dieser Zeit empfanden gegen die Könige den republikanischen Haß dieser Zeit und die ingrimmige Verachtung, wie nur je die großen Sklavenbarone der früheren nordamerikanischen Sklavenstaaten, und die theoretische Feindseligkeit, wie ein deutscher oder französischer radikaler Republikaner. Das Land sollte unschädlich gemacht, es sollte daher „befreit", d. h. königslos gemacht, und dismembrirt werden. Um nun diesem so entschieden als möglich monarchisch gesinnten Volke Makedoniens republikanische Ordnungen aufzuzwängen, verfügte die senatorische Kommission, die i. J. 167 bei dem Proconsul Aemilius in Amphipolis erschien, zunächst die Deportirung sämmtlicher namhafter Diener der Antigoniden, aller Hof-, Staats- und Heerbeamten des Perseus mit ihren erwachsenen Söhnen nach Italien, von wo sie bei Todesstrafe nicht wieder nach Makedonien heimkehren durften. Dann wurde das „freie" Makedonien in vier Kantone zerlegt, drei mit den bekannten Centralpunkten Amphipolis, Thessalonike, Pella, und im Nordwesten Pelagonia, wo die Senate dieser Republiken tagen sollten. Blieb nun freilich Sitte und Gesetz des Landes unangetastet, so sollten doch diese vier neuen Staaten unter einander völlig isolirt sein; es sollte keine Ehegemeinschaft zwischen ihren Angehörigen bestehen, es sollte auch kein Bürger

des einen Grundbesitz in dem andern erwerben dürfen. Es ist namentlich dieses schauderhafte System gewesen, was diese neue Schöpfung so unerträglich und unhaltbar gemacht hat. Die Domänen und Regalien des Landes wurden den Makedonen entzogen, die Bergwerke einstweilen geschlossen, (letzteres unter Catos Einfluß, um die römischen Kapitalisten von diesen Gegenden abzuhalten,) — bis zuerst seit 158 die Ausbeutung der Silberminen wieder in Angriff genommen worden ist. Das Land wurde entwaffnet; nur an den stets durch wilde Barbaren bedrohten Grenzen durften Besatzungen gehalten werden. Die bisher nach Pella gezahlte Grundsteuer hörte auf; die Hälfte derselben, für alle vier Kantone jährlich zusammen hundert Talente, ging als Tribut nach Rom, die andere Hälfte, so scheint es, wurde Gemeindesteuer. In ähnlicher Weise zerlegten die Römer den Staat von Skodra in drei kleine freie Kantone, während die illyrische Piratenflotte den griechischen Küstenstädten an der Adria geschenkt, Fürst Kotys aber gar nicht weiter behelligt worden ist.

Noch viel empfindlicher jedoch als die Makedonen traf die furchtbare Härte, rücksichtslose Selbstsucht und grausame Rachsucht der Römer dieser Zeit die sämmtlichen Glieder der griechischen Welt, die an diesem Kriege theilgenommen hatten, mit einziger Ausnahme der Athener. Die Völker und Fürsten griechischer Zunge sollten es sofort erfahren, was es bedeutete, daß das alte Heldenvolk des makedonischen Nordens in den Staub geworfen, aus einer kriegerischen Nation in einen Haufen waffenloser Bauern verwandelt, daß das ruhmreiche Vaterland Philipps, Alexanders, der großen Diadochen, der stolzen Antigoniden nun in ein Bündel schäbiger Republiken zerbröckelt war; daß zwischen der Adria und dem Halys nichts mehr bestand, was den Römern noch irgend welche schonende Rücksicht auf die Klientelstaaten dieser Gegenden gebot. Die Politik des Senats wollte nach der Zerschmetterung der makedonischen Phalanx sofort gründlich mit der unbequemen Nationalpartei in allen Kantonen Griechenlands aufräumen. Das ist dann auch unter der eifrigen Mitwirkung der nichtsnutzigsten Schurken römischer Gesinnung so nachdrücklich als möglich ins Werk gesetzt worden; und sehr wider seinen Willen mußte der persönlich hoch ehrenwerthe Sieger von Pydna seine Militärmacht zur Unterstützung einer Reihe zum Theil unmittelbar von Rom aus verfügter Maßregeln hergeben, die er durchaus mißbilligte. Das schrecklichste Schicksal traf die aufständischen Stämme in Epirus. Hier hatte i. J. 168 nach Besiegung des Häuptlings von Skodra der Prätor Anicius mit leichter Mühe den Widerstand der Chaonen und Molotter niedergeworfen; die Führer der Nationalpartei waren dabei gefallen. Nun aber durfte nicht bloß der elende Charops nach seiner Willkür schalten. Zu furchtbarer Strafe für die Nationalpartei; zu später Rache wegen des alten Einbruches der Epiroten unter Pyrrhos in Italien, und zu schöner Genugthuung für die unersättliche Raubgier der italischen Soldaten mußte auf speziellen Befehl des Senats Aemilius Paullus bei dem Rückmarsch nach Orikon zur

Rückkehr nach Italien gegen Ende d. J. 167 v. Chr. die siebzig epirotischen Orte, die sich gegen die Römer erhoben hatten, einer systematischen und umfassenden Plünderung unterwerfen und ihre Mauern schleifen lassen. Dabei sind volle 150,000 Epiroten als Sklaven verkauft worden. Schon vor dieser kolossalen Schandthat hatten die römischen Politiker mit Hülfe der nichtsnutzigen griechischen Oligarchen auf vielen andern Punkten Griechenlands höchst intensiv in ähnlicher Weise gearbeitet. Mit Entsetzen und zornigem Unwillen hörte der wackere Aemilius, dem die Verfolgung der bisherigen Anhänger des Perseus in Griechenland durchaus widerwärtig war, im Frühling d. J. 167, daß einer der römischen Unterfeldherren dem greulichen Lykiskos und anderen ätolischen Römerfreunden Truppen geliehen hatte, um auf einer Landesgemeinde volle 550 namhafte Aetoler von der Gegenpartei zu ermorden, viele andere aus dem Lande zu vertreiben, und deren Güter zu konfisciren. Eine Strafe für solche Frevel war bei der zu Amphipolis arbeitenden (S. 335) senatorischen Zehnerkommission nicht zu erzielen. Vielmehr setzte dieselbe jetzt nach der oft bewährten, widerwärtigen Art der Römer eine allgemeine Gesinnungsinquisition in Scene, und ließ mit Hülfe der griechischen Römerfreunde überall in Hellas solche Griechen verfolgen, die entweder durch die erbeuteten Papiere des Perseus kompromittirt, oder auch nur in ihren Kantonen als Gegner der Römer oder der römischen Partei bekannt waren. Solche wurden in Menge ausgehoben, über das ionische Meer geführt, und in den italischen Städten theils bloß consignirt, theils in harte Haft gelegt. Am umfassendsten übten die Römer diese schändliche, zur Bändigung der Griechen und zur politischen Lahmlegung derselben allerdings höchst „zweckmäßige" Praxis gerade auf dem Punkte, wo sie moralisch am wenigsten zu rechtfertigen war, nämlich im Peloponnes. Der achäische Bund hatte sich während des Perseuskrieges gar nicht gegen Rom kompromittirt; nur daß die Sympathien für die makedonische Sache unleugbar sehr stark gewesen, nur daß Kallikrates und seine Freunde wieder vom Ruder verdrängt worden waren. Als nun unter Leitung dieses Schurken zwei Männer der senatorischen Commission, Gajus Claudius und Gnäus Domitius, bei der Bereisung des Peloponnes i. J. 167 umsonst nach einer Handhabe suchten, um auch hier die Nationalpartei aus dem Sattel zu werfen, da erklärte auf des tückischen Kallikrates Einflüsterung einer der Römer alle Achäer für geheimer Verbindungen mit Perseus verdächtig, die während des Krieges im Amte gewesen waren. Als hierauf einer der würdigsten Achäer dieser Kategorie vor den Römern und der Bundesversammlung erklärte, „er wisse sich von jeder Schuld frei und sei vollkommen bereit, seine Haltung unter allen Umständen vor der Bundesversammlung, ja selbst vor einem römischen Gericht zu vertreten": da griffen die Kommissarien dieses rasche Wort auf und ließen nun durch Kallikrates und dessen Gehülfen Andronidas die Namen von tausend Männern aufzeichnen, — es waren alles namhafte Persönlichkeiten der nationalen und demokratischen Partei, unter ihnen der

bedeutendste des verstorbenen Lykortas trefflicher, zwischen 214 und 204 zu Megalopolis geborener Sohn Polybios, der i. J. 169 als Hipparch fungirt hatte, — die dann insgesammt, angeblich zur Untersuchung, nach Italien abgeführt wurden. Von solcher Untersuchung war jedoch nachher nicht mehr die Rede; mit Ausnahme des Polybios, dem wir später wieder in Rom begegnen, wurden die tausend Achäer Seitens des Senats wie die übrigen griechischen Gefangenen als von ihrer Gemeinde bereits verurtheilte Leute behandelt und in die Städte Etruriens zu hoffnungsloser Verbannung verwiesen; jeder, der einen Fluchtversuch wagte, sollte dem Tode verfallen.

In anderer Weise mußten die Rhodier ihren Zweifel an der überwältigenden Kraft des römischen Reiches büßen. Als im Sommer 168 ihre Gesandten (S. 333) mit ihrer unberufenen, und angeblich trotzigen und drohenden, Vermittlungsaufgabe in Rom erschienen, wo man sie, bereits von Tempe her über ihre Absichten unterrichtet, und seitens der Mehrheit des Senats mit des Marcius Intriguen nicht bekannt, sehr schroff empfing, erfuhren sie, daß die Schlacht bei Pydna geschlagen sei. Nun suchten sie, indem sie ihr eigentliches Mandat für erloschen erklärten, durch schmiegsames Auftreten und durch Glückwünsche wegen des großen Sieges die Römer zu versöhnen. Es half ihnen aber nichts. Sie erkannten, daß ihre verspätete Vermittelung als Unverschämtheit und Feindseligkeit erachtet und nicht verziehen wurde, und daß die Zeit der freien Freundschaft mit dem Löwen an der Tiber vorüber war; ja sie hörten, daß die Kriegspartei im Senat sehr ernsthaft darauf drang, gegen Rhodos mit Waffengewalt vorzugehen. Es war auch umsonst, daß selbst dieser tüchtige griechische Staat jetzt alle Würde wegwarf, sofort die zur Zeit regierende kompromittirte Partei fallen ließ, und daß die Gemeinde auf den Wink eines nach Aegypten reisenden römischen Gesandten ihre der Hinneigung zu Perseus „schuldig" gewordenen Mitbürger, soweit diese nicht die Flucht ergriffen oder den freiwilligen Tod gesucht hatten, theils mit Bluturtheilen verfolgte, theils nach Rom auslieferte. Der Antrag des Prätors M.' Juventius Thalna in dem Blutjahre 167, an die frechen Rhodier den Krieg zu erklären, wurde nur durch Catos verständige Opposition und die Einsage mehrerer Volkstribunen abgewehrt. Dagegen versuchte der Senat die Insel zu Gunsten der römischen Kaufleute wirthschaftlich zu ruiniren. Rhodos verlor nicht nur die aus der syrischen Beute ihm seiner Zeit zugetheilten karischen und lykischen Bezirke, sondern auch seine alten Besitzungen Kaunos und Stratonikeia. Mehr aber, die Römer erklärten die Insel Delos zum Freihafen, und die Folge war, daß die bisherige Haupteinnahme der kleinen Handelsrepublik, ihr Hafenzoll, binnen vier Jahren von jährlich einer Million auf nur 150,000 Drachmen herabsank. Die Insel mußte froh sein, als ihr der Senat endlich im J. 164 ein dem Namen nach „gleiches" Bündniß bewilligte, welches sie nunmehr fest an die römische Politik fesselte.

Selbst der alte Freund und Günstling der Römer, Eumenes II. von

Pergamon, wurde nach Perseus' Falle geradezu infam behandelt. Das ihm nachgesagte momentane Schwanken (S. 333) zu Ende d. J. 169, — wenn überhaupt wirklich etwas Nennenswerthes vorlag, und nicht Alles auf römische Perfidie und Intrigue hinausläuft, — gab den Scheingrund zu schneidender Kälte und verletzenden Demüthigungen Seitens der Römer. Als im J. 167 unter zahlreichen andern Botschaftern und Fürsten, die sich glückwünschend an den Senat drängten, auch des Königs trefflicher Bruder Attalos erschien, der im Kriege die Pergamenischen Hülfstruppen geführt hatte, suchten ihn hochstehende Römer alles Ernstes gegen Eumenes aufzuhetzen, und nur der durch den klugen Rath seines Arztes Stratios noch gestärkten brüderlichen Treue des Prinzen war es zu verdanken, daß in dem Hause und Reiche der Attaliden nicht eine gefahrvolle Spaltung ausbrach. Als aber auch die Galater und der elende Prusias II. von Bithynien, der in Rom an verächtlicher persönlicher Wegwerfung vor dem Senat kaum durch des Massinissa Sohn Masgaba erreicht worden war, jetzt von Rom in ihren Händeln mit Pergamon auffallend begünstigt wurden; als Eumenes selbst nun versuchte, den Senat zu versöhnen, aber auf seiner Reise nach Rom im Winter 167 auf 166 vor Chr. schon bei der Ankunft zu Brundisium durch einen Quästor wieder nach Hause geschickt wurde: da erkannte der kluge König den Stand der Dinge. Er hatte für Rom alles Mögliche gethan und zuletzt den Stoß gegen Perseus eingeleitet. Nun kam die Nemesis über ihn. Makedonien war für immer dahin. Nun war die Machtstellung der Attaliden für den Senat überflüssig; nun war es nicht mehr nöthig, daß das Reich der Attaliden geschont und diese Dynastie in dem Wahne belassen wurde, für die Römer etwas zu bedeuten. Nun ward der alte Bundesgenosse ähnlich behandelt, wie einst Philipp V. nach des Antiochos III. Falle; nun bot man allen seinen Gegnern bereitwillig die Hand. Nur die kühle Reserve und besonnene Klugheit des Königs machte es ihm möglich, bis zu seinem Tode 159 den Frieden zu behaupten und das Reich auf seinen Bruder Attalos II. Philadelphos zu vererben, der dann 21 Jahre als Regent für seinen minorennen Neffen die Herrschaft führte.

Nur ein Staat des griechischen Ostens erfuhr die Gunst des Senates, es war Athen, dem die Römer im J. 166 die Mark des (S. 332) zerstörten Haliartos und die Inseln Delos und Lemnos als Geschenk überwiesen. Dafür erbauten dann die Athener nach dem Vorgange von Smyrna (195) jetzt auch in ihrer Stadt einen Tempel der „Dea Roma", nämlich der personificirten Tyche von Rom. Einer ihrer Mitbürger, der Maler Metrodoros, war schon früher nach Rom berufen worden, um für den Triumph des Aemilius Paullus die Bilder und Schildereien zu malen. Dieser Festzug selbst, der zu Ende d. J. 167 stattfand, war in seiner dreitägigen Dauer der reichste und glänzendste, den das römische Volk bis dahin gesehen hatte. Das stolzeste Schaustück freilich war König Perseus, der seit seiner Gefangennehmung die alte Würde und Haltung verloren, der den Entschluß nicht ge-

funden hatte, nach antiker Art dieser Schmach durch freiwilligen Tod zu entgehen, und nunmehr in stumpfer Gleichgültigkeit noch einige Jahre als Staatsgefangener zu Alba am Lago di Celano gelebt hat, wo in späterer Zeit auch einer seiner Söhne als Stadtschreiber seine Existenz fristete.

Mit dem Untergange der Antigoniden war die Weltherrschaft des römischen Staates entschieden. Es dauerte nun nur noch wenige Jahrzehnte, bis die sämmtlichen Staaten der alten Welt, mit denen die Römer bisher in kriegerischen Beziehungen gestanden hatten, nur Syrien und Numidien ausgenommen, unmittelbare Glieder des italischen Weltreiches geworden waren. Daß aber dieses geschah, das war die Folge einerseits der inneren Unhaltbarkeit der Zustände, welche die römische Politik in den Ländern östlich von der Adria geschaffen hatte, andererseits der nun immer stärker hervorbrechenden Eroberungslust und Raubgier der römischen Nobilität im Beamtenadel wie in der Finanzaristokratie. Weil nun aber die einsichtsvollsten römischen Politiker dieser Epoche nur mit schwerer Sorge der Zeit entgegensahen, wo die römische Macht unmittelbar bis zum ägäischen Meere und bis zu dem Quellgebiete des Strymon und Axios reichen würde; weil sie nur mit schweren Bedenken an eine Zukunft dachten, wo die Legionen den makedonischen Norden hüten und in die unabsehbaren Fehden mit den wilden Stämmen zwischen Balkan und Donau würden eintreten müssen, und wo die Raubgier der Beamten, Offiziere und Kapitalisten auch von Asien nicht mehr abzuhalten sein würde: so suchten sie überall ein System festzuhalten, welches nominell noch immer die Freiheit und Unabhängigkeit der „Klientelstaaten" anerkannte, aber zugleich es möglich machte, — zunächst auf dem Wege der Absendung senatorischer Kommissionen, jeden Augenblick die römische Oberhoheit ungehindert zur Geltung zu bringen; in der Regel um die unaufhörlich sich wiederholenden Wirren und lokalen Differenzen auszugleichen.

Nun aber nahmen bei der Unnatur dieser Zustände die Dinge einen Lauf, der um die Mitte des Jahrhunderts noch einmal zu einem allgemeinen Kriege in allen Ländern zwischen dem Ocean und dem ägäischen Meere führte. Das schlimmste Loos hatten die Makedonen gezogen, die jetzt zum gemeinen Bauernthum herabgedrückt, nur mit tiefstem Unbehagen und großen materiellen Schwierigkeiten sich in den ihnen oktroyirten „freien" Ordnungen bewegten. Die vier makedonischen „Republiken" kamen bei der schnell zunehmenden Armuth und Verwilderung des Volkes weder unter einander, noch in sich zur Ruhe. Blutiger Bürgerzwist hörte nicht auf, die römischen Schlichtungsversuche hatten keinen Erfolg, und um die Mitte des Jahrhunderts war das Volk des alten Reiches der Antigoniden reif zu einem furchtbaren Aufstande gegen die Römer.

In analoger Lage, derart daß es ihnen nicht einmal möglich war, sich in

stumpfer Resignation in ihr Schicksal zu ergeben, befanden sich außer Athen die hellenischen Staaten. Hier bluteten nicht nur die Wunden, welche der römische Löwe dem Lande geschlagen. Hier machte der Druck einzelner Machthaber oder einer rücksichtslosen und rachgierigen Oligarchie sich Jahre lang schrecklich fühlbar. In dem so greuelvoll zerstampften Epirus führte der verruchte Charops mit einer Schaar frevelhafter Genossen und mit seiner verworfenen Mutter ein furchtbares Blutregiment. Meuchelmord, Justizmord und Konfiskationen waren hier an der Tagesordnung. Und in analoger Weise frevelten in Akarnanien Chremes, in Aetolien Lykiskos, in Böotien Mnasippos, nur daß die Dinge am Kopaïs und in Aetoliens Hochlandschaften sich in Gestalt unaufhörlicher blutiger Anarchie und mörderischer lokaler Fehden abwickelten. Bei den Achäern dagegen, wo die römische Partei nicht die blutigen Neigungen der Aetoler und Epiroten entfaltete, griff seit Abführung jener tausend Patrioten eine sehr begreifliche tiefe Verderbniß des Volkscharakters rasch um sich, wie sie sich regelmäßig da einstellt, wo alle Empfindungen und Gefühle eines mißhandelten Volkes sich gipfeln in einem ebenso leidenschaftlichen, wie machtlosen Haß. Tödtlicher Haß gegen die regierende römische Partei im Bunde, und gegen die Römer wurde das Lebensprincip des achäischen Volkes, und dieses um so mehr, je weniger sich der Senat bereitwillig finden ließ, die wiederholten Bitten der Achäer zu erfüllen, die entweder auf Einleitung der Untersuchung gegen die Internirten, oder auf deren Heimsendung drangen. Die im Jahre 163 auf Wunsch der ätolischen Bürger von Pleuron verfügte Ablösung dieser Stadt von dem achäischen Bunde steigerte den Zorn der Achäer. Allmählich schienen jedoch bessere oder doch ruhigere Zeiten für die Griechen eintreten zu sollen. Um das Jahr 157 starben die wüsten Gesellen Charops, Lykiskos, Chremes und Mnasippos schnell nach einander. Ueber die achäische Eidgenossenschaft lagerte sich mehr und mehr eine Art stumpfer Apathie, und so mehrte sich in Rom allmählich die Zahl der Senatoren, die gegenüber den wiederholten Bitten des Bundes um Entlassung der Internirten sich nicht mehr ablehnend verhielten. Als endlich deren Zahl durch Heimweh, Verzweiflung, Selbstmord, wie auch durch Hinrichtung einzelner, die Fluchtversuche gemacht hatten, bis auf 300 zusammengeschmolzen war, da setzte es der Einfluß des Aemilianischen Hauses bei Cato durch, daß dieser Mann sich mit seiner gewichtigen Stimme für die Entlassung aussprach. Als, so scheint es, zu Ende des Jahres 151 oder zu Anfang des Jahres 150 wieder eine achäische Gesandtschaft in Rom erschienen war, da machte die drastische Bemerkung des alten Censoriers: „Thun wir doch, als hätten wir nichts Besseres zu thun, daß wir den lieben langen Tag darüber zanken, ob ein paar abgelebte griechische Greise von unseren oder von den achäischen Todtengräbern begraben werden sollen," den langen Debatten im Senat ein Ende zu Gunsten der Griechen. Freilich mehr als die Entlassung der Internirten nach Hause war nicht zu erreichen. Denn als Polybios nachher für sich und seine Unglücksgefährten von dem Senat

nun auch noch eine förmliche Gewährleistung ihrer Wiedereinsetzung in die Ehrenstellung und den Rang, den sie vor siebzehn Jahren im Peloponnes eingenommen hatten, erbitten wollte und sich darüber zuvor mit Cato besprach: da fertigte ihn der mit dem schnöden Sarkasmus ab, „ihm komme das vor, als wenn Odysseus noch einmal in die Höhle des Polyphemos zurückkehre, um sich von dem Kyklopen Hut und Gürtel auszubitten, die er dort zurückgelassen habe!" So durften also im Jahre 150 die Reste der Internirten nach Hause abziehen. Wir werden bald sehen, daß diese späte Milde des Senats nur noch Unheil veranlaßt und wider Erwarten der Römer die letzte Erhebung der Griechen gegen die italische Weltmacht entzündet hat.

Die gewaltigen Aufstände in Makedonien und Griechenland brachen aber erst aus, als die Legionen des Senats in Spanien und in Afrika in sehr unbequemer Weise in überaus schwierige Kämpfe verstrickt waren. Auf der Pyrenäischen Halbinsel hatte es seit geraumer Zeit (S. 294) keinen Krieg großen Styles mehr gegeben. Nun aber entbrannte seit dem Jahre 154 wieder für lange Jahre eine Reihe von Kämpfen, die auf den Namen und die Waffenehre der Römer tief dunkle Schatten warfen. Der lusitanische Häuptling Punicus hatte bei einem ungewöhnlich bedeutenden Einfalle in das römische Provinzialgebiet den römischen Truppen erheblichen Schaden gethan, und dadurch auch den den Lusitanern verwandten, schafzüchtenden Stamm der Vettonen (in der Plateaulandschaft zwischen dem mittleren Duero und Tajo, die heute theils zu dem nördlichen Estremadura, theils zu Salamanca gehört), mit sich fortgerissen, allmählich die Raubzüge bis in die Gegend der Küste von Neukarthago ausgedehnt. Und als es zu Anfang des Jahres 153 dem lusitanischen Häuptling Käsarus gelungen war, am rechten Ufer des Tajo den Statthalter der „jenseitigen" Provinz, Lucius Mummius, mit einem Verlust von 9000 Todten aufs Haupt zu schlagen, da loderte die Kriegsfurie in der Halbinsel weithin auf. Die Lusitaner überschwemmten die ganze südliche Provinz, und streiften bis nach Afrika, rissen aber auch einen Theil der Keltiberier zur Erhebung fort. Zwei kleine Stämme, die Beller und die Titther, im Quellgebiete des Tajo und des Xucar, wollten in einer ihrer Städte Namens Segeda sich zusammensiedeln. Die Römer hatten ihnen auf Grund sehr strenger Auslegung des Sempronischen Vertrages (S. 294) im Jahre 154 dies untersagt, weil derselbe jede eigenmächtige Städtegründung verbiete. Die Spanier stellten jedoch ihren Mauerbau nicht ein, weil es sich hier nicht um eine neue Gründung, sondern nur um die Erweiterung eines schon bestehenden Platzes handle. Als aber der für den spanischen Krieg bestimmte Consul des Jahres 153, Q. Fulvius Nobilior, mit 30,000 Mann und 10 Elefanten gegen sie ausmarschirte, unterwarfen sich die meisten Segedaner. Einige jedoch flüchteten zu ihren mächtigen Nachbarn, den Arevakern, im obern Gebiete des Duero, die sich im Besitze mehrerer bedeutender Plätze befanden, wie Segontia (jetzt Siguenza), Segovia, Clunia (östlich von der Gegend des

jetzigen Valladolid), Uxama (jetzt Osma), Termes oder Termantia (bei dem jetzigen Nuestra Señora de Termes,) und rissen dieses durch die Erfolge der Lusitaner bereits tief erregte Volk zum offenen Kriege gegen Nobilior fort. Ihrem Feldherrn Karus gelang es, am 23. August 153 den Consul mit einem Verlust von 6000 Mann zu schlagen. Weil aber der spanische Heerführer selbst gefallen, den Römern starker Zuzug gekommen war, so zogen sich die spanischen Schlachthaufen zurück nach der festen Stadt Numantia im Gebiete der Pelendonen, die am Duero, nahe seiner Quelle, 1100 Meter hoch lag. (Ihren Platz sucht man in Garray, eine spanische Meile nördlich von dem jetzigen Soria.) Unter den Mauern dieser Stadt erlitt nun der unfähige Nobilior, namentlich in Folge der Verwirrung seiner verwundeten Elefanten, eine neue sehr empfindliche Niederlage, welcher noch mehrere andere Unfälle folgten, die zu dem Verlust der Festung Okilis führten, wo die Römer ihre Kassen und ihre Vorräthe verwahrt hatten. Es war ein Glück, daß wenigstens im „jenseitigen" Spanien der Prätor Mummius der Lusitaner glücklich wieder Meister geworden war. Erst der Consul des Jahres 152, der erprobte Marcus Claudius Marcellus, der mit 8500 Mann frischer Truppen die demoralisirte und durch Seuchen decimirte Armee des Nobilior verstärkte, wußte durch sein Feldherrntalent und durch seine verständige Art, die Spanier zu behandeln, dem Kriege wieder eine günstige Wendung zu geben. Während noch der ruhm- und beutegierige L. Licinius Lucullus große Mühe hatte, bei dem Widerwillen der Römer gegen den spanischen Dienst das Heer zusammenzubringen, welches er als Consul im nächsten Jahre nach dem Duero führen sollte, setzte Marcellus auf der Basis des Sempronischen Vertrages trotz aller ihm von Rom aus bereiteten Hindernisse vor Numantia einen Frieden durch, in welchem die Arevaker, Beller und Titther eine Kriegssteuer zu zahlen und Geiseln zu stellen sich verpflichteten. Nachher konnte er auch die Ordnung in der südlichen Provinz vollständig herstellen.

Als nun Lucullus i. J. 151 in Spanien erschien und zu seinem größten Aerger den Frieden geschlossen fand, warf sich dieser frivole Räuber unbedenklich auf die westlich von den Arevakern und nördlich von den Vettonen in der Gegend von Pallantia (j. Palencia) wohnenden, vollkommen friedlichen Vaccäer. Obwohl diese nun ohne Widerstand Alles lieferten, was Lucullus forderte, so ließ der blutige Frevler doch, sobald sein Heer friedlich in die Stadt Cauca (j. Coca, acht spanische Meilen westlich von Segovia) aufgenommen war, seine Soldaten ohne jeden Anlaß Seitens der Spanier auf das Volk los. Es wurden an 20,000 wehrlose Menschen ermordet und die Stadt ausgeplündert. Als in Folge dieser Schandthat, die in Rom schmählicher Weise keine Ahndung fand, Alles flüchtete, und weder neue Beute zu machen war, noch auch die festen Plätze der furchtbar erbitterten Vaccäer erobert werden konnten, wandte sich Lucullus gegen Ende d. J. 151 nach Turdetanien im südlichsten Theile der „jenseitigen" Provinz und vereinigte sich hier mit

dem Prätor Servius Sulpicius Galba, einem Manne ähnlich schlimmen Schlages, der kurz zuvor durch die Lusitaner eine sehr schwere Niederlage erlitten hatte.

Nun sollten die Lusitaner ernstlich gezüchtigt werden. Im J. 150 gelang es dem Lucullus wirklich, in der Nähe der Säulen des Herakles einige tausend Raubfahrer dieses Volkes niederzuhauen. Weit mehr jedoch richtete Galba durch unerhörte Perfidie aus. Er hatte die Lusitaner bereits ernstlich bedrängt und bestimmte die Führer dreier Stämme nun zur Annahme des Vorschlages, sich vom rechten Ufer des Tajo nach fruchtbaren Gegenden führen zu lassen, wo der Prätor ihnen Aecker anweisen wolle, damit sie fürder nicht vom Raube zu leben nöthig hätten. 7000 Krieger stellten sich ihm; die ließ Galba nun in drei Haufen theilen, beredete sie die Waffen abzulegen, und ließ sie dann durch sein Heer theils als Sklaven fortschleppen, theils in Stücke hauen. Nur wenige entkamen der furchtbaren Metzelei, unter ihnen aber der Bluträcher seines Volkes, der tapfere Viriathus. Einstweilen aber stockte der spanische Krieg, weil schon das nächste Jahr die Legionen unter den Mauern von Karthago und in Makedonien hart in Anspruch genommen sah. Die römische Comitien aber beluden sich mit der schweren Schande, den Schurken Galba, der i. J. 149 durch die Volkstribunen L. Scribonius Libo und L. Cornelius Cethegus unter Mitwirkung des 85jährigen Cato energisch angeklagt wurde, freizusprechen. Galbas und seines Vertheidigers Beredtsamkeit, noch mehr aber der Kniff, durch seine jammernden Kinder und Mündel die Menge zu rühren, und anscheinend auch sein Gold, trugen es über die Stimme des öffentlichen Gewissens davon.

Die lusitanische Vendetta sollte in ihrer vollen Gewalt erst dann über die Römer kommen, als alles Land vom Bagradas bis zum Strymon in vollen Flammen stand. Gerade während der letzten Frevel des Galba in Spanien hatte sich nämlich der letzte Krieg gegen Karthago entzündet. Der Jahrzehnte lang gehätschelte afrikanische Günstling der Römer, der numidische König Massinissa, der übrigens sein Volk, die Stämme seiner Berbern, die nur erst oberflächlich mit der punischen Civilisation vertraut waren, während seiner langen Regierung (die er bis zu seinem 90. Lebensjahre, bis 149 v. Chr. geführt hat,) sehr entschieden civilisirte, fortschreitend immer mehr an den Ackerbau gewöhnte, im Heerdienst vortrefflich schulte, und immer mehr der karthagischen Bildung zugänglich machte, hatte allmählich auf der Landseite die Karthager rings abgesperrt. Sein von Cirta und Hippo Regius aus regiertes Reich dehnte sich von der mauritanischen bis zur kyrenäischen Grenze; selbst die phönikische Stadt Groß-Leptis war in seiner Hand. Schon dachte er daran, nicht ohne dafür bei einem Theile der Karthager selbst Sympathie zu finden, die große afrikanische Metropole als die künftige Hauptstadt seines Reiches zu betrachten. Es ist nicht unmöglich, daß die Abneigung der Römer gegen diesen Plan zu dem späteren Todesurtheil mitgewirkt hat, was sie über Karthago verhängt haben.

Einstweilen aber war Massinissa nach wie vor der lästigste Nachbar für die punischen Handelsherren. Und nach dem Untergange des Perseus fand er den Senat wieder eben so bereit als früher, ihn bei seiner territorialen Beraubung der Karthager zu unterstützen, welche letztere zu solcher Haltung um so erbitterter schauten, als sie allmählich sich finanziell und an Volkszahl vollkommen wieder erholt hatten. Ein Hauptschlag wurde geführt, als 161 oder 160 v. Chr. der lange Streit um die reiche Landschaft Emporia an der kleinen Syrte durch die Kommission des Senats zu Gunsten des Massinissa entschieden wurde. Der König durfte das Gebiet annektiren, und die Karthager mußten für die „widerrechtliche bisherige Ausnutzung desselben" noch die Strafsumme von 500 Talenten zahlen. Die Folge war, daß Massinissa bald nachher ein neues großes Stück aus dem karthagischen Besitz für sich herausschälte. Mit der römischen Kommission, die 157 v. Chr. wieder in Afrika erschien, kam es zu keiner Einigung. Aber gerade aus diesem letzten Handel heraus entwickelte sich die furchtbare Katastrophe der afrikanischen Metropole. Der alte Cato, jetzt vielleicht der einflußreichste Mann des Senates, hatte an der Spitze dieser Gesandtschaft gestanden und mit tiefem Mißvergnügen die neue Blüthe beobachtet, zu welcher Karthago sich wieder emporgearbeitet hatte. Bei ihm, dem harten Veteranen des hannibalischen Krieges, erwachte jetzt mit den niemals ganz verlöschenden Erinnerungen an die Schreckenszeit vor fünfzig Jahren der alte Bluthaß gegen Karthago von Neuem in alter Stärke. Bei dem harten Porcier trug es jetzt die Leidenschaft des Hasses, der er auch in seinem ehrenwerthen Kampfe gegen die römische Korruption gegen solche Gegner nur zu gern gehuldigt hatte, die zugleich seine persönlichen Feinde waren, — über alle Erwägungen des Verstandes davon; ja selbst über das starke Moment, daß die von Cato nunmehr mit der vollen Energie seiner durch ein hohes Greisenalter nicht im mindesten beeinträchtigten Willenskraft erstrebte Zerstörung von Karthago unvermeidlich allen jenen schlimmen Elementen im Volke und Adel Roms ein starkes Uebergewicht verleihen mußte, die er so lange tapfer bekämpft hatte. Der alte Censorier hatte als hochangesehener Senator noch in seinen späteren Jahren manchen neuen Ruhmestitel sich erworben. Er galt mit Recht als einer der bedeutendsten und durchschlagendsten öffentlichen Redner, dessen streng sachliche, treffende Reden voller Originalität, Witz, Kraft, Feuer und Temperament, wie von sittlichem Pathos erfüllt, auch schriftlich verbreitet wurden. Auch litterarisch vielseitig thätig, namentlich der Verfasser eines höchst interessanten Buches über den römischen Landbau, eines römischen Bauernspiegels, war er nun (etwa seit 168 v. Chr.) auch damit beschäftigt, in seinen „Origines" die Geschichte des römischen Volkes von der sagenhaften Vorzeit bis auf seine Zeit zu schreiben, die er unter starker Berücksichtigung auch der andern Städte Italiens, und zwar nicht mehr, wie bisher Mode gewesen war, in griechischer sondern in lateinischer Sprache abfaßte. Dieser bedeutende Mann nun, der also seinem Volke das erste latei-

nische Geschichtswerk in Prosa hinterließ, welches so viele rühmliche Thaten des Verfassers zu melden hatte, schloß jetzt leider seine politische Arbeit mit einer durchaus bedauerlichen Wendung.

Es war nur natürlich, daß Catos Beispiel und Catos Theorie, die zu predigen er nun nicht mehr aufhörte, daß Karthago von der Erde verschwinden müsse, nur zu vielen Anklang in Rom fand. Alle, die den alten Racenhaß der Romanen gegen die widerwärtigen afrikanischen Semiten theilten; Alle, die die Schrecken des hannibalischen Krieges nicht vergessen konnten; Alle endlich, die voll rohester merkantiler Eifersucht oder auch nur voll simpler Raubgier auf die reiche Handelsstadt blickten, lechzten nach dem Tage, wo das Todesurtheil über die uralte afrikanische Metoprole verkündet werden sollte. Noch andere sahen nur mit Bedenken der Chance entgegen, daß eines Tages die Karthager sich mit Massinissa dahin vergleichen könnten, daß der kühne und glückliche numidische Emporkömmling durch Annektirung der riesigen Weltstadt eine für die Römer sehr unbequeme Machtstellung gewinne. Der Gedanke dagegen, daß der karthagische Staat einfach genöthigt werden könnte, sich zu einer römischen Provinz degradiren zu lassen, scheint gar nicht näher erwogen zu sein. In ihrer furchtbaren Selbstsucht, die — in Uebersteigerung des schlimmen antiken Systems, welches zu keiner Zeit ein friedliches Nebeneinander von starken Staaten zuließ, — seit Ueberschreitung des Sundes von Messana zu keiner Zeit bis zur germanischen Völkerwanderung herab, an den Grenzen ihres Reiches widerstandsfähige Völker und Staaten duldete; und ferner in Erwägung der Schwierigkeiten, mit den vorhandenen Organen der Verfassung eine Provinz zu regieren, die eine Macht, wie Karthago noch immer darstellte, in ihren Rahmen hätte aufnehmen müssen, stellten sich jetzt, wo die afrikanische Frage wieder brennend zu werden begann, die Römer nur das Dilemma: völlige Zerstörung des alten phönikischen Staates, der seit 700 Jahren trotz seiner Schäden und Sünden ein glänzender Sitz der Civilisation für Nordafrika gewesen war, oder Conservirung des jetzigen Zustandes. Nun war leider im J. 160 der edle Aemilius Paullus gestorben. Und die maßvollere Partei unter dem Schwiegersohne des Siegers von Zama, P. Cornelius Scipio Nasica, welcher die wachsende Tyrannenlaune und Zügellosigkeit seines Volkes fürchtete, sobald erst der letzte Staat verschwunden sei, der bei thatsächlicher Ungefährlichkeit für Rom doch dem Volke noch immer einige Scheu von Alters her einflößte, vermochte die Katastrophe nur für kurze Zeit noch aufzuhalten. Jene römischen Politiker, welche bisher die unerhörten Quälereien gebilligt hatten, die Massinissa gegen die Karthager sich andauernd erlaubte, mußten endlich erkennen, daß selbst die punische Geduld ihre Grenzen hatte. Die gerechte Erbitterung der Karthager gegen ihre perfiden Gegner in Afrika und in Italien brachte endlich in ihrer Stadt die alte Nationalpartei wieder ans Ruder, die nun sofort i. J. 154 vierzig namhafte Anhänger des Königs von Numidien für immer aus der Stadt verbannte und

mit Hülfe der freien Numidier unter einem Enkel des Syphax ein starkes Heer aufstellte. Noch griff Rom nur erst diplomatisch ein, und forderte die Entlassung der neu aufgestellten Armee; aber schon war das Volk von Karthago dermaßen gereizt, daß die Gerusia das nicht mehr wagen durfte. Als eine neue römische Kommission im J. 152 sich von dem Ernst der punischen Rüstungen überzeugt hatte, forderte Cato sogleich im Senat die Erklärung des Krieges. Damit drang er nun zwar nicht sofort durch. Aber der Senat beschloß doch in geheimer Sitzung den Krieg für den Fall, daß die Karthager sich weigern sollten, ihr Heer zu entlassen und ihr Flottenmaterial zu verbrennen. Ehe aber diese Forderung in Karthago wirklich gestellt wurde, hatte in Afrika der Kampf schon begonnen. Im J. 151 war der offene Bruch zwischen Massinissa und den Karthagern, denen auch zwei von dem Könige zu letzteren übertretende Häuptlinge 6000 M. zuführten, nicht mehr aufzuhalten gewesen. Das Glück war jedoch nicht bei den punischen Fahnen. Ihr General Hasdrubal verlor trotz der Ueberzahl seiner Schaaren nach vielstündigem Kampfe eine Hauptschlacht gegen den alten König. Endlich wußte Massinissa das feindliche Heer in einer öden Gegend einzuschließen. Und als Hasdrubal, dem nur die Ergebung auf Diskretion übrig blieb, alle Bedingungen des Königs mit Einschluß der Entwaffnung seines Heeres annahm, ließ der numidische Schurke die waffenlosen Karthager bei ihrem Abzuge doch überfallen und großentheils niederhauen.

Nun, es war im Jahre 150, und schon leuchteten von Makedonien herüber die Flammenzeichen eines gewaltigen Aufstandes, — nun hatte die Partei in Rom, die als ihr Programm den Untergang der afrikanischen Hauptstadt aufstellte, den erwünschten, staatsrechtlich unanfechtbaren Kriegsgrund. Die Karthager hatten ja, in Uebertretung (S. 278) einer Hauptbedingung des Scipionischen Friedens, ohne Erlaubniß der Römer Krieg geführt. Der Senat beschloß nunmehr in Catos Sinne den Krieg gegen die ungehorsame Stadt und demnächst die Absendung einer starken Heeresmacht nach Afrika. Bereits wurde stark gerüstet; die Phöniker in Afrika verstanden die Zeichen der Zeit, — das alte treue Utika verließ jetzt die Karthager und gab seine Gemeinde den Römern vollständig zu eigen! Durch ihre Niederlage tief gebeugt und durch die Haltung des Senats furchtbar erschreckt, hofften die Karthager noch durch rasche Unterwerfung das drohende Unheil abzuwehren. Die Führer der Kriegspartei waren zum Tode verurtheilt worden. Die Gesandten der Republik hofften damit die Römer zufrieden zu stellen. Der Senat war es aber nicht; er forderte weitere Genugthuung, und auf die Frage der punischen Gesandten, welche Buße die Karthager denn leisten sollten, hieß es nur, daß sie das selbst am besten wissen müßten! Kaum waren die Gesandten wieder aus Rom abgereist, so wurde (zu Anfang d. J. 149) seitens des Senats der Krieg erklärt und setzten sich die beiden Consuln des Jahres, Manius Manilius und Lucius Marcius Censorinus, mit etwa 80,000 M., 4000 Reitern und 50 Penteren in Bewegung nach Sici-

lien. Sie sollten von Lilybäon aus nach Afrika gehen, und hatten den geheimen, aber bestimmten Befehl, sich durch nichts aufhalten zu lassen und unter allen Umständen Karthago zu zerstören.

Nun fehlte damals in Karthago der überlegene Staatsmann, der die Einsicht und die Macht gehabt hätte, sofort das Volk, — wenn es nicht das Unmögliche thun und eine stolze Geschichte von 700 Jahren mit lautloser Unterwerfung unter jedes Gebot der römischen Henker beschließen und stumm in das politische Nirwana versinken wollte, — zu todesmuthiger Erhebung zu entflammen. Nun hofften die Karthager sich zu retten, indem sie sofort ihre dreißig ersten Bürger mit schrankenloser Vollmacht nach Rom schickten. Sie glaubten eben nicht, daß die bedingungslose Ergebung — wider alles Herkommen — so entsetzlich würde gemißbraucht werden können, wie es nun doch geschah. Der Senat nahm denn auch die Unterwerfung an und forderte die Absendung von 300 Geiseln binnen 30 Tagen. Weiter sollten das Gebiet, die Autonomie, die Gesetze, das Staats- und das Privatvermögen der Karthager gewährleistet sein, wofern sie die weiteren Befehle erfüllen würden, die ihnen die Consuln nach ihrer Instruktion mittheilen würden. Nur wenige scharfblickende Karthager ahnten schon jetzt, welche dämonische Härte hinter der Antwort der Römer lauerte. Wirklich wurden die Geiseln nach Lilybäon geschickt. Nun aber landete die römische Armee in Utika. Und nun folgten Schritt für Schritt die niederträchtigen Befehle, durch welche die Römer, auf ihre gewaltige Armee gestützt, die afrikanische Hauptstadt ohne Schwertstreich zu vertilgen gedachten. Als erst die Karthager auf das Gebot der Consuln ihre sämmtlichen Waffen, dabei 3000 Geschütze und 200,000 Rüstungen ausgeliefert hatten: da erklärten die Consuln zu Utika der punischen Gerusia, die Stadt Karthago, so sei des Senats unwiderruflicher Befehl, müsse zerstört werden, das Volk dürfe sich jedoch auf jedem andern Punkte seines Gebietes, aber zwei Meilen vom Meere entfernt, neu ansiedeln.

Als die punischen Gerusiasten, die verzweiflungsvoll, aber natürlich umsonst, diese unerhörte Niederträchtigkeit abzuwenden versucht hatten, schreckensbleich nach Karthago zurückkehrten, entbrannte die Wuth des Volkes in unerhörter Heftigkeit. Die Unheilsboten und die Gerusiasten, die zur Absendung der Geiseln und der Waffen gerathen hatten, wurden gemißhandelt, die in der Stadt wohnenden Italiker und Römer todtgeschlagen. Bald aber wandelte sich der wilde Fanatismus um in todesmuthige Entschlossenheit, und das gesammte Volk der Riesenstadt erhob sich zu dem heroischen Gedanken, bis zum letzten Hauche die theure Heimat zu vertheidigen und den Römern nur eine Ruine und ein ödes Leichenfeld zu überlassen.

Die gesammte Nation rüstete sofort mit Aufgebot aller Mittel, um die Stadt nur erst wieder gegen den ersten Anlauf haltbar zu machen. Die römischen Consuln, von denen man eine Frist von 30 Tagen erbeten, um

noch eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, gewährten wenigstens diesen Aufschub bis zu ihrem Einmarsch, in der Hoffnung, daß sich die Aufregung des Volkes legen würde. Aber diese kostbare Zeit hatten die Karthager mit wunderbarer Energie ausgenutzt. Ein Enkel des alten Massinissa, Hasdrubal, leitete die Vertheidigung. Alle Sklaven wurden in Freiheit gesetzt. Der zum Tode verurtheilte andere Hasdrubal mit 20,000 Flüchtlingen erhielt jetzt den Oberbefehl im Felde. Und in der Stadt arbeiteten Alle, ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechtes, um neue Waffen, Rüstungen, Wurfgeschütze und Geschosse herzustellen.

Als endlich die römischen Consuln, die von der furchtbaren Thatkraft des verzweifelten karthagischen Volkes noch keine Ahnung hatten, mit ihrer Armee anrückten, um den scheußlichen Befehl des Senats zu vollziehen, fanden sie sich einer gewaltigen Festung und einer halben Million erbitterter Menschen gegenüber, die jetzt mit noch ganz anderer Energie ihnen Trotz zu bieten entschlossen waren, als einst ihre Stammesgenossen in Tyros den Phalangen Alexanders.



Plan von Karthago.

Die Römer sahen sehr bald, daß sie sich zu einer regelmäßigen Belagerung der kolossalen Stadt mit ihrer gigantischen Mauer (S. 159) entschließen mußten, die ihnen durch die im Felde operirende Armee des Hasdrubal, der bei der Festung Nepheris an dem südwestlich von Karthago sich ausdehnenden tunesischen See oder Haff (j. el Bahira) stand, erheblich erschwert wurde. Der Consul Manilius griff von der Westseite her die Stadt an, auf der schmalen, $^5/_8$ Meilen breiten Landenge, welche die Halbinsel, auf welcher die Stadt lag, mit dem Festlande verband. Censorinus dagegen operirte von der See aus und begann seine Arbeiten von einer Landzunge her (j. durch das Fort Goletta besetzt), die von Karthago nach Süden auslief und das tunesische Haff, bis auf eine schmale Wasserenge, fast ganz von dem Golfe schied. Nun gelang es ihm zwar, von hier aus nach höchst angestrengten Arbeiten auf der Südseite der Stadt eine Bresche in die hier schwächere Ringmauer zu legen; aber ein großer Sturmangriff scheiterte vollständig. Noch viel weniger vermochte Manilius zu erzielen. Und nun beunruhigten die Karthager diesen durch Ausfälle, die römische Flotte dagegen durch Aussendung von Brandern. Als die bessere Jahreszeit zu Ende ging, hatten die Römer durchaus nichts ausgerichtet. Noch mehr, sie hatten es auch mit Massinissa verdorben, der von seinen Residenzen Cirta und Hippo Regius

aus mit Unwillen erkannte, daß die Politik des Senates nicht dahin ging, ihm Karthago zu überlassen, und nun seine Hülfstruppen zurückhielt, die auf die Dauer doch nicht zu entbehren waren. Als nachher der Wahlen halber Censorinus, der tüchtigste der Consuln, nach Rom zurückkehrte, war der Feldzug in Wahrheit verloren, und ein Vorstoß des Manilius gegen Hasdrubals Armee führte nur zu einer empfindlichen Schlappe für die schlecht geleitete Armee des Consuls.

Es gab damals im Lager vor Karthago nur Einen Mann, der wirklich die römische Waffenehre behauptete. Es war ein Sohn des trefflichen Aemilius Paullus, zur Zeit der beste der jungen Edelleute römischen Namens. Der Sieger von Pydna war seit Alters in naher Beziehung zu dem edlen Hause der Scipionen; mit seiner Schwester war Held Afrikanus verheirathet gewesen. Sein eigner Lieblingssohn, der ihn kaum siebzehnjährig auf dem Feldzuge nach Pydna begleitet hatte, war von Publius, dem ältesten Sohne des Siegers von Zama, adoptirt worden. Er nun ist es, der als Publius Cornelius Scipio Aemilianus berufen war, in Afrika wie in Spanien die römische Waffenehre wieder aufzurichten. Wie sein Vater ein ernster, gehaltener, nüchterner Mann, gesund an Leib und Seele, in seinen Entschlüssen sicher, klar und bestimmt, hatte er eine ernste und strenge Jugend durchlebt. Frei von der Entartung der adeligen Jugend seiner Zeit, ein sittlich fester und zuverlässiger Jüngling, ein Freund der Jagd, ein ausgezeichneter Soldat und später ein ganz vorzüglicher Offizier, hatte er sich in der tüchtigsten Weise mit den edelsten Schätzen der griechischen Bildung tief vertraut gemacht, und ist später auch ein vortrefflicher Staatsredner geworden. Auf seine soldatische Ausbildung wirkten namentlich zwei Griechen; von den Alten sein Lieblingsschriftsteller, der ausgezeichnete General Xenophon, und unter den Lebenden jener Achäer Polybios, welcher — bei manchen Schwächen seines Volkes und seiner Zeit doch einer der trefflichsten Bürger seines Landes, eine kernhafte, sittlich tüchtige, echt arkadische Natur, — bei der Abführung der tausend Achäer nach Italien durch den Einfluß des Siegers von Pydna die Erlaubniß erhalten hatte, in Rom bleiben zu dürfen. Polybios hat damals viele Jahre lang im Hause des Aemilius Paullus gelebt, und ist bei seiner reichen Begabung und wissenschaftlichen Bildung, und bei seiner großen praktischen, namentlich militärischen Erfahrung zuerst der Lehrer der Söhne des Aemilius, nachmals der Freund und Rathgeber des Aemilianus geworden, mit welchem letzteren ihm der nüchterne, klar verständige, praktisch rationelle Sinn gemeinsam war. Wie endlich ein Lälius der nächste Freund des Siegers von Zama gewesen war, so sehen wir auch den Aemilianus mit des älteren Lälius gleichnamigem Sohne Gajus eng verbunden, welcher auf den jüngeren Freund als politischer Lehrmeister einen sehr starken Einfluß ausübte. Aemilianus selbst, bereits als ein Römer bester Art hochgeachtet, in Sitte und Leben einfach, dem Geldgewinn abgewandt, lauter und uneigennützig, ein Mann, dessen Wort und

Treue bei Freund und Feind galt, hatte schon in Spanien unter jenem schlimmen Lucullus i. J. 151 sich einen guten Namen als Offizier gemacht. Nun in Afrika hat er unter Manilius i. J. 149 wiederholt als Oberst die schlimmsten Fehler seines unfähigen Feldherrn durch sein Talent und seine Tapferkeit unschädlich zu machen verstanden. Selbst der tadelsüchtige alte Cato hatte ihn anerkannt und ihn durch das homerische Wort ausgezeichnet: „Er allein hat Verstand! Die andern sind irrende Schatten!“ Es zeigte Aemilian nun aber, daß er auch ein sehr achtbares diplomatisches Talent besaß.

Gegen Ende des Jahres 149 nämlich starben die beiden zähesten Feinde des karthagischen Staates: in Rom Cato, der in das Grab steigen mußte, ohne die römische Brandfackel in die Paläste der afrikanischen Metropole werfen zu sehen, und in Cirta der greise numidische König Massinissa, dem nur die Erwerbung von Karthago als numidische Reichshauptstadt versagt geblieben war. Wie der sterbende Fürst es gewünscht hatte, so sollte nun der Sohn des befreundeten Scipionenhauses die bei der sehr zahlreichen Nachkommenschaft des Königs sehr verwickelte Erbfolge sicher reguliren. Aemilianus änderte die Dinge im römischen Interesse derart, daß nur die drei legitimen Söhne des Massinissa berücksichtigt wurden. Sie sollten gemeinschaftlich regieren, aber so daß der ältere, der griechisch gebildete Micipsa, als eigentlicher Oberkönig in Cirta die Herrschaft führte, Gulussa den Heerbefehl, Mastanabal das Richteramt erhielt. Gulussa führte den Römern sofort eine tüchtige Reiterschaar zu, und Aemilian wußte sogar den Reitergeneral Himilkon Phameas zu bestimmen, daß er die Sache des Hasdrubal bei Nepheris aufgab und mit seinen Leuten zu den Römern übertrat.

Das letztere fiel bereits in das Jahr 148 v. Chr. Die Erfolge der Arbeit des jungen Obersten blieben aber ohne Frucht für die Römer; denn des Manilius Nachfolger, die Consuln L. Calpurnius Piso, der die Armee, und Lucius Mancinus, der die Flotte übernahm, erzielten als Heerführer durchaus nichts, ließen sogar die Ordnung und Disziplin bei ihren Truppen erheblich verfallen. Sie standen zunächst ganz von Karthago ab, und verbrachten die Zeit mit langen und doch erfolglosen Angriffen auf andere punische Seestädte, wie Clupea und Hippo Diarrhytos oder Zarytos. Darüber wuchs der Muth der Karthager. Der General Hasdrubal, — der zugleich, unbekannt aus welchem Grunde, den Kommandanten der Stadt Karthago als Verräther anklagte und aus dem Wege räumen ließ, — besetzte fünf Stadien (1/4 Stunde) westlich von der Stadt die Landenge mit einem verschanzten Lager, riß diktatorische Gewalt an sich, und gab das Heer zu Nepheris dem Diogenes. Gleichzeitig knüpften die Karthager mit den makedonischen Insurgenten, ja selbst mit den gegen die Römer verstimmten numidischen Fürsten Micipsa und Mastanabal an, und gewannen einen numidischen Häuptling zum Uebertritt.

Unter diesen Umständen wurden Volk und Senat in Rom ungeduldig, zumal auch in Griechenland neue und bedenkliche Verwickelungen im vollen Anzuge sich zeigten. Als daher Aemilianus sich für das Jahr 147 um das Amt des Aedilen bewarb, übertrug man ihm, als dem einzigen Offizier, der sich bisher in Afrika ausgezeichnet hatte, und als einem Mann aus dem Hause des alten Ueberwinders der Karthager, für 147 das Consulat, obwohl er kaum 37 Jahre alt, nach der seit 180 v. Chr. veränderten Ordnung das für dieses Amt kanonische Alter noch nicht erreicht hatte. Ein besonderer Beschluß übertrug ihm die Führung des afrikanischen Krieges.

Als Scipio Aemilianus, der als Legaten seinen trefflichen Freund Lälius, und dazu seinen Lehrer Polybios in seiner Begleitung hatte, (welcher letztere aus tiefer Abneigung gegen die wüsten griechischen Zustände, die er 150 v. Chr. bei seiner Heimkehr im Peloponnesos fand, gern dem Rufe des Freundes gefolgt war,) früh im Jahre 147 in Utika landete, mußte er eilen, die Truppen des Mancinus aus höchst bedenklicher Lage zu retten. Dieser eitle und unfähige Feldherr hatte noch zuletzt im Norden von Karthago (bei dem Cap Carthagine) eine Klippe bei der schwächer ummauerten (S. 159) Außenvorstadt von Karthago, bei Magalia, besetzt und von hier aus versucht, in dieses Quartier einzudringen. Er war geschlagen und auf die Klippe zurückgedrängt worden, wo er nun ohne Zufuhr und fast abgeschnitten in höchster Gefahr schwebte. Diese Truppen rettete die rasche Hülfe des neuen Oberfeldherrn, der dann auch die Klippe behauptete. Als Mancinus nach Hause geschickt, die Armee des Piso wieder nach der Gegend von Karthago geführt, Ordnung und Disciplin im Lager gründlich hergestellt war, beschloß Aemilianus den Stier bei den Hörnern zu fassen. Seiner ebenso planmäßigen wie energischen Kriegführung gelang es zunächst, die Karthager aus dem Quartier Magalia zu vertreiben und den Hasdrubal zu nöthigen, die Stellung auf dem Isthmos zu räumen. Noch aber hielt die Stadt, aus welcher sich allmählich nicht wenige geflüchtet haben mögen, mit 30,000 Kriegern sich höchst wacker. Da verschloß der Consul die Landenge durch seine Linien so vollständig, daß auf dieser Seite keinerlei Zufuhr mehr nach Karthago gelangen konnte. Nun sollte auch die Seeseite gesperrt werden. Mit ungeheurer Anstrengung verschloß Scipio den schmalen Eingang des auf der Südostseite belegenen Außen- oder Handelshafens der Stadt, durch den man in den inneren oder Kriegshafen Kothon gelangte, durch einen gewaltigen Damm. Aber als diese Arbeit binnen zwei Monaten zu Ende geführt war, hatten inzwischen die Karthager von ihrem Handelshafen aus ostwärts einen Kanal nach dem Golfe gegraben, durch welchen nun ihre neu erbaute Flotte, fünfzig Schiffe und viele Boote, triumphirend in das offene Meer segelte. Zu ihrem Schaden versäumten sie es, sofort sich auf die römische Flotte zu werfen. Als sie das am dritten Tage versuchten, erkämpften sie nur einen halben Erfolg, und erlitten bei der Rückkehr durch den Kanal durch Stopfungen und durch das Nach-

drängen der Römer trotz aller Tapferkeit solche Verluste, daß sie es nun nicht mehr wagen konnten, in See zu stechen. Die wüthendste und oft noch erfolgreiche Gegenwehr der Karthager konnte dann nicht hindern, daß die Römer allmählich auf dem Quai des Außenhafens sich sicher festsetzten. So war endlich Karthago von der Außenwelt so gut wie abgesperrt. Während Hunger, Noth und Seuchen nun in der Stadt arbeiteten, konnten während des Winters 147 auf 146 v. Chr. Gajus Lälius und Gulussa die Armee des Diogenes bei Nepheris vernichten. Auch Nepheris selbst und das übrige Gebiet der Karthager fiel in die Hände der Römer.

Endlich zu Anfang des Frühjahres 146 griff Aemilianus die innere Stadt Karthago selbst an. Die Karthager räumten jetzt den Handelshafen und steckten alle hier befindlichen Häuser in Brand. Aber über der dadurch entstehenden Verwirrung gelang es dem Gajus Lälius, während Hasdrubal den Kothon zu halten suchte, auf einer anderen Stelle in diesen inneren Hafen zu dringen; die Besatzung war so ausgehungert, daß sie nur noch schwachen Widerstand leisten konnte. Nun drangen die Legionen von dem Kothon aus nach dem großen Hauptmarkt der Stadt vor. Von hier aus führten drei schmale Straßen mit sechs Stockwerk hohen Häusern nach der uralten Akropolis, der Byrsa. Und hier entspann sich ein letzter grauenhafter Straßenkampf. Von Haus zu Haus, von Stockwerk zu Stockwerk, auf den platten Dächern, unter Durchschlagung der Wände, mußten unter gräßlichen Mordscenen die Römer sich den Weg mit Schwert und Pilum über die Leichen der untergehenden Karthager bahnen. Als endlich die Schlächterei zu Ende war, ließ Scipio die eroberten Straßen niederbrennen, um freien Raum zum Sturme auf den steilen Schloßberg zu gewinnen. Aber zu diesem Kampfe sollte es nicht mehr kommen. Am siebenten Tage, seit die Römer in die Stadt gedrungen waren, ergab sich der Rest der Einwohner, und erhielt wenigstens für ihr armes Leben Gnade. Von 700,000 Karthagern waren nur 30,000 Männer und 25,000 Frauen übrig. Was nicht entkommen war, lag todt: erschlagen, ermordet, verbrannt, verhungert oder von der Seuche gefressen. Nur noch 900 römische Ueberläufer, die auf Gnade nicht zu rechnen hatten, wie auch der General Hasdrubal und seine Familie, hatten sich in den gewaltigen Tempel des Heilgottes auf der Spitze der Burg zurückgezogen. Als die Krieger, vom Hunger erschöpft, in wilder Verzweiflung selbst den Tempel in Brand steckten, verließ den Hasdrubal im letzten Moment der Muth. Er entwich und erflehte von Scipio fußfällig die Gnade, die ihm nicht versagt wurde. Seine stolze Gemahlin dagegen, die nicht den Untergang von Karthago überleben mochte, stürzte sich mit ihren Kindern als das letzte Todtenopfer dieses entsetzlichen Völkermordes in die Flammen des brennenden Heiligthums.

Die Stadt Karthago wurde nun von den Soldaten gründlich ausgeplündert. Aber Aemilians und des Scipio Nasica in Rom jetzt wiederholter Wunsch, sie wenigstens nicht zu zerstören, wurde im Senat verworfen. Der

alte römische Bluthaß gegen Karthago und die eiskalte Handelseifersucht der römischen Kaufmannspartei diktirte den Befehl, daß die stolzen Stadt für immer von der Erde vertilgt werden sollte. Siebzehn Tage lang arbeitete das Feuer, bis Alles in Asche lag. Dann mußte der Pflug über die ungeheure Brandstätte geführt werden. Und endlich wurde „Grund und Boden auf ewige Zeiten verwünscht, also daß weder Haus noch Kornfeld je dort entstehen möge!" Dann wurde der scheußliche Sieg politisch ausgenutzt. Die numidischen Fürsten erhielten von der Beute nichts. Dagegen machte der Senat den Rest des Landes, wie dasselbe zu Anfang des Jahres 149 im Besitz der Karthager gewesen war, zu der neuen römischen Provinz „Afrika". Die neue Hauptstadt derselben, die sich von der Mündung des Flusses Tusca (j. Oued Zaïn oder Berber) und der Insel Tabraca bis nach Thenä an der Bucht von Gabes ausdehnte, wurde Utika, wo nun ein römischer Prätor residirte. Utika erbte einen großen Theil des karthagischen Handels und wurde zugleich der Sitz sehr zahlreicher römischer und italischer Kaufleute. Die sieben Städte, die seit Beginn des Krieges zu Rom gehalten hatten, Utika, Hadrumetum, Thapsus, Klein-Leptis, Achulla, Usalis und Theudalis, behielten ihre theilweise erweiterte Mark und wurden Freistädte. Die Bewohner aber solcher Orte, die bis zuletzt zu Karthago gestanden, wurden theils getödtet, theils, wie die letzten Karthager, als Sklaven verkauft, ihr Gebiet mit dem Stadtboden von Karthago zu dem römischen Domaniallande geschlagen, und dieses nun theils an große römische Spekulanten verkauft, theils in Parzellen verpachtet. Die Massen der unterworfenen Einwohner der Provinz behielten auf Widerruf ihre Aecker und ihre Verfassung und zahlten nach Rom jährlich eine bestimmte Summe, die sie dann unter sich durch eine Vermögenssteuer aufbrachten. Utika, Thapsus und Hadrumetum wurden römische Gerichtsstädte (S. 190).

Dem ernsten Aemilianus war nicht wohl bei dem furchtbaren Zerstörungswerke, das er vollziehen mußte. Weltbekannt ist es, daß er, als das Flammenmeer zu seinen Füßen die riesige Kapitale vernichtete, in schwermüthigem Sinnen über die schauerlichen Wechsel in den Schicksalen der Nationen, an Roms Zukunft denkend, in die düstern Worte Homers ausbrach:

„Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzengewaltigen Königs!"

Beinahe sechs Jahrhunderte freilich sollten verstreichen, bis ein Volk des fernen deutschen Nordens von Karthago aus die Rache für die Vertilgung der Stadt Hannibals an den späten Nachkommen des römischen Geschlechtes vollzog, welches damals seine Kraft so entsetzlich mißbrauchte. Aber die Nemesis, die in anderer Art früh genug über die Römer kam, hat der junge Held, nun auch Afrikanus geheißen wie der Großvater, noch selbst erleben müssen. Sein Freund aber, der Grieche Polybios, der ihm bis zuletzt zur Seite stand, wurde nicht lange nachher von den Ruinen Karthagos

abgerufen zu den jammervollen Trümmern der schönsten Stadt seiner eigenen Heimath, nämlich Korinths.

Polybios hatte, wie wir schon sagten, bei seiner Rückkehr aus Rom nach Griechenland im Jahre 150 sehr unerfreuliche Zustände gefunden. Makedonien war zum Aufstand reif, und im Peloponnes, wo es sittlich, politisch, und bei der wachsenden Verarmung des Volkes und der zunehmenden Neigung der Aristokratie zur Anlage von großen Latifundien oder Güterkomplexen, die mit Sklaven bewirthschaftet wurden, wie auch zur Ehelosigkeit, — nun auch sozial immer mehr bergab ging, wirkte die Rückkehr der gegen Rom und ihre heimischen Gegner furchtbar erbitterten Verbannten nur zur höchsten Schärfung des Gegensatzes der Parteien. Und schon war von langer Hand her die Katastrophe eingeleitet, die endlich auch den Bund der Achäer zertrümmern sollte.

Die Bürgerschaft von Athen befand sich seit dem Perseïschen Kriege andauernd in großer finanzieller Bedrängniß. Die Geschenke der Römer, und die Gunst der hellenistischen Könige, unter denen der syrische Antiochos IV. Epiphanes (175—164) außer anderen Zuwendungen die prachtvolle Fortsetzung des seit dem Sturze der Peisistratiden liegen gebliebenen Tempels des olympischen Zeus energisch eingeleitet, Attalos II. von Pergamon dagegen am Ostrande der für Handel und Verkehr bestimmten Nordhälfte der atheníschen Agora einen stattlichen Bazar in Gestalt einer herrlichen Säulenhalle erbaut hatte, — änderten daran wenig. Die Kriegsnöthe und das merkantile Uebergewicht der Römer und der Rhodier, wie der Alexandriner hatten namentlich den Handel der Athener für lange lahm gelegt. Auch die Volkszahl war erheblich gesunken. Und so war es gekommen, daß die Athener, wie ihre wüsten Nachbarn in Theben, zur offenen Räuberei griffen und (es ist unbekannt, auf welchen politischen Grund oder Vorwand hin), im Jahre 156 v. Chr. eine Stadt ihres eigenen Kantons, nämlich Oropos, überfielen und ausplünderten. Auf die Klage hin, welche die Oropier in Rom erhoben, betraute der Senat die Stadt Sikyon mit der schiedsrichterlichen Entscheidung. Als aber die Sikyonier die Athener zur Zahlung der kolossalen Straffumme von 500 Talenten verurtheilten, sandte die attische Bule im Jahre 155 die damals hochgefeierten Häupter der drei blühendsten philosophischen Schulen in Athen als Botschafter nun ebenfalls nach Rom. Es waren der Akademiker Karneades, der Stoiker Diogenes und der Peripatetiker Kritolaos. Die Sendung hatte guten Erfolg. Die drei Philosophen, die über eine glänzende Beredtsamkeit verfügten, sahen sich in Rom, wo die bildungsdurstige Jugend, durch ihren großen Ruf gelockt, sich begeistert zu ihnen drängte, von Schaaren bewundernder Zuhörer umgeben. Weder die Römer noch die Gesandten beeilten sich mit Erledigung der Streitfrage; es verstrich eine gute Zeit, die die letzteren mit philosophischen und rhetorischen Vorträgen verbrachten. Erst der alte Cato, der mit Unwillen die philosophischen Neigungen und die Freude der jungen Römer an der geistreichen und wortreichen Dialektik der

Griechen, namentlich des Karneades, betrachtete, drang auf ihre rasche Abfertigung im Senat, damit, wie er sich ausdrückte, „sie zu Hause mit hellenischen Jungen weiter disputiren könnten, die römischen Jünglinge aber wieder wie sonst nur die Worte der Gesetze und Magistrate vernehmen sollten". Der Senat setzte dann die Strafsumme der Athener auf hundert Talente herab. Weil aber die letzteren durchaus keine Lust hatten, überhaupt etwas zu zahlen, so beredeten sie die Oropier zu einem Vergleiche. Oropos verzichtete auf das Geld und nahm eine attische Garnison auf; eine Beschädigung von Athen her sollte der Stadt das Recht geben, sich völlig von Attika zu trennen. Als nun im Jahre 150 ein neuer Konflikt ausbrach und die Athener die Stadt nicht räumen wollten, rief Oropos die Achäer um Hülfe an, und kaufte sich für 10 Talente den damaligen Bundespräsidenten Menalkidas von Sparta, ihnen peloponnesische Hülfstruppen zuzuführen. Durch das Versprechen von fünf Talenten gewann der Präsident den mächtigen Kallikrates, die achäische Bundesgemeinde wirklich zur militärischen Intervention zu bestimmen. Kaum hörten das die Athener, so wiederholten sie die Ausraubung der kleinen Stadt Oropos und räumten sie dann sofort. Die Achäer aber, die zur Hülfe zu spät gekommen waren, kehrten ohne Schwertstreich zurück; ihre Soldaten, so heißt es, versagten bei der projektirten Plünderung von Attika den Gehorsam. Nicht genug mit solcher Misère, so verweigerte jetzt Menalkidas dem Kallikrates die Auszahlung der versprochenen fünf Talente. Und das wurde der Anfang des Unheils für die Achäer selbst. Zum Nachfolger des Menalkidas hatte die Bundesgemeinde für 149 v. Chr. den Diäos von Megalopolis gewählt, einen der erbittertsten Gegner der Römer, einen der eben aus Italien Heimgekehrten, der durch sein Unglück politisch absolut gar nichts gelernt hatte, und leider auch persönlich nicht viel mehr werth war, als Kallikrates und seine Freunde. Genug, kaum war das Amtsjahr des Menalkidas abgelaufen, so verklagte der um sein Trinkgeld betrogene Kallikrates den letzteren bei der Bundesversammlung als Hochverräther auf den Tod; denn er wisse, daß der tückische Spartiate seiner Zeit als bündischer Botschafter in Rom heimlich gegen die Interessen der Achäer, und namentlich für die Trennung seines Kantons vom Bunde gearbeitet habe. Das war aber, wie wir wissen, seit langen Jahren der wunde Punkt, wo die Achäer am leichtesten zur äußersten Wuth zu reizen waren. Menalkidas hatte Alles zu fürchten; er versuchte es daher mit Geld, und fand, daß auch der Demokrat und Römerfeind Diäos für baare Zahlung zu vielen Dingen gekauft werden konnte. Für drei Talente ließ sich der neue Präsident gewinnen, den Prozeß gegen seinen Vorgänger zu vereiteln.

Die Sache wurde bei den Achäern bald genug ruchbar, und um dem allgemeinen Unwillen über diese Corruption ihrer höchsten Beamten die Spitze abzubrechen, lenkte der nichtsnutzige Diäos die Aufmerksamkeit der Nation nun seinerseits auf die staatsrechtlichen Beziehungen des Bundes zu Sparta,

die unter dem Drucke der letzten Ereignisse und unter der Hand des erbitterten, schuftigen Menalkidas wieder einen sehr verdrießlichen Charakter angenommen hatten. Ein Grenzstreit und namentlich der alte Hader über den Umfang der hohen kriminellen Justiz des Bundes gegenüber den Spartiaten gab Anlaß, daß die letzteren sich wieder beschwerend nach Rom wandten: ein kräftiges Vorgehen aber gegen Sparta schien daher, wie Diäos das eben wollte, bei den Achäern auch einen Erfolg über die stets zu Sparta neigenden Römer zu bedeuten. Und der Hinblick auf die i. J. 149 aufglühenden gefährlichen Kriege der Römer in Afrika und Makedonien machte den Präsidenten der Achäer immer trotziger und kecker. Es war schnell genug zum offenen Bruche zwischen Sparta und den Achäern gekommen, und auf beiden Seiten wurde stark gerüstet. Da wichen die schlauen Spartiaten dem Stoße der Uebermacht dadurch aus, daß sie durch scheinbare Nachgiebigkeit die Achäer betrogen, indem sie nämlich 24 kompromittirte Männer, an ihrer Spitze den Menalkidas, aus ihrer Stadt vertrieben und nachher noch formell zum Tode verurtheilten. Dieselben Männer gingen aber sofort als Gesandte der Spartiaten hülfesuchend nach Rom! Das nöthigte die Achäer, den Senat nun ebenfalls zu beschicken. So sehr hatte sich Alles jetzt verschoben, daß Diäos und Kallikrates gemeinsame Sache machten und zusammen als Gesandte nach Rom gingen. Da der letztere unterwegs starb, so hatte Diäos allein die Aufgabe, sich vor dem Senat mit Menalkidas zu zanken. Die Römer ertheilten auch jetzt wieder eine „dilatorische" Antwort, die die Absendung einer Kommission in Aussicht stellte, und einstweilen von beiden Parteien in der Art ausgedeutet wurde, daß Menalkidas in Sparta log, der Senat habe sich für vollständige Autonomie der Spartiaten ausgesprochen, während Diäos den Achäern erzählte, der Senat überlasse Sparta vollkommen der Willkür des Bundes.

Der Senat hatte damals, wie wir wissen, mit Spanien, Afrika und Makedonien so viel zu thun, daß er nicht daran dachte, die Ausgleichung des Sturmes in der Nußschaale, wie in Rom der neue Hader zwischen Sparta und den Achäern erscheinen mochte, zu beschleunigen. So hatten denn die Thoren, die jetzt bei den Achäern dominirten, freie Hand zu weiteren politischen Dummheiten. Der elende Diäos war offenbar völlig bornirt. Hätte er ernstlich an Kampf gegen Rom gedacht, so mußte er den Streit mit Sparta rasch schlichten, dann aber die Peloponnesier fanatisiren und ihre gesammte Kraft den makedonischen Aufständischen zuführen; das hätte, so aussichtslos auch ein Krieg der Griechen gegen Rom allen wirklichen Kennern der beiderseitigen Machtverhältnisse, wie Polybios, erscheinen mußte, wenigstens einige Chancen in einer Zeit gehabt, wo die Römer vor Karthago durchaus keine Erfolge erzielten. Wollte er das aber nicht, so mußte er die Zeit benutzen, um sich mit den Spartiaten zu vergleichen, damit schon jetzt die künftige römische Einmischung unnöthig gemacht würde. Statt dessen schürten er und seine Freunde lediglich den Haß gegen die Spartiaten bis

zum Kriege, und ließen darüber die Römer ruhig den Brand in Makedonien wieder löschen.

Ein junger Mann, der sich für einen makedonischen Prinzen ausgab, — er wird bald als ein angeblicher Bastard Philipps V., bald als ein angeblicher Bastard des Perseus, bald und zwar überwiegend als „Pseudo-Philipp", nämlich als der angebliche (in Wahrheit aber in Italien bereits verstorbene) Sohn des Perseus von der syrischen Prinzessin Laodike bezeichnet, — hatte neuerdings in Thrakien und Syrien sich als Sohn des Perseus aufgespielt. Von Syrien aus nach Rom ausgeliefert, war er der römischen Haft entwichen, dann zu dem thrakischen Häuptling Teres, dem Gemahl seiner Vatersschwester, gekommen. Dieser, ein anderer Häuptling, und selbst die Byzantier gewährten ihm namhafte Unterstützung, mit welcher er nun in Makedonien eindrang. Nach einem Siege über die Milizen der Republik Amphipolis überschritt er den Strymon. Ein zweiter Sieg über die anderen Milizen westlich vom Strymon gab ihm das makedonische Land in die Hand. Denn jetzt (149 v. Chr.) erhob sich überall das schwer gedrückte makedonische Volk. Seine Erfolge und seine große Aehnlichkeit mit König Perseus überwanden jeden Zweifel und brachten die Bedenken derer zum Schweigen, die in ihm den Andriskos, den Sohn eines Walkers aus der kleinasiatischen Griechenstadt Adramyttion, erkennen wollten. Es dauerte nicht lange, so erschien der kühne Prätendent auch in Thessalien und machte hier erhebliche Fortschritte. Einstweilen gelang es nun dem Römer P. Scipio Nasica, den der Senat zur Rekognoscirung nach der Balkanhalbinsel geschickt hatte, mit Hülfe pergamenischer und griechischer, namentlich achäischer Aufgebote, ihn wieder hinter den Olympos zurückzudrängen. Nun aber ließ sich der Prätor P. Juventius Thalna, der mit Einer Legion und dem Zubehör italischer Bundestruppen die Führung des Krieges in Rom zugetheilt erhielt und gegen Ende d. J. 149 in Makedonien eindrang und sehr leichtsinnig vorging, von dem Prätendenten gänzlich schlagen. Er selbst und der größte Theil der Armee fand den Untergang. Nun — i. J. 148 — konnte der Prätendent, dem von allen Seiten Söldner und Freiwillige zuströmten, wieder in Thessalien einrücken und selbst mit den Karthagern in Verbindung treten.

Jetzt ward die Sache für den Senat so bedenklich, daß sofort einer der besten Generale, über welche die Römer neben Aemilianus damals zu verfügen hatten, mit erheblichen Streitkräften nach dem Kriegsschauplatze abgeschickt wurde. Es war der Prätor Q. Cäcilius Metellus, der nun auch die Pergamenische Flotte aufbot, und im Frühling oder Sommer 148 wieder in das alte makedonische Land einzubrechen sich im Stande sah. Zuerst allerdings wurden die Römer auch diesmal geschlagen, nämlich in einem Reitertreffen bei Pydna. Als nun aber der Prätendent allzu verwegen wurde und sein Heer theilte, so daß der eine seiner Sturmhaufen wieder nach Thessalien detachirt wurde, um jetzt wahrscheinlich im Rücken des Metellus die

Griechen aufzuwiegeln, gelang es dem Metellus, ihn zu einer Hauptschlacht zu zwingen, in welcher die Römer einen vollständigen Sieg davontrugen. Der Prätendent mußte in aller Eile bis nach der thrakischen Grenze zurückweichen.

Von Makedonien aus griff Metellus auch in die Zustände des Peloponnes ein, wo die römerfeindliche Partei durch ihre politischen Thorheiten die Lage des Landes fortdauernd verschlimmerte. Seit der Niederlage des Juventius war das kriegerische Feuer bei den Achäern so lebhaft, daß ihr für 148 ernannter Präsident Damokritos nach Vollendung der starken Rüstungen sich auch durch die Abmahnungen des Metellus nicht mehr hindern ließ, in das Eurotasthal einzufallen. Als er aber die Spartiaten in einem mörderischen Gefecht gänzlich überwunden hatte, nahm er sehr zur Unzeit nun doch auf Metellus Rücksicht und begnügte sich, anstatt durch die Besetzung der Stadt Sparta ein fait accompli herzustellen, mit einer völlig zwecklosen Ausraubung der Umlande: eine unsichere Haltung, die er bei der Entrüstung der Achäer über den „Verräther" nach seiner Rückkehr mit der Verbannung zu büßen hatte. Held Diäos aber, der i. J. 147 wieder mit der Präsidentschaft betraut war, erneuerte den offenen Krieg gegen Sparta. Aber auch dieser Poltron ließ sich durch das Drängen des Metellus bestimmen, die Waffen wieder ruhen zu lassen, plagte aber nun die unseligen Spartiaten in der Art, daß er sämmtliche kleine Orte der Umlande von ihnen trennte und mit achäischen Truppen besetzte, so daß die Gegner in der denkbar lästigsten Weise sich blokirt fanden. Darüber aber zog die Katastrophe des achäischen Bundes herauf.

Metellus hatte allerdings zu Ende d. J. 148 oder zu Anfang d. J. 147 den Andriskos, der ein neues thrakisches Heer gesammelt, auf der makedonischen Ostgrenze nochmals entscheidend geschlagen, und nicht lange nachher von dem thrakischen Häuptling Byzes seine Auslieferung erlangt, war aber noch mit der Dämpfung einer neu aufgeloderten Empörung im Nestosthale beschäftigt. Inzwischen schickte der Senat im Frühling 147 v. Chr. den stolzen und schroffen Lucius Aurelius Orestes an der Spitze einer Gesandtschaft nach Griechenland, die nun endlich die Händel im Peloponnes definitiv schlichten sollte. Der Senat wollte jetzt endlich mit der wüsten und blutigen Politik der peloponnesischen Kleinstaaten gründlich aufräumen. Daher sollte der achäische Bund durch einen großen diplomatischen Schlag dismembrirt werden. Es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß die Staatsmänner in Rom, die damals (s. unten) mit dem neu und furchtbar aufglühenden Kriege in Lusitanien, mit den schrecklichen Todeszuckungen des sterbenden Karthago, und mit der Pacificirung der Makedonen mehr wie genug zu thun hatten, damals die „listige" Absicht verfolgten, die Achäer zu einem verzweifelten Kriege zu reizen. Vielmehr hielten sie dieselben wohl für schlaff genug, hielten sie die partikularistischen Elemente im Peloponnes für so stark, daß es nur eines energischen Dekrets aus Rom zu bedürfen schien, um die Symmachie der Peloponnesier in ihre Atome auseinander

fallen zu machen. Als nun aber Orestes der Bundesversammlung zu Korinth den Befehl des Senates verkündigte, dem gemäß nicht nur Sparta, sondern auch Korinth, Herakleia am Oeta, Argos und Orchomenos aus dem Bunde treten sollten; als er also das politische Todesurtheil über den Bund aussprach: da brach ein gewaltiger Sturm der Entrüstung unter den Griechen in Korinth los. Die Massen der großen Handels- und Fabrikstadt fielen in blinder Wuth über die Freunde Roms, nämlich über die zufällig anwesenden Spartiaten her, schlugen, verhafteten, ermordeten viele derselben, und selbst der stolze Orestes und seine Begleiter mußten eilen, unter heftigen Insulten Seitens des Pöbels ihre Abreise anzutreten.[1]

Wie jetzt die Dinge lagen, blieb den Achäern, wollten sie nicht in stumpfer Ergebung sich politisch zu den Todten legen lassen, nur die Wahl, sofort in wüthender Verzweiflung zu den Waffen zu greifen, oder aber durch gewandte Unterhandlungen dem Senat wenigstens einen Theil der geforderten Selbstverstümmlung des Bundes abzuhandeln. Man schlug zunächst den zweiten Weg ein, ohne ihn aber bis zu Ende zu gehen, und taumelte dann schließlich doch in einer Zeit in den Krieg, wo derselbe für die Griechen geradezu sinnlos geworden war. Der Senat beschloß auch, da er die Stimmung der Achäer doch falsch beurtheilt hatte, sie zunächst milder zu behandeln, die harten Forderungen des Orestes einstweilen zurückzustellen, und die Erledigung der griechischen Frage der Zeit zu überlassen, wo man völlig freie Hand haben würde. Die Gesandtschaft, die Sextus Julius Cäsar im Herbst 147 nach dem Peloponnes führte, trat zu Aegion auf der Bundesversammlung in freundlicher Art auf. Die Insultirung der Gesandten in Korinth sollte verziehen werden, wenn die Achäer die Schuldigen zur Strafe zögen. Nur müßten weitere Beleidigungen der Römer und neue Angriffe auf Sparta unterbleiben.

Die Achäer waren froh, sich mit Rom wieder verständigen zu können. Es wurde daher beschlossen, zu Tegea eine Versammlung des Bundesrathes und aller eidgenössischen Behörden abzuhalten, wo Cäsar die Ausgleichung mit den Spartiaten vermitteln sollte. Zu allem Unheil aber war der für die Zeit vom Herbst 147 bis zum Herbst 146 neu ernannte Präsident Kritolaos nicht nur ein wüthender Gegner der Römer, sondern auch ein Schurke, der unter allen Umständen den Krieg gegen Rom wollte, um so mehr, weil er aus Cäsars maßvollem Auftreten den Schluß zog, daß die Sache der Römer auf den übrigen Kriegsschauplätzen sehr schlecht stehen müßte. Mit schnöder List vereitelte er zunächst die Abhaltung des Tages von Tegea. Als dann die Römer unwillig den Peloponnes verlassen hatten, hetzte er mit Hülfe seiner Freunde während des Winters die Massen in einen wüthenden Kriegseifer gegen die Römer hinein; das Proletariat entflammte er, indem er alle Schuldgesetze suspendirte und vorläufig alle Schuldklagen zu sistiren befahl. Auch die Städte Theben und Chalkis gewann er zur Theilnahme an diesem Kriege. Noch einmal versuchte es der

General Metellus, der eben damit beschäftigt war, auf Grund der jetzt von dem Senat aufgestellten neuen Politik gegen die Klientelstaaten, das unterworfene Makedonien als Provinz zu organisiren, auf der Bundesversammlung zu Korinth im Mai 146 v. Chr. vor so unbesonnenem Verfahren durch seine Gesandten zu warnen. Es war umsonst. Kritolaos setzte es durch, daß die fanatisirten Massen die Kriegserklärung aussprachen, formell gegen Sparta, in Wahrheit gegen Rom, und ihn mit unumschränkter Vollmacht bekleideten.

Auf solche Kunde bestimmte der Senat den Consul Lucius Mummius zur Leitung des Krieges gegen die Achäer. Inzwischen aber hatte Kritolaos die Armee des Bundes mobil gemacht und rückte aus, nicht gegen Sparta, sondern über den Isthmos, um die den Befehlen des Senats folgende, aus dem Bunde getretene Stadt Herakleia wieder zu erobern. Umsonst forderte Metellus die Achäer noch einmal auf, die Waffen niederzulegen; er versprach, ihnen in Rom Amnestie zu vermitteln, wenn sie jetzt auf die Forderungen des Orestes eingehen würden. Es war eben Alles vergebens.

Kritolaos zog also im Vorsommer des Jahres 146 die Krieger aus Chalkis und Theben an sich und begann den Angriff auf Herakleia. Kaum aber näherte sich Metellus, der bei der Verzögerung der Ankunft des Mummius schnell zugriff, von Larissa aus mit seinen Legionen, so verlor der feige Lump Kritolaos allen moralischen Halt. Er wich angstvoll durch die Thermopylen zurück, wurde aber hinter denselben bei dem lokrischen Städtchen Skarpheia von den Römern eingeholt. Und hier erlitt das griechische Heer eine zerschmetternde Niederlage. Kritolaos selbst scheint in den Sümpfen des nahen Strandes umgekommen zu sein. Auf der Flucht nach Korinth erlitten die Griechen noch weitere harte Verluste. Leider drang Metellus, der die Achäer schonen wollte nicht schnell genug nach dem Peloponnes vor, um so jede Fortsetzung des Krieges unmöglich zu machen. Die erträglichen Friedensvorschläge, welche Metellus einer aus Korinth in sein Lager eilenden Deputation der Bundesbehörden geboten hatte, schienen jedoch Alles beendigen zu sollen. Inzwischen aber hatte sich jener nichtsnutzige Diäos, der nach Bundesrecht zum Ersatz für den todten Kritolaos einstweilen die Regierung übernahm, entschlossen, den Kampf bis aufs Messer fortzuführen. Er fanatisirte die Massen, namentlich das Proletariat, bot von Argos aus die letzten Kräfte des Volkes auf, stellte 12,000 befreite Sklaven in das Heer ein, erpreßte von allen Besitzenden das nöthige Geld, ließ sich durch die Bundesversammlung im August 146 mit unbeschränkter Gewalt bekleiden, und übte nun den blutigsten, scheußlichsten Terrorismus aus gegen alle Anhänger der Friedenspartei, soweit sie sich nicht bei dem elenden Menschen durch Geld von der gerichtlichen Ermordung loskauften.

Als endlich Metellus vom Isthmos her losschlagen wollte, da erschien zu Anfang des Septembers 146 der Consul Mummius. Nun mußte Metellus wieder nach Makedonien abziehen, und sein Nachfolger, ein braver

und ehrenwerther Bauer, aber zugleich ein sehr rauher Soldat, vereinigte bald 23,000 Mann und 3500 Reiter, zu denen noch kretische Schützen und pergamenische Hülfstruppen stießen. Als endlich es den Griechen in Korinth gelungen war, in einem kleinen Gefechte den Sieg davon zu tragen, wagte es Diäos, als Offizier so unfähig wie als Staatsmann, mit den 14,000 Mann und 600 Reitern, die er in Korinth zur Hand hatte, die Römer auf dem Isthmos anzugreifen. Diese letzte Schlacht freier Griechen in Europa endigte nach tapferem Kampfe des achäischen Fußvolkes mit der vollständigen Niederlage des Diäos im September 146.

Damit war denn der Krieg zu Ende, und das unglückliche Schicksal Griechenlands, an welchem seit 196 Griechen und Römer gemeinsam so schwere Schuld trugen, eilte seiner Vollendung entgegen. Der armselige Diäos dachte nicht mehr daran, sich nach dem unüberwindlichen Schloß von Korinth zu werfen und hier entweder tapfer kämpfend unter Aufopferung seiner Person einen erträglichen Frieden zu gewinnen, oder aber dem Beispiel der Karthager zu folgen und unter den Trümmern des Bundes einen heroischen Untergang zu suchen. Vielmehr überließ er das durch ihn bethörte Volk jetzt seinem Schicksal, und eilte von dem Schauplatze seiner Niederlage sofort nach seiner Heimat Megapolis, um daselbst seine Gattin zu tödten, sein Haus in Brand zu stecken, und sein unseliges Leben endlich durch Gift zu beschließen. Die griechische Armee verlief sich; auch die Bürger von Korinth waren größtentheils geflüchtet, als der Consul Mummius am dritten Tage nach der Schlacht in die verödete Stadt einrückte. Nur bei der Besetzung der Burg scheint es noch einmal zu einem Gefecht gekommen zu sein. Die Stadt Korinth ward wie ein mit Sturm genommener Platz behandelt, alle noch in derselben befindlichen Männer erschlagen, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft. Dann wurde die Stadt systematisch ausgeplündert, die zahlreichen edlen Kunstschätze für den römischen Staat reservirt, theils auch an befreundete Staaten, wie nach Pergamon verschenkt. Empörend aber war es, daß der brave Mummius, der an solchem Henkerwerke keine Freude hatte, nun auch auf speciellen Befehl des Senats Korinth niederbrennen mußte. Die Beschimpfung jener römischen Gesandten lieh dazu den Vorwand her; in Wahrheit bedeuteten die Flammen der Feuersbrunst, die jetzt den Golf von Korinth blutroth beleuchteten, wie vor einigen Monaten die Zerstörung von Karthago, daß die römischen Kapitalisten nun auch die unbequeme korinthische Handelskonkurrenz im griechischen Osten aus dem Wege räumen wollten. Jeder Wiederanbau der öden Brandstätte wurde unter den üblichen Bannformeln der Römer untersagt. So ging die selbständige Geschichte der europäischen Griechen zu Ende; so mündete sie unter furchtbaren Schreckensscenen ein in die römische. Aber die Hellenen strömten nun erst recht in immer wachsenden Massen nach Rom, nach Italien, nach dem Abendlande, um jetzt ihrerseits die Eroberung und die Zersetzung des starren Römerthums

durch ihre Civilisation, ihre überlegene Bildung, Eleganz, Feinheit und Gewandtheit, und leider auch durch ihre Korruption immer erfolgreicher weiterzuführen.

Das Land aber, welches die letzten ruhmlosen Kämpfe der Griechen gegen die Legionen gesehen hatte, erfuhr noch weitere harte Schläge, wie sie die römische Kriegspraxis mit sich brachte. Alle noch erreichbaren korinthischen Flüchtlinge wurden als Sklaven verkauft, die Heiligthümer des Isthmos geplündert, Chalkis seiner Mauern beraubt und geplündert, ein Theil der Ritterschaft erschlagen, ebenso Theben entwaffnet und mit Strafsummen belegt, im Peloponnes dagegen alles Volk entwaffnet, die Städte ihrer Mauern beraubt, mehrere Orte geplündert, verschiedene demokratische Führer hingerichtet, zahlreiche Griechen in die Sklaverei verkauft, endlich die Zahlung einer Strafsumme von 200 Talenten an Sparta anbefohlen. Eine Milderung der Lage trat ein, als der wackere Polybios, durch den mächtigen Einfluß seines der Familie Mummius nahe stehenden Freundes Aemilianus, aus dem römischen Lager in Afrika bei den Ruinen von Korinth ankam, um nun überall zu Gunsten seiner unglücklichen Landsleute rettend und helfend zu arbeiten. Und hier kam nun das edle Herz, die hinter rauhen Formen verborgene natürliche Gutmüthigkeit und die persönliche Lauterkeit des Mummius ihm sehr zu Hülfe.

Die neue staatsrechtliche Lage von Griechenland seit der Zerstörung von Korinth steht, wie jetzt die Forschung ergiebt, im Zusammenhange mit der Neugestaltung der Verhältnisse in Makedonien. Mit dem Jahre 146 zählte also das alte Reich der Argeaden und Antigoniden zu der jetzt schnell sich mehrenden Reihe der römischen Provinzen, und wurde nunmehr von einem Prätor regiert, der zu Thessalonike seinen Sitz nahm. Zu wahrer Wohlthat für das Volk gedieh es, daß die unsinnige Theilung in vier getrennte Kantone nun wieder aufhörte, die alte Einheit des Landes wieder hergestellt wurde. Auch sonst war die neue Einrichtung nicht drückend. Es behielt für lange sein Bewenden bei der mäßigen Steuer von hundert Talenten nach Rom; ebenso dauerten die gut bewährten gesetzlichen Ordnungen fort, welche seiner Zeit Aemilius Paullus auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes und der Steuerwirthschaft eingeführt hatte. Makedonien behielt ferner eine kommunale, vielleicht selbst eine landschaftliche Organisation. Die makedonische Silberprägung hörte zwar nicht völlig auf. Aber fortan stand auf den makedonischen Tetradrachmen neben dem Namen der Makedonen und dem Münzzeichen der Hauptstadt Thessalonike der Name und Titel des römischen Statthalters oder Quästors. Die makedonische Gemeinde der folgenden Zeiten übte das Münzrecht zwar noch, aber nur kraft Autorisation der Römer, und wahrscheinlich nicht dauernd, sondern nach Gestattung einiger weniger Statthalter, die wahrscheinlich alle in die vorsullanische Zeit gehören. Allmählich aber gewann auch in Makedonien das Uebergewicht der römische Denar.

Das neue große Generalkommando der Römer in Thessalonike hatte sehr verschiedene Aufgaben. Einerseits wurde die neue Provinz für die Römer nunmehr die militärische Basis zur offensiven Abwehr der Angriffe der illyrischen, dardanischen und thrakischen Stämme, welche seit Alters von Norden und Osten her die Makedonen zu bedrohen gewohnt waren. Für diesen Zweck ist dann auch in diesem Zeitalter eine große neue Heerstraße erbaut worden, die Via Egnatia, welche von Apollonia und Dyrrhachion aus das innere Land ostwärts durchschnitt und zunächst bis nach Thessalonike, später bis zum thrakischen Hebros geführt wurde. Das neue Generalkommando, dessen geographischer Bereich von Metellus ostwärts bis zum Nestos, nordwärts bis zum Gebirge Scardus, auf der Westseite bis zur Adria (auf der Linie von dem Flusse Drilon bis zu der Mark von Apollonia) mit Einschluß der ionischen Inseln ausgedehnt worden war, umschloß innerhalb dieser Grenzen mehrere „freie" Städte und Stämme; letztere in Obermakedonien, während unter den Städten Amphipolis, Thessalonike, Dyrrhachion und Apollonia als „frei" bezeichnet werden.

Weiter aber ist nunmehr der römische Statthalter in Thessalonike unmittelbar mit der „Oberaufsicht" über die europäischen Hellenen betraut worden, welche bis dahin der Senat in Gestalt seiner sogenannten Schirmherrschaft durch seine Kommissionen ausgeübt hatte. Zunächst waren nur die „freien" Inseln Thasos und Samothrake, wie auch die griechisch kolonisirte Südküste von Thrakien bis zum Hellespont mit den „freien" Städten Aenos und Abdera unter die Leitung der makedonischen Statthalter gestellt worden; aber im Laufe der folgenden Zeiten erfuhr dieses Generalkommando immer neue Erweiterungen, bis seit der Mitte des nächstfolgenden Jahrhunderts aus demselben, wie wir sehen werden, eine Reihe selbständiger Provinzen geformt worden ist. Unmittelbar mit Makedonien wurde wohl schon gleich nachher Thessalien bis zum Oeta verbunden, in welcher Landschaft, die dabei ihre eigene Organisation hatte, Pharsalos die „Freiheit" behielt. Dasselbe geschah mit Epirus.

In derselben Richtung ordnete nun aber die seit dem Oktober 146 v. Chr. dem Mummius zur Seite gestellte senatorische Zehnerkommission die neue Stellung Griechenlands. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß auch dieses Land — oder „Achaja", wie die Römer nach ihrer Gewohnheit diesen neuen Theil ihres Reiches nach dem hier zuletzt besiegten Volke nannten, — damals in das staatsrechtliche Verhältniß versetzt worden ist, welches die Römer mit dem Ausdrucke „Provinz" (S. 188ff.) damals bezeichneten. Nur daß Achaja als eine selbständig organisirte Provinz erst seit den Anfängen des von Augustus geführten Principats erscheint. Damals also wurden die sämmtlichen politischen Bundesgenossenschaften zwischen dem Oeta und dem messenischen Golfe aufgelöst; mehr noch, wie früher bei den Latinern und den Sikelioten wurden auch in Griechenland die Gemeinden in der Art unter einander isolirt, daß Niemand (die Römer natürlich aus-

genommen) in zweien oder mehreren derselben zugleich Grundeigenthum erwerben durfte. Ferner wurde überall die Demokratie abgeschafft, (indem die besitzlose Menge das aktive Bürgerrecht, nämlich die Theilnahme an der Gemeindeversammlung, und die aktive und passive Wahlberechtigung für alle Aemter, verlor,) und in den Städten einem aus den Wohlhabenden gebildeten Rath die Herrschaft in die Hand gegeben, und jeder Gemeinde eine feste, jährlich nach Rom zu entrichtende Abgabe auferlegt. Das Gebiet von Korinth (mit Ausnahme eines Bezirks, den die Stadt Sikyon erhielt, die dafür nunmehr die Isthmien zu leiten hatte), und ferner große Stücke von Euböa und Böotien, wurde zur römischen Staatsdomäne geschlagen. Hauptsitze des Handels und der römischen Kaufleute in Griechenland wurden seit dieser Zeit im Peloponnes Argos und im Osten vor Allem die Insel Delos, deren reiche merkantile Blüthe seit dieser Zeit beginnt, wo sie die Rolle spielte, die jetzt wieder Syra einnimmt. Endlich aber wurde nun auch Griechenland ein Theil des großen makedonischen Kommandos. Die griechischen Gemeinden wurden unter die Oberhoheit des in Thessalonike regierenden Statthalters gestellt, der in Fragen der Verwaltung und der Justiz die höchste Instanz bildete und unter anderem schwere Kriminalprozesse zur Entscheidung an sich ziehen konnte.

So hart dieses Alles die Griechen ankam, so sind sie von den Römern doch viel milder als andere Völker behandelt worden. Nach der staatsrechtlichen Seite blieb den griechischen Gemeinden damals ungeschmälert das Eigenthum an Grund und Boden, ferner das Recht eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit; ihre bestehenden Ordnungen, Gesetze und Gewohnheiten blieben unverändert; sie hatten hauptsächlich doch nur das Recht verloren, selbständige Politik zu treiben, Krieg und Frieden nach ihrem Belieben zu machen, sich selbst unaufhörlich zu zerfleischen. Mit Ausnahme endlich von Athen, welches bis auf Sulla dieses Recht behauptet hat, verloren auch die Städte von Achaja das Recht der selbständigen Silberprägung; auch hier begann der römische Denar zu dominiren. Dagegen gab es nicht wenige Städte in diesem Lande, die damals und später als treue Anhänger der Römer und aus andern Gründen spezieller Begünstigungen sich zu erfreuen hatten. Sparta war jetzt aus der verhaßten Verbindung mit den Achäern befreit, und stand unter der auszeichnenden Gunst der Römer, natürlich von allen Steuern nach Rom frei; auch das altheilige Delphi blieb steuerfrei. Athen endlich, die alte freie Bundesgenossin der Römer, konnte kaum rechtlich als ein Theil der neuen Provinz Makedonien angesehen werden. Die alten Rechte der Athener blieben auch unverändert; indessen mußte sich der Demos doch zu seinem tiefen Mißbehagen es gefallen lassen, daß die Kompetenz der aristokratischen Elemente erweitert, daß unter Beibehaltung des alten demokratischen Organismus doch die entscheidende Gewalt in Regierungs- und Justizsachen auf den Areopagos übertragen, daß endlich unter den jährlich neu ernannten Beamten der erste Stratege, der Stadt-

hauptmann, mit der durchgreifendsten Amtsgewalt ausgestattet wurde. Ferner ward verfügt, daß die Besetzung der Aemter nicht mehr durch das Loos, sondern nur noch durch die Wahl erfolgte, und beschränkte man bei Archonten und Strategen die passive Wählbarkeit auf die begüterten Bürger. Die Gemeindeversammlung wurde schon seit einiger Zeit in dem Theater abgehalten; auf der alten Pnyx fanden nur noch die Wahlen der Beamten statt. Handelte es sich aber um Mittheilung von Senatsbeschlüssen oder von Verfügungen des Statthalters zu Thessalonike, so wurde eine vor der Halle des Attalos neu erbaute Rednerbühne benutzt.

Auf der andern Seite kam den Peloponnesiern für das leichtere Einleben in ihre politische Euthanasie, in die Stille des Lebens unter der Herrschaft der Römer, die nun die politische wilde Bewegung der griechischen Welt für immer matt gesetzt hatten, sehr wesentlich die patriotische Arbeit ihres Polybios zu Hülfe. Unter seiner Anregung hatte der gutmüthige Mummius nicht nur die verwüsteten Isthmischen Heiligthümer herstellen lassen, sondern auch die Tempel zu Olympia und Delphi aus der Kriegsbeute reich beschenkt. Mehr aber, als die senatorische Legation im Frühling, und später auch Mummius, dieser um als „Achaïcus" seinen Triumph zu feiern, im J. 145 v. Chr. nach Italien zurückkehrte, erhielt Polybios die Vollmacht, alle Städte der Halbinsel zu besuchen und überall die durch die Römer verfügten Veränderungen durchzuführen. Dabei durfte er alle Mittel anwenden, um die grenzenlose Verwirrung im Lande auszugleichen. Und wie er mit tiefem Wohlwollen, praktischer Einsicht und sicherer Hand, und zugleich mit einer bei Griechen damals seltenen Uneigennützigkeit, diese schwere Aufgabe in glücklicher und dankenswerther Weise durchzuführen vermocht hat: so gelang es ihm (anscheinend nach 140 v. Chr.) auch noch, die Römer zu bestimmen, daß sie einerseits den Griechen die Zahlung der für Herakleia und Sparta verordneten Strafsummen erließen, andrerseits aber eine formelle, lediglich auf Festversammlungen, Opfer und unschädliches politisches Schaugepräge und Petitionen beschränkte, Herstellung der verschiedenen griechischen Eidgenossenschaften erlaubten, die mit ihren reichen Formen und ihrem Beamtenpersonal den Griechen zu einem unentbehrlichen Lebensbedürfniß geworden waren. Auch die Absperrung der Grundbesitzer lediglich auf ihre eigenen Gemeinden wurde wieder aufgehoben.

Seit dieser Zeit ist für die Griechenwelt eine lange Ruhepause eingetreten. Auch die Makedonen fügten sich in die neuen Verhältnisse, nachdem noch i. J. 142 Lucius Tremellius, der Quästor des Prätors A. Licinius Nerva, einen neuen Aufstand, der durch das Auftreten eines neuen Pseudophilipp im Osten des Landes hervorgerufen war, mit leichter Mühe niedergeworfen hatte. Der größere Theil der Halbinsel des Balkan, südwestlich von diesem Gebirge (seit 156 und 155 bereits auch ein Theil von Dalmatien) fügte sich jetzt ruhig dem Gebote der römischen Herren. Der bedeutendste Historiker aber jener Zeit, dessen Nachrichten noch heute für uns den Werth

einer vorzüglichen Zuverlässigkeit besitzen, war eben jener treffliche arkadische Polybios, dem in Rom das Verständniß aufgegangen war über die Bedingungen und die gigantische Kraft der römischen Weltmacht, wie über die ausgezeichneten Eigenschaften der Römer und ihres Staatswesens, und der sich überzeugt hatte, daß das Griechenthum nur noch auf dem geistigen, das Römerthum aber auf dem politischen und militärischen Gebiete die unbestrittene Ueberlegenheit behaupte. Er zuerst unter den denkenden Griechen der Zeit erkannte, vielleicht deutlicher noch als damals selbst die Römer, die neue Weltstellung Roms; jedenfalls ist er der erste gewesen, der dieselbe auch literarisch zur Geltung und Darstellung gebracht hat. Ein ausgezeichneter Forscher und im Besitze der besten Nachrichten, tief ernst und wahrheitsliebend, einfach, klar, nüchtern und sachverständig, schrieb er die Geschichte der Zeit, während welcher sich das entwickelt und vollendet hat, was wir die „römische Weltherrschaft" zu nennen pflegen, nämlich des Zeitraumes vom ersten punischen Kriege bis zum Untergange von Korinth: „römischer Stoff, den er mit gereifter hellenischer Kritik in universalhistorischer Weise behandelte". Das Werk selbst hat Polybios geschrieben, als er nach Vollendung seiner griechischen politischen Aufgabe wieder nach Rom zurückgekehrt war. Den Abend jedoch seines Lebens hat er wieder in seinem Vaterlande zugebracht, bis ihn im hohem Alter (es ist ungewiß ob um 127 v. Chr. oder noch etwas später) ein Sturz von dem Pferde tödtete.

Drittes Kapitel.

Numantia und die Genesis der Revolution.

Die großen Siege, welche die römischen Legionen in der ersten Hälfte der vierziger Jahre des laufenden Jahrhunderts erfochten, hatten in der That die Herrschaft des römischen Staates über die antike Kulturwelt für Jahrhunderte festgestellt. Die Mächte, die noch vor dem Ablauf der republikanischen Zeit den Römern neue und ungeahnte Gefahren bereiten sollten, die naturfrischen Germanen des Nordens und die asiatischen Parther, waren noch nicht in den Bereich der senatorischen Politik getreten. In allen Ländern aber rings um das Mittelmeer, auf deren Ueberwindung und Beherrschung die Größe der italischen Weltmacht vorzugsweise beruhte, tobte nur noch in dem einzigen fernen Spanien ein grimmer Kampf, dessen Ausgang jedoch auf die Dauer nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Dagegen hatten die alten hellenistischen Großmächte des Orients schon seit der kolossalen Niederlage des Antiochos III. bei Magnesia sich als völlig außer Stande gezeigt, zu irgend welchem wirksamen Widerstande gegen die Politik des Senats sich wieder aufzuraffen. Der Besiegte von Magnesia, jener so tief gefallene dritte Antiochos, war bereits i. J. 187 seinem Geschicke verfallen. Als er zur

Aufbringung der nöthigen Mittel, um den stipulirten Tribut nach Rom zu zahlen, bei den Elymäern, einem freien Bergvolke südöstlich vom unteren Tigris, einen Tempel plündern wollte, wurde er sammt seiner Mannschaft erschlagen. Sein älterer Sohn, Seleukos IV. Philopator, ein diplomatisch und militärisch nicht unbegabter Herrscher, hatte die furchtbare Aufgabe, das durch die Niederlage seines Vaters an Umfang, an äußerem Ansehen, an innerer Kraft entsetzlich geschwächte syrische Reich einigermaßen wieder emporzubringen, nicht ohne Glück und Geschick in Angriff genommen, als ihn (175/4) sein verrätherischer Schatzmeister Heliodor ermordete. Und nun bestieg den Thron sein jüngerer Bruder Antiochos IV. Epiphanes, ein begabter Mann, der zunächst mit einer Frische und Lebhaftigkeit, und in freieren, mehr abendländischen Formen auftrat, wie sie der syrische Orient bei seinen Herrschern schon lange nicht mehr gewohnt war. Antiochos, der selbst als Geisel in Rom gewesen war und die gewaltige Macht der Römer sehr wohl kannte, wandte sich mit seiner Politik von dem durch römischen Einfluß beherrschten asiatischen Westen ganz ab, und suchte sein Reich wieder auf der ägyptischen Seite zu erweitern. Sein Schwager, der Lagide Ptolemäos V. Epiphanes, hatte nach dem entscheidenden (S. 296) Friedensschlusse mit Antiochos III. eine keineswegs glückliche Regierung geführt. Die Niederwerfung eines Aufstandes der Eingebornen in Oberägypten bei Lykopolis und gleich nachher (196) die Dämpfung einer durch die Generale Skopas und Dikäarchos veranlaßten Meuterei der ätolischen Söldner, die mit dem Untergange jener Heerführer endigte, sicherte allerdings seine Stellung. Aber mit Ausnahme der von ihm hoch begünstigten Priesterschaft des Landes, die auch den jugendlichen Fürsten (195) nach alterthümlicher Weise des alten Landes der Pharaonen in dem Tempel des Ptah zu Memphis zum König oder vielmehr zum göttlichen „Sohn der Sonne" weihte, vermochte der schlaffe Herrscher, der stets fremder Leitung bedurfte und weder seinen Günstlingen noch seinen eigenen schlimmen Neigungen zu wehren verstand, die Sympathie seines Volkes nicht zu gewinnen. Als erst sein tüchtiger Aristomenes, der ihn durch Freimüthigkeit beleidigt hatte, von ihm durch Gift beseitigt war, sank er, jetzt durch den Polykrates geleitet, immer tiefer, und machte sich namentlich durch die perfide Grausamkeit gegen die ägyptischen Führer eines neuen, 184 durch Polykrates gedämpften Aufstandes verhaßt. Als er endlich noch in jungen Jahren 181 durch seine Umgebungen vergiftet worden war, ergriff die verständige syrische Kleopatra, seine Wittwe, für ihre unmündigen Kinder kräftig die Zügel der vormundschaftlichen Regierung, die jedoch durch den unablässigen Streit mit dem Hofe ihrer syrischen Brüder über die Landschaften Palästina und Kölesyrien gestört wurde. Auf Grund des (S. 296) Verlobungsvertrages der Kleopatra behaupteten die Seleukiden, die die Provinzen inne hatten, nur zur Zahlung der Mitgift in Gestalt der Einkünfte dieser Länder verpflichtet zu sein, während die Lagiden sich berechtigt hielten, die Wiederabtretung derselben oder eines Theiles derselben zu fordern. Als nun Kleopatra i. J. 173 v. Chr.

starb, hörten die syrischen Rentenzahlungen auf, und nun gedachten die unbesonnenen Vormünder des 14jährigen Ptolemäos VI. Philometor, den Krieg gegen Antiochos IV. Epiphanes zu eröffnen, zumal Syrien durch die Ermordung seines Bruders in Aufregung gerathen zu sein schien. Aber auch Antiochos IV. griff gern zu den Waffen, in der Hoffnung, jetzt endlich das Nilthal für sich erobern zu können, zumal die gefürchteten Römer, die Freunde der Lagiden, jetzt mit Makedonien in Krieg verwickelt waren. Die syrischen Waffen waren vom Glück begünstigt. Antiochos erfocht i. J. 171 bei dem Berge Kasion auf der ägyptischen Grenze einen großen Sieg, eroberte dann die starke Festung Pelusion und drang immer tiefer in Aegypten ein. Der junge Philometor flüchtete nach Samothrake, die Alexandriner aber erhoben nun seinen jüngeren Bruder unter dem Namen Ptolemäos II. Euergetes (später spottweise „Physkon", der Schmeerbauch, genannt,) zum König. Da nahm Antiochos den Philometor unter seinen Schutz und führte ihn wieder zu Memphis als König ein, um bei dem Zwist der Brüder unter dem Namen seines Neffen die Herrschaft über das vielersehnte Nilthal führen zu können. Als er aber nach vergeblichem Angriff auf Alexandria und einem Seesieg über Euergetes (170) durch Unruhen in seinem Reiche genöthigt wurde, nach Syrien zurückzukehren, versöhnten sich in seiner Abwesenheit unter der energischen Einwirkung ihrer Schwester Kleopatra die beiden königlichen Brüder, 169 v. Chr. Da nahm denn der Seleukide den Krieg gegen beide wieder auf, und drang siegreich in Aegypten vor. Als er aber 168 vor Alexandria stand, da erfolgte die Seitens der Aegypter angerufene römische Intervention. Es war nicht lange nach der Schlacht bei Pydna, deren furchtbarer Ruf weithin im Orient den alten Schrecken der Unwiderstehlichkeit der römischen Waffen wieder erneuert hatte. Die Römer, damals wieder auf der ganzen Höhe ihres Machtbewußtseins, verfuhren sehr kurz und bündig. Ihr Botschafter, Gajus Popillius Länas, ein barscher und herrischer Mann von brutalen Formen, vertrat die Befehle des Senats in seiner Weise mustergiltig. Der Senat forderte die Räumung aller Länder westlich von der Landenge von Suez, wie auch der erst neuerdings durch Verrath an Antiochos übergegangenen Insel Kypros. Als Popillius das Heer des Antiochos in der Gegend von Alexandrien erreichte, überreichte er ihm ohne Weiteres die Befehle des Senats. Der König wollte ausweichen und die Sache in Erwägung ziehen. Da zog Popillius mit seinem Stabe einen Kreis im Sande rings um den Seleukiden mit den Worten: „ehe du aus diesem Kreise heraustrittst, mußt du mir antworten, was ich dem Senat zu berichten habe, — ob du der Römer Freund oder Feind sein willst!" Gewaltig betroffen, aber ohne Widerstandskraft, erwiderte der Erbe der Großkönige von Antiochia nach einigem Zögern, „ich werde thun, was der Senat verlangt". Nun erst reichte der barsche römische Diplomat dem Antiochos die Hand und begrüßte ihn als Freund und Verbündeten des römischen Volkes. Pelusion und Kypros wurden wirklich von den syrischen Truppen geräumt.

Damit war es denn ausgesprochen und anerkannt, daß selbst die riesigen Monarchien des hellenistischen Orients nur noch die demüthigen Klientelstaaten des Senats waren. Und der Senat, obwohl die Zeit noch fern war, wo mit bewaffneter Hand jeder Verfügung am Delta und östlich vom Tauros Nachdruck gegeben wurde, unterließ es nicht, durch seine Diplomatie in Syrien die Zersetzung zu fördern und in Aegypten seinen Willen in großen Reichsfragen zur Geltung zu bringen. In Aegypten hatte der Frieden zwischen den beiden Brüdern nicht lange bestanden: denn Philometor, der bessere derselben, war ein milder, aber auch schlaffer Mensch, der dem bei großem Interesse für Kunst und Wissenschaft zwar überaus schwelgerischen und tückisch-grausamen, aber hochbegabten und thatkräftigen Euergetes sich zunächst durchaus nicht gewachsen zeigte. Schon nach wenigen Jahren entbrannte der Bruderkrieg. Philometor unterlag und flüchtete nach Rom. Nun führte ihn zwar (164) der Senat zurück, und theilte das Reich der Lagiden in der Art, daß Philometor das Nilthal und Kypros, Euergetes Kyrene und die libyschen Außenlande regieren sollte. Damit aber war die Ruhe nicht gesichert, indem nämlich seit dieser Zeit Euergetes mehrere Jahre lang immer neue Angriffe auf die Besitzungen seines Bruders, namentlich auf Kypros versuchte, und zugleich den Senat, und zwar wiederholt mit Erfolg, unablässig durch seine Gesandtschaften heimsuchte, die mit denen des Philometor in ähnlicher Weise vor den römischen Staatsmännern Scenen des Haders aufführten, wie die der Griechen. Erst als Philometor, der allmählich doch die Oberhand behauptete, bei Gelegenheit einer erfolgreichen erobernden Einmischung in die Zustände des durch die Verfeindung mit den von Aegypten her hoch begünstigten Juden und weiter durch unaufhörliche Thronkriege völlig zerrütteten syrischen Reiches im Jahre 146 den Tod gefunden hatte, konnte sich Euergetes, auch Ptolemäos VII. genannt, der Herrschaft über das gesammte Reich bemächtigen. Dieser entsetzliche Mensch war allerdings für Rom jetzt wenig gefährlich; denn neben zahlreichen Schöpfungen im Interesse der Wissenschaft, der Architektonik, der Künste, der Kultur, entfaltete er in schauerlichem Gegensatze einen Hang zu blutigen Freveln, wie sie sonst nur in den späteren Zeiten der Achämeniden den persischen Hof befleckt hatten. Philometor war nach der uns bekannten, abstoßenden Sitte seines Hauses mit seiner leiblichen Schwester Kleopatra vermählt gewesen. Diese, jetzt Wittwe, zwang Euergetes, nunmehr ihm die Hand zu reichen, und weihte die Feier der Hochzeit ein durch die Ermordung ihres Sohnes Eupator, des legitimen Thronerben, welcher die gewaltsame Beseitigung und Verbannung überaus zahlreicher Bürger der ihm aufsässigen Stadt Alexandria folgte. Auf die Dauer wurde aber seine Stellung unhaltbar. Er hatte seine Gemahlin auf das Aeußerste erbittert durch die Entehrung ihrer Tochter, die ebenfalls Kleopatra hieß, und deren spätere Erhebung zu seiner zweiten Frau. Ein furchtbarer Aufstand der über solche Greuel entrüsteten Alexandriner nöthigte ihn, mit der jüngeren Kleopatra nach Kypros zu flüchten.

Und von hier aus schickte der Unmensch der unglücklichen Königin die zerstückte Leiche des mit ihr erzeugten Sohnes zu! Trotzdem ist es dem gräßlichen Menschen gelungen, nicht nur theils durch Waffengewalt, theils durch politische Gewandtheit um das Jahr 127 noch einmal Aegypten zu gewinnen, wo er dann, unerhörter Weise sogar mit der so entsetzlich gemißhandelten Königin in äußerem Frieden, und mit erheblichem Einfluß auf die wüsten Zustände in Syrien, bis zu seinem Tode 117 die Krone getragen hat.

Steht solcher grausigen Entartung des alten Hauses der Lagiden gegenüber das römische Volk selbst in der Zeit seines bereits sehr fühlbaren inneren Verfalls noch immer frisch und tüchtig da, so war unter erheblicher Mitwirkung der römischen Diplomatie der Staat der Seleukiden, den der Senat seiner Zeit ernstlich fürchten zu müssen geglaubt hatte, nur allzu schnell in vollständige Auflösung gerathen. Antiochos IV. Epiphanes, ein Mann, der den Sitten des Abendlandes, der Civilisation der Griechen und der Römer (mit Einrechnung der Gladiatur) leidenschaftlich ergeben war, hatte nach seinem Abzug aus Aegypten sich einen Krieg mit den Juden auf den Hals gezogen, der ihm und seinem Hause verderblich werden sollte. Die wunderbare Kraft und der zauberische Reiz des Hellenismus hatte selbst die starrste und widerstandskräftigste Nationalität, welche die Geschichte kennt, nämlich die jüdische, nicht unberührt gelassen. Aber es war doch immer nur eine Minorität, welche der hellenischen Bildung huldigte; und es war ein unheilvoller Gedanke des jungen Königs, seit 168 v. Chr. mit Gewalt den Juden nicht nur die hellenistische Civilisation, sondern sogar den griechischen Kultus aufzwingen zu wollen. Wurzelte nun dieser Plan theilweise auch in der Ueberzeugung, daß das wichtige und von Alexandria her nach wie vor mit lüsternem Blick betrachtete Grenzland Palästina erst dann für die Seleukiden wirklich gesichert sein würde, wenn es gelungen wäre, die strengen Juden, die natürlichen Anhänger der sie gerade in dieser Zeit wieder ganz außerordentlich begünstigenden Lagiden, zu überwältigen: so machte Antiochos IV. sich selbst das Gelingen seiner Unternehmung unmöglich, indem er nicht allein auf Ausraubung der Schätze des Tempels zu Jerusalem ausging, sondern auch durch den Widerstand, den seine religiösen Neuerungen bei den Juden fanden, sich zu den furchtbarsten Blutthaten hinreißen ließ. Die Folge war, daß seit 167 v. Chr. der kräftigste Theil des jüdischen Volkes, dessen mächtigste Leidenschaften durch diesen Angriff des Großkönigs gereizt waren, sich zu einem furchtbaren Aufstand erhob. Religiöser Enthusiasmus und hartes Nationalgefühl machten das kleine Volk unter Führung zuerst des Priesters Matathias, und nach dessen Tode unter der Leitung seiner Söhne, unter dem Heldengeschlecht der Chasmonäer oder Makkabäer von Modiim, unüberwindlich. Der Krieg gegen die aufständischen Juden, die sich mit Heldenmuth vertheidigten, rückte nicht vor. Und als der General Lysias im Jahre 164 mit dem Sohne des Königs vor Jerusalem lag, kam die Nachricht, daß Antiochos IV., der unter dem Drucke großen Geldmangels

in Folge der Tributzahlungen an den römischen Senat und seiner eigenen verschwenderischen Wirthschaft nach den östlichen Provinzen marschirt war, um die Abgaben einzutreiben und verschiedene Tempel zu plündern, zu Tabä in Persien in Folge seiner Ausschweifungen im Trunk den Tod gefunden hatte. Damit begann die Zeit der erfolgreichen Einmischungen des Senats in die Zustände des nun schnell seinem Verfall zutaumelnden Reiches. Des Epiphanes Sohn Antiochos V. Eupator war nur erst neun Jahre alt; ein Kampf zwischen Lysias und dem Philipp, einem andern Vertrauten des Epiphanes, die beide auf die Regentschaft Anspruch hatten und machten, verschaffte den Juden einen günstigen Frieden, der ihnen (162) ihre hergebrachte hierarchische Verfassung sicherte. Und als Philipp seinem Gegner erlegen war, erschien aus Rom eine Gesandtschaft unter Gnäus Octavius, welcher allerdings den neuen jungen König anerkennen sollte, aber auch den niederträchtigen Auftrag hatte, die militärische Kraft des Reiches zu desorganisiren, nämlich die über den Frieden des Jahres 189 hinaus wieder gewachsene Flotte verbrennen und die Elefanten unbrauchbar machen zu lassen. Dieser Gewaltmensch wurde nun zwar schnell genug in Laodikeia ermordet, ohne daß die Römer hier rächend eingriffen. Als nun aber des Seleukos IV. Sohn Demetrios (Soter), bisher Geisel in Rom und mit seinen Ansprüchen auf die syrische Krone vom Senat abgewiesen, damals aus Italien heimlich entwich, nach seiner Heimath entkam und hier, von der Sympathie des Volkes getragen, den Lysias und seinen Vetter Antiochos gewaltsam aus dem Wege räumte: da säumten die Römer, obwohl sie den Demetrios doch als Großkönig duldeten, ihrerseits nicht, zu neuer Schwächung seines Reiches und seiner Stellung die Juden, die seit diesem Moment für lange Zeit sich der speciellen Gunst der italischen Weltmacht erfreut haben, im Jahre 161 als frei und autonom anzuerkennen, den Seleukiden und den Lagiden den Durchmarsch durch das jüdische Land zu untersagen, und den Juden für den Fall eines syrischen Angriffs ihren Schutz zuzusagen. Das Beste in dieser Hinsicht mußten freilich die Juden selbst thun, denen allmählich nach mehreren neuen wechselvollen Kämpfen mit den syrischen Kriegshaufen die volle Unabhängigkeit nicht ausblieb. Auch Demetrios Soter täuschte die Hoffnungen des Landes und verfiel in die schlimmen schwelgerischen und grausamen Neigungen des Orients. Bereits war er im eigenen Lande sehr unpopulär geworden und mit den Fürsten der hellenistischen Dynastien in Aegypten, wie in Kappadokien und Pergamon auf gespanntem Fuße, als im Jahre 152 einer der ihm feindlichen früheren Großbeamten des Epiphanes, Namens Herakleides, unter Zustimmung des Senats einen neuen Prätendenten gegen ihn aufstellte, den Alexander Balas, dem es gelang, im Jahre 150/49 den Demetrios nach hartem Kampfe zu stürzen. Der Seleukide war auf der Flucht ums Leben gekommen. Aber auch der neue Machthaber schaltete so wüst und blutig, daß es schon im Jahre 147/6 einem Sohne des Demetrios, desselben Namens, nunmehr Demetrios II.

Nikator genannt, gelang mit ägyptischer Hülfe den Usurpator zu überwältigen. Frieden gewann das zerrissene syrische Reich dadurch aber ganz und gar nicht. Denn ein Feldherr des todten Alexander Balas, Diodotos Tryphon mit Namen, erneuerte zuerst zu Gunsten eines Sohnes seines alten Herrn, Antiochos VI., später nach Ermordung (141 oder 143) seines eignen Schützlings für sein persönliches Interesse, den Krieg um die Krone, und unter diesen Raufereien gewannen die Juden, die abwechselnd von beiden Seiten zur Hülfe gerufen wurden, zuerst die Anerkennung ihrer Autonomie und Steuerfreiheit (142), und nachher auch in aller Form (139) die ihres Führers, des Chasmonäers Simon, als des Hohenpriesters und Fürsten des kleinen Volkes.

Die Zertrümmerung aber des syrischen Reiches wurde damals vollendet durch das Eingreifen der Parther. Ueber dieses rüstige Volk gebot damals der gewaltige sechste Arsakide, Mithradates I. (175—136 v. Chr.), der eigentliche Schöpfer der neuen Großmacht des Ostens, der in den Jahren 150 bis 140 einerseits Atropatene, Medien, die iranischen Provinzen der Seleukiden (wie es scheint auch das nur halb unabhängig bleibende Persis), Elymais, Babylonien und Mesopotamien während der syrischen Thronkriege erobert, nicht minder auch das griechisch-baktrische, durch innere Stürme, durch Kämpfe mit turanischen Völkern und mit den ostiranischen Stämmen zerrüttete, Reich von sich abhängig gemacht, und somit eine neue gewaltige Macht aufgerichtet hatte, die vom Eufrat bis zum Indus sich ausdehnte und in der Weise des Orients neu organisirt wurde. Obwohl die Parther durchaus nicht in so fanatischer Weise gegen das, bei ihnen vielmehr mehrseitig gepflegte griechische Wesen auftraten, wie später die neupersischen Sasaniden, so bedeutete doch ihr neuer Machtaufschwung einerseits eine nationale Reaktion der iranischen Welt gegen die des bisher herrschenden Abendlandes, andrerseits das Auftreten einer neuen künftigen Gegnerschaft für die Römer, die jetzt dem von ihnen unbesonnen genug geförderten Zerfall der Seleukidenmacht nicht mehr mehren konnten.

Demetrios II. versuchte es noch einmal, die furchtbare Fluth aufzuhalten. Er überließ den Kampf wider Tryphon einstweilen seinen Feldherren und wandte sich i. J. 139, nicht ohne Aufforderung von Seiten der medischen, persischen und baktrischen Fürsten, mit Aufbietung aller Kräfte gegen die Parther, aber nur um nach einer Reihe von Erfolgen endlich in Medien aufs Haupt geschlagen und gefangen zu werden. Während er so bei dem Großkönig des Ostens seine Zeit in anständiger Haft zubrachte, war er in Antiochia durchaus nicht vergessen. Sein jüngerer Bruder, Antiochos VII., gewöhnlich Sidetes genannt, setzte den Krieg gegen Tryphon mit Nachdruck fort und führte ein kräftiges Regiment, nachdem er (138/7) für seine Person die Zügel der Regierung ergriffen und die Frau seines in anscheinend hoffnungslose Gefangenschaft verschlagenen Bruders geheirathet hatte. Durch das Glück in der Art begünstigt, daß er mit Hülfe des jüdischen Fürsten Simon

des Tryphon endlich Meister werden konnte, welcher letztere dann 134 v. Chr. seinen Untergang fand; daß er ferner sogar 132 Simons Sohn und Nachfolger, den jüdischen Hohenpriester Johannes, wieder tributär machen konnte: dachte er schließlich an einen großen Rachezug gegen die Parther, bei denen seit d. J. 136 des Mithradates Sohn, der siebente Arsakide, nämlich Phrahates II., die Krone trug. Der Kampf schien um so nothwendiger, als es allmählich deutlich wurde, daß der neue iranische Großkönig mit der Idee umging, den gefangenen und nun mit einer parthischen Prinzessin vermählten Demetrios mit parthischen Truppen nach Syrien zu senden, um den Rest dieses Reiches als Vasallenland an das parthische Großreich zu knüpfen. Antiochos VII. zog also i. J. 129 v. Chr. nach starken Rüstungen mit etwa 100,000 Mann nach dem Osten aus. Auch er wurde anfangs entschieden vom Glücke begünstigt; eine siegreiche Schlacht am assyrischen Lykos brachte dem jüdischen Häuptling Johannes, der hier die hyrkanischen Haufen des Gegners warf, den Ehrennamen Hyrkanos ein. Bis nach Parthyene wurde der mächtige Feind wieder zurückgeworfen. Als aber im Frühjahr 128 v. Chr. der Kampf nach dem Scheitern von Friedensverhandlungen sich erneuerte, schickte Phrahates den Demetrios mit einer parthischen Abtheilung auf Umwegen nach Syrien, und gleichzeitig ermordeten die durch die zügellosen syrischen Soldaten während der Winterrast furchtbar erbitterten Meder im Einverständniß mit dem Partherkönig an Einem Tage auf vielen Punkten die zerstreuten Truppen des Antiochos. Der Seleukide selbst, der in Eilmärschen zur Rettung nahte, wurde in Medien von einem überlegenen parthischen Heere gefaßt und mit seinen Truppen vernichtet.

Damit war die Suprematie der Parther in Central-Asien bis zur Zeit des Kaisers Trajan festgestellt. Seleukia am Tigris, einst von Seleukos I. Nikator als griechische Kolonie gegründet, und seine auf dem östlichen Stromufer gegenüberliegende Vorstadt Ktesiphon, eine anmuthige, offene Gartenstadt, nunmehr die parthische Winterresidenz, wurde jetzt der berühmte Centralpunkt der neuen Großmacht. Es waren lediglich die gefährlichen Einbrüche turanischer Steppenvölker, die unmittelbar nach dem Siege des Phrahates II. über die syrische Armee vom Jaxartes her die östlichen Landschaften des Reiches grausam verheerten, was den Großkönig damals verhinderte, das Reich der Seleukiden auch westlich vom Eufrat gänzlich zu zertrümmern. Analoge Kämpfe und nicht weniger die oft wiederkehrenden inneren Unruhen im Reiche der Parther machten es möglich, daß das Haus der Seleukiden, jetzt nur auf die syrische Küste und einen mesopotamischen Rest beschränkt, noch viele Jahre lang sich durch weitere innere Kriege ruiniren konnte, ehe die letzte Stunde dieses Staates schlug. Demetrios II. hatte wirklich Syrien wieder erreicht (128 v. Chr.), auch die alte Herrschaft wieder gewonnen. Ruhe aber fand er auch jetzt nicht. Der dem Untergang des syrischen Heeres im Partherkriege entronnene jüdische Fürst Johannes riß sofort mehrere syrische Städte an sich. Ptolemäos Physkon aber (S. 371),



Nordwestecke der Ara.

Auf der Akropolis von Pergamon.

Byzantinische Mauer. Fundamente des Polias-Tempels. Byzantinische Mauer.

gegen den Demetrios bei dem greulichen Streite mit der unglücklichen Königin Kleopatra Partei ergriff, stellte gegen ihn einen angeblichen Adoptivsohn des Sidetes, den Aegypter Alexander (II.) Zabina, als Prätendenten auf, und nach dem Verluste einer Schlacht bei Damaskos fand der König Demetrios im Jahre 126 durch Mörderhand auf der Flucht seinen Untergang. Sofort aber entbrannte zwischen dem Usurpator und einem Sohne des Demetrios, Antiochos VIII. Grypos, ein neuer Thronkrieg, in welchem der junge Seleukide, anfangs auf einen kleinen Theil des Landes beschränkt, allmählich doch (125—121 v. Chr.) den Sieg davontrug, seitdem es ihm gelungen war, die Gunst des Physkon, die Hand seiner Tochter Tryphäna, und ägyptische Hülfstruppen zu gewinnen. War jedoch schon sonst die Familiengeschichte auch dieses Hauses in eben dieser Generation durch entsetzliche Thaten befleckt, so kam es nun zum offenen Bruderkriege. Ein Sohn des Sidetes von der Gattin seines Bruders Demetrios, Namens Antiochos IX., den die Mutter nach des Sidetes Untergange nach Kyzikos geflüchtet hatte, (daher Kyzikenos genannt,) von dem Grypos am Leben bedroht, fand bei den Nachfolgern des Physkon in Alexandria Hülfe, gewann die Hand der Kleopatra, der Schwester der Tryphäna, der Tochter Physkons, und führte seit 112 v. Chr. gegen den Grypos, also seinen Halbbruder, einen erbitterten Krieg, in welchem beide Regenten, Grypos zu Damaskos, Kyzikenos zu Antiochia schaltend, zu großem Vortheil für alle dem syrischen Reiche feindlichen Elemente unaufhörlich die Kräfte des Landes verzehrten, bis endlich Grypos im Jahre 97/6 durch Mörderhand seinen Tod fand.

Es hat dann noch sehr lange gedauert, bis gegenüber dem Auftreten ganz neuer kolossaler Machtelemente in den asiatischen Ländern zwischen der Parthergrenze und dem Halys die Legionen der Römer unmittelbar zu den Trümmern des Reiches der Seleukiden in Beziehung traten. Denn inzwischen hatten sich für die Römer nach Innen wie nach Außen alle Verhältnisse sehr bedeutend verändert. Ihr Interesse war für längere Zeit von dem Orient abgelenkt worden, obwohl sie schließlich auf dem Boden Asiens bereits eine neue Provinz gewonnen hatten. Die Möglichkeit zu dieser Erwerbung hatte das Aussterben des Hauses der Attaliden von Pergamon gegeben. Dem klugen Attalos II. war es wirklich gelungen, durch äußerste Schmiegsamkeit und diplomatische Feinheit (158 bis 138) die Gunst der Römer für sein Haus zurückzugewinnen; auch rettete ihn die römische Intervention aus der Noth eines gefährlichen Krieges, den (156—154) der greuliche bithynische Prusias II. wider ihn führte. Als aber Attalos II. gestorben und die Krone von Pergamon auf das Haupt seines Neffen und Mündels Attalos III. gekommen war: da zeigte es sich, daß der letzte Erbe des edlen Hauses von Pergamon gänzlich aus der Art geschlagen war. Es begann ein wüstes, greuelvolles Blutregiment, und alle Welt mußte es als ein Glück erachten, daß ein plötzlicher Tod im Jahre 133 der Herrschaft des jungen Wütherichs ein Ende bereitete. Legitime Erben waren nicht

da. Und die Römer sahen es gern, daß ein Diener des letzten Attaliden in ihrer Hauptstadt mit einem Testament erschien, in welchem das römische Volk zum Erben des Königs eingesetzt wurde. Ob dieses Testament ächt, das heißt, ob und aus welchen Motiven heraus es von Attalos III. beschlossen worden; oder aber ob es unächt, und in diesem Falle, von wem es dann ausgegangen, ob es namentlich auf eine römische Intrigue zurückzuführen war, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Gewiß ist nur, daß die römischen Staatsgewalten es anzunehmen sich entschlossen, aber an der Uebernahme der prächtigen Erbschaft einstweilen durch eine furchtbare Revolution verhindert wurden, deren Verlauf uns später beschäftigen wird.

Die Erwerbung des blühendsten Theiles von Kleinasien, die chronologisch nahe zusammenfällt mit der später noch zu besprechenden endlichen Niederwerfung der spanischen Aufständischen, vollendete formell die Begründung der sogenannten Weltherrschaft der Römer, die nun in der That in allen den drei den Alten bekannten Erdtheilen unmittelbares Gebiet besaßen und bis zur Parthergrenze hin überall unwiderstehlich gebieten konnten. Aber mit der Erreichung dieses stolzen Zieles waren auch die guten Zeiten der Republik für immer dahin. Die Kraft des Senats hatte ausgereicht, die Welt der Kulturstaaten des Mittelmeeres unter seine Hoheit zu zwingen. Die militärische Kraft des italischen Reiches ist nachher im Stande gewesen, diese imposante Macht nicht nur zu behaupten, sondern auch noch ins Ungeheure zu erweitern. Aber der Aufgabe, die Weltherrschaft zum Heile der eigenen Nation und der unterthänigen Völker zu führen, ist der Senat, ist überhaupt die Republik nicht mehr gewachsen gewesen. Die schlimme Zeit war gekommen, wo einerseits die sittliche Kraft des Römerthums zu sinken, wo andrerseits die politische Produktionskraft der Römer zu versiegen begann. Das furchtbare Zeitalter war bereits im vollen Anzuge, während dessen die römische Herrschaft zum Fluche und Unheil für die antike Welt von Gades bis zum Eufrat gedeihen, zugleich aber die herrschende Nation selbst alle Schrecknisse der Revolution und des Bürgerkrieges im vollsten schauerlichsten Maße erfahren sollte.

Es war nicht von vornherein unvermeidlich, daß die Einmündung der Geschichte aller antiken Völker zwischen dem Halys und dem atlantischen Ocean in jene der Römer für die Unterthanen wie für die Römer selbst verderblich wurde. Sehen wir ab von den schauerlichen Freveln, die Rom an den Städten Karthago und Korinth verübt hatte, so konnte es bei dem politischen und sozialen Zustande, in welchem der Senat die meisten der neu unterworfenen Völker fand, als er sie in den ehernen Rahmen seiner Provinzialverfassung zwang, eher als ein Glück betrachtet werden, daß endlich eine starke Macht den Greueln endloser und zielloser Fehden und wüster Selbstvernichtung ein Ende bereitete. Die meisten dieser Völker waren politisch

verbraucht. Ein weithin gesicherter Zustand des Friedens mit seinen Segnungen unter der weisen Führung des Senats konnte wohl als ein immerhin erträgliches Loos für die schönen Länder des Mittelmeeres erscheinen, deren beste Zeiten längst zu den Schatten der Vergangenheit gehörten.

Nun aber hatten sich die Römer selbst mehr und mehr innerlich verändert; die soldatische und politische Kraft war geblieben, die Kunst auswärtiger Politik allmählich zu hoher Meisterschaft ausgebildet, — aber die besten Eigenschaften der Zeit vor dem hannibalischen Kriege waren im Verdorren, und neue Richtungen in den Vordergrund getreten, die in erster Reihe höchst unheilvoll auf die Provinzen einwirken mußten. Man hatte ein gewaltiges Reich geschaffen. Aber nun fehlte die geniale Kraft, welche dieses Reich zu organisiren, welche Zustände zu schaffen verstanden hätte, die die Gewähr für ihre Dauer und Haltbarkeit in sich trugen. Man konnte wohl erobern, man verstand wohl zu befehlen, aber nicht zu regieren, und noch weniger, die neuen Unterthanen mit ihrer Lage wirklich auszusöhnen. Und hier liegt der Punkt, auf den sich die innere Berechtigung des späteren Ueberganges zur Monarchie vorzugsweise gründet. Wie zur Zeit der Gründung der ersten Provinz, so war noch immer, und jetzt bestimmter denn je zuvor, der Gedanke den republikanischen Machthabern völlig fremd, jemals eine Annäherung der Unterthanen an die herrschende Nation in Aussicht zu nehmen, oder aber in großartiger Weise die Masse der beherrschten Völker und Länder, die den italischen Kern des Reiches rings umlagerten, energisch zu romanisiren. Und wie man damit prinzipiell die Unterthanen zu ewiger politischer Abhängigkeit verurtheilte, sie insgesammt für alle Zeiten zu einem kommunalen oder allenfalls landschaftlichen Stillleben bestimmte oder herabdrückte: so blieb die Art der Verwaltung dauernd bei der verderblichen Gestalt stehen, die der Senat bei der Gründung der ältesten Inselprovinzen einmal eingeführt hatte. Die schlimme Einrichtung des jährlichen Wechsels der Statthalter, von der nur selten abgewichen wurde, mußte ganz von selbst, zumal bei der großen territorialen Ausdehnung der meisten Provinzen, höchst nachtheilig wirken. Lag es immerhin nicht in der Art der Republik, in das Detail des inneren Lebens der Unterthanen sich einzumischen, so mußte doch auch bei dem besten Willen der Statthalter der unaufhörliche Wechsel derselben eine Vertrautheit der höheren Beamten mit den Interessen der Unterthanen fast unmöglich machen, eine konsequente Art der Regierung zu deren Besten ausschließen, der Herrschaft durchgehends einen Zufallscharakter aufprägen. Daß dieses System bis zur Zeit der Gründung der „kaiserlichen" Provinzen trotz seiner vielen, auch für die römische Kriegführung empfindlichen, Uebelstände andauernd beibehalten worden ist, lag hauptsächlich an zwei Umständen. Einerseits sind die Römer vor allen andern Völkern der alten Welt trotz ihres praktischen Geistes Sklaven der Routine und der hergebrachten Formen, die sie wohl umgehen, biegen, umbilden und bessern, aber nur sehr ungern durch ganz neue ersetzen. Dieselbe geradezu weltgeschichtlich ver-

hängnißvolle Unfähigkeit, aus dem tief eingefahrenen Geleise herauszukommen, die sie schon in nächster Zeit zeigen, als sich die Unbrauchbarkeit der bisher entwickelten Staatsverfassung immer schärfer fühlbar macht, hindert auch die systematische Umbildung der Provinzialverwaltung. Andrerseits aber wurden offenbar nicht wenige wohlmeinende Römer, denen die schweren Nachtheile des bestehenden Systems nicht verborgen sein konnten, durch die Rücksicht auf die Republik gehindert, gegen dasselbe energisch Front zu machen. Unleugbar war es ein für die Zukunft der Republik, für die Behauptung der bürgerlichen Gleichheit, namentlich aber für die Erhaltung der Disciplin unter dem Adel, für die wirksame Herrschaft des Gesetzes auch über die stolzen Großen des Reiches höchst bedenklicher Umstand, daß der jedesmalige Statthalter der Römer über die Unterthanen des italischen Herrenvolkes in seiner Provinz mit der schrankenlosen Macht eines absoluten Monarchen gebieten konnte. Es war für Männer, welche den Reiz der Herrschaft gekostet hatten, in vielen Fällen gewiß sehr schwer, sich nach ihrer Rückkehr wieder einfach in die gewöhnliche Ordnung und in die republikanische Gleichheit vor und unter dem Gesetze zu fügen. Um so nothwendiger mochte es scheinen, die Versuchung durch eine lange Ausdehnung ihres Kommandos nicht allzustark werden zu lassen. Endlich aber, — und damit berühren wir den dunkelsten Punkt in der Entwickelung der römischen Zustände zur schlimmen Entartung, — endlich aber lag es durchaus nicht im Interesse der Nobilität, einen häufigen Wechsel in der Besetzung der Statthalterschaften vermieden zu sehen.

Die römische Nobilität erscheint in der Zeit vor und nach der harten Censur des alten Cato immer mehr auf dem Wege der Ausartung zur Oligarchie. Wir sehen unten, wie sich das für die Herrschaft in Italien selbst schon sehr unangenehm fühlbar macht. Die Provinzen angehend, so waren die Statthalterschaften bereits zu so gewinnbringenden Aemtern geworden, daß die mit Macht in den Kreisen des Amtsadels erwachte Habgier es höchst wünschenswerth erscheinen ließ, deren Ausbeutung für möglichst Viele zugänglich zu machen. Und wieder, das Avancement zu den höheren curulischen Aemtern in Rom war bereits so kostspielig geworden, daß die Tendenz allmählich bei Vielen vorherrschend wurde, sich nachher in den Provinzen finanziell „erholen“ oder entschädigen zu können.

Damit war nun aber der unheilvolle Weg gebahnt zu der Theorie, nach welcher das römische Reich außerhalb der trockenen und nassen Grenzen von Italien hauptsächlich als zur Ausbeutung für die herrschende Nation bestimmt galt. Diese Sinnesweise war dem Volke wie dem Adel gemeinsam; nur daß der Adel in allen seinen Schattirungen den Löwenantheil für sich nahm, während zugleich sein speciell auf die Herrschaft in Rom selbst gerichteter großartiger Ehrgeiz ihn wenigstens davon abhielt, sich in den Provinzen eine selbständige Macht zu schaffen. Es wurden aber die Provinzen nach drei Richtungen hin ausgebeutet. Die Forderungen des Staates als solchen für den

militärischen Schutz und die Leitung der obersten Verwaltung waren an sich nicht übertrieben hoch bemessen. Die Steuern waren an sich immerhin erträglich. Dazu aber traten sehr häufig noch außerordentliche Forderungen, namentlich wenn der Senat größere Kriege zu führen hatte. Speciell die Requisition von Getreide aus den Provinzen bei den verschiedensten Gelegenheiten, vorzugsweise jedoch für Kriegszwecke, und gegen spottbillige Taxpreise, wurde zu einer schweren Last. Weiter aber sind für die Unterthanen des Senats die römischen Kaufleute, Spekulanten und Banquiers eine schwere Plage geworden. Die Praxis der Verpachtung der Steuern (S. 191) machte den Gesellschaften der Publikanen es möglich, in sehr vielen Fällen zu wirklichen Blutsaugern der Provinzialen zu werden. Die Ausbreitung der römischen Kapitalisten über die Provinzen machte sie mit ihren Latifundien, mit ihren ausgedehnten Handelsgeschäften, mit ihrer Pachtung von Regalien, namentlich von Bergwerken, wo die Kräfte massenhafter Sklaven mit rücksichtsloser Härte ausgebeutet wurden, zu Trägern einer für die Provinzialen sehr beschwerlichen Konkurrenz. Endlich wurde der römische Gläubiger mit seinen schweren Wucherzinsen auch hier eine wahre Geißel für zahlreiche bedauernswerthe Schuldner. Und der mächtige und stets wachsende Einfluß der Kapitalisten in Rom selbst machte es auch für sehr tüchtige und energische Statthalter nicht immer gefahrlos, gegen den Uebermuth dieser Klasse von Menschen rücksichtslos einzuschreiten. Die Statthalter selbst endlich widerstanden auf die Dauer immer seltener den Versuchungen, welche — auch wenn es sich nicht um Feldzüge handelte, — ihre souveräne Stellung an der Spitze einer Provinz ihnen bereitete. Einerseits forderte ihre schrankenlose Macht zu Uebergriffen, Gewaltthaten, Ausbrüchen des Uebermuthes geradezu heraus. Und die Nobilität, die es hier gelernt hat, in Italien auch die Bundesgenossen und selbst die Latiner mit schmählicher Rücksichtslosigkeit und Brutalität zu behandeln, hat von ihrer Macht nach dieser schlimmen Richtung hin einen reichlichen Gebrauch gemacht. Weil aber selbst die Statthalter keine Besoldung von Staatswegen erhielten, so riß nur zu schnell bei der wachsenden Habsucht der römischen Großen und bei der zunehmenden Kostspieligkeit der Aemterbewerbung der Brauch ein, die verschiedensten Mittel und Handhaben zu Erpressungen und zu Geldgewinn aller Art, sehr zum Schaden des Wohles der Unterthanen und der römischen Ehre, umfassend auszunutzen.

Eine zerschmetternde Wucht der öffentlichen Meinung in Rom, die ein solches Verfahren gebrandmarkt hätte, gab es nicht. Eine energische Kontrolle, wie sie beispielsweise eine wachsame und tadelsüchtige Presse in England über die Gouverneurs der brittischen Kolonien ausübt, bestand in Rom nicht. „Mäßige" Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der römischen Beamten wurden in der Regel nicht weiter geahndet. Soweit nicht ein Klientel- und Schutzverhältniß zwischen diesem oder jenem Gliede der Unterthanenschaft und der einen oder der andern großen römischen Familie, häufig dem Hause des jedesmaligen Gründers der Provinz, den Unterthanen in der

neuen Welthauptstadt einen Rückhalt bot, sahen sich dieselben bei großen und eklatanten Freveln der römischen Beamten vorläufig auf direkte Klage in Rom angewiesen, was aber nach der altherkömmlichen römischen Praxis immer nur erst dann möglich, wenn das Amtsjahr des betreffenden Frevlers abgelaufen, also unmittelbare Abhülfe nicht mehr möglich war. Für solche Fälle hatte ein Volkstribun die kriminelle Klage an das Volksgericht zu bringen; für die Civilklage ernannte der fungirende Prätor ein aus Senatoren gebildetes Geschworenengericht. Allmählich aber kam leider auch die Zeit, wo die Standes- und oft auch Schuldgenossen der angeklagten Statthalter bei solchen Prozessen nicht mehr lediglich der Stimme der Ehre und den harten Forderungen des Rechtes folgten. Auch dann nicht, als auf Antrag eines wackern, dem alten Cato nicht unähnlichen, Senators, des strengen Lucius Calpurnius Frugi, i. J. 149 der sogenannte Repetundenhof, eine ständige senatorische Kommission, eingesetzt worden war, um in gerichtlichen Formen die Beschwerden der Unterthanen gegen die römischen Provinzialbeamten wegen Erpressungen zu untersuchen. Das Grundübel war und blieb doch, daß der Senat bei wachsender Erschlaffung die konsequente und strenge Oberaufsicht über die Statthaltereien mehr und mehr verfallen ließ.

Es hing das aber zusammen mit der zunehmenden Unbehülflichkeit und Unbrauchbarkeit der römischen Staatsverfassung, aus welcher heraus die Römer weder damals noch später sich zu retten vermocht haben. Die römische Staatskunst hatte bis dahin unleugbar wahrhaft Großes geleistet. Es war den Römern gelungen, was weder den Spartiaten noch den Athenern, was weder den Makedonen noch den Karthagern möglich geworden, ein nationales Reich zu schaffen, in welchem der starre Gegensatz zwischen der Hauptstadt und den autonomen sekundären Elementen überwunden, aber nicht gewaltsam eingestampft oder nivellirt war. Noch mehr, bis zu der Zeit, von der wir jetzt reden, war es den Römern sogar gelungen, unter dem Banne einer freien Verfassung, die aus dem zähen Ringen zweier mächtiger Volksglieder hervorgegangen war und durch eine lange Reihe von Kompromissen ihren eigenthümlichen Charakter erhalten hatte; die alle Vorzüge langsam erwachsener nationaler Verfassungen, aber auch alle Schäden und Unregelmäßigkeiten solcher Schöpfungen trug, welche niemals einer prinzipiellen Durcharbeitung unterworfen worden: — es war ihnen also unter dem Banne dieser Verfassung gelungen, nicht bloß nach einer Reihe schwerer Lehrjahre ihre auswärtige Politik zu vollendeter Meisterschaft zu entwickeln, sondern auch die Hoheit der italischen Nation über die gesammte Kulturwelt des Alterthums auszudehnen und ihre Macht kraftvoll wahrzunehmen.

Nun aber begann die politische Kraft und Gesundheit, und mit ihr die politische Produktions- und Gestaltungskraft der Römer sich zu erschöpfen. Es sind vier Punkte, die für das innere Leben des italischen Reiches verderblich wurden, und die unheilvolle Wendung zur Revolution verschuldet haben, bis an deren Vorabend unsere Erzählung uns

nunmehr geführt hat. Die Verschiebung der Beziehungen zwischen Rom und den Italikern, namentlich den Latinern; die tiefe innere Umgestaltung der Gemeindeversammlungen und deren wachsende Unbehülflichkeit; die zunehmende Entartung des Volkes und die Umwandelung der römischen Aristokratie in eine Oligarchie; und endlich die verderbliche Gestaltung der socialen Zustände.

Bis gegen Ende des hannibalischen Krieges hatte die Kraft und Gesundheit des italischen Staates wesentlich darauf beruht, daß einerseits zwischen den Römern, den Latinern und dem treu gebliebenen Theile der übrigen italischen Bundesgenossen andauernd ein Verhältniß der Treue und der soliden gegenseitigen Rücksicht und ehrlichen Freundschaft bestand, und daß andrerseits der Senat mit großer praktischer Weisheit ein Glied der italischen Völkergruppe nach dem andern in den unmittelbar römischen Staats- und Volksverband aufnahm. Man sollte nun meinen, die stets wachsende Ausdehnung der Unterthanenschaft hätte es den Römern sehr nahe legen müssen, auf diesem Wege nun erst recht bestimmt fortzuschreiten, und allmählich, mit Ausnahme etwa der während Hannibals Zeit als unzuverlässig erprobten Sabeller des tieferen Südens, alle Völker der Halbinsel zu römischen Vollbürgern zu machen: theils zur Belohnung für die enormen Leistungen, die zur Zeit Hannibals und nun wieder auf Grund der griechischen, keltischen und spanischen Kämpfe unablässig von denselben gefordert wurden, theils aber, um gegenüber der gewaltigen Masse der Provinzialen die Basis der römischen Herrschaft auch ethnographisch so breit und solide als nur möglich zu gestalten, und der Ueberzahl der fremden Unterthanen die gesammte italische Nation in geschlossener Einheit gegenüberzustellen. Zum großen Schaden für alle Theile ist aber das gerade Gegentheil geschehen. Die italische Politik der Römer (S. 285 fg.) hat sich immer bestimmter in einer Richtung bewegt, die sehr schnell eine tiefe und bleibende Verstimmung bei allen Italikern hervorrufen mußte. Um es kurz zu bezeichnen, so kann man sagen, daß bei den Bürgern und Beamten der herrschenden Stadt ein Geist der Exklusivität gegenüber den Italikern zum Uebergewicht gelangte, der materiell und politisch die letzteren unaufhörlich schwer schädigte. Die einmal bestehenden vertragsmäßigen Bestimmungen wurden allerdings von den Römern genau innegehalten. Aber damit allein konnten die Italiker auf die Dauer um so weniger sich zufrieden gestellt fühlen, je mehr sie sich dessen bewußt waren, daß sie einen sehr erheblichen Theil der militärischen Leistungen aufbrachten, durch welche das große römische Reich zusammengebracht war und zusammengehalten wurde. Gerade nach dieser Seite wirkte es sehr schädlich, daß allmählich jede fremde Macht in den Staub sank, welche dem römischen Volke mit dem nöthigen Respekt bisher auch die Nothwendigkeit nahe gelegt hatte, auf ihre italischen Verbündeten noch die früheren Rücksichten zu nehmen. Nun aber gewöhnten sich gar nicht wenige der römischen Beamten in den Provinzen und auf den Feldzügen an ein barsches, herrisches, gewaltsames Verfahren gegen Unterthanen und verbündete Staaten, Städte und Fürsten,

was sie dann auch in Italien wiederholt gegen die stammverwandten Völker fortzusetzen sich erlaubten. Je nutzbarer die neue Weltstellung der Römer für den Adel wie für das Volk sich gestaltete, um so mehr wuchs bei beiden Gliedern des herrschenden Stammes die selbstsüchtige Eifersucht gegen die Bundesgenossen; auch die römischen Massen fingen an, die Italiker, selbst die Latiner, für ein Volk geringeren Ranges anzusehen, derart daß schließlich der armseligste römische Proletarier sich als civis Romanus dem tüchtigsten Latiner für weit überlegen erachtete. Von einer Reihe neuer Rechte, mit Einschluß zumal sehr erheblicher Milderungen des Strafrechtes im Kriegsdienste, welche die Römer allmählich errangen, kam den Latinern nichts zu Gute. Dazu traten verschiedene Fälle, wo die rücksichtslose Anwendung des bestehenden Rechtes von den Latinern höchst bitter empfunden wurde. Der Wunsch sehr zahlreicher Latiner, des immer werthvoller und nutzbarer sich gestaltenden römischen Vollbürgerrechtes theilhaftig zu werden, veranlaßte nicht wenige derselben, nach der Hauptstadt überzusiedeln, wo es ihnen gar nicht selten gelang, sich in dasselbe einzuschleichen, wenn nachsichtige Censoren bei der jedesmal neuen Aufstellung der Bürgerlisten die (S. 186) eventuelle Berechtigung solcher Latiner zur Eintragung in diese Listen nur oberflächlich oder flüchtig prüften. Diese Praxis hatte seit 199 sehr erheblich um sich gegriffen, allmählich auch herbe Klagen in den latinischen Städten und in den Kolonien latinischen Rechts veranlaßt, die es immer schwieriger fanden, ihre Kontingente für die Armee in der geforderten Stärke zu stellen. Wenn nun aber 187 v. Chr. an 12,000 Latiner aus Rom ausgewiesen wurden, die in solcher Weise das Bürgerrecht erschlichen hatten; wenn i. J. 177 der Senat nach eingeholter Zustimmung der Bürgerschaft durch die verhängnißvolle Lex Claudia die eingewanderten Latiner in großem Umfange, — alle, die seit 189 in latinischen Gemeinden censirt gewesen waren, — aus Rom vertrieb, und nach ihrer Heimath zurückwies, und überhaupt nur noch solche, zunächst als Passivbürger eintretende, Latiner nach der Hauptstadt übersiedeln lassen wollte, die in ihren Heimathsorten leibliche Kinder zurückließen: so war damit die Bahn aufgethan, welche endlich unvermeidlich die Italiker zu dem furchtbaren Aufstande geführt hat, der nicht viel über fünfzig Jahre nach der Zerstörung von Karthago die stolze Republik an den Rand des Unterganges bringen sollte.

Die tiefe Verstimmung, die aus der grundfalschen Politik der Römer gegen ihre italischen Stammesgenossen nothwendig erwachsen mußte, war um so bedenklicher, weil inzwischen auch das eigentliche römische Volk immer kenntlicher einer Veränderung unterlag, die wahrlich keine Verbesserung genannt werden konnte. Wir fanden schon früher, daß das demokratische Element in dem römischen Staatswesen, nämlich die großen Nationalversammlungen, immer unbehülflicher und unbrauchbarer wurde. Das unmittelbare römische Bürgergebiet umfaßte außer der alten Mark der Stadt Rom nunmehr weitaus den größten Theil des im weitesten Sinne „Latium"

genannten Landes, dazu das alte Sabinerland und einen Theil von Campanien, so daß auf der weiten Linie von Cäre bis Cumä nur einige wenige Städte nicht dazu gehörten. Ferner kamen dazu die Seekolonien an den Küsten der Halbinsel, und die jüngeren Anlagen in Picenum und nördlich von den Apenninen; endlich lebten auch zahlreiche römische Bürger durch ganz Italien zerstreut. Damit veränderte sich aber unvermeidlich der ganze Charakter des römischen Verfassungslebens. Die Römer sind so wenig wie die Griechen dazu gekommen, die rettende Erfindung des Repräsentativsystems in irgend einer Gestalt zu machen. Sie beharrten nach wie vor bei einer Stadtverfassung, die jetzt über ein ziemlich ausgedehntes, noch dazu geographisch ziemlich unbequem geformtes, Gebiet ausgespannt war. Der Theorie nach sollte nach wie vor bei den Wahlen der Großbeamten des Reiches und bei allen Beschlüssen und Gesetzen von durchgreifender Bedeutung die Versammlung der sämmtlichen stimmfähigen römischen Staatsbürger das entscheidende Wort sprechen. Das war natürlich nur in den allerseltensten Fällen auch nur einigermaßen physisch möglich. Moralisch aber und politisch war es bei aller Bravheit, die noch immer in dem bäuerlichen Kern der Gemeinde lebte, ebenso selten möglich. Die Folge war, daß materiell die entscheidende Gewalt Seitens der Staatsbürger gewöhnlich in die Hände der Massen fiel, die in der Hauptstadt und in deren nächster Umgebung wohnten, — daß ferner thatsächlich die Leitung des Staates, auch wo es sich nicht um Krieg und große Politik drehte, immer fühlbarer in die Hände des Senats überging. Es zeigte sich immer bestimmter, daß der römische Staat, daß die Republik eine Aristokratie war, die nur dem Namen nach sich in demokratischen Formen bewegte.

Es war aber vorauszusehen, daß diese innere Unwahrheit des römischen Staatslebens von dem Augenblicke an zu schweren inneren Erschütterungen führen würde, wo ein großer Anstoß das demokratische Element in bewußten Gegensatz zu dem aristokratischen bringen mußte. Und es ist für die Republik, und zuletzt für die Freiheit des römischen Volkes tödtlich geworden, daß in dem vieljährigen Ringen zwischen beiden Elementen niemals der Weg gefunden werden konnte, um den „vitiösen Cirkel" zu durchbrechen, der die Römer immer wieder in die unmöglich gewordene Form ihrer alten Verfassung bannte. Der Zusammenstoß aber konnte auf die Dauer nicht ausbleiben, weil einerseits die demokratischen Rechte der Bürgerschaft seit mehreren Jahrzehnten unter der Arbeit der Opposition gegen den Adel immer ausgedehnter, die Masse der städtischen Bürger innerlich zu ganz anderen Leuten, als die alten Plebejer, die Nobilität zur Oligarchie, der Senat endlich aus dem großen Rathe der Nation schließlich der Hauptsache nach zu einer Vertretung der Interessen des Adels geworden war.

Die Massen der Hauptstadt und ihrer Umgebung, die jetzt in der Regel in den Gemeindeversammlungen auftraten, waren zu Ende der Periode

der großen Eroberungskriege der Republik einerseits sehr stark mit Menschen fremder Abstammung gemischt. Die Sklaverei, deren verderbliche Folgen für die Sicherheit und für das innere Gedeihen des römischen Wirthschaftslebens wir demnächst noch näher kennen lernen, hatte auch indirekt auf die Zusammensetzung des Volkes sehr energisch zu wirken begonnen. Die Zahl der Freilassungen war andauernd im Wachsen begriffen, und der Einfluß der in das römische Bürgerthum übergegangenen Freigelassenen machte sich immer bemerklicher. Mochte immerhin die Assimilirungskraft des Römerthums, die erst seit der Theodosianischen Epoche verschwindet, damals sehr groß sein; mochten immerhin aus den Reihen der auf dem Wege der Freilassung von Unfreien in das Bürgerthum eindringenden Leute nicht wenige sich befinden, die auch als Römer ihren Mann standen: im Ganzen mußte es sich doch allmählich fühlbar machen, daß die Mischung des durch Zuzug dieser Elemente besonders stark betroffenen Stadtvolkes mit so sehr zahlreichen Menschen stammfremder Abkunft in Rom eine neue Weise zu denken und zu fühlen von Unten her einführte. Und es war nur natürlich, daß diese neue Auffüllung der Reihen des Stimmheeres in Tribus und Centurien auf die Haltung der Bürgerversammlungen einen sehr merkbaren Einfluß ausübte. Die Freigelassenen, welche Söhne besaßen, waren in der Noth des hannibalischen Krieges schon zum Kriegsdienst wie die Freigebornen herangezogen worden. Und nun setzt sich längere Zeit der wesentlich Seitens der wechselnden Censoren geführte, alte Streit wieder fort um die Berechtigung der Theilnahme der Freigelassenen auch an der Zugehörigkeit zu den „ländlichen" Tribus. Die Censoren Titus Flamininus und M. Claudius Marcellus hatten 189 ein Plebiscit veranlaßt, welches, die Erfüllung der übrigen Bedingungen vorausgesetzt, die Aufnahme solcher Freigelassenen in die ländlichen Tribus ermöglichte, welche leibliche Söhne hatten. Die Censur des Cato 184 hatte die Libertinen wieder in die städtischen Tribus gebannt, was die Censoren M. Fulvius Nobilior und M. Aemilius Lepidus 179 wieder dahin abänderten, daß sie alle Libertinen in die ländlichen Tribus aufnahmen, welche wenigstens einen fünfjährigen Sohn oder entsprechenden Grundbesitz hatten. Die Libertinen, die jetzt für den Seedienst immer unentbehrlicher wurden, begannen jetzt, im Vollgefühl ihrer Gleichberechtigung mit den freigebornen Bürgern, auch die Toga der Römer zu tragen. Eine Beschränkung setzten dann die Censoren Gajus Claudius Pulcher und Tib. Sempronius Gracchus in der Art durch, daß sie zwar die Libertinen, die fünfjährige Söhne hatten, in den ländlichen Tribus ließen, bei den übrigen dagegen durch eine kluge Gruppirung der ärmeren und der wohlhabenderen Libertinen das Stimmgewicht der ersteren erheblich zu schwächen wußten. Nur solche, welche im Grundbesitz den Census der ersten und zweiten servianischen Klasse hatten, wurden in die ländlichen Tribus und in die Klassen aufgenommen, alle übrigen dagegen in Einer städtischen Tribus censirt, nämlich in der Esquilina. Nur daß schon die nächste Censur die letztere

Gruppe der Libertinen wieder über die vier städtischen Tribus vertheilte. So viel sich erkennen läßt, war der mehr und mehr zur Oligarchie sich umgestaltenden Nobilität diese Durchsetzung der römischen Bürgergemeinde mit Libertinen ganz genehm. Denn diese Leute, die zum großen Theil in der Klientel ihrer früheren Herren und nunmehrigen Patrone standen, diese neuen Klienten in Mitte der Bürgerschaft waren viel unselbständiger, als der alte, kräftige, selbstbewußte, jetzt aber leider immer mehr zusammenschwindende plebejische Bauernstand, und für die Wahlen sehr bequem zu bearbeiten. Einen wirksamen Gegensatz aber zu dieser wachsenden Macht der Libertinen konnten für gewöhnlich die in Rom selbst und in der Umgegend zusammengedrängten Leute eigentlich römischer Abkunft nur in geringem Grade noch bieten. Denn diese waren in erheblicher Menge nur noch Proletarier, verarmte oder ausgekaufte Bauern, Leute meist ohne nennenswerthen Grundbesitz, die theils in der Stadt auf verschiedene Weise ihre Existenz fristeten, theils in der Umgegend für die Verpflegung der Weltstadt eine gewinnbringende Gärtnerei und Gemüsezucht betrieben.

Nur zu sehr aber entsprach der — und förderte die Entartung der Comitien auch seinerseits der Uebergang der Nobilität zu oligarchischer Haltung, der sich durch eine Reihe sehr bestimmter Kennzeichen ankündigte. Die schroffe Geschlossenheit des alten patricischen Geburtsadels konnte freilich der neue Amtsadel seiner Natur nach nicht erreichen. Seit der Zeit aber, wo nach siegreicher Ueberwindung des gewaltigen Hannibal und des Aufsteigens der Republik zur Beherrscherin der Welt des Mittelmeeres die großen Aemter des Staates auch gewinnbringend wurden: da ist es tüchtigen Männern ohne Familienzusammenhang, da ist es für jeden „homo novus", wie man es nannte, für jede neue Persönlichkeit, die auf dem parlamentarischen Kampfplatze erschien, außerordentlich schwer geworden, den „Ring" der großen Geschlechter zu durchbrechen und durch Vordringen bis zum Consulat frisches Blut in die Leitung des Staates zu bringen und ein neues „Geschlecht" in die Reihen der bisher bestandenen einzuführen. Wer seit der Zeit des scipionischen Friedens neu in die Nobilität eintrat, hatte das gewöhnlich der Gönnerschaft der einen oder der andern großen regierenden Familie zu verdanken, in deren Kielwasser neue Bewerber um die hohen Ehrenstellen der Republik ihre Barke gern hielten. Selten nur noch war es, daß so derbe Kraftnaturen wie der alte Cato ihren Weg so gut wie allein machen konnten. Denn der starke Rückhalt und das eigentliche Schwungbrett für solche Männer der „Opposition", die verständige und selbstbewußte Bürgerschaft, war ja eben in einer zwar langsam nur, aber doch sicher fortschreitenden inneren Umwandlung begriffen.

Wir haben nun früher zwar schon gesehen, daß dieser mächtigen Nobilität und der Herrschaft ihrer großen Familien, mit allen ihren guten, wie mit ihren schlimmen Zügen, andauernd eine kräftige Opposition innerhalb der Nobilität selbst gegenüberstand, die theils auf der Gegnerschaft gegen gewisse

führende Familien, theils auf principiellen Grundlagen beruhte. So viel Leben und frische Bewegung nun auch diese Gegnerschaft in die innere Geschichte der Römer dieser Zeit gebracht hat: sie vermochte es doch nicht zu hindern, daß nicht der oligarchische, der exclusive Zug der Nobilität immer stärker zur Ausbildung kam. Auch das ist bei der herrschenden Zeitrichtung nicht ausgeblieben, daß verschiedene Maßregeln, die die Gegner des Oligarchismus befördert und durchsetzen helfen hatten, schließlich doch gerade zu Gunsten der bekämpften Richtung ausschlugen. Die echt aristokratische Pflege der vollen Gleichheit unter den Mitgliedern der Nobilität; die Eifersucht auf hervorragende Talente in der eigenen Mitte; die Richtung auf Eröffnung der curulischen Aemter für möglichst viele, immerhin mittelmäßig begabte, Leute der adeligen Geschlechter; aber auch die Hoffnung mancher Einsichtigen, dem vorschnellen Vordrängen unreifen Ehrgeizes mit demagogischen Mitteln zu den höheren Aemtern zu begegnen, wirkten zusammen, um allmählich eine bestimmte Sitte, endlich eine gesetzliche Ordnung in der römischen Aemterbewerbung zu schaffen, die dann freilich es sehr erschwerte, für Nothfälle sogleich und ohne Beugung des Gesetzes überall den richtigen Mann zu finden. Seit 342 v. Chr. war es üblich gewesen, daß derselbe Mann in der Regel dasselbe Amt nicht vor Ablauf von zehn Jahren abermals sollte verwalten dürfen. Hatte die Noth des hannibalischen Krieges dahin geführt, von solcher Beschränkung für die Besetzung des Consulats und der Prätur Abstand zu nehmen: so zog dagegen im Jahre 180 v. Chr. ein Gesetz des Tribunen L. Villius sehr bestimmte Linien für die Aemterbewerbung. Der Hauptsache nach sollte, so scheint es, die Bekleidung des Kriegstribunats, beziehentlich eine Dienstzeit von zehn Kriegsjahren, die Vorstufe sein für die Quästur; dann kam der junge, regelrecht aufsteigende Staatsmann zur Aedilität, — auch die plebejische war in die Reihe dieser Aemter aufgenommen, — dann zur Prätur. Außer den allmählich neu geschaffenen Prätoren für die verschiedenen Provinzen, hatte die Masse der Geschäfte schon i. J. 243 genöthigt, für die Hauptstadt jährlich immer zwei Prätoren zu ernennen, deren einer mit den Rechtssachen unter römischen Bürgern betraut war, während der andere die zwischen Bürgern und Nichtbürgern oder nur zwischen Nichtbürgern schwebenden Fragen zu erledigen hatte. Von hier aus suchte man dann bis zum Consulat und endlich bis zu dem Amte vorzudringen, über dessen Besetzung stets ein lebhafter Kampf zwischen den verschiedenen Parteien der Nobilität entbrannte, nämlich der Censur. Bei jeder solchen Stufe sollte eine gewisse Zwischenzeit und Altersgrenze eingehalten werden. Wider den Plan und das Verhoffen der Antragsteller und Vertheidiger dieses Gesetzes hat dasselbe nur dahin gewirkt, daß das Aufkommen „neuer Menschen" immer mehr gehindert, dagegen der Masse aller Glieder der Aristokratie, unter welcher die Mittelmäßigkeit immer mehr überhand nahm, die Staatsämter fast ausschließlich gesichert wurden. Die Verlegung (153) des Antritts der hohen Aemter, nämlich des Consulats, der Prätur, der Aedilität, von dem bisherigen

Termin, in der Art daß die Civilgewalt am 1. Januar, die Militärgewalt am 1. März übernommen wurde, während die Quästoren ihr Amt im December antraten, und weiter 152 das Verbot, denselben Mann mehr als einmal zum Consul zu wählen, bildeten den Abschluß dieses Systems.

Während nun seit der Zeit, wo Männer wie Aemilius Paullus und Cato aus den Reihen der Lebenden schieden, jener specifisch oligarchische Geist immer bestimmter zum Durchbruch kam, welcher nichts Höheres mehr kannte, als die Ausnutzung des Staates und seiner Machtstellung im Interesse des neu ausgebildeten Herrenstandes und die Behauptung der allmählich neu errungenen Rechte der Nobilität, hatten auch andere Uebelstände sich eingeschlichen, welche den Adel wie das Volk, namentlich das der Hauptstadt, gleichmäßig demoralisirten. In der langen, vergleichsweise ruhigen Zeit seit Abschluß des großen Krieges gegen Antiochos III., die doch nur selten durch Kriege von erschütternder Bedeutung unterbrochen wurde, traten in der inneren Geschichte die Kämpfe mehr noch der Coterien, als der großen Parteien um die Besetzung der großen Staatsämter erheblich in den Vordergrund. Und nun machte sich die Neigung bemerklich, auf verschiedene Weise die Gunst der Wähler zu gewinnen. Die Massen der Stadtrömer wollten jetzt persönlich gewonnen werden. Wie die adelige Jugend vornehme Connexionen bei ihrem Emporkommen suchte, so machte sie auch auf alle mögliche Weise dem gemeinen Mann den Hof. Mehr aber, es wurde allmählich Brauch, namentlich auf den Stufen der Aedilität und der Prätur, durch sehr materielle Mittel die Gunst der Menge sich zu sichern. Enorme Verschwendung bei der Ausstattung der öffentlichen Spiele bei den Landesfesten und Ueberschwemmung der Stadt mit Massen spottbilligen Getreides, theils auch offenbare Verschenkung desselben, wurde zur Tagesordnung, und leitete eine schlimme Ausartung der immer genußsüchtiger sich gestaltenden Masse des Volkes ein. Die wiederholten Bemühungen der noch immer vorherrschenden besseren Elemente der Nobilität, solcher Art der Aemterbewerbung, des „Ambitus" zu begegnen, blieben ohne rechten Erfolg. Ja, es kam zuletzt das schlimmste aller Uebel auf, die Neigung, die Stimmen der Wähler geradezu durch Geld zu erkaufen; ein schnöder Unfug, gegen den schon 159 v. Chr., natürlich ohne bleibende Wirkung, ein Verbot erlassen werden mußte.

Es war nicht zu vermeiden, daß unter solchen Umständen die richtige Stellung zwischen Regierung und Regierten in diesem Staate, wo bis zu dem syrischen Kriege der strenge Gehorsam und die militärische wie die politische Disciplin Alles bedeutet hatte, sich in schlimmer Weise verschob. Um den Preis der bequemen Leitung der Volksmassen ließ der Senat, der immer mehr aus einer starken Staatsregierung die Repräsentation des Herrenstandes und seiner Interessen wurde, die alte Strammheit verfallen, während allmählich auch die Kunst der Demagogie zu den Mitteln trat, vermöge welcher der junge Adel die Gunst der Gemeinde zu gewinnen suchte. Seit dem hannibalischen Kriege war die Dictatur in Vergessenheit gerathen.

Namentlich aber ließ man das Volk sich daran gewöhnen, die neue Weltstellung weit mehr als ein Motiv zu bequemem Behagen, als zu ernster Pflichtarbeit zu betrachten. Die reichen Einnahmen aus den Zöllen und Domänen, und namentlich die kolossalen Beutesummen, die man aus dem syrischen und dem Perseuskriege mit nach Hause brachte, wurden Veranlassung, daß man seit Abschluß dieses letzteren Krieges von der Bürgerschaft während der weiteren Zeit der Republik keine direkten Abgaben mehr gefordert hat. Dafür fiel nun aber die Last außerordentlicher Auflagen im Nothfalle immer mehr auf die Provinzen. Mehr noch, theils die schwierige Lage des Bauernstandes, theils die Abneigung des Stadtvolkes gegen gewisse verhaßte überseeische Kriegsschauplätze, wie namentlich Spanien, führten zu schlaffer Nachgiebigkeit, die auch der Heereszucht sehr nachtheilig wurde, und wieder nöthigte, die Latiner und Italiker immer schwerer heranzuziehen. Aber auch sonst ließ man die politische Disciplin des Volkes immer mehr verfallen. Besonders widerwärtig wurde die Neigung vieler junger Römer der Nobilität, nicht unähnlich den früher in Athen in dem Zeitalter zwischen Alkibiades und Demosthenes ausgebildeten Gewohnheiten, sich durch Angriffe und Anklagen, die gegen namhafte Staatsmänner gerichtet wurden, einen Namen bei der Gemeinde zu machen. Selbst der greise Censorier Cato entging dem Schicksal nicht, von einem völlig pietätslosen Jüngling, der die neuen rhetorischen und dialektischen Künste der Griechen praktisch anwandte, in solcher Weise i. J. 153 v. Chr. angeklagt zu werden, während Cato selbst und die tüchtigen Römer seiner Farbe durch solche Anklagen bisher dem wirklich verletzten Gewissen der Nation zu ihrem Rechte hatten verhelfen wollen.

Es fehlte nun freilich der neuen Herrenmacht in Rom keineswegs an Gegnern, und zwar sehr verschiedener Art; dieselben waren aber, bei aller Verschiedenheit unter einander, nicht in der Lage, eine wirkliche fundamentale Besserung der heraufwachsenden Grundschäden des Staatslebens zu erzielen, und den Gefahren vorzubeugen, welche in finstrer Weise die letzte Periode der Republik einleiten sollten. Politisch und sittlich viel tiefer als die senatorische Partei stand gerade das Element, welches nach einer bestimmten Richtung hin ihr an Macht ziemlich nahe gekommen und durch die Nobilität sehr lange gefördert worden war, ihr nun aber wiederholt trotzig entgegentrat: nämlich die sogenannte Finanzaristokratie, die sich immer bestimmter auf die Machtstellung der Steuerpächter oder Publikanen und auf die großen Aktiengesellschaften stützte. Als politisches Machtelement führt dieser Theil der römischen Machthaber den Namen des Ritterstandes. Noch immer allerdings behaupteten die Senatoren bei den Abstimmungen der Centurien ihren Platz in den 18 Rittercenturien der servianischen Ordnung; und die Masse der wirklich dienstfähigen Männer der römischen Reiterei bestand aus den jungen Leuten der Nobilität. Aber seit dem ersten punischen Kriege und später war bei dem steigenden Reichthum der Römer und bei dem Durchdringen des kaufmännischen Geistes (S. 283) neben der Aristokratie

der Beamtung und der Geburt allmählich jene andere des Vermögens großgezogen worden. Und indem die Interessen der Finanzaristokratie und die der Nobilität sich wiederholt kreuzten, bereitete sich der Zustand vor, wo — was in der Gracchischen Zeit sich formell vollzog, — die Bürger, die in ihrem Vermögen den „ritterlichen Census“ (400,000 Sesterzen oder 70,164 Mark) erreichten, auch ohne Ritterdienste zu leisten oder geleistet zu haben, ebenfalls Ritter genannt wurden, und einen selbständigen Stand zwischen Adel und Gemeinde bildeten.

Der Gegensatz zwischen Senat und Rittern hat einen großen Theil der folgenden Periode bestimmt. Dagegen kommt schon jetzt ein anderer Gegensatz bestimmter zum Vorschein, der für die folgenden Menschenalter die Stichworte der Parteiungen hergeliehen hat. Die große Mehrheit der Nobilität hatte seit Catos Ausgang keinen Gegner von solcher anerkannten Bedeutung und solcher Energie zu Gunsten der bäuerlichen Demokratie mehr gegenüber. Nichtsdestoweniger fehlte es keineswegs an Männern, welche der Alleinherrschaft der Aristokratie zu Gunsten der Gemeinde, das soll hier wesentlich heißen, des Stadtvolkes, andauernd entgegentraten. So bildete sich allmählich für die herrschende Nobilität der Parteiname der Optimaten aus. Der Theorie nach nahmen dieselben die Stellung für sich in Anspruch, wie in Griechenlands oligarchischem Zeitalter die Repräsentanten der sogenannten „Kalokagathie“; ihrer Behauptung nach verfochten sie die Herrschaft der Besten im Staate, in Wahrheit freilich die dominirende Stellung der Geschlechter. Ihre Gegner, für welche der Name der Popularen aufkommt, — die von jenen, den „guten“ Bürgern, gern als „schlechte“ Bürger geschmäht wurden, — gaben sich als Vorkämpfer des Volkswohles und des Willens der Gemeinde; aber auch sie sind, wie einerseits in der Regel wenigstens Männer adeliger Abkunft, und nicht aus den Massen der unteren Schichten emporgestiegen, so andrerseits sehr häufig weit mehr darauf bedacht, die herrschende Stellung für sich zu erwerben, als die wirklichen Interessen des Volkes zu fördern. Das fundamentale Unheil der neu erwachsenden demokratischen Partei war es, daß sie durchaus auf keinem neuen politischen Gedanken fußte, daß sie auf keine Weise den Weg fand, den Grundschäden der Verfassung und Reichsverwaltung zu begegnen. Die Folge war, daß bis auf Cäsars Zeit die Parteien nach den entsetzlichsten inneren Erschütterungen immer wieder zu dem Regiment des Senates zurückkehren mußten. Wirklich neue Ideen warf in der folgenden Zeit nur ein Mann, nämlich Gajus Gracchus, in den sonst andauernd unfruchtbaren Streit hinein, und wirklich dramatisches Leben gewann dieses Ringen doch zuerst durch Tiberius Gracchus, als dieser zu den rein politischen Streitfragen nach langer Pause wieder die agrarische gesellte.

Bis zu diesem historisch hoch bedeutsamen Moment drehte sich der Kampf immer nur um gewisse Versuche, die Abstimmungen in den durch das Stadtvolk in der Regel bestimmten Comitien den übermächtigen Einflüssen der

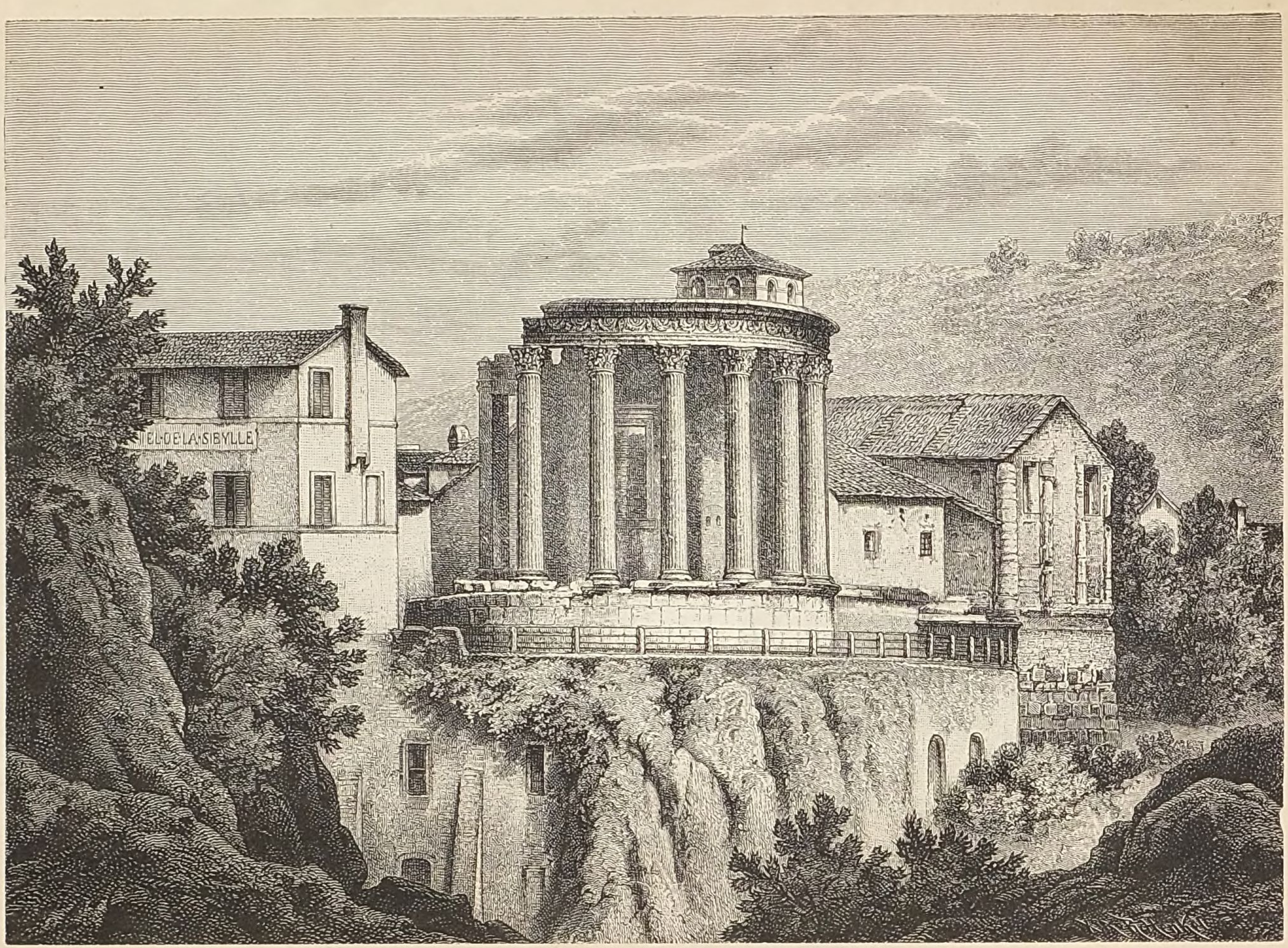
Optimaten zu entziehen. Nur daß die auf diesem Wege erzielten Erfolge, bei denen sich auch Männer von größter Lauterkeit der Gesinnung wiederholt betheiligten, doch eigentlich nur dazu trieben, die Versammlungen der Gemeinde immer meisterloser zu machen. Die volle Souveränetät der Gemeinde war während des laufenden Jahrhunderts dadurch bezeichnet worden, daß (anscheinend auf Antrag Catos als Prätor, i. J. 198) ein Gesetz für die römischen Bürger in Rom und dessen Weichbild die Todesstrafe und die Prügelstrafe abschaffte. Drei Jahre nachher wurde dasselbe dahin ausgedehnt, daß auch die in Italien außerhalb der Bannmeile und in den Provinzen lebenden, friedliche Geschäfte betreibenden Bürger dasselbe Recht genießen sollten. Der „civis Romanus" stand seitdem in der gesammten alten Welt römischen Beamten persönlich unverletzlich gegenüber. Im J. 184 sind auch die in der Armee dienenden römischen Bürger von der bisher üblichen Strafe der Ruthenstreiche eximirt worden; dieses Recht ist später freilich dadurch wieder umgangen worden, daß (statt wie früher die Lictoren ihre Ruthen) die Centurionen zur Züchtigung schlechter Soldaten Rebstöcke anzuwenden hatten. In der Zeit aber nach dem letzten punischen Kriege, wo für alle patriotischen Staatsmänner des Reiches die erschreckenden Folgen der neuen Wirthschaftspolitik immer deutlicher ans Licht traten, wurde unter Mitwirkung vieler der wohlmeinendsten Männer ein Antrag des Tribunen Q. Gabinius (139) durchgesetzt, der für die Wahlen statt der mündlichen die schriftliche Abstimmung einführte. Und dieses System der geheimen Abstimmung ist 137 durch den Tribunen L. Cassius Longinus Ravilla auch auf die Volksgerichte (mit Ausnahme der über Hochverrath) ausgedehnt worden. Für die Durchführung dieses Antrags hatte auch Scipio Aemilianus, der Eroberer von Karthago, gewirkt, der in seiner Kenntniß der römischen Zustände sich von den Optimaten fern hielt. Zu den Popularen sich zu stellen, erlaubte ihm wieder seine Abneigung gegen demagogisches Wesen und gegen unbesonnene Angriffe auf die bestehenden Autoritäten nicht. Noch lange der Liebling des Volkes, persönlich sich über den Parteien haltend, galt er wohl Vielen als der berufene Retter des Staates aus schlimmsten Zuständen. Und doch lag das tragische Pathos in der Stellung dieses ausgezeichneten Mannes wesentlich darin, daß er die schweren Gefahren, die das Reich durch die Zersetzung des Volkes und der alten Tüchtigkeit, wie noch mehr von der socialen Seite her bedrohten, sehr scharf erkannte, und doch nach bester Ueberzeugung einen Weg zur wirklichen Rettung nicht mehr zu erkennen vermochte.

In der That war unter aller Fülle äußeren Glanzes der Niedergang des alten Römerthums gar nicht mehr zu verkennen. Aeußerlich allerdings prosperirte das Reich. Am imposantesten erschien den fremden Völkern und Staaten jener Zeit, namentlich in Cirta und im Orient, zuerst die auswärtige Politik der Römer; die ruhige und kaltblütige Sicherheit der Gesandten des Senats hatte in der That etwas wahrhaft Großartiges. Auch

die gigantische Kraftfülle der Römer in Waffen mochte seit dem Niedergange der Karthager in civilisirten Staaten Niemand gern mehr gegen sich zum Kampfe aufrufen. Man übersah dabei, daß die Oligarchie die Marine schmählich verfallen ließ, daß die nothwendige Landverbindung zwischen Italien, Spanien und Makedonien bedenklich vernachlässigt, diese durch die Ausdehnung des Reiches nothwendig geforderte sichere Ausbreitung der römischen Herrschaft am Gestade des südlichen Galliens und auf der Nordostseite der Adria zur Unzeit verschleppt wurde. Man übersah auch, daß die schlaffe Leitung der Republik es dahin hatte kommen lassen, daß gar nicht selten die römischen Landheere auch in dem Ringen mit nicht gerade ebenbürtigen Gegnern anfangs mehrere Feldzüge verloren, bis endlich mit dem erwachenden Löwenzorne der Nation auch die alte Löwenkraft wieder zum Vorschein kam. Am imposantesten aber trat in friedlicher Zeit die Geldmacht der Römer in den Vordergrund, mochte immerhin der Handel der Römer außerhalb des eigentlichen Geldverkehrs nur als Passivhandel gelten können. Der Geschäftsverkehr der römischen Kaufleute und Banquiers war ungeheuer ausgedehnt, und mit dem Vordringen der Legionen breitete sich auch die römische Münze, wie der römische Kapitalist immer weiter aus. Im Detail dominirte nur der Denar. Gold hatte allerdings der Staat seit der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. zunehmend mehr in seinem Schatzhause aufgespeichert; aber mit Ausnahme einer kurzen, mit 217 v. Chr. beginnenden Zeit (wo Goldstücke zu 20, 40 und 60 Sesterzen Werth ausgemünzt wurden), cirkulirte Gold zunächst nur in Gestalt von Barren, die nach dem Gewicht genommen wurden. Das Goldpfund wurde gleich tausend Denaren oder 4000 Sesterzen gerechnet. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. enthielt der römische Staatsschatz zu fünf Sechstheilen Gold in Barren; ähnlich scheint es mit den Kassen der größeren Kapitalisten gestanden zu haben, so daß im Großverkehr mit den seit Alexanders des Großen Zeit zur Goldwährung übergegangenen Staaten des Orients das Gold in Barren eine sehr bedeutende Rolle spielte. Aber unter den geprägten Münzen dominirte wie gesagt der Denar. Noch im J. 217, wo man bleibend begann, den Denar zu $^1/_{84}$ Pfund auszuprägen, war die reine Silberwährung nicht vollständig durchgedrungen, zumal das Silber noch immer nicht in allzu bedeutender Masse vorhanden war. Erst seit dem glänzenden und beutereichen Aufschwunge des Staates, wie ihn die Niederwerfung der Karthager bezeichnete, hat sich das geändert. Seit 194 v. Chr. wurde das Silber auch von Staatswegen als das alleinige Courant anerkannt. Das nun lediglich zur Scheidemünze herabgedrückte Kupfer sank immer schneller, endlich bis zu dem „semiuncialen" Fuß herab, welcher letztere dann 89 v. Chr. endgültig anerkannt worden ist. Nur daß nicht lange nachher die Kupferprägung für mehrere Jahrzehnte vollständig aufhörte. Unter den Silbermünzen wurde nach d. J. 217 so gut wie ausschließlich der Denar geprägt; die Quinare sind nicht lange nach dieser Zeit verschwunden, Sesterzen schon damals nicht

mehr geprägt, beide erst zu Cäsars Zeit wieder erneuert worden, während der Victoriatus seit 104 als Hälfte des Denars gemünzt wurde. Doch pflegten die Römer noch immer nicht sowohl nach Denaren, als vielmehr nach libralen Assen oder Sesterzen zu zählen und zu rechnen. In seiner seit 217 v. Chr. bleibenden Gestalt, wo der Denar ein Gewicht von 3,90 Gr. hatte, stand er der attischen oder Alexanderdrachme sehr nahe, die seit Alexanders Zeit ein Effektivgewicht von ungefähr 4 Gr. zeigte. Daher stellten denn die Römer in den Provinzen Makedonien und Achaja diese Drachme dem Denar an Werth gesetzlich gleich, und acceptirten auch das attische Talent als römische Rechnungsmünze, jetzt als eine Summe von 6000 Denaren. Außer Italien beherrschte jetzt der Denar nicht nur Sicilien und Sardinien, sondern auch bereits Spanien; außer Rom bestanden in der Welt des Westens nur die Münzstätten in Massalia, Dyrrhachion und Apollonia, von denen aus der Victoriatus sowohl am Rhone in die Alpenländer hinauf, wie auch bis nach dem heutigen Siebenbürgen vordrang.

Rom selbst, die neue Hauptstadt der Welt, stand glänzend und imposant da, soweit es die Grundschäden der Anlage seit der jähen Herstellung nach der Zerstörung durch die Kelten erlaubten. Viele neue großartige Bauten aus der letzten Zeit sind allerdings nicht bekannt; immerhin war die kolossale Reparatur und Ausdehnung des Cloakennetzes (seit 184) ein sehr achtbares Werk, mit welchem später (148) die Anlage der großen Heerstraße (Via Postumia) von Genua nach Cremona, und von Cremona nach Verona, als neue Ausdehnung des italischen Straßennetzes sich vergleichen durfte. Die Hauptstadt aber, die sich bereits überreich mit dem Raube griechischer Städte bereichert und geschmückt hatte, sah nun auch seit 143 die ersten Prachtbauten aus griechischem Marmor auf verschiedenen ihrer bedeutsamsten historischen Stellen entstehen, während erst viel später (seit 91 v. Chr.) Marmorsäulen auch Privathäuser zu schmücken begannen. Nur daß es überall griechische Künstler waren, die hier römischen Interessen dienten. Die griechische Civilisation, auch Tanz und Musik, bis herab zu Balletkünsten, wurde immer mehr heimisch, und durchdrang das Volk immer mehr. Und während die edle lateinische Sprache bereits ganz Italien beherrschte und mit Roms Beamten, Armeen und Kaufleuten weit hinaus über das Meer drang, nur durch die ebenbürtige griechische beschränkt: bemühten sich römische Talente, griechische Motive immer umfassender für das römische Lustspiel nutzbar zu machen, wie sie namentlich die attische neuere Komödie, vor allem Philemon und Menander den Römern boten. Nur daß die Konkurrenz, welche die naturwüchsige Posse und die alte rustikale Freude an derberen Amusements dieser halb römischen, immerhin derb genug gehaltenen, Komödie machte, weder von dem natürlich begabten, frischeren und sehr gewandten Titus Maccius Plautus (aus dem umbrischen Sassina, zwischen 254 und 184 v. Chr.), und von dem kunstvollen Statius Cäcilius von Mediolanum, einem Manne insubrischer Abkunft, der als Kriegsgefangener nach Rom gekommen, und später



Die beiden Tempel von Tivoli.

freigelassen war, (er starb 168,) noch von den Verfassern lateinischer Nationallustspiele wie Titinius, noch endlich von dem (196—159 v. Chr.) Terentius, einem im karthagischen Afrika geborenen Sklaven, der in Rom griechische Bildung erworben, und mit großer Gewandtheit, sprachlicher Eleganz und Sorgfalt namentlich die Stücke des Menander bearbeitet hat, — jemals ganz besiegt wurde, obwohl die äußere Ausstattung des Bühnenwesens namentlich seit der Mitte des 2. Jahrhunderts zunehmend sich glänzender gestaltete. Dasselbe galt von den Werken der namhaftesten römischen Tragiker dieses Zeitalters, nämlich von dem Brundisiner Marcus Pacuvius (zwischen 219 und 129), einem Neffen und Kunstschüler des alten Ennius, und dem (170 geborenen) Lucius Accius, dem Sohne eines Freigelassenen aus Pisaurum, welcher lesbare und gewandte Nachdichtungen griechischer Tragiker versuchte.

Während endlich die römische Historiographie auch durch die in ihrer originalen Art vortrefflichen Arbeiten des alten Cato und durch die mehrerer namhafter Staatsmänner seiner Zeit und unmittelbar nach ihm, wie namentlich jenes wackern Calpurnius Frugi und des Gajus Sempronius Tuditanus, noch nicht über den bisherigen Standpunkt der Annalistik hinausgeführt war; während bei der zunehmenden litterarischen Thätigkeit die uralte pontifikale Stadtchronik, deren Zusammenfassung und Ausgabe in 80 Büchern am Ausgange dieser Periode der berühmte Jurist und Pontifex Maximus (und Consul i. J. 133) Publius Mucius Scävola veranstaltete, für die folgenden Zeiten litterarisch nicht mehr in Betracht kam: so blühte dagegen das eigentlich römische Wesen jetzt mehr und mehr in zwei Richtungen auf, in denen seit dieser Zeit dann auch für lange, zum Theil für Jahrhunderte, sehr Erhebliches geschaffen worden ist. Die römische Beredtsamkeit war in voller glänzender Entwickelung begriffen; unter den namhaften politischen Rednern des Zeitalters nach Cato behaupteten einen besonders hohen Rang der edle Scipio Aemilianus und Gajus Lälius, deren vielgelesene Staatsreden als Muster zugleich des edelsten Patriotismus und des trefflichsten Latein galten. Aber auch der blutige (S. 344) Henker der Lusitaner, jener Sulpicius Galba, war ein berühmter Redner, in politischen wie in juristischen Fragen. Allmählich hatte sich auch die Kunst der Rechtsanwälte entwickelt, streitige Rechtssachen in Sprache und Stoff mit hoher formeller Eleganz zu behandeln; als der erste Künstler dieser Art wird Marcus Lepidus Porcina (i. J. 137 Consul) genannt. Es war aber die Rechtswissenschaft, nachmals während der Kaiserzeit die glänzendste Seite der römischen Geistesentwickelung, die nunmehr, zunächst an die Litteratur von Gutachten juristischer Notabilitäten sich lehnend, sehr bestimmt in den Vordergrund tritt. Schon des Siegers von Zama Zeitgenosse, der Oberpontifex P. Licinius Crassus, hatte als Jurist einen großen Ruf erworben. Nicht minder der nur wenig jüngere Sextus Aelius Pätus, während für die folgenden Zeiten das Haus des Mucius Scävola die Pflege der Jurisprudenz gewissermaßen als Erbgut behauptet hat. Blühte endlich auch das philologische Studium der lateinischen

Sprache in dieser Zeit, mit Einschluß der Rhetorik, kennbar empor, so blieb dagegen die Ausübung der Medicin andauernd in griechischen Händen, seitdem der große peloponnesische Chirurg Archagathos 219 v. Chr. in der Hauptstadt sich niedergelassen, und auf Grund sehr bedeutender Erfolge von Staatswegen das römische Bürgerrecht erhalten hatte.

Hinter der strahlenden Außenseite verbarg sich nun aber ein zunehmend wachsender, der inneren politischen Zersetzung parallel gehender, bedauerlicher sittlicher Verfall, der bei der Gemeinde wie bei der Nobilität sich in verschiedener Weise, aber sehr merklich fühlbar machte. Die griechische Civilisation überzog die Rusticität der unteren Klassen nur mit einem glänzenden Schimmer, und brachte doch auch sehr häßliche Auswüchse zum Vorschein. Und in den vornehmeren Schichten der Gesellschaft blieb man nicht bei der edlen Haltung des scipionischen Hauses und des Siegers von Pydna stehen. Die Zahl derer blieb immer nur klein, welche dem römischen Wesen durch hellenische Bildung einen idealeren Zug zu verleihen verstanden. Weit mehren war der Hellenismus nur ein äußerlicher Putz; und noch mehre wählten für sich nicht das Klassische und Gediegene des alten Griechenthums, sondern die frivolen und schädlichen Momente des damaligen griechischen Lebens, leider schon lange die wüste Sitte der Knabenliebe nicht ausgeschlossen. Die alte sittliche Zucht, die Ehrlichkeit und Wackerheit, durch welche die Römer noch immer den wüsten griechischen und namentlich den hellenistischen Sittenzuständen gegenüber hoch achtbar dastanden, schwand doch fühlbar dahin. Bei dem Stadtvolke, bunt gemischt, wie es immer mehr wurde, gewann die Genußsucht, die Schwelgerei und leichtfertiges Wesen immer mehr die Oberhand. Derart daß das Volk allmählich nicht mehr Anstand nahm, Männer zu Consuln zu wählen, die auf früheren Stufen sich durch grobe Ordnungswidrigkeiten oder Gewaltthaten einen übeln Namen gewonnen hatten; darunter unter Anderen i. J. 144 einen Mann, der als Volkstribun auf seine Unverletzlichkeit gestützt die Zahlung seiner Schulden verweigert hatte. Der strenge Sinn der alten Plebejer konnte nur noch bei den frischer erhaltenen römischen Bauern und Gutsbesitzern auf der Halbinsel gesucht werden. Bei der Nobilität und den Rittern, deren Sünden als Hang zu Gewaltsamkeiten und böse Habsucht historisch schärfer zu Tage traten, stand es nicht anders; nur daß die Liederlichkeit hier vielfach feinere Formen annahm. An häßlichen Verbrechen, auch in „guten" Familien, fehlte es längst nicht mehr. Schon hatte der Senat sich genöthigt gesehen, einen ständigen Gerichtshof zur Aburtheilung von Giftmischern und Mördern einzusetzen. Die Frauen trugen redlich zur Steigerung der wachsenden Unsittlichkeit ihren Theil bei, deren vermögensrechtliche und sittliche Stellung seit dem zweiten punischen Kriege unter zunehmender Lockerung des alten strengen Familienrechtes und der Sitte, entsprechend immer freier geworden war. Ehelosigkeit auf der einen Seite, auf der anderen Scheidungen, auch in sehr achtbaren Häusern, waren jetzt nichts Seltenes mehr, und der Luxus fand namentlich an

den Frauen sehr beredte und eifrige Vertreterinnen. Sank also auch auf dieser Seite ein Bollwerk der alten Strenge; war es bei der Nobilität bereits dahin gekommen, daß weniger die Bestechlichkeit als die Unbestechlichkeit einflußreicher Männer aufzufallen anfing; waren es namentlich die Berührungen mit den Höfen und Gesandtschaften des ebenso reichen als verdorbenen Orients, und die Versuchungen der Statthalterschaften, was die Empfänglichkeit der römischen Großen für das zu politischen Zwecken ihnen zugeführte Gold recht erweckt hatte: so gab zuerst i. J. 142 der Prätor L. Hostilius Tubulus bei dem Gifthofe das schlimme Beispiel der Bestechlichkeit nun auch bei Ausübung der Justiz. Die Religion endlich verlor immer mehr ihre Kraft gegenüber der wachsenden Verderbniß. Das ethische Moment derselben war ohnehin (S. 20) nur von secundärer Bedeutung gewesen, und wenn nun neben der langsam schwindenden altitalischen Frömmigkeit und dem bei Klerus und Volk ziemlich gleichmäßig sich steigernden Hange zu vorwiegender Pflege des Ceremoniells und der Opferschmäuse nach neuen Stützen gesucht wurde, so war vor dem Eindringen der griechischen Philosophie in die Kreise der gebildeten Römer weder die Ueberfluthung der Hauptstadt mit orientalischen Riten und Kulten, wie sie seit der Nothzeit des hannibalischen Krieges begann, für die Massen, noch der durch die griechische Litteratur und mit vollem Bewußtsein durch Ennius bei den oberen Schichten eingeführte griechische Euemerismus, die bekannte allegorische und historisirende Auflösung und Zersetzung der Götterwelt, im Stande, der stolzen Nation für den entschwindenden alten Glauben einen Ersatz oder etwas einigermaßen Besseres zu gewähren. Schon sahen gar nicht wenige in der Staatsreligion, namentlich in den Auspicien, nur noch eine für die Zwecke der Regierung schlau zu handhabende politische Maschinerie.

Alle diese schlimmen Momente wirkten zusammen, um die Temperatur zu schaffen, aus welcher heraus die Gewitter der Revolution sich erzeugten, die an der Spitze der folgenden Periode steht. Diese selbst aber entzündete sich an der immer bedenklicheren Gestaltung der sogenannten „socialen" Zustände. Das numerische Wachsthum des römischen Volkes hatte mit seiner äußeren Machtentwickelung und seinem äußeren Glanze durchaus nicht gleichen Schritt gehalten. Es war doch sehr übel, daß weder Italien noch das eigentliche römische Gebiet wieder zu der Kraft und Fülle an freien Einwohnern gelangen konnte, wie vor dem hannibalischen Kriege. Bis zum Jahre 159 v. Chr. allerdings hatte sich mit Einschluß eingeschlichener Latiner und der vielen Freigelassenen die Bürgerliste wieder bis auf 328,000 waffenfähige Bürger gehoben; aber seit dieser Zeit, ohne daß doch große zerstörende Kriege die Republik heimgesucht hätten, sank die Zahl recht bemerklich, derart daß bei der Censur der i. J. 136 gewählten Censoren Appius Claudius Pulcher und Q. Fulvius Nobilior nur 317,923 Waffenfähige gezählt wurden. Der Hauptgrund lag aber doch (S. 284) an dem auf vielen Punkten des römischen Gebietes fortdauernd zu beobachtenden, jetzt immer mehr durch bewußte Arbeit

und selbst Gewaltsamkeit der Grundherren geförderten Zusammenschwinden des römischen kernhaften Bauernstandes, der nach Aufgabe seiner unhaltbar gewordenen Grundstücke vielfach theils in Pächter oder auch nur Tagelöhner auf seinen alten Gütern sich auflöste, theils das Proletariat der Hauptstadt vermehrte. Der italische Landbau begann nun auch noch dadurch zu leiden, daß nicht wenige große Grundherren zu dem System übergingen, große Strecken guten Landes zu Luxuszwecken, zur Anlage von Fischteichen und Parks zu verwenden. Eine Rettung und frische Verstärkung des alten trefflichen bäuerlichen Kernes der römischen Nation ist nicht versucht worden. Der naheliegende Gedanke, das agrarische Proletariat zu Tausenden als Kolonisten über die Provinzen auszubreiten, wurde nicht verfolgt. Noch immer sollte Italien das herrschende Land bleiben, und die Scheidewand zwischen dem römischen Herrenvolke und den dienenden Provinzialen nicht fallen. In Italien selbst war die letzte Kolonie i. J. 157 gegründet worden, das picenische Auximum. An die Zurückforderung der ausgedehnten Domänen, die die Nobilität und die Ritter okkupirt hatten, wagte sich keiner der Reformer des Senats. Selbst der beste Mann des Senats, Scipio Aemilianus, mochte nicht an diesen gefährlichen Punkt tasten. Sein Freund Gajus Lälius, der 140 v. Chr. das Consulat bekleidete, dachte als Prätor (145) einen Augenblick wirklich daran, im Interesse der Bauernschaft die Einziehung und Assignirung des vorläufig okkupirten, noch unvergebenen italischen Staatsgutes zu beantragen, aber auch er wich vor den Schwierigkeiten zurück, die sich sofort aufzuthürmen begannen. Und so sah man denn mit immer schnelleren Schritten immer neue Massen aus der Kernkraft des weltbeherrschenden Volkes verarmen und in das städtische Proletariat übergehen. Nicht einmal als freie Tagelöhner konnten sich die meisten solcher Leute behaupten, je mehr es Praxis wurde, die großen Güter mit Sklaven zu bewirthschaften, weil diese nicht, wie die freien Arbeiter, zum Kriegsdienst eingezogen werden konnten. Außerhalb großer Striche des national-römischen Gebietes stand es in dieser Richtung weitaus am übelsten in Etrurien, wo schon i. J. 134 gar keine freien Bauern mehr vorhanden waren.

Und doch hätte der Blick auf die Schrecknisse und Gefahren warnen müssen, mit welchen nicht lange nach Karthagos Fall das System der Sklavenwirthschaft die alte Welt bedrohte. Dieses System hatte mit der riesigen Ausdehnung der römischen Kapitalherrschaft ganz ungeheure Fortschritte gemacht. Nicht nur daß die reiche und vornehme römische Welt ihre Paläste mit zahlreichen Luxussklaven füllte; nicht nur daß — mit der natürlichen Folge der Erdrückung jedes Aufschwunges auch des Handwerkerstandes — die römischen Großen nahezu Alles, was in einem ansehnlichen Hause überhaupt für den täglichen Gebrauch nöthig ist, durch ihre Haussklaven anfertigen ließen: während der zuletzt von uns hier geschilderten Jahrzehnte war es nun auch üblich geworden, die Arbeitskraft der Sklaven in vielseitig anderer Weise auszubeuten, als nur auf den großen Güterkomplexen mit „plantagenartigem" Betriebe. Sklaven und Freigelassene arbeiteten massenhaft

als Commis in den Comtoiren und Filialen der Banquiers. Sklaven und Freigelassene arbeiteten als Zöllner in den Bureaus der von den Publikanen gepachteten Zölle und indirekten Steuern. Architekten, Schauspiel- und Fechterspielunternehmer, Rheder, Fabrikanten, Bergwerkspächter verfügten über höchst zahlreiche Sklaven und Freigelassene. Ueberall war die Ausbeutung und Behandlung viel härter, als früher bei den Griechen üblich. Aber diese Leute standen sich, die Knechte in den Bergwerken und die Gladiatoren ausgenommen, doch viel besser, als die Masse der furchtbar hart behandelten, oft nur schlecht genährten Ackersklaven auf den „Plantagen". Sie konnten viel häufiger Familie und Vermögen gewinnen; auch war ihnen die Aussicht auf Freilassung nicht benommen. Wurden sie speciell den Römern schädlich durch ihr Eindringen in das Bürgerthum und — wie alle Sklaven überhaupt, — durch die entsittlichende Rückwirkung, welche die Sklavenwirthschaft (allenfalls den semitischen und osmanischen Orient ausgenommen) allezeit auf die Herren (und die Herrinnen) ausgeübt hat: jetzt kam die Zeit, wo dieses schreckliche System auch die öffentliche Sicherheit, endlich selbst den öffentlichen Frieden auf das Schwerste zu bedrohen begann.

Noch eine Nachwirkung des hannibalischen Krieges und seiner Folgen war es gewesen, daß schon 185 v. Chr. Lucanien und Apulien durch furchtbare Räuberbanden heimgesucht wurden, die sich aus entlaufenen halbwilden Sklaven (S. 285) und erbitterten Proletariern gebildet hatten: damals sind in Apulien 7000 Leute als Räuber verurtheilt worden! Nun aber hatte die Masse der Sklaven, und zwar überwiegend der Plantagensklaven, seit dem Kriege des Perseus sich ganz ungeheuer vermehrt. Man denke nur an die Tausende unglücklicher Epiroten (S. 337), zu denen später die Massen spanischer, afrikanischer und griechischer Kriegsgefangener gekommen waren, wie sie bis zur völligen „Pacificirung" Griechenlands die römischen Sieger an die Sklavenhändler brachten. Ferner hatte der ungeheure Bedarf an diesem vollständig „zur Sache degradirten", zu gewinnbringender Production bestimmten, Menschenmaterial den Anlaß gegeben, daß der asiatische Orient — damals namentlich die Länder, die von syrischen, durch ganz besondere Geduld, Zähigkeit und Dauerbarkeit ausgezeichneten, Völkern bewohnt waren, — von kretischen und kilikischen Korsaren und Menschenjägern heimgesucht wurden, die ihr Wild auf dem größten Sklavenmarkte der damaligen Zeit, nämlich in Delos, mit reichem Gewinn verhandelten. War nun aber die Behandlung grausam, und bei schlechten und geizigen Herren die Kleidung und Verpflegung so schlecht, daß nicht selten die Sklaven — deutlich genug dazu gemahnt — die Reisenden ausplünderten und durch Mord und Raub das Land unsicher machten: so nahm die Lage seit dem Jahre 145 einen höchst gefährlichen Charakter an, seit so entsetzlich viele erbitterte und leidenschaftliche Menschen zugleich zu Sklaven gemacht worden waren, die vielfach bisher in Afrika, Griechenland und Makedonien als freie Bürger eine glückliche und angesehene Stellung behauptet hatten.

Der große Sklavenkrieg, dieser furchtbare Nachhall der letzten Kriege Roms um die Weltherrschaft und zugleich die blutige Reaktion hunderttausend zertretener Existenzen gegen dieses schauderhafte wirthschaftliche System, explodirte auf der Insel Sicilien, wo die Masse der Plantagesklaven die größte, die Behandlung aber der Sklaven Seitens der römischen Spekulanten und der sicilischen Grundherren vorzugsweise hart, rücksichtslos, unmenschlich war. Hier namentlich, — nur das Gebiet von Messana ausgenommen — blühte die Praxis, die Sklaven möglichst karg zu halten und in halbunterirdischen „Arbeiterkerkern" zu koncentriren, während sie auf den Aeckern in Fesseln arbeiten mußten. Der Osten der Insel war die eigentliche Kornkammer Italiens, namentlich der Hauptstadt Rom, geworden. Die Plateaulandschaften des Inneren dagegen und die südlichen Küstenstriche dienten mehr der Weidewirthschaft, wo dann die Hirtensklaven (vgl. S. 285) sich erheblich besser standen, nur daß auch sie infamer Weise oft ganz auf Raub gewiesen waren. Die Städte endlich bargen Massen freier Proletarier.

Das Räuberwesen auf der Insel Sicilien hatte bereits eine schlimme Ausdehnung erlangt, die durch die schlaffe Verwaltung nur sehr unvollkommen bekämpft wurde. Da brach endlich in der sicilischen Weizenregion von Enna unter den Sklaven eines gewissen Damophilos, der sammt seiner Frau Megallis wegen seiner Härte und Grausamkeit ganz besonders verrufen war, ein Aufstand aus. Intellektueller Urheber der Bewegung war ein Sklave des Antigenes, der Syrer Eunus aus Apameia, der unter der kolossalen Masse der zu Enna koncentrirten Sklaven als Magier, Wunderthäter und Prophet galt, und von dem man wußte, daß ihm die syrische Göttin erschienen sei und ihm ein Königthum verkündigt habe. Von Eunus geführt drangen eines Nachts 400 Meuterer in die Stadt Enna ein, ermordeten die meisten ihrer bisherigen Herren, schändeten die Frauen. Und nun, offenbar vorher schon organisirt, formirten die Meuterer, denen sofort die Sklavenmassen in Enna zufielen, ein neues Königthum (143 v. Chr.). Eunus erhielt das Diadem, nannte sich Antiochos, und schuf sich einen Rath, in welchem ein begabter Grieche dominirte, Achäos mit Namen, der bei ungewöhnlicher Klugheit und rücksichtsloser Thatkraft ein erhebliches Organisationstalent besaß. Bald waren 6000 Sklaven soldatisch geordnet; nun schlossen sich ihnen die Hirten der Weidedistrikte an. Während das städtische freie Proletariat die Zeit benutzte, um die Bauerngüter zu plündern, hielt Achäos möglichst leidliche Manneszucht und schulte seine Leute zum Kampf, der nicht lange auf sich warten ließ. Als er endlich durch Zulauf von allen Seiten her etwa 10,000 entschlossene Menschen in Waffen versammelt hatte, war er vollkommen im Stande den Angriffen, welche die römischen Prätoren der Insel wiederholt mit den sicilischen Miliztruppen gegen ihn versuchten, mit gutem Erfolg die Spitze zu bieten. Die Herrschaft, die „Antiochos" in Enna begründet und über das Gebiet des oberen Symäthos ausgedehnt hatte, war nicht so schnell zu stürzen.

Und nun sahen die Römer mit Schrecken, daß das Flugfeuer des furcht-

baren, in Centralsicilien ausgebrochenen Brandes weithin sich verbreitete. Die glühenden Funken zündeten zunächst in Italien. Die Unsicherheit in den südlichen Weidedistrikten der Halbinsel erreichte einen sehr hohen Grad. Mehr aber, bis 141 tobten Empörungen der italischen Sklaven in der südlichsten Küstengegend von Latium, die mit Waffengewalt gedämpft werden mußten. In Minturnä sind damals 450 ans Kreuz geschlagen, in Sinuessa gegen 4000 zusammengehauen worden. So schnell aber wurden die Römer mit dem Aufstande des Antiochos nicht mehr fertig. Ganz im Gegentheil: auf Sicilien gewann die Erhebung nun erst recht ihre drohende Ausdehnung. Anscheinend im Jahre 140 geschah es, daß der kilikische Sklave Kleon, ein verwegener Roßhirt und seit Jahren schon gefürchteter Raubmörder in der Gegend von Agrigentum, die Hirtensklaven des Südens unter die Waffen brachte, diese Stadt selbst eroberte und nun, ein sehr gewandter Führer, ein Heer von etwa 7000 Mann dem König Antiochos zuführte. Schon waren gegen 200,000 Menschen im Aufstand, darunter 20,000 tüchtige Soldaten. Und als jetzt der neue Prätor L. Plautius Hypsäus mit 8000 Mann Milizen gegen die Feinde auszog, erlitt er eine kolossale Niederlage, in Folge deren die Empörung sich allmählich fast über die gesammte Insel ausbreitete. Namentlich auf der Osthälfte, wo nun der Krieg von Jahr zu Jahr mit demselben schlechten Erfolge für die römischen Statthalter und wie natürlich mit arger Grausamkeit sich fortsetzte, konnten die Römer schließlich wohl kaum mehr als die Nordostecke mit Messana behaupten. Und nun zuckte das Feuer wieder weiter ostwärts über das Meer. Auf der Insel des Sklavenmarkts, zu Delos, gab es Unruhen, die allerdings schnell gedämpft wurden. Aber (135 oder 133 v. Chr.) die Erhebung der Bergwerkssklaven der alten laurischen Minen in Attika, die sich in dem Schloß von Sunion festsetzten, konnte nur nach großer Anstrengung durch die attischen Truppen unter dem Stadthauptmann Herakleitos niedergeworfen werden. Der attische Bergbau scheint diesen Schlag nicht mehr überwunden zu haben. Auch die makedonischen Bergwerke sollen von dieser Bewegung nicht unberührt geblieben sein.

Als endlich der Senat ernstlich daran ging, mit wirklich geschulten Truppen den schlimmen Zuständen in Sicilien ein Ende zu machen, konnte der im J. 134 gegen die Heere des Antiochos ausgeschickte Consul Gajus Fulvius Flaccus zunächst gegen die jetzt 70,000 Krieger des „Königs“ auch nichts ausrichten. Erst als der alte, strenge und energische L. Calpurnius Piso Frugi im J. 133 das Commando erhielt, gelang es nach durchgreifender Herstellung der Mannszucht, den Insurgenten wieder Terrain abzugewinnen. Endlich wurde die starke Festung Enna wirklich eingeschlossen, jedoch jetzt noch nicht erobert. Erst der Consul des J. 132, ein Freund des Aemilianus, P. Rupilius, der Land und Leute genau kannte, war im Stande, nachdem er zuvor noch unter schweren Kämpfen Tauromenion wieder genommen hatte, den Krieg zu beendigen. Nach langer Blokade, die durch Aushungerung die Kraft der Insurgenten brach, und nach dem Tode der tapfersten Führer, fiel

Enna in die Hände der Römer. „Antiochos" ist zu Rom als Gefangener gestorben, die Insel aber, welche Rupilius durch fliegende Kolonnen nach allen Richtungen hin von Meuterern säubern ließ, war, — nachdem zahllose Sklaven in Kampf und Elend verkommen, 20,000 ans Kreuz geschlagen waren, — endlich wieder „beruhigt". Furchtbar zugerichtet, wie man sie jetzt fand, ist sie leider nun doch für lange, nämlich bis zur Zeit des Gallienus, ein Heerd neuer trauriger Vorgänge analoger Art geblieben.

Der furchtbare Aufstand der unfreien Leute auf der durch die Schuld der Menschen so elend gemachten, herrlichen Insel Sicilien ist erst gebändigt worden, als bereits in Rom selbst die sociale Krisis der freien Proletarier zu der ersten jener schweren Erschütterungen geführt hatte, die der Nachwelt als das erste schrille Läuten der Todtenglocke der Republik erscheinen. Parallel aber mit dem Auflodern und den wildesten Scenen des Kampfes auf dieser blutigen Arena liefen die letzten großen Kämpfe auf der Pyrenäischen Halbinsel, die der Nobilität noch in anderer Weise zeigen sollten, wie sehr ihre Gleichgültigkeit bei dem Verfall der bäuerlichen Kernkraft des römischen Gebietes auch die Kraft des römischen Schwertes zu schwächen geeignet war. In Spanien nämlich war die Blutsaat des schändlichen Galba (S. 344) in vollen Aehren gereift. Der sehr schwierige Verlauf des letzten Krieges gegen Karthago war Anlaß gewesen, daß man den Kampf in Spanien von Rom aus einigermaßen aus den Augen verlor. Die Lusitaner, durch die Frevel des Galba tief erbittert, hatten daher ihre Raubzüge gegen die reichen turdetanischen Kantone nach alter Weise fortsetzen können. Dann war es doch dem römischen Statthalter Gajus Vetilius (147/6 v. Chr.) gelungen, ein lusitanisches Heer von 10,000 Mann, die das Land am Bätis geplündert hatten, nicht nur zu schlagen, sondern auch auf einem Hügel eng einzuschließen. Schon standen sie im Begriff, vor Mangel mit den Römern zu kapituliren. Da mahnte sie von solchem Beginnen der Held ab, der nunmehr für längere Jahre der furchtbarste Gegner der Römer werden sollte. Es war jener Viriathus, der einst mit Mühe sich den Henkern des Galba entzogen hatte. Einst Hirt und Räuber, ist er als Guerillaführer und als Feldherr eine Erscheinung, wie deren auf spanischem und spanisch-amerikanischem Boden aus Hirten, Mönchen, Maulthiertreibern, Schmugglern und Freibeutern im Laufe der Jahrhunderte gar manche sich entwickelt haben. Er warnte jetzt die Lusitaner, auf das Wort der treubrüchigen Römer sich zu verlassen, und versprach sie vor dem Untergang zu retten, wenn sie ihm folgen wollten. Sein Wort riß die tapfern Männer fort und sie übertrugen ihm den Oberbefehl. Und nun wußte er als erste Probe seiner glänzenden Begabung für den Krieg zuerst der Masse der Blokirten den Abzug zu ermöglichen, hielt mit nur tausend Reitern zwei Tage lang die Römer glücklich auf, und lockte diese dann selbst bei seinem Abzuge so schlau in einen Hinterhalt, daß sie 4000 Mann, darunter ihren Feldherrn, verloren. Kaum die Hälfte ihres Heeres entkam nach Carteja. Und nun entwickelte

Viriathus den Römern und ihren spanischen Verbündeten gegenüber für mehrere Jahre sein glänzendes Talent als der Heerführer eines tapfern Bergvolks, bei welchem die Findigkeit, die List, die Verschlagenheit, die schier unbegreifliche Schnelligkeit der Bewegungen, vereint mit unermüdlicher Elasticität des Geistes und des Leibes und ritterlicher Tapferkeit das Uebergewicht ersetzen mußte, welches den Römern die Ueberzahl ihrer Streitkräfte und ihrer taktischen Schulung und vielfältigen Erfahrung selbst dann verlieh, wenn ihre Heerführer sich nicht über das Durchschnittsmaß gewöhnlicher Menschen aus den Reihen der Geschlechter erhoben. Ueberraschende Angriffe und schlaue Verlockung der Römer auf Kampfplätze, wie sie den Lusitanern paßten, gehörten zu den besten Mitteln des schnell genug weithin gefürchteten Helden. Dabei wußte Viriathus, der gleich nach der Niederlage des Vetilius auch noch 5000 diesem zu Hülfe ziehende Milizen der Beller und Titther zertrümmert hatte, und nun das westliche Spanien bis in das karpetanische Binnenland hinein (nordwestlich, nördlich und östlich von Toledo) kräftig behauptete, durch sein schlichtes Wesen, seine Kameradschaftlichkeit und seinen echten Heldengeist seine Lusitaner, über deren sämmtliche Zweige er jetzt als König gebot, zu den kühnsten Thaten zu begeistern.

Die Römer mußten bald erkennen, daß ihnen in diesem Manne ein spanischer Hannibal entgegengetreten war. Die Prätoren beider spanischer Provinzen erlitten im Jahre 146 die demüthigendsten Niederlagen, und erst mit dem J. 145 kamen seine Erfolge einigermaßen zum Stehen, als die Römer in Afrika, in Makedonien und Griechenland nicht mehr beschäftigt waren und den Consul Q. Fabius Maximus Aemilianus, des Eroberers von Karthago älteren Bruder (der durch Adoption in das Fabische Haus aufgenommen war,) mit zwei neuen Legionen nach Spanien senden konnten, der nun erst das völlig demoralisirte spanische Heer mit Energie neu disciplinirte und im J. 144 zuerst wieder von der Linie des mittleren und unteren Bätis aus die taktische Ueberlegenheit der Legionen zur Geltung zu bringen vermochte. Nur daß Viriathus dafür die Kunst verstand, auch seine etwa geschlagenen und zerstreuten Schaaren unter kluger Ausnutzung des Terrains und der Volksart schnell wieder zu sammeln und neue günstigere Momente zu großen Schlägen abzuwarten. Und Gelegenheit dazu bot sich ihm sehr bald.

Nach ihrer mit unglaublicher Zähigkeit festgehaltenen alten, thörichten Gewohnheit wechselten die Römer 143 v. Chr. wieder die Feldherren in Spanien. Der Consul Metellus aber, der sich in Makedonien seiner Zeit so glänzend bewährt hatte, konnte den Krieg gegen Viriathus nicht übernehmen, weil seit 144 die ruhmvollen Waffenthaten des lusitanischen Königs auch mehrere der keltiberischen Völker, namentlich die (S. 342) Arevaker, Beller und Titther zu neuer Erhebung gegen die Römer veranlaßt hatten. Metellus freilich konnte dieser Bewegung, namentlich nach dem Falle der Festung Contrebia, während der zwei Jahre seines Kommandos soweit Meister

werden, daß nur noch die festen Plätze Termantia und Numantia ihren Widerstand fortsetzten, diese vor Allem, weil ihre tapferen Bewohner sich nicht entschließen mochten, auf die geforderte Ablieferung der Waffen einzugehen. Dieses Auftreten schien helle Thorheit zu sein, wenn man erwog, daß die zwar durch ihre hohe Lage starke, aber nur durch Gräben und Pallisaden verschanzte Stadt Numantia lediglich 8000 Krieger zählte. Das Heer aber, mit welchem des Metellus Nachfolger Q. Pompejus, ein berühmter Redner und Jurist, 141 den Krieg gegen diese Reste der Aufständischen führte, war an Zahl viermal so stark. Nun aber zeigte sich der neue Consul militärisch so unfähig, daß er 141 und 140 bei den tapfern Spaniern überall nur derbe Schläge sich holte.

Inzwischen hatte im Jahre 143 des Fabius Aemilianus Nachfolger im Süden, der Prätor Quinctius sich gegen Viriathus so feige und ungeschickt gezeigt, daß die Lusitaner in Massen die Provinz überfluthen konnten. Sein Nachfolger, der wie der Sohn des Aemilius Paullus durch Adoption in die fabische Familie aufgenommene Consul Q. Fabius Maximus Servilianus, erlitt trotz seiner zwei neuen Legionen und zehn Elefanten im Jahre 142 nur Niederlagen. Nun versuchte er es mit schrecklichen Grausamkeiten. Als es ihm endlich 141 doch gelang, am Bätis und Anas operirend siegreich in Lusitanien vorzudringen und 10,000 Gefangene zu machen, ließ er 500 der Angesehensten niederhauen, die Masse als Sklaven verkaufen, und den aus römischem Gebiet zu den Lusitanern Uebergegangenen die Hände abhauen! Nichtsdestoweniger war Viriathus, als er nicht lange nachher die Römer bei der Belagerung der Festung Erisane geschlagen und dann auf einem Felsen eingeschlossen hatte, maßvoll genug, mit Servilianus einen Frieden abzuschließen, der die Unabhängigkeit der Lusitaner unter Viriathus' Herrschaft stipulirte.

Der Vertrag wurde nun zwar in Rom ratificirt. Aber des Servilianus Nachfolger und leiblicher Bruder, der Consul Q. Servilius Cäpio, der 140 in Südspanien auftrat, fand diesen Frieden für die Römer schimpflich, und nun wurde unter der Connivenz des Senats der Krieg allmählich wieder provocirt. Jetzt jedoch war das Glück von Viriathus gewichen. Als Cäpio das Land der Lusitaner bis zu dem Gebiet der Vettonen und Galläcer durchzog, mied der kluge Spanier den Kampf mit der Uebermacht, der er überall durch geschickte Bewegungen auswich. Aber im folgenden Jahre 139 v. Chr. wurde seine Lage unhaltbar. Während des Winters 140/39 hatte Q. Pompejus, da er mit dem Schwerte nichts auszurichten vermochte, mit den Vertheidigern von Termantia und Numantia verhandelt, die auch ihrerseits des Kampfes müde geworden waren. Mit ersterer Stadt kam es anscheinend zu vollständiger Ausgleichung. Die Numantiner aber schlossen mit Pompejus einen Vertrag; sie sollten sich den Römern unterwerfen, Geiseln stellen, Kriegsgefangene und Ueberläufer ausliefern, und 30 Talente zahlen. Im Geheimen aber sagte der Feldherr ihnen zu, daß die Unterwerfung nur eine

nominelle sein, ihre Autonomie nicht schädigen, und sie nicht zur Abgabe der Waffen verpflichten sollte. Kaum aber war sein Nachfolger, der Consul M. Popillius Länas, zu Anfang des Jahres 139 im Lager erschienen, so leugnete Pompejus, — da entweder Länas den Vertrag nicht anerkennen wollte, oder der armselige Mensch selbst sich schämte, den nach römischer Auffassung unrühmlichen Frieden in Rom zu vertreten, — den Numantinern gegenüber, die ihre Zusagen redlich erfüllten, seine geheimen Verabredungen frech ab. Während nun dieser vor den Senat gebrachte Streit in Rom ausgetragen wurde, ruhten die Kämpfe am Duero, und Länas konnte sein Heer dem Cäpio nach Lusitanien zu Hülfe führen. Solcher Uebermacht gegenüber bat Viriathus unter jeder Bedingung um Frieden. Als aber die römische, schon an Karthago erprobte, bösartige Tücke Schritt für Schritt härtere Bedingungen ihm und seinem Volke aufzwang; als schon die aus dem römischen Spanien zu Viriathus übergetretenen Leute, darunter des Königs Schwiegervater, der Fürst Astolpa, ausgeliefert und theils hingerichtet, theils ihrer Hände beraubt waren, und nun endlich auch die Abgabe der Waffen gefordert wurde, da wollte Viriathus den Verzweiflungskrieg wieder erneuern. Nun aber hatten mehrere seiner bisherigen Freunde die Zuversicht verloren. Sie baten ihn, noch einmal mit Cäpio unterhandeln zu dürfen. Es geschah, sie erkauften sich aber schmachvoller Weise nur die Amnestie für sich, indem sie das sofort ausgeführte Versprechen gaben, den herrlichen Helden — zu ermorden.

Damit war der lusitanische Krieg zu Ende. Wohl drang der von einem Theile des Volks jetzt an die Spitze gestellte kühne Tautamus noch einmal bis nach Sagunt vor; aber auf dem Rückzuge wurde sein Heer am Bätis gefaßt und so völlig geschlagen, daß nunmehr ganz Lusitanien sich den Römern unterwerfen mußte. Der Consul Decimus Junius Brutus, der seit 138 hier den Befehl übernahm, siedelte einen Theil des Volkes in Ostspanien in der neuen, mit latinischer Verfassung begabten Stadt Valentia an, durchzog ganz Lusitanien bis zum Atlantischen Meere, warf überall die letzten Reste des Widerstandes nieder, und zwang endlich auch die bisher noch ganz unabhängigen Galläcer im nordwestlichen Spanien durch eine furchtbare, vernichtende Siegesschlacht zur Anerkennung der römischen Hoheit.

Noch aber tobte der für die Ehre der Römer in jeder Hinsicht schmachvolle numantinische Krieg. Der Senat hatte (139) wirklich die nichtsnutzige Politik jenes Pompejus sanktionirt, nämlich die Fortsetzung des Krieges gegen die tapfere Stadt befohlen. Nun aber vermochte auch Länas im Jahre 138 gegen die ebenso heldenmüthigen, als jetzt mit Recht erbitterten Numantiner nichts auszurichten. Die Zucht der spanischen Heere des Senats war eben damals schmachvoll verfallen. Es zeigte sich jetzt recht sehr, wie arg der Verfall des römischen Bauernstandes die Kraft der Legionen schwächte. Seit der Nothzeit des hannibalischen Krieges waren die älteren Qualifikationen für den Dienst in der Armee bedeutend ermäßigt worden; schon lange hatte

man auch solche Römer einstellen müssen, die zu weniger als zu 11,000 Assen geschätzt waren. Abgesehen davon, daß die zwischen 4000 und 1500 Assen (345 und 129 Mark) geschätzten Freigeborenen und sämmtliche Freigelassene zum Flottendienste aufgeboten wurden (S. 187), war der Minimalcensus für die Legionssoldaten auf 4000 Asse (345 Mark) ermäßigt worden; und im Nothfalle stellte man sowohl Flottendienstpflichtige, wie selbst die zwischen 1500 und 375 Assen (129 und 33 Mark) geschätzten Freigebornen mit in das Bürgerfußvolk ein. Nun aber war der Soldat aus den Massen der Hauptstadt an solider Tüchtigkeit dem alten Plebejerfußvolk nicht mehr zu vergleichen, und dazu nur sehr ungern, und noch weniger gern für längere Zeit, zu dem verabscheuten Dienst in Spanien zu bestimmen, und die schlaffe Nobilität entschloß sich nur schwer zu strengeren Maßregeln in dieser Richtung. So bestanden denn die römischen Heere in Spanien jetzt immer mehr aus sehr widerwillig kämpfenden, verdrossenen Römern, aus Freiwilligen, aus stark herangezogenen latinischen und sonstigen italischen Soldaten, aus spanischen Milizen und Söldnern; und nun suchten sich bei der Schlaffheit und Unfähigkeit vieler der jetzigen römischen Generale diese Truppen ihr Lagerleben und den Kampf mit den harten, tapfern Lusitanern und Keltiberern auf schlimme Weise zu erleichtern. Die Lager in Spanien füllten sich mit einem schmählichen Troß von liederlichen Dirnen, Wahrsagern, und Krämern jeder Art. Die Soldaten versanken in Trägheit, Zuchtlosigkeit, Sittenlosigkeit und wüste Schwelgerei, so daß endlich auch Züge von ganz unrömischer Feigheit nicht mehr ausblieben.

Als i. J. 137 der persönlich durchaus anständige Consul Gajus Hostilius Mancinus vor Numantia stand, hatte er stete Mißerfolge. Die Truppen waren so demoralisirt, daß sie endlich auf das falsche Gerücht hin von dem Anmarsch der Galläcer, Cantabrer und Vaccäer in dunkler Nacht ihre Stellungen räumten und, von den nachdrängenden Numantinern in einem älteren Lager eingeschlossen, sich nicht mehr durchzuschlagen wagten! Die Anwesenheit des jungen Quästors Tiberius Gracchus, der als Sohn des noch immer in Spanien hochverehrten alten Sempronius die Sympathien auch der ritterlichen Gegner besaß, machte es möglich, daß die Numantiner sich mit einem von dem Consul und allen Stabsoffizieren beschworenen Vertrage begnügten, welcher ihnen den Frieden und die Unabhängigkeit gewähren sollte. Nun aber mochte der Senat in Rom diesen Flecken auf seiner Waffenehre nicht dulden, und verweigerte die Ratifikation des Vertrages. Wie einst die Samniten des Gavius Pontius, wurden jetzt auch die Numantiner mit arger Perfidie behandelt. Weder Gracchus noch sonst einer der höheren Offiziere des Heeres wurde, wie es hätte geschehen müssen, den Numantinern ausgeliefert, — nur allein der Consul Mancinus, den aber die Spanier, wie sich das bei ihrem ritterlichen Charakter von selbst verstand, nicht annahmen.

Als nun aber auch die Feldherren der nächsten Jahre nichts ausrichteten, da wurde endlich zur Ueberwältigung der kleinen Heldenstadt Roms

größter Feldherr aufgeboten. Scipio Aemilianus, von seinem Bruder Fabius, und einer zuverlässigen Schaar begleitet, übernahm i. J. 134 das Oberkommando in Spanien. Nur mit schwerer Mühe konnte allmählich unter Anwendung herbster Strenge die alte Disciplin hergestellt werden. Schanzarbeiten, Exercir- und Marschübungen machten das Heer wieder brauchbar. Damals erschien zum ersten Male ein junger römischer Bauernsohn in Waffen, der später die Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte. Es war Gajus Marius, dessen ausgezeichnete soldatische Tüchtigkeit und Anlage zu einem trefflichen Heerführer auch dem Oberfeldherrn nicht entging. Unter den Hülfstruppen aber trat als Führer numidischer Schützen und Elefanten der junge kühne Prinz Jugurtha auf, ein Enkel des alten Massinissa, ebenfalls eine Persönlichkeit, der eine hoch interessante Laufbahn vorbehalten war.

Erst gegen Ende d. J. 134 ging Aemilianus mit vollen 60,000 M. gegen Numantia vor, und begann nun, wie früher Karthago, die tapfere Stadt zu erdrücken. Sie wurde rings durch eine Kette starker Schanzen umschlossen und allmählich rettungslos ausgehungert. Als endlich die Kraft der tapfern Spanier gebrochen war, und nicht wenige sich selbst den Tod gegeben hatten, unterwarf sich ohne Kampf der traurige Rest im Herbst d. J. 133 nach vielmonatlicher Einschließung. Nur fünfzig Bürger konnten ausgewählt werden, um den Triumph des Siegers zu schmücken. Die übrigen wurden als Sklaven verkauft, die Stadt gänzlich zerstört, ihr Gebiet an die Nachbarstädte überlassen. Damit war Spanien, mit Ausnahme der asturischen und cantabrischen Völker in den Gebirgslandschaften der Nordküste, endlich der Hauptsache nach den Römern wirklich unterworfen. Die alte Kraft der Republik hatte sich nach langer Schmach wieder bewährt; inzwischen aber war in der Hauptstadt Rom die seit langem drohende Revolution ausgebrochen.

Drittes Buch.

Die Revolution. Der Bürgerkrieg. Der Cäsarismus.

Erster Abschnitt.

Von Tiberius Gracchus bis auf Sullas Tod.

Erstes Kapitel.

Die Gracchische Revolution.

Es war ein naher Angehöriger des Eroberers von Numantia, welcher die Verwegenheit gehabt hatte, mit jugendlicher Energie und jugendlicher Keckheit die Hand an die Heilung des schwersten aller socialen Schäden zu legen, an denen der römische Staat krankte. Nicht nur das Haus des Aemilius Paullus war seit mehreren Jahrzehnten in die engsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem edlen Geschlechte des Siegers von Zama getreten. Auch der tüchtigsten einer unter den Staatsmännern mehr demokratischer Färbung aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr., jener mehr erwähnte Tiberius Sempronius Gracchus, der nächst Cato in Spanien populärste Römer, hatte sich den stolzen Corneliern persönlich und politisch genähert, nachdem er bereits (S. 317) als Volkstribun zur Zeit der Scipionen-Prozesse die Achtung dieses vornehmen Hauses gewonnen durch die ritterliche Art, mit welcher er damals noch als Gegner eine tiefe Herabwürdigung ihres Namens zu verhindern wußte. Etwa zwanzig Jahre nach dem Tode des Siegers von Zama trat er den Corneliern so nahe als möglich, indem er um die Hand der schönen und hochsinnigen Cornelia, der Tochter des großen Publius, warb. Im J. 163 v. Chr. wurde der Ehebund geschlossen, aus welchem die jungen Männer hervorgingen, deren Auftreten nunmehr für die Zukunft des Römerthums verhängnißvoll werden sollte. Die Ehe war sehr glücklich, obwohl die damals nicht sehr viel über zwanzig Jahre alte Cornelia erheblich jünger gewesen sein muß, als ihr ernster und würdevoller Gatte. Der älteste Sohn dieser mit Kindern reich gesegneten Verbindung, Tiberius wie der Vater genannt, ist i. J. 162 geboren worden, und neun Jahre später (um 153) der künftige Rächer dieses seines unglücklichen Bruders, der hochbegabte Gajus. Etwa um d. J. 151 ist Gracchus der Vater gestorben, und nun fiel der Cornelia die Aufgabe zu, in dem alten Gracchenhause am Palatinus ihre Söhne im Sinne des

Verstorbenen zu tüchtigen Römern zu erziehen. Diese Frau hat bis zu dem Auftreten der glänzenden Octavia, der edlen und schönen Schwester des Augustus, bei ihren Landsleuten immer als das Muster unerreichter römischer Frauenwürde gegolten. Die Sammlung ihrer Briefe, die erste litterarische Schöpfung einer römischen Dame, war noch später berühmt durch die musterhafte Reinheit der Sprache und den hohen Sinn der Verfasserin. Wohl vertraut mit den besten Bildungsmitteln ihrer Zeit, andauernd im Verkehr mit gebildeten Hellenen; dabei eine Römerin von ruhiger Energie und ernstem Charakter, von edelster sittlicher Haltung, so leitete sie die sittliche Lebensführung und die Geistesbildung ihrer Kinder, von denen außer einer Tochter Sempronia ihr nur jene beiden Söhne geblieben waren, an denen sie darum mit höchster Leidenschaft hing. Vorläufig schien auch ihr Adoptivneffe, der treffliche Scipio Aemilianus, für sie eine starke Stütze werden zu sollen, der (anscheinend noch vor dem Jahre 146) die Sempronia heirathete. Nur daß diese Ehe zwischen dem noch sehr jungen und ziemlich reizlosen Mädchen und dem damals etwa 38jährigen Aemilian, wie sie ohne gegenseitige Neigung geschlossen war und kinderlos blieb, durchaus unglücklich ausgefallen ist.

Tiberius nun, der Stolz der Mutter, unter der üppigen adeligen Jugend seiner Zeit ebenso durch seine sittliche Sauberkeit ausgezeichnet, wie früher Aemilianus; vortrefflich durch griechische Lehrer gebildet, deren manche später seine begeisterten politischen Anhänger blieben, hatte seine militärische und politische Schule durchgemacht im Verkehr mit seinem Schwager und dessen Freunden. Seine erste glänzende Waffenprobe hatte er unter Scipio während der Belagerung von Karthago im Jahre 147 bestanden; und nicht nur bei den Soldaten war er populär, auch die Staatsmänner Roms, die in dem einfachen, ernsten, bescheidenen und liebenswürdigen Jüngling die schönen Züge der beiden Familien wieder erkannten, denen er durch seine Geburt angehörte, erwarteten von diesem Sempronier Großes, wenn er erst zum Manne gereift sein würde. Der mächtige Consular Appius Claudius Pulcher, der mit der Majorität der Nobilität gebrochen hatte und sich der demokratischen Seite zuwandte, vermählte ihm sogar in der Zeit nach 141 seine Tochter Claudia. Wir wissen nun, wie (S. 404) Tiberius im Jahre 137 in Spanien unter Mancinus als Quästor diente, und wie nachher in Rom der Vertrag kassirt wurde, den auf seinen Namen hin die Numantiner mit dem Consul geschlossen hatten. Es war wohl dieser Umstand, und der Unwille über Aemilian, der ebenfalls für die Anerkennung des von dem jungen Schwager geschlossenen Vertrages nicht aufgetreten war, was den Tiberius diesem innerlich zu entfremden anfing und immer mehr zu den schrofferen Vertretern der Popularpartei hinübertrieb. Nun gab er sich immer bestimmter solchen Eindrücken hin, die ihn endlich veranlaßten, mit ungeheurer Kühnheit selbständig als Reformator des römischen Staates aufzutreten. Weit mehr als Scipio, der ohnehin schon seit 134 in Spanien kämpfte, wirkten zuletzt neben manchen persönlichen Bewunderern Männer auf ihn ein, die das Zurücktreten

der eigentlichen scipionischen Partei von der agrarischen Reform tadelten; man mag an den energischen Appius Claudius, seit 136 Princeps Senatus, und an den berühmten Juristen (und seit 132 auch Pontifex Maximus) P. Licinius Crassus Mucianus denken, dessen Tochter Licinia um die Zeit von Tiberius' Tribunat sein Bruder Gajus heirathete.

Tiberius dachte nicht daran, eine Neugestaltung der Verfassung in Angriff zu nehmen. Er war durchaus kein schöpferischer Geist, und zu seinen Reformplänen wesentlich durch den furchtbaren Eindruck getrieben, den die schlimme Lage des verarmten römischen Volkes und deren Folgen auf sein empfängliches Herz gemacht hatten. Noch nicht dreißig Jahre alt, war es zunächst das Feuer der Jugend, was ihn bestimmte, da die Hand anzulegen, wo alte Staatsmänner verzagten. Es mag sein, daß auch die Erinnerung an den Großvater, den Sieger von Zama, mächtig bei ihm mitwirkte, an den gefeierten Retter des Reiches aus tödtlicher Noth. Freilich war es leichter gewesen, an der Spitze eines Volkes in Waffen den verwundeten afrikanischen Löwen zu überwinden, als jetzt der Atlas eines sinkenden Weltreiches zu werden. Es sollte dem edlen Jüngling aber zum Unheil gereichen, und nicht ihm allein, daß er nur reiche Begabung und edlen Willen bei dem Kampfe einzusetzen hatte, den er jetzt eröffnen wollte, daß ihm aber die Kenntniß der Menschen und ihrer Leidenschaften und Interessen, und die staatsmännische Routine noch völlig abging, die er nur erst in längerer politischer Praxis hätte erwerben können.

Wer jetzt dem socialen Verfall des Römerthums begegnen wollte, mußte — in einer Zeit, wo noch absolut Niemand der Sklavenarbeit entbehren zu können glaubte, — unter allen Umständen sich auf die härtesten parlamentarischen Kämpfe gefaßt machen. Er mußte den Kampf aufnehmen mit den zähesten Vorurtheilen, mit der ganzen Kraft der Trägheit, der alten Gewohnheit und der knorrigsten und härtesten Selbstsucht. Aber der junge Reformer wählte unter allen Wegen, die er betreten konnte, gerade den denkbar schwierigsten und gefahrvollsten. Tiberius konnte entweder den Gedanken vertreten, die Massen der verarmten ländlichen Proletarier in umfassendster Weise über das Meer zu führen und in den Provinzen anzusiedeln. Diese Richtung war vielleicht die bequemste. Hier galt es nur ein altes politisches Princip zu durchbrechen, welches durch Präcedenzfälle in Spanien bereits erschüttert war, und mit dem selbstsüchtigen Interesse der Nobilität nur oberflächlich verknüpft war. Wollte er das nicht, so blieb die Chance, ein altes Unrecht gut zu machen und endlich die Niederwerfung der Schranken in Angriff zu nehmen, die noch immer die Latiner und die italischen Bundesgenossen von dem römischen Bürgerrecht trennten. Auch hier wären sehr schwere Hindernisse zu überwinden gewesen. Aber Tiberius hätte auch hier immer nur einen wesentlich politischen Kampf zu bestehen gehabt. Er hätte immer nur den politischen Egoismus der Römer zu überwinden gehabt, der doch am Ende noch leichter zu bezwingen war, als die Selbstsucht, die für den materiellen Besitz kämpfte.

Es war nicht dieser Weg, den der junge Reformer ins Auge gefaßt hatte. Seine Sympathie gehörte nur dem verarmten römischen Demos an, und sein Wunsch war es, diesem möglichst schnelle Hülfe zu bringen. Die Traditionen der älteren Zeit, die auf unerfahrene Politiker ohne schöpferische Kraft oft geradezu verhängnißvoll wirken, und ferner die Erinnerung an seinen Vater, an Cato, zuletzt noch an die Idee des Lälius, — Alles lockte ihn auf den Weg der agrarischen Reform. Tiberius war wie sein Vater bei seiner demokratischen Parteistellung durchaus kein Mann revolutionärer Richtung, vielmehr eine wesentlich konservative Natur. So folgte er dem Herkommen, so schlug er mit dem Plane, auf den ausgedehnten Domänen der Republik in Italien selbst neue und großartige Assignationen zu Gunsten der verarmten Bauern zu veranlassen, die Bahn ein, die zugleich die legalste und die unmittelbar wirksamste zu sein schien, die wie er glaubte den schlimmsten Uebeln direkt begegnete. Er ahnte nicht, daß ihn der Versuch einer socialen Reform auf dem Wege der Restauration auf Schwierigkeiten führen sollte, die ihn bei seiner politischen Unerfahrenheit und Unbehülflichkeit dann unmittelbar in den Triebsand der Revolution hineinstürzten. Die specifisch italische Frage war dabei so wenig in Erwägung gezogen worden, daß — als auch sie über den Kämpfen auf dem Forum akut wurde, — sie der Stein geworden ist, an welchem schließlich die Anstrengungen der ersten Generation dieser neuen Schule römischer Reformer zerschellten. Das Schlimmste war es aber, daß der jugendliche Reformer, nur von der Gerechtigkeit seiner Sache und der Liebe zu seinem Vaterlande erfüllt, gar nicht mit einem umfassenden Reformplane auftrat, wo der zu erwartende Widerstand vorher wohl berechnet, wo verschiedene Maßregeln beantragt waren, die einander hätten decken, gegenseitig unterstützen, durch gebotene Vortheile hier einen Theil der Gegner gewinnen, dort die feindlichen Phalangen hätten sprengen oder theilen können, sondern daß Tiberius, ohne rechte Kenntniß von der wahren Natur seiner Gegner, wie des Volkes, für das er kämpfte, sich damit begnügte, den Stier bei den Hörnern zu fassen, nämlich nur Einen, freilich den wundesten Punkt unter den Schäden des Staatswesens herauszugreifen, und daß er erst dann, als seine Hoffnung, mit Einer Schlacht Alles zu entscheiden, gescheitert und er bereits der Revolution verfallen, die Zügel der Bewegung nicht mehr in seiner Hand waren, daran dachte, eine Art von Operationsplan zu entwerfen.

Da Scipio und dessen Freunde zur Zeit in Spanien standen, und nichts die kühnen Reformer mehr aufhielt, — die wohl hoffen mochten, seiner Zeit die Anerkennung des von ihnen zu schaffenden fait accompli seitens des großen Feldherrn zu gewinnen, — so bedachte man sich endlich nicht mehr, während des Jahres 134 v. Chr. die Kunde von des jungen Gracchus Plänen in Rom zu verbreiten. Die hoffnungsfrohe Aufregung der Massen war groß, und während auch der für das Jahr 133 v. Chr. designirte eine Consul, des Mucianus Bruder Publius Mucius Scävola, ein wesentlicher Begründer

der wissenschaftlichen Jurisprudenz in Rom, für die Absichten seines jungen Freundes gewonnen wurde, machte es keine Schwierigkeiten, für dasselbe Jahr die Wahl des Tiberius Gracchus zu einem der Volkstribunen bei der Gemeinde durchzusetzen. Am 10. December des Jahres 134 trat Tiberius sein Amt an. Und damit war die Zeit gekommen, wo das Volkstribunat, nachdem es so lange ein bequemes Organ des Senats gewesen, wieder ein furchtbares Werkzeug in der Hand aller Gegner der Nobilität werden sollte.

Nicht lange nach Uebernahme seines Amtes trat Tiberius mit der agrarischen Rogation hervor, die seinen Namen unvergeßlich gemacht hat in der Geschichte seines Staates. Er griff einfach zurück zu den alten Gesetzen der großen Volkstribunen (S. 107 ff.) Licinius Stolo und Sextius, fügte jedoch denselben verschiedene, den veränderten Zeitumständen angemessene, neue Klauseln hinzu. Sieben Menschenalter etwa waren seit der rettenden That jener großen plebejischen Staatsmänner verstrichen. Jetzt forderte der jugendliche Tribun die Herstellung des alten, formell noch zu Rechte bestehenden, aber faktisch längst nicht mehr beachteten Gesetzes, demzufolge kein römischer Bürger von den Staatsdomänen mehr als fünfhundert Morgen unangefochten okkupiren sollte. Zu Gunsten der bisherigen größeren Besitzer war jedoch die Klausel hinzugefügt, daß für jeden erwachsenen Sohn des Hauses noch außerdem ein solcher Besitz von je 250 Morgen gestattet sein sollte. Alles Uebrige jedoch, was jetzt ein Bürger über dieses Maß hinaus widerrechtlich besitze, sollte nunmehr von Staatswegen eingezogen, für die zurückzunehmenden Grundstücke aber (nämlich für deren Urbarmachung, für die auf denselben entstandenen Culturen, Anlagen, Gebäude,) den bisherigen Besitzern eine Entschädigung gezahlt werden. Weiter aber forderte Tiberius die Ernennung einer Commission von drei durch Volkswahl zu erkiesenden Männern, welche — jährlich neu besetzt — mit der Ausscheidung und Abtrennung des okkupirten Staatsgutes von dem Privateigenthum, mit der Abschätzung des Werthes, und zugleich mit der Aufgabe betraut werden sollte, das eingezogene Domanialland in Ackerloose zu je 30 Morgen zu zerlegen, und dieselben an arme Bürger zu vertheilen. Um aber ein schnelles Wiedereinschwinden dieser neu zu schaffenden Bauernhöfe auf Privatwegen zu verhindern, sollten diese neu zu assignirenden Grundstücke von den Eigenthümern nicht wieder verkauft werden dürfen.

Die Ankündigung dieser Rogation erregte in dem ganzen römischen Bürgergebiete sofort einen gewaltigen Sturm. Durch den gesammten römischen Bauernstand, soweit er verzweifelt mit der Uebermacht des Ritterstandes und der großen Grundherren noch kämpfte, soweit das Proletariat der Tagelöhner, Pächter und nach der Stadt gezogenen agrarischen Römer noch nicht in stumpfe Apathie versunken war, ging eine freudige und hoffnungsreiche Bewegung. Sofort aber war auch die erbittertste Gegnerschaft der in ihren Interessen jäh bedrohten Finanzaristokratie und der großen Grund-

herren in der Nobilität wider Tiberius erwacht. Die „juristische Unanfechtbarkeit" des Antrages und die versöhnlichen Klauseln des Tribunen versöhnten die Vertreter der materiellen Interessen nicht. Umsonst hatte Tiberius auf die Erweckung einer mächtigen patriotischen Erregung zu Gunsten seines Planes gehofft. Freilich standen der Sache auch sehr ernsthafte Bedenken entgegen. Es gab in dieser Frage viele Punkte, wo das formelle Recht sich durchaus nicht sofort mit dem materiellen deckte, und wo die Berechtigung der Besitzer großer Stücke des Staatslandes nicht so leicht mit einer juristischen Formel einfach abgewiesen werden konnte. Unter allen Umständen, selbst den besten Willen auf allen Seiten vorausgesetzt, enthielt die strenge Durchführung der Rogation unvermeidlich ganz gewaltige Härten, waren die Schwierigkeiten einer großartigen Zurücknahme der Domänen von Seiten des Staates so mächtig, daß — wurde die Rogation jäh durchgeführt, — Verhältnisse entstehen konnten, die einer socialen Revolution nahe kamen. Auch wer nicht die Frage stellte, ob bei der ganzen Richtung, welche die römische Groß- und Geldwirthschaft seit langer Zeit eingeschlagen, selbst dieses Mittel ausreichen würde, den Bauernstand noch zu retten und in seinem neuen Eigenthum zu sichern, und ob aus der Masse agrarischer Proletarier sich wieder tüchtige römische Bauern würden machen lassen: auch wer diese Bedenken nicht hegte, konnte nicht leugnen, daß gewaltige Theile des Domaniallandes seit vielen Jahrzehnten in denselben Händen geblieben, immer mehr wie Privateigenthum behandelt, und zuletzt ziemlich allgemein wie solches angesehen worden waren. Mehr noch, selbst die lokalen Grenzen zwischen bloß okkupirtem Besitz und wirklichem Eigenthum waren oft nicht mehr zu erkennen. Die Besitzer hatten seit Alters, soweit das Land nicht lediglich als Weideland behandelt worden war, auf die Urbarmachung und auf Anlagen jeder Art sehr erhebliche Mittel verwendet. Große Theile waren wie Privateigenthum durch Verkauf in andere Hände gekommen, statt Privateigenthum übernommen, vererbt, mit Schulden belastet worden. Wiederholt war auch die Mitgift der Frauen darauf angewiesen, die Gräber der Familien darauf angelegt worden. Es gab auch andere höchst bedeutende Interessen, welche durch das neue Princip des Tribunen bedroht wurden. Es standen wohl auch wiederholt dabei Verluste in Aussicht, die — viel härter als das unmittelbar geforderte Opfer — nur sehr schwer eine irgend zu berechnende Entschädigung zuließen. Wenn man nun wirklich das durch Tiberius vorgeschlagene heroische Mittel für das gebotene hielt, um die Zukunft der römischen Kernkraft zu retten: so mußte allerdings gefordert werden, daß man auf dieser gefahrvollen Bahn Nichts versäumte, um auf die Umstimmung der Gegner dieser großartigen Assignation zu wirken; daß Alles geschah, um nicht die Zukunft des Staates selbst über dem Parteikampfe aufs Spiel zu setzen und an dieser glühenden Streitfrage die politische Temperatur sich bis zu einer Revolution erhitzen zu lassen.

Und das ist nun leider nicht geschehen. Anfangs freilich nahm der Kampf

seinen herkömmlichen Verlauf. Tiberius wußte in einer Reihe von Concionen oder Vorversammlungen mit hinreißender Beredtsamkeit und edlem Feuer das Volk für seinen Plan zu erwärmen. Und diesmal strömten, was lange nicht mehr geschehen war, aus allen Theilen des über Italien sich ausdehnenden römischen Bürgergebietes die Bauern, die Pächter, die Tagelöhner nach der Hauptstadt, um diesmal in ihrer eigenen Sache, die sie sehr wohl verstanden, in den entscheidenden Comitien ihre Stimmen abgeben zu können. Die Nobilität dagegen, in ihrer großen Mehrheit natürlich der Sache entschieden feindlich, von dem vollen Ernst des Tiberius sattsam überzeugt, und wohl erkennend, daß diesmal ein noch viel schlimmerer Gegner ihr hier entgegengetreten war, als einst Gajus Flaminius, griff zu einem oft erprobten alten Mittel, um die Bewegung und den Angriff zu lähmen. Nicht ohne Mühe, schließlich aber doch mit Erfolg, bestimmte man einen bisher als Freund des Gracchus bekannten Volkstribunen, den Marcus Octavius, sich für eine Einsage gegen die Rogation des Tiberius zu Gunsten des großes Besitzes zu engagiren. Nun wurden die Debatten in den Concionen schon sehr gereizt, und Tiberius, sei es daß ihn schon jetzt die Aufregung fortriß, sei es daß es nur erst als Schreckmittel dienen sollte, ließ bereits in furchtbarer Verschärfung seines Antrages die Entschädigungsklausel fallen.

Endlich kam der Tag der entscheidenden Abstimmung in den Tribut-Comitien unter furchtbarster Aufregung aller Parteien. Als aber die Rogation des Tiberius verlesen werden sollte: da erhob sich M. Octavius, um sein Veto einzulegen. Trotz der leidenschaftlichsten Beschwörungen Seitens des Tiberius hielt er auch daran fest. Da vertagte Tiberius die Entscheidung auf die nächsten Comitien, und legte zugleich „bis zur Annahme seiner Rogation" nach Art der alten grimmen Tribunen der vor mehr denn zwei Jahrhunderten ausgefochtenen Ständekämpfe sein tribunicisches Veto ein gegen die Vornahme aller Amtshandlungen Seitens der Magistrate der Republik. Die Wuth und die brausende Leidenschaft bei allen Parteien steigerte sich darüber von Tage zu Tage; schon glaubte Tiberius von Seiten der Optimaten den Mord fürchten zu müssen. Schon schrieben ihm die Gegner die gewaltsamsten Absichten zu. Die Temperatur wurde bei diesem Volke, dem die alte granitne Gesetzlichkeit der Vorfahren mehr und mehr abhanden gekommen war, immer heißer und unheimlicher. Als nun bei der zweiten Versammlung der Comitien Octavius sein hartes Veto zur wüthendsten Erbitterung des Volkes wiederholte: da nahm die Scene bereits einen völlig tumultuarischen Charakter an. Darüber erschienen zwei Consulare vor Gracchus und forderten ihn auf, sich von dem Forum — wo seit 145 die Gemeindeversammlungen gewöhnlich stattfanden — nach der Curie zu begeben, um mit dem dort gerade versammelten Senat über die große Frage zu verhandeln. Es ist nicht ganz deutlich zu ersehen, ob der Gedanke zu diesem Schritt nur von einigen wohlmeinenden Männern ausging, oder

ob es eine officielle Berufung war: Gracchus folgte aber dem Rufe sofort. Aber weder die Hoffnung derer, die ihm damit vielleicht einen leidlichen Rückzug eröffnen wollten, noch die des Tribunen, durch solche Annäherung einen seiner Sache günstigen Vorbeschluß des Senats zu erzielen, ging in Erfüllung. Die Mehrheit des Senats zeigte jetzt zur Evidenz, daß sie eine Interessenvertretung der Optimaten geworden war. Die Verhandlungen führten nach heftigen Debatten zu gar keiner Entscheidung, und Gracchus mußte sich entschließen, mit leeren Händen in die Gemeindeversammlung zurückzukehren.

Die Krisis hatte jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Die Entwickelung hatte einen wahrhaft dramatischen Charakter angenommen, — nur noch ein Schritt und die Grenze war überschritten, wo die Revolution begann. Es war ein schwerer Weg, den Gracchus jetzt von der Curie zu der wogenden Versammlung der Römer zu gehen hatte. Alle gesetzlichen Mittel, um seinen Antrag schon in diesem Jahre zur Annahme zu bringen, waren nach der bisher üblichen Praxis erschöpft. Die große und schnelle agrarische Reform scheiterte, so schien es, durch die Einsage des M. Octavius schon in ihren ersten Anfängen. Und nun sollte es dem Tiberius und seinem Staate zum Unheil gereichen, daß der junge Tribun nur erst ein jugendlicher Enthusiast war und noch kein in den Stürmen des öffentlichen Lebens geschulter und gestählter Staatsmann. Nicht minder, daß jetzt ein Mann von solchem Gewicht wie Aemilianus mit seinen Freunden nicht in Rom anwesend war, um die drohende Katastrophe abzuwehren oder abzulenken. Für die späteren Beobachter kann es sehr überraschend erscheinen, daß Tiberius, da er doch an Licinius Stolo und Sextius unmittelbar anknüpfte, nicht an die alte bewährte Praxis dieser plebejischen Staatsmänner dachte. Und doch lag es so nahe — zumal der zu bekämpfende Nothstand ein solcher war, der immerhin ohne akute Gefahr für den Staat noch einige Zeit ertragen werden konnte, — nach dem Beispiele der alten Tribunen die für dieses Jahr gescheiterte Reform nun erst recht energisch und zäh in die Hand zu nehmen, nämlich mit allen legalen Mitteln auf die Wahlen und auf die Ueberzeugung der Gegner zu wirken. Wenn erst in allen Kreisen der Republik die Ueberzeugung von der Unabweisbarkeit der beantragten Assignationen durchgedrungen war; wenn erst kein Mann sich fand, der es noch weiter gewagt hätte, als Tribun zu Gunsten der Optimaten zu intercediren, dann mußte am Ende die Nobilität doch nachgeben. Und wenn selbst mehrere Jahre verstrichen, ehe der parlamentarische Sieg erstritten war: so waren sie nicht als verlorene zu erachten. Vielmehr hätte sich sehr wahrscheinlich bei der immer allgemeineren Durchsprechung der Rogation des Gracchus noch manches neue Mittel gefunden, um den unvermeidlichen Härten des Gesetzes und der Reform die schlimmste Schärfe zu benehmen. Und vor Allem, es hätte sich darüber auf friedlichem Wege eine tüchtige Partei formiren können, die, was Tiberius bisher noch nicht gethan, die

agrarische Reform zu dem Kern- und Ausgangspunkte einer umfassenden Reform machen mochte.

Ob dem jungen Tribunen solche Gedanken nicht auch gekommen sind? Wir wissen es nicht. Aber, wir meinen, selbst wenn sie ihm kamen, — der unerfahrene und unerprobte Staatsmann sah für seine Reform sich zur Zeit den Weg versperrt. Er war kein Mann, wie der Grieche Themistokles, der im Drange der Noth aus dem eigenen reichen Geiste immer neue Hülfsmittel zu schöpfen wußte. Das Genie seines Bruders Gajus war ihm ebenfalls versagt. So sah er sich in der tödtlichsten Verlegenheit. Sich gegenüber fand er die harte Selbstsucht eines Adels, an dessen schroffer Härte und ablehnender Haltung seine eigene Leidenschaftlichkeit sich bis zum Sieden erhitzte, wie denn der Umschlag gerade sehr sanfter Gemüther zu grimmiger Heftigkeit gar nichts Unerhörtes ist. Und was weit schlimmer war: hinter ihm stand eine brausende Volksmasse, die von ihm Brod und eine neue bessere Existenz erhoffte, deren ungestüme Leidenschaften mit Hochdruck arbeiteten. Wie sollte er doch die jetzt beschwichtigen, wie doch die beruhigen und in seiner Hand behalten? Er, der noch durch gar keine Thaten und Erfolge seine Autorität begründet, der doch das Vertrauen der modernen Plebejer nur durch das erworben hatte, was man von ihm erwartete, was er für sie hatte thun wollen.

Vielleicht auch fürchtete Tiberius bei der Hartnäckigkeit zunächst des Octavius einen unmittelbaren Ausbruch des Volkszornes. Um den zu vermeiden, um seine Reform zu retten, that nun der unglückliche Jüngling den Schritt, der ihn selbst und mit ihm die Republik rettungslos in die Revolution hineinführte. War es schon sehr übel, daß abermals, wie einst Flaminius es gethan, ein Volkstribun ohne und gegen die Autorität des Senats ein großes organisches Gesetz durchzuführen gedachte: als Gracchus zu den Comitien zurückkehrte, entfaltete er die Sturmfahne der neuen Aera des Bürgerzwistes. Er vertagte die Versammlung auf den nächsten Morgen und setzte auf die neue Tagesordnung außer der agrarischen Sache die Entscheidung über die neue Frage: „ob ein Tribun, der zum Nachtheil der Plebs handle, noch ferner dieses Amt bekleiden könne?" Ganz Rom verstand, was das zu bedeuten hatte. Am andern Morgen sammelte sich das Volk. Die agrarische Rogation soll verlesen werden, und abermals wiederholt Octavius sein verhängnißvolles Veto. Da bringt denn Tiberius die neue Rogation ein, die unmittelbar gegen Octavius ihre Spitze richtet. Die erste Tribus entscheidet gegen den Feind der Reform. Es ist umsonst, daß Gracchus, auf dessen Seele das Vorgefühl der schweren Folgen seiner That lastet, den treulosen Freund beschwört, nun endlich nachzugeben. Bereits sind die Stimmen von 17 Tribus gegen Octavius gefallen, nur noch Eine fehlt zu Vollendung der Majorität. Noch einmal beschwört Tiberius mit Flammenworten seinen Gegner, Octavius, tief erschüttert, schwankt wirklich. Endlich fand er doch den Muth, die Fortsetzung der Ab-

stimmung zu fordern, und mit der Abstimmung der 18. Tribus war seine Absetzung ausgesprochen.

So war denn der ungeheure Schritt geschehen, das Verhängniß des Hauses der Gracchen und der Republik brach unabwendbar herein. Tiberius hatte es gewagt, gegen alles Herkommen und Recht einen Collegen seines Amtes entsetzen zu lassen. Er hatte die Schutzwehr zerstört, welche die Alten mit großer Einsicht gegen die schrankenlose Macht des Tribunats aufgerichtet. Mehr aber, indem er jetzt principiell die Souveränetät des Volkes in den Kampf führte gegen die uralten Formen, welche dieses souveräne Volk sich selbst gesetzt, — hatte er auch die Willkür jedes kühnen Demagogen für berechtigt erklärt, hatte er selbst die uralte Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Tribunen angetastet, hatte er in unseliger Verblendung den Boden erschüttert, auf dem er selbst stand. Zum Ersten Male hatte ein römischer Staatsmann aus Motiven augenblicklicher Zweckmäßigkeit die Verfassung des Staates gebrochen; wo war nun noch der Halt auf dem abschüssigen Wege, den dieser Reformer geöffnet! Der Bruch des alten Rechtes, die Absetzung des Octavius, das ist denn auch der ewige Vorwurf, den die Gegner des Tiberius ihm nun wie das Haupt der Medusa immer wieder entgegenhalten. Hier ist der Punkt, wo nun auch alle die tückischen, bösartigen, niederträchtigen Gerüchte einsetzen, mit denen die erbitterten Gegner der Reform den Tribunen seitdem verleumden und umstricken.

Zunächst allerdings drang Tiberius mit seinen Absichten durch. Die Comitien nahmen seine agrarische Rogation mit höchstem Enthusiasmus an. Und um den Sieg recht sicher zu stellen, wählten die Comitien für das laufende Jahr zu Triumvirn für die Assignation den Tiberius selbst, ferner seinen damals kaum zwanzigjährigen Bruder Gajus, der damals bei Scipio im Lager vor Numantia stand, und seinen Schwiegervater Appius Claudius. Die Kompetenz dieser Kommission wurde sogar dahin ausgedehnt, daß sie das Recht erhielt, bei den über der Ausscheidung des Staatsgutes und über der Abzeichnung der Grenzen zwischen ager publicus und Privateigenthum unvermeidlich in Menge zu erwartenden Streitigkeiten von sich aus selbständig und endgültig zu entscheiden.

Als nun das schwierige Werk der Einziehung der Domänen begann, thürmten sich die unvermeidlichen Hindernisse bergehoch auf. Das schwere und höchst verwickelte Geschäft der Abtrennung, Abgrenzung, Einziehung und Assignation des Domaniallandes verbreitete über die ganze Halbinsel Hader und Unruhe. Senat und Nobilität rächten sich durch überaus kleinliche Nadelstiche an den verhaßten Reformern, und in Rom selbst machten unter der Herrschaft zügelloser Leidenschaften die bösartigsten Gerüchte, die willig geglaubt wurden, die Kluft zwischen den Parteien immer breiter und tiefer. Die Katastrophe aber des Tiberius leitete sich aus der Stellung her, die er sich selbst geschaffen hatte. Der tiefe Unterschied zwischen der Sinnesweise des Bauernvolkes und der großen Masse des Stadtvolkes kam nach dem Siege der großen

Rogation deutlich zum Vorschein. Die Menge der Landleute hatte die Hauptstadt wieder verlassen. Die Mehrheit aber des Stadtvolkes, die an der agrarischen Frage immer nur ein untergeordnetes Interesse nahm, mußte der junge Tribun in anderer Weise zu gewinnen suchen, um sie zu seinem Schutze gegen den Groll der Optimaten an sich gefesselt zu halten. So wird des Tiberius Auftreten bereits immer mehr demagogischer Art. Er sieht sich dahin geführt, neue, politische Angriffe stark demokratischer Färbung unmittelbar gegen die Machtstellung des Senats einzuleiten. Es hatte einen guten Sinn, wenn Tiberius bei der Ankunft des Eudemos aus Pergamon (S. 376), der das Testament des Attalos III. nach Rom brachte, die Verwendung der königlichen Schätze zur Ausstattung der armen Bürger bei der Uebernahme der ihnen zuzutheilenden Aecker forderte. Aber es war auch dieser Antrag, — wie der andere, der dem Volke das Recht zugesprochen wissen wollte, über die neue pergamenische Provinz, die demselben durch Erbschaft zugefallen, wie über deren Verfassung und Finanzverwaltung, selbständig die Entscheidung zu treffen, — ein starker Eingriff in die seit langer Zeit so gut wie unbestrittene Kompetenz des Senats, in dessen recht eigentliche Domäne, die Finanz- und Provinzialverwaltung.

So wurde denn der Tribun dem Senat und den Optimaten täglich verhaßter. Schon schleuderten seine Gegner das tückische Wort unter das Volk, Gracchus trage sich mit monarchischen Absichten. Er selbst glaubte sich in seiner persönlichen Sicherheit bedroht und erschien namentlich des Abends, nur noch mit einem starken popolaren Gefolge. Er wußte bereits, daß ihn nach Niederlegung seines Amtes sehr gefährliche Prozesse bedrohten, die mindestens seine bürgerliche Existenz auf das Aeußerste gefährden, jedenfalls seine ganze Reformthätigkeit lahm legen konnten. Es galt also, auch für das Jahr 132 wieder mit dem Tribunat bekleidet zu werden. Um nun aber die Sympathie der Massen in Rom, die bei diesen Wahlen jetzt, im Sommer, wo das Landvolk mit der Ernte beschäftigt war, gewöhnlich die Entscheidung in der Hand hatten, zu fesseln, stellte Gracchus eine neue Reihe von Rogationen in Aussicht, die immer entschiedener auf Erschütterung der bisherigen Art der Senatsherrschaft abzielten. Rogationen, deren mehrere nachmals, obwohl in veränderter Gestalt, sein Bruder Gajus wieder aufgenommen hat.

Endlich kam der Wahltermin. Das Loos gab dem Tribunen Rubrius die Leitung der Comitien in die Hand. Trotz aller Gegenbemühungen der Optimaten zeigte es sich bereits bei der Abstimmung der ersten Tribus, daß Gracchus wahrscheinlich den Sieg davon tragen würde. Da stellten die Optimaten die Behauptung auf, es sei nicht gesetzmäßig, daß derselbe Bürger zweimal nach einander dieses Amt führe. Die Sache stand wirklich nicht außer Zweifel. Es fehlte offenbar seit sehr langer Zeit an jedem für die jetzt aufgeworfene Frage entscheidenden Präcedenzfall. Rubrius wußte sich nicht zu helfen. Und als nun der an des Octavius Stelle neu gewählte Tribun Q. Mummius ihn aufforderte, ihm den Vorsitz zu überlassen und

Rubrius schon einwilligte: da widersprachen die übrigen Tribunen und erklärten, wenn Rubrius den Vorsitz aufgebe, müsse von Neuem das Loos über den Vorsitz in der Wahlversammlung entscheiden. Man konnte sich über diese Formfrage nicht einigen, die Zeit verging, und die Wahl mußte auf den folgenden Tag verschoben werden.

Nun rüstete Tiberius für diesen Tag energisch mit seinen Anhängern zur Durchsetzung seiner Wahl, und besetzte in aller Morgenfrühe den Tempel auf dem Capitol, wo die Abstimmung stattfand, und die Mitte des Versammlungsplatzes mit seinen Popolaren. Als aber die Abstimmung beginnen sollte, erhoben die Anhänger der Optimaten und die in der Wahlfrage dem Gracchus abgeneigte Gruppe seiner Collegen die Einwände gegen die Legalität seiner Wiederwahl von Neuem. Es dauerte nicht lange, so entwickelte sich ein wüster Tumult, bald ein wildes Handgemenge zwischen den Parteien. Und nun stürmten Massen der Gegner des Gracchus in die Stadt und nach dem benachbarten Tempel der Fides, wo der Consul Mucius Scävola den Senat versammelt hatte. Die tollsten Gerüchte wurden erzählt, vor Allem — Gracchus habe die Krone für sich gefordert. Nun hatten die wüthendsten Optimaten, die schon längst danach trachteten, mit Gewalt gegen Gracchus vorzugehen, einen Auflauf, wie sie ihn brauchten. Es war umsonst, daß der verständige und dem Gracchus wohlgesinnte Consul Scävola dahin arbeitete, kaltblütig den Tumult sich verbrausen zu lassen. Als der schroffste Gegner des Tiberius und der Reform, — des alten, wackern Scipio Nasica Sohn Publius, damals Pontifex Maximus, — ein hochmüthiger, brutaler Geselle, schon längst als schnöder Verächter der Bürger bekannt und verhaßt, zur Zeit aber durch die Folgen der agrarischen Reform persönlich empfindlich betroffen, jetzt Gewaltschritte forderte, wies der Consul ihn freilich ruhig und maßvoll ab. Nun aber erklärte Nasica, „wenn der Consul selbst zum Verräther am Vaterlande wird, so mögen die, welche das Heil der Republik und den Bestand der Verfassung wollen, mir folgen!" Und wirklich schloß sich dem wilden Menschen die Masse der Senatoren an. Viele Ritter folgten dem Zuge, dazu Schaaren der Anhänger der Optimaten aus dem Volke, und zahlreiche Sklaven der hohen Herren. So stieg der Zug nach dem Capitol hinauf. Das Volk wagte den Optimaten gegenüber keine Gegenwehr. Nun bewaffnen sich die adeligen Herren mit den überall zerstreuten Knütteln und Stuhlbeinen oder zerbrochenen Bänken, ihr Gefolge, soweit es die nicht schon mitbrachte, holt sich Steine. Und nun wirft sich der Haufe mordlustig auf Gracchus und seinen Anhang. Die meisten werden zerstreut, andere von dem tarpejischen Felsen und der Untermauerung des Capitols hinabgestürzt, die meisten mit Knütteln todtgeschlagen. Dreihundert Römer fanden bei solcher Schandthat den Tod. Gracchus selbst war vor der Thüre des capitolinischen Tempels, bei den Bildsäulen der sieben Könige, durch den Tribunen P. Saturejus und einen gewissen L. Rufus ermordet worden.

Die Oligarchie hatte an dem verhaßten Reformer blutige Rache genommen. Hatte Tiberius durch die Absetzung des Octavius die alte Verfassung gebrochen: die Optimaten hatten es ihm heimgezahlt, indem sie sich an dem geheiligten Haupte eines Volkstribunen unmittelbar vergriffen. Das Zeitalter der römischen Revolution war in schauerlicher Furchtbarkeit eröffnet worden. Der neue Parteikampf war durch Blutscenen eingeleitet worden, wie sie die alten Ständekämpfe nicht besudelt hatten. Und die Oligarchie sorgte dafür, daß die Erbitterung über die Drachensaat, die sie damals ausstreute, nicht wieder sich legte. Es war der wüsten Schlächterei auf dem Capitol nur entsprechend, daß die Leichen der ermordeten Popolaren nicht begraben werden durften, sondern am Abend in die Tiber geworfen wurden. Umsonst bat Gajus Gracchus um die Auslieferung der Leiche seines Bruders. Der kurulische Aedil Lucretius gab sich dazu her, dieselbe mit eigener Hand in den Strom zu stürzen! Ebenso wurde die Person des todten Tiberius officiell gebrandmarkt. Man hielt an der Phrase fest, als habe er wirklich nach der Krone getrachtet oder doch einen gewaltsamen Bruch der Verfassung herbeiführen wollen. Tiberius galt officiell bei der Nobilität als ein Hochverräther, der die verdiente Strafe erlitten habe. Die Gewaltthat des Nasica freilich mochte man nicht billigen. Vielmehr entzog der Senat den Blutmenschen der Wuth des Volkes, indem er ihn nicht lange nachher auf eine ziemlich überflüssige Gesandtschaftsreise nach Asien schickte, wo der Verhaßte anscheinend i. J. 132 zu Pergamon starb. Aber es war völlig im Sinne einerseits der widerwärtigen juristischen Härte und oft genug gegen besiegte Aufständische geübten kalten Verfolgungswuth der Römer, andrerseits der Auffassung von den vorgeblichen hochverrätherischen Absichten des Gracchus, daß der Senat, mit dem Siege auf der Wahlstatt nicht zufrieden, eine kriminelle Untersuchung gegen die vermutheten „Mitschuldigen" des Tribunen bei dem „versuchten Hochverrath" einleitete, die den Consuln d. J. 132 übertragen wurde. Man dachte jedoch nicht daran, die hochstehenden Anhänger des Tiberius, wie seinen Bruder Gajus oder den alten Appius Claudius zu belästigen, sondern ließ es bei der Verfolgung und Verurtheilung einer Anzahl von Männern geringeren Ranges bewenden.

Weiter aber wagte die schroffe Oligarchie damals doch nicht zu gehen. Die Dinge in Rom standen nach den wenigen Monaten der Gracchischen Agitation und den Henkerscenen auf dem Capitol, die mit Einem Schlage die Physiognomie des römischen Lebens so unheimlich verändert hatten, etwa so, daß freilich auch Politiker von mehr maßvollem Charakter, den Scipio Aemilianus nicht ausgenommen, den gewaltsamen Untergang des Tiberius, der die Heiligkeit des Tribunats verletzt und zuletzt eine bedenkliche Demagogie getrieben, als gerechtfertigt ansahen, daß aber der Senat und die Optimaten es doch nicht wagen konnten, dem Ermordeten sein Gesetz in den Hades nachzuschicken. Vielmehr hielt man es jetzt für wohlgethan, an der agrarischen Reform, da sie nun doch eingeleitet war und viele der namhaftesten

Männer, auch solche, die sonst von Gracchus nichts wissen mochten, wie unter Andern der sehr einflußreiche Q. Metellus Macedonicus, dafür eintraten, nun doch festzuhalten: es war die Richtung, die nach seiner Rückkehr (132) aus Spanien auch Aemilianus theilte. Man mochte es um so eher thun, als wenigstens das Landvolk durch dieses Gesetz, welches die politische Stellung des Senats an sich nicht erschütterte, zufrieden gestellt war, während dagegen der den Demokraten folgende Theil des Stadtvolkes, — mochte er auch im Moment der letzten Krisis den Tiberius gänzlich im Stiche gelassen haben, — der Aristokratie mit wachsender Erbitterung gegenüberstand. So hatte denn der Senat selbst veranlaßt, daß der durch des Tiberius Tod erledigte Platz in der Assignationskommission noch für den Rest d. J. 133 neu besetzt wurde. Die Wahl war auf des Gajus Gracchus Schwiegervater Mucianus gefallen.

Nach Seite der agrarischen Reform blieben zunächst dieser Mucianus und Appius Claudius die mächtigen Führer der Popolarpartei. Es war nach keiner Seite ein Gewinn, daß nicht lange nachher der bedeutendere dieser Männer durch ein jähes Mißgeschick im Kriege dem Staate entrissen wurde. Unmittelbar nämlich an der erlöschenden Flamme des sicilischen Krieges der meuterischen Sklaven entzündete sich in Kleinasien ein neuer, nicht minder bedeutsamer, von verwandter Tendenz. Der Uebergang der Pergamenischen Erbschaft in römische Hände sollte nicht so glatt sich vollziehen, wie der Senat so gut wie die Tribunen es erwartet hatten. Noch war Tiberius am Leben; noch hatte er (so scheint es) das Gesetz durchgebracht, demzufolge die asiatischen Steuern von den Censoren in Rom verpachtet werden sollten, als in dem Reiche der Attaliden bereits ein furchtbarer Aufstand ausgebrochen war. Ein Sohn des Königs Eumenes II. aus einer illegitimen Verbindung mit der Tochter eines ephesischen Citherspielers, Aristonikos genannt, jetzt über 30 Jahre alt, der wahrscheinlich unter dem Blutregiment seines Bruders Attalos III. den Hof gemieden hatte, sah sich durchaus nicht gewillt, sein Erbrecht (was ihm nach dem Brauche dieser hellenistischen Höfe trotz seiner Stellung als Bastard zustand) den Römern zu opfern. Da die Bewegungen in Rom den Senat nicht sogleich zu entscheidenden Schritten in der Pergamenischen Sache kommen ließen, so fand der sehr energische Prinz Aristonikos volle Zeit, mit Gewalt sein Recht geltend zu machen. Er scheint einen Theil der Schätze und der Söldner seines Bruders gewonnen zu haben; schnell genug fiel ihm das Volk weithin zu, und nun huldigten ihm, theils freiwillig, theils mit Gewalt gezwungen, auch die meisten der griechischen Städte an der Westküste, wie auch Samos. Als ihn aber eine Niederlage zu Wasser, die ihm die Flotte der Ephesier bei Kyme beibrachte, zum Rückzug nach dem Inneren zwang, so griff er zu einer neuen Waffe. In den inneren Landschaften nämlich hatten weithin die Sklaven, offenbar durch die Feuersbrunst in Sicilien entflammt, einen großen Aufstand versucht. Jetzt reichte der neue Prätendent nicht nur diesen Leuten die

Hand, sondern verhieß auch allen andern Sklaven die Freiheit, die sich um ihn sammeln würden, und rief zugleich die Masse der verarmten freien Bevölkerung, wahrscheinlich also die alten Landeseinwohner im Gegensatze zu den Griechen und den gräcisirten oberen Schichten, für sich zum Kampfe auf. Allen verhieß er ein neues Reich allgemeiner Freiheit und Gleichheit, dessen Bürger er die „Heliopoliten" nannte. Ob aus diesem Namen zu schließen sein wird, daß religiöse Faktoren, die mit dem Dienste des syrischen Sonnengottes zusammenhingen, hier wie in Sicilien die Gluth der Revolution der Sklaven und Proletarier nährten und färbten, ist eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung.

Mit seinen fanatisirten Schaaren erfocht König Aristonikos schreckliche Erfolge. Die Städte, welche ihm die Thore schlossen, wurden erstürmt und grausam verheert, so namentlich die reichen Binnenstädte Thyatira und Apollonis, dieses eine Gründung der Attalen, jenes der Seleukiden. Dazu strömten Massen thrakischer Landsknechte unter seine Fahnen. Bald war der Prätendent im Besitze fast des gesammten Reiches seiner Vorfahren. Die Gegenbemühungen der benachbarten hellenistischen Fürsten und der griechischen freien Städte, die auch ihr eigenes Proletariat und ihre Sklaven zu fürchten hatten, blieben ohne Erfolg. Endlich konnten die Römer, die über der heimathlichen Sorge auch noch im Jahre 132 der Pergamenischen Frage nicht näher getreten waren, sich der Aufgabe nicht länger entziehen, hier mit Macht durchzugreifen. Eben jener tüchtige P. Licinius Crassus Mucianus, nach des blutigen Nasica Tode zum Pontifex Maximus erhoben, zog als Consul im Jahre 131 v. Chr. mit einer römischen Armee nach Asien. Er landete zu Eläa, dem Hafen von Pergamon, und bot auch die Hülfsschaaren der Klientelkönige Ariarathes V. Philopator von Kappadokien (seit 163 herrschend), und Mithradates V. Euergetes (156—120) von Pontos, (welches Landes Hauptstadt seit der Zeit nach der Schlacht bei Magnesia das griechische Sinope geworden war, dessen Vorland bis nach Tios an der bithynischen Grenze reichte,) des Pylämenes von Paphlagonien und des Nikomedes II. von Bithynien (147—91) auf. Aber auch Aristonikos hatte alle materiellen und moralischen Machtmittel zur Gegenwehr gesammelt, und bei der Belagerung der Festung Leukä, die auf steiler Höhe nördlich der Mündung des Hermos am Meere sich erhob, wurde Crassus durch die Asiaten vollständig geschlagen. Der König von Kappadokien fiel. Der Consul selbst wurde unerkannt gefangen genommen. Um sich aber aller weiteren Schmach schnell zu entziehen, schlug der stolze Römer den ihn bewachenden Thraker mit der Reitpeitsche ins Auge, um sofort von demselben niedergestochen zu werden. Das war tief im Winter, etwa im Januar 130, geschehen. Nun aber eilte des Crassus bereits bestimmter Nachfolger, der Consul M. Perpenna, nach Asien, wußte den König von Pergamon mit frischen Truppen noch in den Winterquartieren zu überfallen (130) und zu schlagen. Aristonikos flüchtete nach der karischen Festung Stratonikeia,

wo er sich endlich nach längerer Belagerung durch Hunger zur Ergebung genöthigt sah. Er ist im Jahre 129 nach Rom geführt und dort erdrosselt worden. Des noch in Pergamon verstorbenen Perpenna Nachfolger, der Consul des Jahres 129 Manius Aquillius, hat nun systematisch und nicht ohne Grausamkeit die mit verzweifelter Wuth fechtenden Reste der „Heliopoliten" überall niedergeworfen und ausgerottet, überall die Orte zerstört, die es mit Aristonikos gehalten hatten. Nur das tapfere Phokäa entging auf Fürbitte der Massilioten diesem Schicksal.

Nun konnte Aquillius mit Hülfe der üblichen Zehnerkommission das Reich der Attaliden oder die neue Provinz „Asia" einrichten. Ein Theil des Reiches wurde anderweitig vergeben. Der neue König Ariarathes VI. von Kappadokien erhielt den südöstlichen Theil, Lykaonien nebst der östlich daran grenzenden Landschaft, Mithradates V. dagegen von Pontos (dieser gegen eine große Geldsumme, die er dem Consul zahlte) Großphrygien. Telmissos kam an die lykische Föderation, und die thrakischen Besitzungen der Attaliden, namentlich der thrakische Chersonnes, fielen unter das makedonische Generalkommando.

Die neue Provinz Asia, wo zunächst die bisher nach Pergamon gezahlten Steuern erlassen wurden, umfaßte damals Mysien bis zum Olympos, Aeolis, Jonien und Lydien, wie auch Karien, mit Ausnahme der bei Rhodos verbleibenden kleinen Terra ferma. Der nun hier gebietende römische Prätor, der seine Verwaltung im Mai anzutreten pflegte, nahm seinen Sitz in der neuen Hauptstadt Ephesos.

Während in dieser Weise die Republik unter gewaltigen Kriegsstürmen jenseits des agäischen Meeres festen Fuß faßte, hatten sich die Dinge in Rom immer wilder weiter entwickelt. Die agrarische Theilungskommission allerdings konnte ihre Arbeiten energisch betreiben. Als Mucianus gefallen und (131) auch Appius Claudius gestorben war, erhielt der noch übrig bleibende Gajus Gracchus zu Gehülfen zwei der leidenschaftlichsten und ungestümsten Führer der Popularpartei, den Senator M. Fulvius Flaccus und den zwar hochbegabten, aber auch wilden, rücksichts- und grundsatzlosen Gajus Papirius Carbo (130). Damit waren aber Männer an die Spitze der Bewegung getreten, die von dem edlen Sinne des Tiberius Gracchus nichts mehr besaßen und namentlich die Stellung des Scipio Aemilianus gänzlich veränderten. Der große Feldherr und Staatsmann hatte längst die Gunst des Stadtvolkes und der Gracchischen Familie, Sempronia und Cornelia an der Spitze, eingebüßt. Er hatte von Spanien aus nur mit tiefstem Unbehagen die mit Octavius' Absetzung anhebenden revolutionären Schritte seines Schwagers beobachtet. Bei der Nachricht von den Schreckensscenen auf dem Capitol hatte er, der unter Umständen eine echt altrömische Härte zu zeigen nicht vermied, nach seiner Weise den homerischen Vers recitirt: „Also verderbe ein Jeder, der solcher That sich vermessen!" Je weniger er sonst

mit der Oligarchie sympathisirte, um so mehr verstimmte diese Haltung das Stadtvolk in Rom, welches noch nicht wußte, daß der stolze Sohn des Aemilius Paullus, der einstige Liebling des alten Cato, als echter Römer alten Schlages wohl für die plebs rustica, für das Volk auf dem Lande, die wärmste Sympathie, aber gegen die plebs urbana, das Stadtvolk, das so stark mit fremdem Blute, mit zahllosen Freigelassenen und deren Abkömmlingen durchsetzt war, eine tiefe, mit kühler Verachtung gemischte Abneigung hegte. Nun hatte Aemilianus also seit seiner Rückkehr aus Spanien in seiner mittleren Stellung die Durchführung des Gracchischen Ackergesetzes wirksam vertreten helfen. Aber er war nicht gewillt, die Pläne der Radikalen zu fördern, die auf populare Eingriffe in die bisher entwickelte Machtstellung und Kompetenz des Senates abzielten, und ebenso wenig geneigt, von der agrarischen Frage nach der italischen Seite hin ein neues großes Feuer aufgehen zu lassen. In allen diesen Punkten aber stieß er gerade mit Carbo scharf zusammen. Carbo war im Jahre 131 Volkstribun und brachte nun die Rogation ein, derzufolge die zweifelhafte Frage, über welcher Gracchus zu Falle gekommen war, endgültig zur Entscheidung gebracht werden sollte. Es sollte nämlich die unmittelbare Wiederwahl desselben Mannes zum Volkstribunat nunmehr gesetzlich für erlaubt erklärt werden. In den „Concionen“, durch welche Carbo das Stadtvolk dafür erwärmte, widersprach Aemilianus sehr bestimmt. Da erhob in der Debatte der Tribun die Frage an den stolzen Feldherrn, „ob er den Tod des Tiberius billige?“ Und als Scipio erwiderte: „wenn Tiberius den Umsturz der Verfassung bezweckt habe, dann sei er mit Recht getödtet worden“, und nun die buntgemischte Menge ein wildes Geschrei erhob, da sprach der Feldherr das bekannte furchtbare Wort: „es schweige, wer Italien nur als Stiefmutter zu betrachten hat!“ Ja, als der tobende Zorn der Massen darauf noch stärker losbrach, wagte es Aemilian, jetzt ganz harter Altrömer, zu sagen: „ihr glaubt doch nicht, daß ich mich vor denen als Losgebundenen fürchte, die ich gebunden hierher gebracht habe!“ Diese furchtbar harte Abweisung trennte natürlich den bisher so gefeierten General für alle Zeiten von dem Stadtvolke Roms. Indessen setzten Scipio und Lälius damals doch die Ablehnung der Rogation des Carbo durch. Erst einige Jahre später fanden die Popularen eine Form, durch welche eine tribunicische unmittelbare Wiederwahl unter gewissen Umständen für zulässig erklärt wurde.

Nicht lange nachher verschob sich Scipios Stellung auch zu der agrarischen Reform. Die seit dem Jahre 133 unausgesetzt fortgeführte Arbeit der Theilungskommission hatte in der That, — so ist die (allerdings nicht allgemein anerkannte) Ansicht des besten Kenners römischer Zustände unter den Forschern der Gegenwart, — sehr erhebliche nützliche Folgen für den römischen Bauernstand gehabt. Wenn der römische Census noch zu Anfang des Jahres 132 nur erst 319,000, im Jahre 125 v. Chr. dagegen volle 395,000 waffenfähige römische Bürger (also 76,000 mehr) aufwies, so ist dieses überaus erfreuliche Resultat höchst wahrscheinlich mit

vollem Rechte als die Wirkung der Gracchischen Reform anzusehen. Freilich waren bei der unerbittlichen Energie, mit welcher die Kommission vorging, viele Härten verübt, wahrscheinlich auch wiederholt wirkliches Eigenthum, über welches die Inhaber sich nicht genügend ausweisen konnten, mit eingezogen worden. Indessen näherten sich allmählich die Operationen der Kommission einer sehr bedenklichen Linie. Nicht Römer nur hatten große Theile des Domaniallandes okkupirt. Der Senat wie das Volk hatten vielmehr seit Alters große Strecken desselben verschiedenen verbündeten Gemeinden Italiens, namentlich auch den vielen blühenden „latinischen" Kolonien, zu ausschließlicher Benutzung zugewiesen; andere Theile waren mit oder ohne spezielle Erlaubniß von latinischen Bürgern okkupirt worden. Als nun, was formell zulässig war, die Kommission sich anschickte, auch hier zuzugreifen, kamen aus den verbündeten Gemeinden die bittersten Klagen an den Senat.

Nun stand die „italische Frage" brennend vor der Thür. Es fragte sich, was geschehen sollte. Die Optimaten ließen auch jetzt die schönste Gelegenheit sich entgehen, durch einen großen politischen Schachzug zugleich ein altes Unrecht zu sühnen und die italischen Bundesgenossen gegenüber den Popularen zu ihren treuesten Anhängern zu machen. Der rettende Gedanke, jetzt endlich die Italiker, vor Allen die Latiner, in das römische Vollbürgerrecht aufzunehmen, kam ihnen nicht. Um so eifriger mußten sie daher darauf bedacht sein, die mit Recht seit langer Zeit verstimmten Bundesgenossen wenigstens in ihren materiellen Interessen zu schützen und zu verhindern, daß auf diesem Punkte die Betonung des harten Rechtes zu unberechenbar gefährlichen politischen Mißhelligkeiten führte. Die Popularen dagegen hatten zu erkennen, daß die Vernachlässigung der italischen Frage sich jetzt an ihnen rächte, und daß schon die einfache Vertretung der agrarischen Interessen der Latiner durch den Senat sie selbst vorläufig von der Scene zurückdrängte. Jetzt zeigte es sich, und die Lehre ging nicht ganz für sie verloren, daß Tiberius am besten die agrarische und die italische Sache zugleich in Angriff genommen und beide durch einander gedeckt haben würde.

Scipio hatte noch zugegeben, daß im Jahre 131 Papirius durch ein neues Gesetz die geheime Abstimmung der Comitien (S. 390) auch auf die legislativen Beschlüsse ausdehnte. Als aber, wie wir sahen, seit 130 dieser leidenschaftliche Parteiführer mit Gajus Gracchus und mit Fulvius Flaccus die Theilungskommission bildete, und nun von allen Seiten die Klagen der italischen Verbündeten nach Rom gelangten, und Scipio selbst von diesen um seine Verwendung bestürmt wurde: da schritt der Feldherr zu Anfang des Jahres 129 v. Chr. wirksam ein. Es war sein Einfluß, unter welchem durch Volksbeschluß der Kommission die Gerichtsbarkeit in ihrer eigenen Sache (S. 418) wieder entzogen und die Entscheidung, was Domanialland und was Privateigenthum sei, wieder an die Censoren, und in deren Vertretung an die Consuln gewiesen wurde, denen sie verfassungsmäßig zukam. Damit wurden natürlich die Arbeiten, speziell die weiteren Assignationen der Kommission

bedeutend aufgehalten; zumal auch der mit der Entscheidung in diesen Rechtsfragen zunächst betraute Consul Gajus Sempronius Tuditanus, aus Abneigung gegen diese verwickelten und schwierigen Geschäfte, es vorzog als Feldherr nach Illyrien zu gehen. Damit war die weitere Stellung des Aemilianus in dem öffentlichen Leben die Hauptfrage geworden. Auch gemäßigte Optimaten und Anhänger der agrarischen Reform waren über sein Auftreten nicht sehr erfreut. Die Demokratie aber in allen Theilen, das städtische wie das ländliche Bürgerthum, begann ihn jetzt tödtlich zu hassen; schon schrieb man ihm den Plan zu, das Ackergesetz jetzt wieder gänzlich zu beseitigen. Alle Parteien aber erwarteten jetzt von ihm eine neue und bestimmte Darlegung von Ansichten über das Verhältniß der Römer zu den italischen Verbündeten. Schon hatte der kluge Staatsmann eines Tages im Senat unter vielseitigem Beifall über die italische Frage gesprochen, und in erster Reihe seine Absicht betont, die Italiker in dem Besitze ihrer vertragsmäßig gewonnenen Grundstücke zu schützen. Am folgenden Morgen wollte er seine Ideen vor der Gemeindeversammlung entwickeln: da fand man ihn zu tiefem Entsetzen der Stadt in seinem Bette todt. Die Art seines jähen Todes ist niemals aufgeklärt worden. Das Grauen der senatorischen Majorität, die in Scipio doch wieder nur einen ihr selbst nicht sehr genehmen Verbündeten verloren hatte; die Freude der Massen über die Beseitigung des ihnen jetzt tief verhaßten Mannes, und das lebhafte Widerstreben der Popularen, die keinen Prozeß wollten, der vielleicht diesen oder jenen ihrer Führer kompromittiren konnte, ließen es zu keiner kriminellen Untersuchung kommen. Der größte Mann des damaligen Rom, von dessen starker Leitung man vielfach die Rettung aus so wüsten Zuständen gehofft hatte, wurde schnell und ohne den gewohnten Prunk der adeligen Leichenfeier der Römer bestattet. Es sind nur vereinzelte Stimmen der alten Welt (und mit ihnen nur wenige moderne Forscher), die den jähen Tod des nur erst 56jährigen Aemilianus nicht auf ein Verbrechen zurückführen. In Rom galt es damals und später für unzweifelhaft, daß der Eroberer von Karthago eines Mörders Hand erlag. Man hat selbst die Damen des Gracchenhauses, mit denen er längst zerfallen war, man hat auch einen so reinen Charakter wie Gajus der Mitschuld bezichtigen wollen. Am schwersten galt später als verdächtig jener wilde Carbo, der seitdem für mehrere Jahre von dem öffentlichen Leben zurücktrat, später zu den Optimaten überging, und 119 v. Chr. seiner unrühmlichen Laufbahn durch Selbstmord ein Ende machte. Das ist wohl unzweifelhaft: lag hier wirklich ein Mord vor, so war er die „demokratische Antwort" auf den an Tiberius Gracchus verübten Frevel.

Diese jähe Schreckensscene hielt den Gang der Parteikämpfe aber nicht auf; nur daß sie einstweilen eine andere Richtung einschlugen. Noch hatte die Popularpartei im Jahre 129 den Volksbeschluß erzielt, welcher die jungen Senatoren nöthigte, nunmehr bei dem Eintritt in den Senat ihr Ritterpferd

abzugeben, also auf den bevorzugten Stimmplatz in den 18 Rittercenturien zu verzichten. Dagegen suchte jetzt die Popularpartei ihren früheren Fehler zu verbessern und mit den Italikern Fühlung zu gewinnen, die sich sicherlich sehr gern in die agrarische Reform gefunden hätten, wenn ihnen endlich das römische Vollbürgerrecht zu theil wurde. Die Optimaten, welche die verständige Richtung des todten Aemilianus nicht zu würdigen verstanden, wußten dieser neuen Agitation nur die plumpste Gewalt entgegenzustellen. Der Volkstribun Marcus Junius Pennus gab sich im Jahre 126 dazu her, im Interesse des Senats die überaus gehässige Maßregel durchzusetzen, derzufolge (so etwa stellte sich die Sache faktisch) zur Schwächung des Druckes der Italiker auf die öffentliche Meinung in Rom jeder Magistrat unter Umständen Nichtbürger aus der Hauptstadt ausweisen konnte. Umsonst hatte Gajus Gracchus diesen Antrag bekämpft. Da trat denn der Demokrat M. Fulvius Flaccus, als er im Jahre 125 das Consulat bekleidete, unmittelbar an die italische Frage heran und stellte die Rogation, daß es jedem italischen Bundesgenossen erlaubt sein sollte, das römische Bürgerrecht für sich zu erbitten und über diese Bitte in den Comitien abstimmen zu lassen. Bei der geringen Sympathie jedoch, die dieser Antrag im Senat und bei der Bürgerschaft fand, blieb ihm nur übrig, davon abzustehen und seine Kraft auf einen ganz anderen Auftrag zu richten, mit dem ihn der Senat betraute. Fulvius erhielt nämlich den Befehl, den Krieg gegen transalpinische Kelten zu führen.

Den letzten Kampf in Oberitalien hatte im Jahre 143 v. Chr. der Consul Appius Claudius, der spätere Schwiegervater des Tiberius Gracchus, gegen die Salasser geführt, der mit Unterwerfung dieses Volkes und mit Abtretung ihres Golddistriktes (in der Gegend von Vercellä und im Thale der Dorea Baltea) zu Ende ging. Im Jahre 100 ist hier die Kolonie Eporedia (j. Ivrea) angelegt worden. Eroberungen dagegen in dem transalpinischen Lande begann erst der Consul Fulvius Flaccus. Unter den keltischen Stämmen zwischen den Alpen und dem atlantischen Meere führte in dieser Zeit der einst übermächtige Stamm (S. 96) der Bituriger die Hegemonie nicht mehr. Während im nordöstlichen Gallien die Suessionen (beim j. Soissons) dominirten, standen in dem ganzen mittleren und südlichen Gallien an der Spitze die mächtigen, reichen und bereits ziemlich civilisirten Arverner (Auvergnaten), die angeblich 180,000 Krieger aufbieten konnten und damals die Oberhand behaupteten über ihre Rivalen, die Häduer (bei dem j. Autun). Es waren zunächst noch nicht diese Verhältnisse, in welche die Römer eingriffen. Fulvius eröffnete den Kampf mit Angriffen auf die kleineren, aus einer älteren ligurischen Schicht und keltischen Zuwanderern gebildeten Stämme in der Landschaft zwischen den Alpen und dem Rhone. Seine Erfolge 125 und 124 gegen die Salyer oder Salluvier (in der Gegend von Aix und im Thale der Durance) und ihre nördlichen Nachbarn, die Vocontier, veranlaßten aber die in dem Gebiet der

Isère mächtigen keltischen Allobroger (mit der Hauptstadt Vienna) gegen des Consuls Nachfolger Gajus Sextius Calvinus loszuschlagen, der ihrer jedoch (123 und 122) vollständig Meister wurde. Als nun aber 122 der römische General Gnäus Domitius Ahenobarbus in das eigene Gebiet der Allobroger eindrang und die angebotene Vermittelung des Arvernerkönigs Betuitus ablehnte, rief dieser letztere seine gesammte Macht auf, die Allobroger zu schützen. Dafür stellten sich nun sofort die Häduer auf die Seite der Römer. Um den gewaltigen keltischen Sturm zu beschwören, schickte der Senat den einen Consul des Jahres 121, einen Enkel des großen Aemilius Paullus, nämlich den Quintus Fabius Maximus, mit starker Macht dem Ahenobarbus zu Hülfe. Der Uebermuth und die stolzen Hoffnungen des Betuitus fanden ein jämmerliches Ende in der Mordschlacht, die am 8. August 121, an der Südgrenze des Allobrogerlandes, an der Mündung der Isère in den Rhone geliefert wurde und die Herrschaft der Römer im südlichen Gallien zuerst sicher begründet hat. Der größte Theil der Arverner ging auf der Flucht verloren, da die Schiffbrücke über den Rhone unter den Weichenden zusammenbrach. Nun mußten die Allobroger sich der Hoheit der Römer unterwerfen, und Fabius konnte nach Rom zurückkehren. Als aber Ahenobarbus sich in treuloser Weise der Person des Arvernerkönigs bemächtigte, ihn dann nach Rom schickte, wo der Senat den stolzen Kelten festhielt, so erhoben die erbitterten Arverner die Waffen noch einmal. Aber auch eine zweite Mordschlacht, diesmal bei Vindalium, (oberhalb des j. Avignon am Einfluß der Sorgue in den Rhone) führte namentlich durch Verwendung der Elefanterie zu einem vollständigen Siege der Römer.

Diese gewaltigen Erfolge der Römer über die einst so sehr gefürchteten Kelten des Nordwestens machten es nun möglich, zwischen den Alpen und den Pyrenäen eine neue römische Provinz anzulegen. Es war dieses wohl von Anfang an der Plan des Fulvius und seiner Partei gewesen, deren genialer junger Führer, Gajus Gracchus, wie wir demnächst sehen werden, endlich den unheilvollen Bann sprengen wollte, welcher die römischen Bauern auf die Halbinsel beschränkte, und in Gallien ein neues, klimatisch und landschaftlich ausgezeichnetes Kolonisationsgebiet zu erobern gedachte, wo man nicht von Anfang an auf die Uebermacht des römischen Kapitals stieß, wie in Afrika und Sicilien. Die neue Provinz also, Gallia Narbonensis, — (die Bezeichnung des gallischen Südens als provincia im Gegensatz zu der noch nicht unterworfenen großen Masse des keltischen Gebiets lebt in dem heutigen Namen der Provence fort,) — hatte zu Grenzen im Süden die Pyrenäen und das Meer, im Osten die Alpen bis zum Genfer See, im Westen den Rhone bis Vienna, dann die Cevennen und den oberen Lauf der Garonne. Die Arverner blieben zwar unabhängig, hatten aber den südlichsten Theil ihrer Herrschaft, nämlich den Strich südlich der Cevennen bis zum Meere, und das obere Garonnethal bis Tolosa

(Toulouse) abtreten müssen. Nach alter bewährter Art der Römer wurde das neugewonnene Land sofort durch Festungen und eine Militärstraße gesichert. Die neue Küstenchaussee, welche nunmehr Oberitalien mit Spanien verband, (vom Rhone bis zu den Pyrenäen Via Domitia genannt) erhielt ihren militärischen Halt einmal durch die von Fulvius und Sextius Calvinus angelegte große Lagerfestung Aquae Sextiä (j. Aix), an welche sich allmählich eine große römische Ansiedelung (jedoch ohne Stadtrecht) anlehnte, und ferner durch die Gründung der mächtigen, stark verschanzten Römerstadt Narbo Martius (j. Narbonne), welche 118 v. Chr. zum Abschluß kam. Narbo wurde Sitz des Statthalters und rivalisirte als blühender Handelsplatz sehr bald fühlbar mit Massilia. Die sehr hoffnungsreiche Ausdehnung des Römerthums jenseits der Westalpen kam indessen damals für längere Zeiten wieder ins Stocken: zunächst weil eine neue schreckliche Erschütterung in Rom selbst die demokratische Partei, die hinter Fulvius und seinen Nachfolgern gestanden hatte, anscheinend gänzlich zertrümmerte.

Die Italiker ihrerseits hatten sich nicht damit beruhigt, daß die im J. 125 durch den Consul Fulvius eröffnete Aussicht auf die Gewinnung des römischen Bürgerrechts wieder im Nebel verschwand. Die Gährung unter den italischen Verbündeten der Römer ist seit dieser Zeit chronisch geblieben, und wäre das Römerthum in seiner Mehrheit, — in der Gemeinde wie in dem Adel — nicht in unheilvollster Verblendung und in verderblicher Selbstsucht so sehr befangen gewesen, so hätte der furchtbare Aufstand der Stadt Fregellä, der drohend auf eine nicht mehr ferne blutige Zukunft hinwies, mahnen und warnen können. Fregellä, damals eine der blühendsten und bedeutendsten Städte der Halbinsel, die politisch regsamste aller der s. g. latinischen Kolonien, suchte 125 durch offenen Abfall von Rom die volle staatsrechtliche Gleichstellung zu ertrotzen. Der Prätor L. Opimius, einer der schroffsten römischen Oligarchen, sollte die stolze Gemeinde demüthigen, ehe ihr Beispiel Nachahmung fand. Der Verrath des Quintus Numitorius Pullus öffnete ihm schnell genug die Thore, und Opimius, der sich hier für seine spätere Henkersarbeit in Rom selbst schulte, konnte die Rache des Senats vollziehen. Fregellä verschwand aus der Zahl der italischen Städte, seine Mark wurde größtentheils an die benachbarten Orte vertheilt, auf einem Theile des Gebietes 124 die römische Bürgerkolonie Fabrateria gegründet. Nach der widerlichen Praxis der Römer, die niemals mit dem Siege zufrieden waren, sondern auch ihrer juristischen Rachsucht Opfer zu bringen liebten, folgten dann langwierige Hochverrathsprozesse gegen die Fregellaner und die als intellektuelle Urheber des Aufstandes geltenden Führer der römischen Popularen. Da war es nun der geistig bedeutendste und von dem Senat am meisten gefürchtete unter den letzteren, welcher jetzt mit kühnster Entschlossenheit die offene Fehde gegen die Optimaten wieder aufnahm.

Es war Gajus Gracchus, der i. J. 126 (jetzt im 27. Jahre seines Alters) als Quästor unter dem Consul L. Aurelius Orestes nach der Insel

Sardinien gezogen war. Wie sein Bruder Tiberius ausgezeichnet ausgebildet, wie dieser (bei minder einfachem und minder schlichtem Wesen) durch edle Sitte und Zucht, Leutseligkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit und großherzigen Sinn unter der römischen Jugend hervorragend, hatte Gajus in seinem Amte sich ganz vortrefflich bewährt, die ganze Uneigennützigkeit und Reinheit namentlich auch in Geldsachen entfaltet, wie einst Aemilianus, die volle Liebe der Provinzialen gewonnen. Weil aber die Nobilität den ihr höchst unbequemen Menschen möglichst lange von Rom entfernt halten wollte, so verlängerte der Senat dem Orestes das sardinische Kommando wider alles Herkommen ohne Noth auf ein drittes Jahr, nämlich auf d. J. 124 v. Chr.; dadurch sollte auch der Quästor zu noch längerem Aufenthalt in Sardinien genöthigt werden. Unter diesen Umständen kehrte Gajus i. J. 124 eigenmächtig nach Rom zurück, um endlich an der Spitze des Volkes, welches ihn längst als seinen natürlichen Führer ansah, das Werk der Reform, das heißt in seinem Sinne die vollständige Erschütterung der Senats- und Optimatenherrschaft, und mit ihr die Rache für das Blut des Tiberius, in die Hand zu nehmen. Es gelang ihm durch eine glänzende Vertheidigung, sich wegen seiner eigenmächtigen Rückkehr aus Sardinien vor den Censoren zu rechtfertigen. Und als er nun für das folgende Jahr sich um das Tribunat bewarb, und die Optimaten nun auch gegen ihn die Klage schleuderten, er sei einer der intellektuellen Urheber des Aufstandes von Fregellä, so gelang es auch diesen Angriff siegreich abzuschlagen. Gajus wurde nach hartem Wahlkampfe in unerhört zahlreich besuchten Comitien an vierter Stelle in das Collegium der Volkstribunen für 123 gewählt, wo er nun sofort das entschiedenste Uebergewicht gewann.

So stand nun wieder ein Gracchus an der Spitze der Massen den Optimaten gegenüber. Die Dinge sahen jetzt anders aus als vor zehn Jahren. Nicht mehr die hoffnungsfrohe, fast schwärmerische Reformfreude eines Jünglings, sondern die furchtbare Entschlossenheit eines feurigen Radikalen, der ebenso groß im Schaffen war, wie im Zerstören, trat jetzt gegen die Optimaten in die Schranken, die ihren wahren Charakter, ihre Härte, ihre Selbstsucht, ihre Kurzsichtigkeit immer deutlicher seit dem ersten Auftreten der agrarischen Frage verrathen hatten. Diesmal war der Kampf weit ernsthafter, als vor zehn Jahren. Ihr neuer Gegner war wirklich ein großer Mann, ein politisches Genie. Ungestüm und rasch, leicht zu entzünden zu stürmischer Heftigkeit und hoch auflodernden Zorn, und wie durch ein unter Eindrücken schwerster Art geschultes Jugendleben, so durch die Erinnerung an seinen Bruder bestimmt, entwickelte er die seltenste politische Begabung. In erster Reihe imponirte seinen Zeitgenossen seine gewaltige Beredtsamkeit. Die Alten sind einig in der Bewunderung der mächtigen Kraft der Rede, welche diesem Gracchus verliehen war. In noch viel höherem Grade als einst sein Bruder verstand Gajus die Kunst, die Herzen zu erschüttern und durch die Tiefe und die Gewalt seines Gefühles nicht nur seine Anhänger hinzureißen, sondern selbst seine Gegner, so lange dieselben unter dem Drucke seines

lebendigen Wortes standen, zu rühren und zu erschüttern. Die Glätte und die Eleganz der Beredtsamkeit seines Bruders pflegte Gajus freilich nicht. Wenn sein Charakter ungleich leidenschaftlicher war, als der des Tiberius, so überbot er diesen weit in der brausenden Leidenschaft, die seinen stürmischen und dabei edel gehaltenen, gedankenreichen, und stets treffenden Reden jene unwiderstehliche Macht verliehen hat, welche selbst noch die auf uns gekommenen Trümmer derselben belebt. Weit mehr noch übertraf Gajus seinen todten Bruder an klarer Erkenntniß der Lage, an politischem Charakter, und namentlich an staatsmännischem Talent nach jeder Richtung. In langer und schwerer Schule waren seine Ueberzeugungen immer fester, seine Leidenschaften immer tiefer und energischer, sein Blick immer sicherer und klarer, seine politischen Pläne immer reifer und durchdachter geworden. Bei Gajus finden wir mit einem reichen und schöpferischen Geiste, mit einer Fülle von neuen und glücklichen Gedanken, mit einem erstaunlichen administrativen Talente die große Eigenschaft verbunden, welche dem Tiberius abging: die Geschicklichkeit zur Entwerfung eines umfassenden, sich überall in seinen einzelnen Theilen ergänzenden, deckenden und unterstützenden Planes, — ferner einen nur wirklich großen Männern eigenthümlichen Reichthum an immer neuen Hülfsmitteln, — endlich die klarste Einsicht über seine eigene Lage, über die wahre Natur seiner Zeit, seiner Gegner, und des Volkes, als dessen Vorkämpfer er auftrat. Es war sein und der Römer Verhängniß, daß dieser große Mann den regierenden Gewalten nur als unversöhnlicher Gegner und unter dem dämonischen Banne der Blutrache für seinen Bruder gegenübertreten sollte. Es gehört zu seinem historischen Unglück, daß gerade die größten und fruchtbarsten Gedanken, die er in den Kampf warf, erst von einer späteren Generation recht nutzbar gemacht worden sind, während die gefährlichen Mittel, die er als scharfe Angriffswaffen gegen die Optimaten angewandt hat, wenigstens theilweise in der bedenklichsten Art weiter vererbt wurden und andauernd ihre schlimmen Wirkungen auf das römische Staatsleben ausüben durften.

Die Optimaten konnten bald genug erkennen, welch ein gefährlicher Gegner jetzt als Volkstribun ihnen gegenüberstand. Gajus dachte nicht daran, einseitig auf die agrarischen Pläne seines Bruders zurückzugehen oder auch nur der Assignation der noch übrigen Theile des italischen Domaniallandes ernstlich seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er knüpfte vielmehr an bei den letzten, nur Entwürfe gebliebenen Ideen seines Vorgängers. Sein Plan war es, um es kurz zu sagen, der bisher bestandenen Herrschaft des Senats, der bisherigen Machtstellung der regierenden Nobilität vollständig ein Ende zu machen, dagegen die nominelle Souveränetät der Gemeinde zu einer realen zu machen, also den demokratischen Elementen in dem römischen Staatswesen die Suprematie zu verleihen. Zu diesem Zwecke arbeitete Gajus mit aller Energie dahin, einerseits die drei Massen des römisch-italischen Volkes, — das Stadt-

volk, — die Bauern, Pächter und Tagelöhner, — und die Italiker, — die bisher wiederholt sehr verschiedene Stellungen zu den Parteien eingenommen hatten, durch ein wohlberechnetes System von Gesetzen unter einander zu versöhnen, und eine Ausgleichung zu erzielen, durch welche das Gesammtvolk der Halbinsel vollständig von der Nobilität getrennt und zu einer sicheren Stütze der neuen Demokratie und ihrer Führer gemacht werden sollte. Andrerseits aber galt es, durch noch andere Maßregeln die bisher festgeschlossene Phalanx der Aristokratie zu sprengen, um mit Hülfe des einen Theiles den andern um so sicherer zu stürzen und bei Seite zu drängen. Gajus tritt daher mit einer Reihe von Rogationen auf, welche diesen Absichten auf das vollständigste dienen. Es ist eine höchst eigenthümliche Verbindung von großartigen, fruchtbaren Reformgedanken mit Maßregeln, die einen sehr stark ausgeprägten demagogischen und destruktiven Charakter tragen, da und dort selbst nur unmittelbar auf Rache an der Nobilität abzielen.

Die sehr zerbröckelte Ueberlieferung macht es nicht wohl möglich, die systematische Folge dieser Rogationen nach den Quellen zweifelfrei festzustellen, obwohl der Gesammtplan sehr deutlich erkennbar ist. Wir wissen auch, daß Gajus, der in nur Einem Jahre mit seinen Arbeiten zu Ende zu kommen nicht im Stande war, auch für das Jahr 122 wieder zum Volkstribunen gewählt worden ist, wo dann Fulvius Flaccus sein College war, während sein Freund Gajus Fannius Strabo das Consulat bekleidete. Dagegen weichen über die Vertheilung der Gracchischen Anträge in die beiden Jahre 123 und 122 die Angaben der Alten und daher auch die Auffassungen der neueren Forscher sehr stark von einander ab. Wir versuchen es, den nach unserer Ansicht wahrscheinlichen Gang der Gracchischen Bewegung zu skizziren.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Gajus in erster Linie dahin arbeitete, sein nächstliegendes Material, seine unmittelbarsten Helfer, nämlich die Leute des Stadtvolkes, so fest als möglich an seine Person zu knüpfen. Aber nur sehr allmählich drang er hier mit seiner Demagogie durch, die zunächst auf Rache an den Optimaten abzielte, jedoch schon jetzt auch allgemeinere demokratische Gesichtspunkte im Auge behielt. Die höchst gefährliche Rogation, welche — anscheinend direkt gegen M. Octavius gerichtet, — das Recht des Volkes, gewählte Tribunen auch wieder absetzen zu dürfen, sanktioniren sollte und „solche Bürger, die durch das Volk ihres Amtes entsetzt worden, für immer von allen andern Aemtern ausschloß", scheint Gajus auf den Rath seiner Mutter selbst wieder zurückgezogen zu haben. Und nur mit knapper absoluter Mehrheit setzte Gajus das Gesetz durch, welches bestimmte, daß bei schwerer Strafe kein Richter kurulischen Standes einen römischen Bürger anders als auf Geheiß des Volkes vor ein peinliches Gericht stellen sollte. Er wollte damit namentlich die Praxis des Senats beseitigen, unter Umgehung des Porcischen Gesetzes (S. 390) Todesstrafen über politische Verbrecher verhängen zu lassen, die man, um sie eben zum Tode verurtheilen zu können, als Hochverräther für „Feinde des Vater=

landes", also außer dem Schutze des Gesetzes stehend, erklärte. Es gehörte zu dem während des Zeitalters der römischen Revolutionen oft noch sich wiederholenden schmählichen Mißbrauch der Souveränetät des Volkes, daß man dieser Rogation rückwirkende Kraft beilegte und dadurch den P. Popillius Länas, der i. J. 132 als Consul die senatorischen Blutgerichte gegen die sogenannten Mitschuldigen bei dem angeblichen Hochverrath des Tiberius Gracchus geleitet hatte, ins Exil trieb.

Unter höchst energischen, aber endlich siegreichen Kämpfen setzte Gajus nun weiter ein Getreidegesetz durch. Es bestimmter zu bezeichnen, so sollte in der Hauptstadt jedem römischen Bürger, der sich dazu melden würde, aus den öffentlichen Getreidemagazinen monatlich eine gewisse Lieferung an Getreide, — man vermuthet je fünf Modii (à $^5/_6$ preuß. Scheffel), — verabreicht werden, und zwar zu wahren Spottpreisen; der Modius nämlich zu $6^1/_3$ Assen oder (damals) 25 R.-Pfg., was noch nicht die Hälfte, sondern kaum das Drittel des damals üblichen Durchschnittspreises war. Der Sieg in dieser Frage war ein mächtiger erster Erfolg für Gajus. Er hatte nach dieser Seite hin die bei der Nobilität sonst üblich gewesene demagogische Begünstigung des Stadtvolkes jetzt weit überboten. Er zog durch dieses Geschenk das Stadtvolk vorläufig ganz auf seine Seite und sicherte sich dadurch in den Comitien eine feste Majorität. Aber es war auch ein demagogischer Coup von sehr gefährlicher Art gewesen. Es stand nun zu erwarten, daß der Fluch aller großen Städte der alten wie der modernen Welt, nämlich die Abströmung des Proletariats aus allen römischen Dörfern und Landstädten nach der Hauptstadt, durch diese Aussicht auf mehr als billiges Brod in der unangenehmsten Weise sich steigern würde. Noch viel schlimmer war es, daß seit dieser Zeit das Aerar, der öffentliche Schatz, andauernd mit der Verpflichtung belastet geblieben ist, das städtische Proletariat mit billigem, womöglich noch lieber mit einfach geschenktem Korn zu versorgen. Aus der Gracchischen Erbschaft war dieses der schlimmste Punkt. Leider ist nach Gajus' Untergange auch von seinen adeligen Gegnern gerade dieses heillose System weiter übernommen worden, demzufolge das Proletariat der Hauptstadt auf Kosten des Reiches gefüttert wurde. Wir werden ihm noch über Constantins d. Gr. Zeitalter hinaus begegnen.

In der Richtung nun, der materiellen Noth des Proletariats auf Kosten des Staates abzuhelfen und das Volk dem Senat gegenüber möglichst selbständig zu stellen, liegen noch verschiedene andere Neuerungen des Gajus, die, chronologisch kaum mit einiger Sicherheit zu gruppiren, übrigens schon bei weitem mehr einen wirklich reformatorischen Charakter tragen, als die ersten Schritte des Tribunen. Dahin gehört es, wenn Gajus es dahin brachte, daß die Zahl der gesetzlichen Dienstjahre in den Legionen beschränkt, der Beginn der Dienstzeit auf das 17. Lebensjahr festgesetzt, daß ferner der Betrag der Kleidung den römischen Soldaten nicht mehr wie bisher vom Solde abgezogen, sondern diese Kosten vom Aerar übernommen wurden. Für

die politische Arbeit des Volkes im Frieden führte Gajus eine wichtige Veränderung in der Wahlordnung ein. Er verordnete nämlich für die Centuriatcomitien, daß von jetzt ab die Reihenfolge der abstimmenden Centurien stets durch das Loos bestimmt werden sollte. Dadurch wurde der starke moralische Einfluß erschüttert, den bis dahin die erste Censusklasse auf die Abstimmungen ausgeübt hatte, weil eben nur aus dieser die vorstimmende Centurie entnommen worden war.

Politisch viel wirksamer war aber der Versuch des Gajus, zwischen Senat und Ritterstand den Keil zu treiben, die Ritter, die mächtige Finanzaristokratie, von dem Senat loszureißen und zu höchst wirksamen Verbündeten der Demokratie zu gewinnen. Zu diesem Ende trat Gajus nun einerseits mit dem Antrage hervor, die geschworenen Richter in den ständigen Gerichtskommissionen, die über die wichtigeren Civil- und Kriminalfälle zu entscheiden hatten, nicht mehr aus den Reihen der Senatoren, sondern aus den Leuten vom Rittercensus (S. 389) zu entnehmen. Diese Rogation, die dem Senat die starke Waffe aus der Hand drehte, welche derselbe durch den Besitz der Gerichte bisher gehabt hatte, fand um so eher Anklang, weil neuerdings die öffentliche Meinung durch mehrere wirklich schamlose Freisprechungen schlechter, vor den Repetundenhof (S. 380) gestellter Statthalter Seitens der senatorischen Richter, tief empört war. Gajus drang wirklich durch. Er konnte aus dem Ritterstande, der unter den Einwirkungen seiner Thätigkeit sich jetzt in aller Form abschloß, dreihundert Männer auswählen, aus denen nun die Gerichtskommissionen besetzt wurden. Nur hat sich Gajus stark getäuscht, wenn er gehofft hat, durch diese Veränderung die Rechtspflege wirklich bessern zu können. Es hat nicht sehr lange gedauert, so überboten die Sünden der Richter ritterlichen Standes die der senatorischen in schlimmster Weise. Und nicht nur, daß sich diese Menschen erst recht bestechlich zeigten, daß sie frevelhafte Freisprechungen von Angeklagten ihres Standes erwirkten: es kam auch vor, daß wackere Beamte und Offiziere senatorischen Standes, die in den Provinzen der Willkür und den Erpressungen der italischen Steuerpächter, Wucherer und Kaufleute energisch entgegentraten, sich schikanösen Anklagen und parteiischen Verurtheilungen ausgesetzt sahen.

Ebenso nachtheilig hat ein neuer Schritt gewirkt, den Gajus zur Gewinnung der Ritter veranlaßte. Der Senat hatte die neue Provinz Asia sehr günstig gestellt, ihr namentlich keine direkten Steuern auferlegt. Jetzt lieferte Gajus das reiche Land den Publikanen geradezu aus. Er entzog die Ordnung der dortigen Steuern durch Volksbeschluß dem Senat, und belastete die Provinz, die dadurch thatsächlich, wie sich zeigen wird, in die übelste wirthschaftliche Lage gerieth, mit einer Masse direkter und indirekter Abgaben, namentlich auch mit dem Bodenzehnten. Dann aber setzte er außer Anderem durch, daß die Erhebung dieser Einkünfte lediglich in Rom selbst verpachtet wurde, wodurch dieselbe thatsächlich zu einem Monopol der

Publikanen werden mußte. Es war dies ein schwerer Fehlgriff desselben wohlmeinenden Mannes, der sonst mit Energie gegen die Mißbräuche der römischen Provinzialwirthschaft auftrat; der die Besetzung der Gerichte veränderte, in der Hoffnung, die Unterthanen vor den Erpressungen senatorischer Statthalter zu schützen; der endlich auch erzielte, daß die Bestimmung der eventuell den je neuen Consuln zuzutheilenden „Provinzen", beziehentlich deren Kompetenz, durch den Senat schon vor und nicht erst nach deren Wahl stattfinden sollte.

Viel bedeutsamer und nützlicher traten die großen Eigenschaften des Gajus auf den übrigen Punkten seiner Thätigkeit zu Tage, die allerdings darauf berechnet war, immer bestimmter in das Machtgebiet einzugreifen, welches sich bisher der Senat erobert hatte. Ueberall griff Gajus mit seiner Arbeit in die Finanzverwaltung und Administration ein. Namentlich die Anlage neuer und ausgedehnter Straßenbauten, die das bestehende Netz vervollständigen und wesentlich dem Verkehr und dem Absatz der landwirthschaftlichen Produkte dienen sollten, gehörte dahin. Die Gewandtheit, Verwaltungstüchtigkeit und Arbeitskraft war außerordentlich, die Gracchus mitten unter seiner rastlosen legislativen und agitatorischen Thätigkeit entfaltete. Durch solche Anlagen zog der Tribun auch immer mehr Leute aus allen Klassen des Volkes in sein Interesse: die vielen dadurch beschäftigten und ernährten Handwerker und Tagelöhner, die Techniker, Feldmesser, Ingenieure, das Landvolk, dem er neue Absatzwege öffnete, und wieder die Kapitalisten. Denn diese waren nicht nur durch die Förderung des Verkehr an sich für ihn gewonnen; sie hatten von solchen Bauten auch Vortheile sowohl als Bauunternehmer, wie auch auf Grund der neuen Zölle, die entweder erhoben wurden, um die Kosten für diese Arbeiten aufzubringen, oder aber mit den neuen Straßen unmittelbar verbunden waren.

Zur Hebung dagegen der römischen Bauernschaft machte Gajus von dem Gesetz des Tiberius nur einen sehr geringen Gebrauch. Seine Absichten gingen vielmehr darauf hinaus, einerseits den Theil der Domänen, der verpachtet und von der Rogation des Tiberius nicht betroffen war, jetzt zu verwenden und auf diesen Gebieten große neue Kolonien anzulegen; namentlich sollten solche nach Capua und Tarent geführt werden. Andrerseits aber veranlaßte Gajus seinen Collegen Rubrius, mit dem großen Schritt vorzugehen und endlich die Mauer zu durchbrechen, welche die Nobilität bisher zwischen Italien und den Provinzen gezogen hatte. Es galt jetzt, die außerordentlich wohlthätige Maßregel durchzuführen und den Strom der Auswanderung des italischen Proletariats nach den römischen Besitzungen in den Provinzen zu lenken, hier auf freien Territorien unzählige verarmte Menschen wieder in nützliche und wohlhabende Bürger umzuschaffen, die vielfach entvölkerten Länder der Unterthanen neu zu beleben, zugleich auch Massen römischer Civileinwohner dort anzusiedeln, die oft genug eine Besatzung ersparen konnten. Während, wie wir sahen, in diesem

Sinne in Gallien gekämpft wurde, erzielte er das Gesetz, welches die Aussendung von 6000 (vielleicht aus Römern und Italikern gemischten) Ansiedlern nach den Ruinen von Karthago ermöglichte, wo die neue Anlage „Junonia" die Rechte einer römischen Bürgerkolonie erhalten sollte. Der Schlußstein aber der Arbeiten des großen Tribunen sollte ein großartiger Akt der Gerechtigkeit und der gesundesten Realpolitik sein, nämlich die Wiederaufnahme der italischen Rogation des Fulvius Flaccus, die Einführung der Italiker in das römische Bürgerthum; sei es nun daß Gajus und Fulvius sofort die Ausdehnung der Civität über die gesammte Halbinsel in Aussicht nahmen, sei es daß sie vorerst nur die Einrichtung verschiedener Abstufungen und eine schrittweise Ueberführung der Italiker in das römische Bürgerthum im Sinne hatten. Gelang auch diese rettende That, so war das Uebergewicht des Gracchus und seiner Partei für die Dauer gesichert. Darum entbrannte aber gerade auf diesem Punkte der Parteikampf in Rom mit gesteigerter Wuth. Und es ist wahrhaft tragisch, daß gerade die wohlthätigsten und hoffnungsreichsten Pläne des großen Demagogen den Ausgangspunkt zu seinem jähen Untergange abgeben mußten.

Gajus war bisher siegreich gewesen. Die Nobilität war auf allen Punkten überflügelt. Dem Amtsadel war der Finanzadel gegenübergestellt, das Schwergewicht der Macht aus dem Senat in die Comitien verlegt worden. Aber selbst wenn das so hätte bleiben können; selbst wenn es gelungen wäre, das Proletariat aus Italien zu ziehen, und durch Zuführung der Italiker frisches Blut in den Körper des eigentlich römischen Staates zu leiten: damit war noch keine gesunde Demokratie hergestellt. Auch Gajus hatte nicht die Einsicht oder nicht die Kraft, den Bann der unheilvoll gewordenen Verfassung zu sprengen. Er hatte nur die vorhandenen Machtelemente anders als bisher gruppirt. Wie die Sache jetzt stand, so bedeutete die Herrschaft der sogenannten Comitien, der Masse des Stadtvolkes, nur die Herrschaft der Tribunen statt der Consuln, und selbst diese Herrschaft stützte sich immer nur darauf, daß die launenhafte Menge immer ihr Vertrauen einem hochbegabten Manne wie Gajus zu schenken beliebte, den jeweiligen Führer nicht zur Unzeit im Stiche ließ, nicht durch die Wahl unzuverlässiger Collegen lähmte. Wie die Dinge zur Zeit der Blüthe des Gracchus standen, war seine Stellung doch nur eine verschleierte Tyrannis. Blieb das Verhältniß so, wie es jetzt sich entwickelt hatte, so verlief die innere Geschichte Roms in Gestalt eines organisirten, eines schleichenden Bürgerkrieges zwischen Adel und Gemeinde, zwischen Senat und Tribunen, bis endlich einmal aus dem Demagogen auch dem Namen nach der Tyrannos wurde.

Nun aber dachte weder Gracchus an die Gewinnung einer Tyrannis, noch war daran zu denken, daß die altbegründete Nobilität nach einigen verlorenen parlamentarischen Schlachten schon hätte politisch abdanken sollen. Auf das schwerste gereizt; höchst entschlossen, sich mit allen Mitteln

zu behaupten, erkannten die Optimaten die schwache Seite der Stellung ihres großen Gegners nur zu gut. Sie wußten sehr wohl, daß das Stadtvolk nicht mehr die Kraft und Ausdauer der alten Plebejer besaß; daß dasselbe leicht eines Tages versagen konnte, wenn des Gajus großartige Pläne bei den Massen einmal auf Gleichgiltigkeit oder Abneigung stießen, oder wenn die rohe Gewinnsucht derselben, die Gajus bisher gegen den Senat zu verwenden gewußt hatte, sich erst selbst durch die Reformen ihres Führers bedroht glaubte. Und gerade hier fand sich der Punkt, wo i. J. 122 die Gegner des Gajus einsetzen konnten.

Die italische Rogation stieß nicht nur bei dem Senat, sondern auch bei den römischen Massen, die auf die Italiker mit sehr wenig gerechtfertigtem Hochmuth herabschauten und nicht Lust hatten, die großen Vortheile des Bürgerrechts auch nur mit den wackern Latinern und Marsern zu theilen, auf den zähesten Widerstand. Die Anstrengungen des Gajus und des Fulvius wollten nicht verfangen. Dafür hörte die Menge lieber auf die Rede des Consuls Fannius, der jetzt die Erwartungen des Tribunen völlig täuschte, die Stimmung der Römer gegen die Italiker erhitzte, und es schließlich wagen konnte, die nach Rom geströmten italischen Nichtbürger vor der entscheidenden Abstimmung aus der Hauptstadt zu verweisen. Und nun entstanden auch innerhalb des Collegiums der Tribunen selbst Spaltungen. Wahrscheinlich ertrugen die Collegen des Gajus nicht alle und nicht immer die gewaltige geistige und politische Ueberlegenheit des großen Demagogen, der sie gänzlich in Schatten stellte. Dazu schlich sich wohl bei manchem derselben Mißtrauen gegen die letzten Ziele und etwa gefürchtete Hintergedanken des Gracchus ein, noch mehr Zweifel an der Zweckmäßigkeit aller seiner Schritte. Der Kampf um die italische Rogation wird den Bruch zur offenen Feindseligkeit erweitert haben. Genug, namentlich ein Tribun, der wahrscheinlich eben so entschieden, wie früher zu Tiberius' Zeit M. Octavius, jetzt von der Schädlichkeit der Anträge des Gajus überzeugt war, nämlich M. Livius Drusus, übernahm es für den Senat, durch sein Veto die italische Rogation des Gajus zu Falle zu bringen.

Nun war zwar Gajus aus ganz anderm Metall geformt als sein Bruder, und schwerlich hätte er bei längerem Leben ein für allemal auf die Durchführung der italischen Reform verzichtet. Aber diese erste verlorene Schlacht stürzte ihn für immer. Der Senat hatte jetzt die erste breite Bresche in des Gracchus Popularität schlagen lassen; es galt nun energisch nachzudrängen, und Livius Drusus war sehr bereit, den neuen Stoß nach dem Herzen des verhaßten Collegen zu lenken. Es kam darauf an, die kurzsichtige, bornirte, undankbare und plump habgierige Menge zu der Ueberzeugung zu bringen, daß der Senat sehr geneigt sei, den ärmeren Mitbürgern noch viel werthvollere Concessionen, als sie Gajus forderte, zu machen, wenn nur der verhaßte Störenfried beseitigt sei, der allein das gute Verhältniß zwischen Senat und Volk trübe. Es galt eben, mit allen Mitteln nur erst

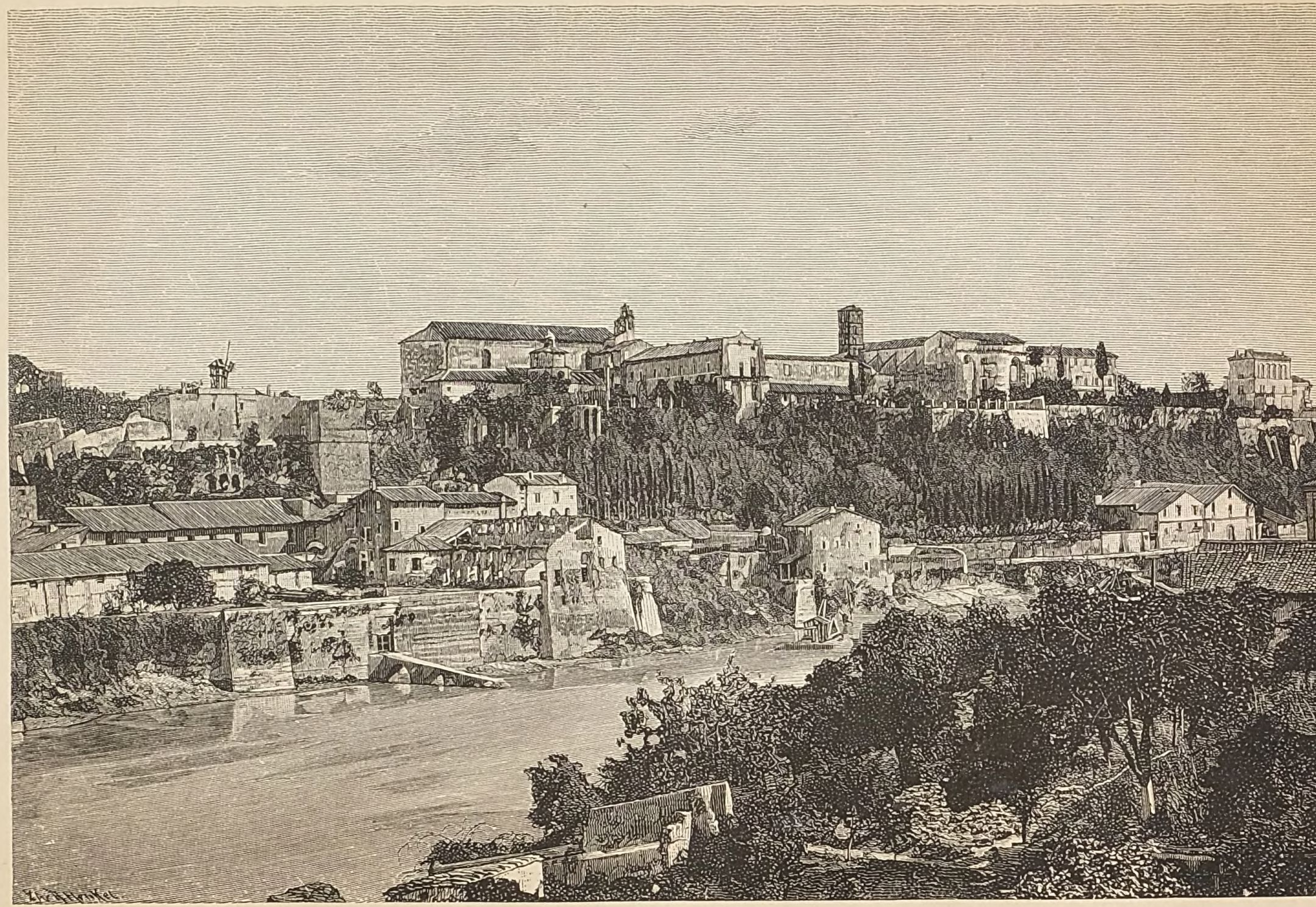
den furchtbaren Gajus aus dem Sattel zu heben; war dieser beseitigt, so verlor die demokratische Opposition von selbst alle nachhaltige Kraft.

Man operirte seitens der Optimaten mit großer Gewandtheit und ließ alle früher oft erprobten Künste adeliger Demagogie spielen. Zuerst erzielten die Gegner des Gajus, daß derselbe in die Kommission der drei Männer gewählt wurde, welche die karthagische Kolonie Junonia einzurichten hatten. Während der große Tribun aber 60 bis 70 Tage von Rom entfernt war, trat Livius Drusus, bei großem Reichthum und glänzender Redegabe persönlich ein populärer Mann, mit einer Anzahl von Rogationen auf, welche mit großer Pfiffigkeit darauf berechnet waren, die Pläne des Gracchus weit zu überbieten. Dabei gab sich Livius als durchaus in Uebereinstimmung mit dem Senat handelnd, welcher letztere den neuen Demagogen nach Kräften seinerseits förderte. Die vielen faulen Römern so lästige Auswanderung aus Italien sollte unterbleiben; dafür sollten aber erstens in Italien zwölf neue Kolonien zu je 3000 Mann angelegt, es sollte ferner die den Inhabern der neu assignirten Bauernhöfe durch die Gracchische Gesetzgebung auferlegte Abgabe an den Staat erlassen, es sollten endlich auch die latinischen und italischen Soldaten gleich den Römern (S. 390) nicht mehr mit Ruthenhieben gestraft werden. Die Intrigue des Livius und des Senats glückte vollkommen. Die dumme Menge des Volkes erkannte weder die List der pfiffigen Spieler, noch die starken Schwächen des Livianischen Kolonialplanes. Sie pries den edlen Volksfreund, sie glaubte gern an die Selbstlosigkeit dieses Mannes, der es „verschmähte, wie Gajus bei der Durchführung der von ihm gestellten Rogationen praktisch mitzuwirken,“ sie wurde für den Senat gewonnen, — und gegenüber Gracchus trat eine allgemeine Erkaltung ein. Die Rogationen des Livius wurden angenommen, und nun ging die wüthendste Hetzerei weiter gegen Gajus und Fulvius, und vor Allem wurde das Volk mit Erfolg dahin bearbeitet, um bei den bevorstehenden Consulwahlen zwei sehr entschiedene Gegner des Gajus durchzusetzen.

Als Gracchus aus Afrika zurückkehrte, fand er thatsächlich Alles verloren. Wirklich wurden Q. Fabius Maximus, der später den großen Sieg am Rhone (S. 429) erfochten hat, und der schroffste aller Optimaten, jener L. Opimius, zu Consuln für das Jahr 121 gewählt, während Gajus bei der Bewerbung um ein neues Tribunat einfach durchfiel. Mit Beginn des Jahres 121 begannen die Operationen des Opimius. Man schrieb ihm den Plan zu, mehrere der neuen Schöpfungen des Gracchus wieder umzustoßen, offenbar in der Absicht, diesen oder seine Partei zu einer Gewaltthat zu verlocken, die dann den Senat berechtigen konnte, gegen Gajus in analoger Weise zu verfahren, wie früher gegen Tiberius. Jedenfalls sind die Dinge in dieser Weise verlaufen: die politische Temperatur in Rom war wieder so glühend geworden, daß nicht abzusehen war, wie die Spannung ohne furchtbare Gewitterschläge sich lösen sollte. Die oligarchische Intrigue fand endlich

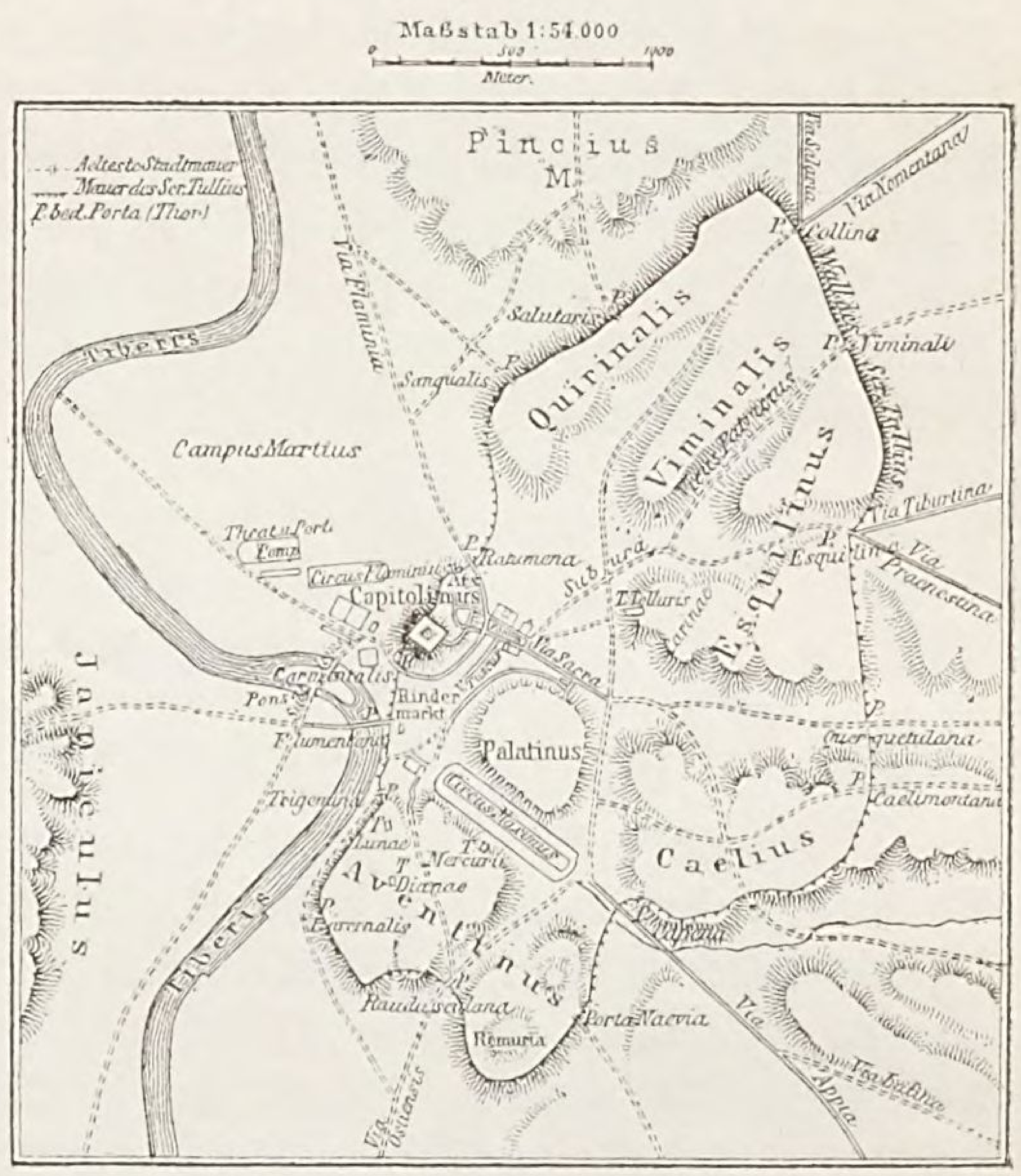
den Punkt, wo sie einsetzen konnte. Aus Afrika, so heißt es, kam die Nachricht von sehr „bösen Vorzeichen", die sich bei Anlage der neuen Kolonie Junonia gezeigt haben sollten. Die Auguren wollten darin den Ausdruck des göttlichen Zornes erkennen, weil Gajus es gewagt habe, trotz des (S. 354) auf den Stadtboden von Karthago gelegten „Fluches für ewige Zeiten" seine Anlage auf derselben Stätte wieder zu beginnen. Darauf hin bestimmte der Senat den Volkstribunen Minucius Rufus, die Tributcomitien zu berufen, um das auf die Anlage der Kolonie Junonia bezügliche Gesetz durch das Volk wieder annulliren zu lassen. Damit begann die blutige Katastrophe. Es war tief im Frühling oder im Vorsommer 121, als die Comitien unter ganz besonderer Feierlichkeit auf dem Capitol zusammentraten. Schon frühzeitig hatten die Anhänger der Optimaten sich versammelt; aber auch Fulvius Flaccus war mit einer starken Schaar erschienen, diese diesmal (um nicht wie Tiberius Gracchus und seine Freunde zu fallen) mit Dolchen und spitzen Schreibgriffeln bewehrt. Als auch Gajus mit starker Begleitung erschien, kam es zu einem bösen Zwischenfall. Gajus näherte sich der Halle des Tempels, wo noch der Consul Opimius opferte, da drängte sich ein Lictor desselben durch die Menge, der — so schien es den erhitzten Begleitern des Gracchus — den letzteren beleidigte und bedrohte. Auf der Stelle fiel er unter den Dolchen der erbitterten Gracchaner, zum Entsetzen des Gajus, der nun auch das Unglück hatte, wider Wissen und Willen zur Freude seiner Feinde wider ein uraltes (S. 77) Gesetz zu verstoßen, weil er zu reden anfing und dadurch einem Tribunen in das Wort fiel, der eben zu sprechen begonnen hatte.

Die Massen aber waren scheu vor Gajus ausgewichen, und Opimius, der so gut wie die Demokraten die Stunde des Kampfes als nahe erachtete, rüstete zum wuchtigen Losschlagen. Er überwachte die Bewegung während der folgenden Nacht vom Kastor-Tempel aus. Das Capitol wurde mit einem zufällig anwesenden Bataillon kretischer Scharfschützen besetzt, und in der Frühe des Morgens sammelte sich auf seinen Befehl die gesammte senatorische Nobilität mit ihrem Anhange bewaffnet, dazu die jungen senatorischen Ritter, und wer aus der Finanzritterschaft jetzt von Gracchus abgefallen war, jeder Ritter mit je zwei bewaffneten Sklaven. Und in dieser bewaffneten Morgensitzung führte Opimius eine Scene auf, wie sie französische und deutsche Revolutionsführer in unserem Zeitalter zur Aufhetzung der Massen zu arrangiren liebten. Er ließ unter Anwendung großer dramatischer Kunst die Leiche des erdolchten Lictors durch bestellte Männer unter wildem Jammer über das Forum tragen und regte durch den Anblick den Senat so auf, daß dieser nun dem Consul durch die (seit Kaltstellung der Dictatur zu einigem Ersatz derselben für Nothfälle angewandte) Formel „uti consul rem publicam defenderet" oder „videat consul, ne quid res publica detrimentum caperet" dictatorische Gewalt verlieh, die zu gebrauchen der entschlossene Mann nicht säumte.



Der heutige aventinische Hügel.

Es half den Demokraten natürlich nichts, daß die Römer sich über den Lärm wunderten, den jetzt dieselben Edelleute, die vor zwölf Jahren einen Tribunen todtgeschlagen hatten, über den Tod eines „elenden Lictors“ erhoben. Das Schwert sollte gezogen, die Gracchaner sollten zerschmettert werden, und die formelle Veranlassung hatten diese bereits gegeben, indem sie — als der Senat die beiden Hauptführer Gracchus und Fulvius zur Verantwortung wegen der Vorfälle des letzten Tages vor sich lud, — mit ihren theilweise bewaffneten Anhängern den festen, leicht zu schützenden Aventin, die alte Burg der Plebejer der Ständekämpfe, besetzten. Hier verschanzte Fulvius den Tempel der Diana. Gajus aber bestimmte seine Anhänger noch einmal zu einer Unterhandlung mit dem Senat. Der 18jährige jüngere Sohn des Fulvius wurde als Parlamentär nach der Curie geschickt. Die Schroffheit des Opimius brachte jedoch die Stimmen derer zum Schweigen, die einem Vergleiche nicht abgeneigt waren. Der Consul verlangte einfach die Niederlegung der Waffen seitens der Demokraten. Gajus und Fulvius sollten sich selbst vor dem Senat stellen, sich verantworten, und die Verzeihung des Senates zu gewinnen suchen. Und als das nicht geschah und nun der junge Fulvius wieder als Parlamentär erschien: da ließ Opimius diesen verhaften, dann öffentlich bekannt machen, daß jeder, der die Köpfe des Gajus und des Fulvius vor den Senat bringen würde, so viel Gold erhalten sollte, als dieselben wögen, und befahl zugleich dem Decimus Junius Brutus, mit der gesammten bewaffneten Macht die Aufständischen anzugreifen. Zugleich ließ er ausrufen, daß jeder Amnestie erhalten sollte, der sich vor dem Gefechte unterwerfen und die Waffen niederlegen würde.



Rom in der republikanischen Zeit.
Von H. Lange.

Das wirkte sofort. Das Volk verließ die Sache der Demokraten in Masse. Die kretischen Scharfschützen, die zuerst gegen den Tempel auf dem Aventin vorgingen, räumten furchtbar auf. Nur Fulvius und sein Anhang schlug sich ernsthaft, bald waren sie überwunden und die Flucht allgemein. Nun begann das Gemetzel. Gajus, der sich an dem Gefecht nicht betheiligt hatte, gelangte mit verstauchtem Fuße bis über die Tiberbrücke

und ließ sich endlich durch einen treuen Sklaven in dem Haine der Furina tödten. Ein ehemaliger „Freund" des großen Tribuniciers, L. Septimulejus, fand den Todten, schnitt ihm den Kopf ab und gewann wirklich den greulichen Blutpreis. Fulvius war mit seinem älteren Sohne aus einem Versteck hervorgezogen und ebenfalls ermordet worden. Im Ganzen fanden bei dem Gemetzel 3000 Leute ihren Tod, deren Leichen dann die Optimaten in die Tiber werfen ließen. Viele andere, auch der unschuldige jüngere Fulvius, fanden auf Grund der üblichen hieran sich knüpfenden kriminellen Verfolgungen und Strafgerichte in der Haft ihren Untergang. Der Pöbel durfte ferner die Häuser des Gracchus und Fulvius plündern, und die Besitzungen aller erschlagenen und hingerichteten Popularen, dabei schmählicherweise auch das Heirathsgut der Wittwe des Gajus, wurden konfiscirt, damit der grimme Würger Opimius auf dem Forum, auf dem Freiplatz unter dem Capitol, an Stelle älterer Heiligthümer der Concordia, einen neuen glänzenden Tempel der Eintracht erbauen konnte. Es stimmte dazu durchaus harmonisch, daß den Wittwen der Getödteten verboten wurde, ihre Männer öffentlich zu betrauern.

Zweites Kapitel.

Gajus Marius und die Revolution der Italiker.

Der blutige Sieg der Optimaten war vollständig; der erste große Akt des Niederganges der alten Republik war vorüber, die erste große Schlacht hatte die römische Popularpartei so entschieden als nur immer möglich verloren. Das römische „Volk", soweit es bisher handelnd aufgetreten war, hatte sich so verächtlich als nur denkbar gezeigt. Nach dieser Seite hin war also für eine künftige Verjüngung des Staates so wenig als möglich zu hoffen, soweit wenigstens die Massen der großen Weltstadt in Betracht kamen. Es half den Popularen, die ihren gewaltigen Führer so schimpflich im Stich gelassen hatten, verzweifelt wenig, daß sie allmählich empfanden, was sie an Gracchus verloren hatten; daß sie anfingen, den beiden sempronischen Brüdern, die man später als die ersten Heroen der römischen Demokratie feierte, eine fast religiöse Erinnerung zu weihen, und an den Stellen, wo sie gefallen waren, Erstlingsopfer von den Früchten des Jahres zu bringen; noch weniger, daß namentlich gegen Opimius allmählich der grimmigste Haß erwachte. Einstweilen zitterte Roms Demos vor der eisernen Faust seiner Geschlechter. Und es hat lange Jahre gedauert, bis allmählich ein neues Geschlecht demokratischer Führer herangewachsen ist, welches noch dazu, mit Ausnahme eines Mannes, an Charakter und Begabung unendlich weit hinter den Gracchen zurückblieb.

Die Optimaten ihrerseits hatten freilich ihre überlegene Kraft wieder

einmal an den Tag gelegt, wie sie äußere Noth schon öfter bei diesem Stande nach langer Schlaffheit wieder zur Erscheinung gebracht hatte. Aber ihr schauerlicher Sieg hat auch ihnen kein Heil gebracht. Sie hatten freilich zum Theil ihre alte Herrschaft restaurirt. Aber es gab Niemanden unter ihnen, der es verstanden oder vermocht oder auch nur daran gedacht hätte, durch imponirende und wohlthätige Leistungen für den Staat das vergossene Bürgerblut zu sühnen. Materiell war doch nur der furchtbare Sempronier beseitigt, das Stadtvolk eingeschüchtert. Aber die Finanzaristokratie tastete man in ihren neuen Rechten nicht an. Die verderbliche Getreidevertheilung behielt man als Mittel der Herrschaft bei. Eine Reform der Verfassung, und sei es auch nur der Aufbau von Schutzwehren gegen die Wiederkehr einer wüsten Demagogie, von Regulirung der in ihrer vollen principiellen Gefährlichkeit erkannten souveränen Macht der Tribunen, kam auch nicht in Frage. Die gesündesten Ideen aber des Gajus Gracchus, die Versöhnung Italiens und die Romanisirung der Provinzen, fielen einstweilen wieder der Vergessenheit anheim. Von seinen großen kolonialen Plänen war nur wenig die Rede mehr. Der Gedanke, an Stelle Karthagos eine neue Stadt zu erbauen, ist bis auf Cäsars letzte Zeiten vertagt worden, obwohl die in Afrika schon vertheilten Grundstücke in der Hand der Empfänger blieben. Nur in dem Gebiet von Tarent blieb die kleine Kolonie Neptunia bestehen, und der Einfluß der Kaufmannschaft erzielte es, daß nachher (S. 430) die Kolonie Narbo in Gallien doch zur Durchführung kam. Die von Livius Drusus vorgeschlagenen Kolonien geriethen natürlich in Vergessenheit. Nur die kleine bruttische Anlage Scylacium (j. Squillace) scheint auf Drusus zurückzugehen.

Im Uebrigen verfuhr die Partei der Optimaten, die wenigstens nicht nach griechischer Manier eine vollständige Reaktion in Angriff nahm, mit vieler Schlauheit. Es ist wenigstens eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß die Anklage, welche i. J. 120 der Tribun Q. Decius gegen den Consul Opimius richtete, weil er gegen die bestehenden Gesetze römische Bürger ohne Richterspruch des Volkes getödtet habe, nicht ein demokratischer Coup, sondern durch den Senat veranlaßt war, um durch gerichtliche Verhandlung das Verfahren des Siegers des Vorjahres zu decken und künftigen Angriffen vorzubeugen. Der Angeklagte, den Niemand anders, als der frühere Demokrat Papirius Carbo, jetzt Consul, vertheidigte, erzielte denn auch seine Freisprechung. Damals wurde auch Popillius Länas rehabilitirt. Dann aber galt es, die Schöpfungen des Tiberius Gracchus wieder von innen heraus zu erschüttern; daß das dem Staate nicht nützlich sein konnte, kam leider für die regierende Partei nicht in Betracht. Vielleicht schon Drusus hatte erwirkt, daß das Verbot für die neu eingeführten Bauern, die neu assignirten Grundstücke zu verkaufen, aufgehoben wurde. Damit war der Weg für Kapitalisten und große Grundherren wieder geöffnet, um mit ihren enormen Geldmitteln die neuen Bauernhöfe einfach wieder auskaufen zu können. Binnen zwanzig Jahren hat das denn auch in der Art gewirkt, daß um 100

v. Chr. ein römischer Staatsmann gemäßigt demokratischer Haltung das schreckliche Wort aussprechen konnte, es gebe in der gesammten römischen Bürgerschaft kaum 2000 wirklich vermögende Familien. Daneben hat die Oligarchie auch sonst sehr gut für ihre persönlichen Interessen gesorgt. Im J. 119 hat endlich der Volkstribun Spurius Thorius im Auftrage des Senates den Volksbeschluß durchgesetzt, vermöge dessen die gracchische Theilungskommission aufgehoben, den Besitzern des Domaniallandes aber eine feste Abgabe auferlegt wurde, die man zur Vertheilung unter das Volk bestimmte. Und während der Senat die Latiner und italischen Verbündeten wenigstens dadurch zu fesseln suchte, daß man sie dauernd in dem Besitz ihrer Antheile an den Domänen schützte, so wurde 111 v. Chr. ein neues Gesetz durchgeführt, welches alles bisher okkupirte Domaniallland, „so weit das gesetzliche Maß nicht überschritten sei", in abgabenfreies Privateigenthum verwandelte. In Zukunft sollte etwa noch vorhandenes und neu gewonnenes Domaniallland nicht mehr okkupirt, sondern nur verpachtet, oder unter bestimmten Beschränkungen als Weideland benutzt werden.

Die Optimaten, die Ritterschaft und das Stadtvolk, die drei einander stets mißtrauisch beobachtenden Faktoren des politischen Rom, standen seit des Gracchus Tode einander möglichst kühl gegenüber. Neue Bewegungen aber kamen erst zum Vorschein, als Motive der auswärtigen Politik einen Mann auf den Schauplatz führten, der sehr wider sein eigenes ursprüngliches Wollen den historischen Beruf erhalten hat, in ganz anderer Weise als selbst Gajus Gracchus der Führer der Popularen zu werden, und in noch ganz anderer und weitgreifenderer Weise die Fundamente der alten aristokratischen Republik zu erschüttern. Die Zeit nach dem blutigen Siege des Opimius machte namentlich deshalb einen so trostlosen Eindruck, weil es einerseits unter den strengen Optimaten zur Zeit fast Niemanden gab, der das gewöhnliche Durchschnittsmaß römischer Tüchtigkeit in Civil- und Kriegsgeschäften einigermaßen überschritt, und weil andererseits die Oligarchie ihre alten Fehler, nackte Selbstsucht, cynische Käuflichkeit und rohe Habsucht in einer bis dahin noch nicht so schroff aufgetretenen Art fast ohne Gegengewicht zur Erscheinung brachte. Das mußte ihr aber in dem Augenblicke höchst gefährlich werden, wo sie auch militärisch in einer Weise sich unfähig zeigte, die theils der Ehre, theils sogar der Sicherheit des Reiches im höchsten Grade bedrohlich wurde. Schon einmal hatte sich das gezeigt. Die Aufgabe der Römer, die lange Nordgrenze ihres damaligen Reiches, vom Genfersee bis zum thrakischen Chersonnes, gegen die wilden keltischen, rätischen und illyrischen Alpenvölker, gegen die keltischen Hochländer in der Nordwestecke der Balkanhalbinsel, und gegen die Thraker zu schützen, ist nur sehr unvollkommen erfüllt worden. Das Land nördlich des Padus hat bis auf Augustus herab wiederholt sehr schwer durch die Raubzüge der Alpenvölker zu leiden gehabt, die freilich von den römischen Feldherren ähnlich behandelt, aber niemals nach einem umfassenden Plane angegriffen wurden. Noch dachte Niemand

in Rom daran, nach einem großem Plane die nördliche Grenze Italiens zu sichern, was freilich bei den Zuständen jener alten Zeit die Legionen schon jetzt bis zur oberen Donau geführt haben würde. Auf der thrakischen Seite gab es nur erst einige Grenzgefechte. Aber weit schwieriger gestalteten sich die Dinge auf der illyrischen Seite, wo die Legionen theils von Dalmatien, theils von der makedonischen Nordgrenze her zu operiren hatten, und die stärksten Gegner die wilden, blutgierigen keltischen Skordisker in dem rauhen Gebirge der heute Bosnien und Serbien genannten Länder, mit der Hauptstadt Segestika oder Siscia (an der Mündung der Kulpa in die Sawe) waren. Schon 135 war, parallel mit Kämpfen gegen dalmatische Stämme, von Makedonien her ein Angriff auf die Skordisker versucht worden. Dann hatte i. J. 129 der Consul Tuditanus (S. 427) ihre Nachbarn, die illyrischen, stark mit Kelten gemischten Japyden (auf den julischen Alpen in Croatien, bis hinab nach Fiume und Zengg) zusammen mit Decimus Junius Brutus niedergeworfen. Aber seit 119 hatten Dalmatiner und Skordisker sich sehr ernsthaft gegen die Römer erhoben. Im Laufe dieser anfangs für die Römer günstigen Kämpfe, — wo dann auch i. J. 115 der Consul M. Aemilius Scaurus die Ostalpen überstieg, und zu den an die Japyden angrenzenden, in Steiermark und Kärnthen wohnenden, keltischen Tauriskern mit der Hauptstadt Noreja (bei dem j. St. Veit in der Nähe von Klagenfurt) und bedeutenden Eisen- und Goldbergwerken, gute Beziehungen herstellte, — geschah es nun aber, daß i. J. 114 der Consul Gajus Porcius Cato, der in das heutige Serbien eindrang, in schrecklicher Niederlage sein ganzes Heer verlor. Hier hatten die nachfolgenden Generale, unter denen Marcus Livius Drusus (112/1) zuerst die Donau erreichte, und (110) Marcus Minucius viel zu thun, um die Ehre und Sicherheit der Römer wiederherzustellen. Erst dem zuletzt genannten gelang es, die Skordisker so entscheidend zu schlagen, daß sie seitdem nicht mehr gefährlich waren.

Vernichtend aber für die innere Stellung der Optimaten wurden die theilweise in derselben Zeit sich abspielenden Kriege in Numidien und mit den gewaltigen Völkern der germanischen Völkergruppe, die damals zuerst in die Geschichte eintraten. In Afrika war seit der Zerstörung von Karthago das große numidische Reich mit seiner festen, blühenden, äußerst volkreichen, auch von Sikelioten und Italikern viel besuchten Hauptstadt Cirta zu immer größerer Bedeutung gelangt. Hier hatte seit Massinissas Tode der König Micipsa die Herrschaft geführt. Nach dem Tode seiner Brüder hatte er bei hohem Alter und wesentlich literarischen Neigungen die Leitung der Geschäfte dem Prinzen Jugurtha überlassen, einem Bastard seines Bruders Mastanabal, der — am Hofe erzogen und des Königs noch jungen Söhnen gleichgehalten, — allmählich durch Schönheit, Gewandtheit, militärische und administrative Talente die stärkste Sympathie des Volkes und seit seiner Mitwirkung bei der Eroberung von Numantia auch die Gunst vieler angesehener Römer gewann. Unter diesen Umständen hielt

es Micipsa für weise, im Jahre 120 den Jugurtha zu adoptiren. In seinem Testament, welches er unter die Garantie des Senates stellte, verordnete er, daß der Adoptivsohn zusammen mit den leiblichen Söhnen Adherbal und Hiempsal die numidische Herrschaft führen sollte. Aber als er 118 v. Chr. starb, kam es sehr schnell zu schweren Konflikten zwischen Jugurtha und dem stolzen Hiempsal, der in jenem den Emporkömmling haßte. Man wollte nun das Reich geographisch theilen; aber über den gereizten Verhandlungen fand Hiempsal durch die Schwerter der von Jugurtha ausgeschickten Mörder den Tod. Nun kam es zu einem blutigen Thronkriege zwischen den Königen Adherbal und Jugurtha. Bald fiel dem letzteren überall der Sieg zu, und seines Gegners Partei erfuhr blutige Verfolgungen. Seinem unglücklichen Vetter blieb nichts übrig, als nach Rom zu gehen und bei dem Senat Klage zu führen, wohin ihm die Gesandten Jugurthas folgten, um mit dem Golde ihres Herrn die Stimmung der römischen Großen für diesen zu gewinnen. So sah denn der Senat einfach hinweg über den an Hiempsal verübten Mord und bestimmte, daß eine senatorische Kommission unter jenem L. Opimius das numidische Reich theilen sollte. Die römischen Gesandten verstanden es sehr wohl, das Interesse ihrer Privatkasse und das der römischen Politik zu vereinigen, und übergaben dann dem Adherbal allerdings Cirta und die Osthälfte des Reiches, die freilich eine erhebliche Anzahl von Städten, aber auch sehr ausgedehnte Sandwüsten umfaßte, während Jugurtha den fruchtbaren und von kriegerischen Stämmen bewohnten, aber städtearmen westlichen Theil erhielt.

Was bei der unbegrenzten Herrschsucht des kühnen Jugurtha vorauszusehen war, trat ein. Nach einiger Zeit wußte er es dahin zu bringen, daß ein neuer Krieg zwischen ihm und Adherbal unvermeidlich war. Der König von Ost-Numidien wurde in der Gegend von Rusicade (j. Philippeville), der Hafenstadt von Cirta, aufs Haupt geschlagen, und nunmehr in seiner Hauptstadt selbst eingeschlossen wo ihm die zahlreich anwesenden Italiker energische Hülfe gegen den Angreifer leisteten. Es war umsonst, daß jetzt Adherbal in Rom um schnelle Hülfe bat. Die wohl angewandte Handsalbe des Jugurtha wirkte bei der Mehrheit der Optimaten so gut, daß der Senat, anstatt mit Gewalt der Waffen einzuschreiten, sich damit begnügte, zweimal Gesandtschaften nach Afrika zu schicken, die aber bei Jugurtha nicht das Geringste ausrichteten. Und als nach vielmonatlicher Belagerung die Noth den Muth des Adherbal brach, und zugleich die auf ihre Stellung als Roms Unterthanen sich verlassenden Italiker auf Uebergabe drangen: da kapitulirte Cirta, und nun ließ Jugurtha nicht bloß den Adherbal grausam ermorden, sondern auch (112 v. Chr.) sämmtliche Männer der Stadt, die italischen wie die afrikanischen Einwohner niederhauen.

Dieser doppelte Frevel rief in Rom und in Italien eine furchtbare Entrüstung hervor. Wohl hätte die Mehrheit der Optimaten im Senat selbst jetzt noch gern von einer strengen Züchtigung des kecken und blut-

gierigen afrikanischen Königs Abstand genommen. Aber der Versuch, die Sache zu verschleppen und zurückzuschieben, bis der erste Zorn der italischen Nation verraucht sein würde, scheiterte theils an der Erbitterung der in Cirta schwer betroffenen römischen Finanzaristokratie, theils an der Energie, mit welcher ein junger feuriger Politiker, der für das Jahr 111 zum Tribunat designirte Gajus Memmius, bei der Gemeinde das Feuer schürte und dem öffentlichen Unwillen auch über den bisherigen Gang der afrikanischen Sache in Rom, Worte und Richtung gab. So wurde denn im Senat der Krieg beschlossen, und der für das Jahr 111 v. Chr. erwählte Consul Lucius Calpurnius Bestia, als eifriger Oligarch, aber auch als ein tüchtiger und energischer Offizier bekannt, erhielt in Afrika das Commando. Man erwartete in Rom, daß der neue numidische Krieg zu schnellen, leichten und beutereichen Erfolgen führen werde. Alle Welt sehnte sich nach frischen Siegesbotschaften, denn noch war damals die Niederlage des Porcius Cato im Lande der Skordisker nicht gesühnt, und zu weiterer Schmach und Gefahr hatte (s. unten) auch der Consul Gnäus Papirius Carbo im Jahre 113 bei Noreja von den durch die Alpenwelt damals westwärts sich bewegenden germanischen Wanderschaaren der Kimbrer eine entsetzliche Niederlage erlitten.

Zuerst schienen die Hoffnungen der Römer auch in Erfüllung gehen zu sollen. Calpurnius rüstete kräftig, und der kriegserfahrene Consul Scaurus, damals Princeps Senatus, der als der beste Mann unter der Nobilität galt, diente als Legat unter ihm. Der energische Aufmarsch des römischen Heeres am Flusse Bagradas ermuthigte verschiedene Städte des Landes, sich für die Römer zu erklären, und selbst des Jugurtha Schwiegervater, König Bocchus von Mauritanien, bot den Römern Freundschaft und Bündniß an. Mit diesem kam jedoch ein Vertrag nicht zu Stande, dagegen gelang es dem Jugurtha selbst, unter kräftiger Anwendung seiner Handsalbe nicht nur den Consul, sondern sogar seinen bisherigen Gegner, den in Rom für unbestechlich geltenden Aemilius Scaurus, zum Abschluß eines Friedens zu gewinnen. Der König ergab sich nominell auf Diskretion, erhielt aber in Gnaden sein gesammtes Reich zurück, und hatte nur eine Kriegssteuer, 30 Elefanten, und eine Anzahl von Pferden und Vieh den Römern zu übergeben. Die Nachricht von diesem Ausgang des numidischen Krieges erregte in Rom den bittersten Zorn; damit schien weder der schwer verletzten Ehre des römischen Namens, noch den politischen Interessen des Staates Genüge gethan, noch viel weniger das Blut der Italiker in Cirta gesühnt zu sein. Es war wieder jener tapfere Volkstribun Memmius, der sich zum Organ des Volkszornes machte und endlich die Forderung an den Senat stellte, den numidischen König nach Rom zu berufen, damit derselbe hier über die Art, wie der Vertrag zu Stande gekommen sei, (und damit natürlich über die eventuelle Schuld der römischen Unterhändler) vernommen werden könne. Durch den Prätor L. Cassius, einen Mann anerkannter Rechtschaffenheit, wurde der König unter Zusicherung sicheren Geleites nach

Rom geladen. Als er wirklich an der Tiber erschien, und nun der Tribun Memmius sich anschickte, ihm vor der versammelten Gemeinde eine Reihe delikater Fragen vorzulegen, warf ein anderer Tribun, Gajus Bäbius, den die Freunde des Königs in Rom gewonnen hatten, auf Grund uns nicht bekannter Motive sein Veto ein und gebot dem Afrikaner zu schweigen. Somit war für den Augenblick der gegen den König und seinen Vertrag gerichtete Stoß in Rom selbst parirt worden. Wahrscheinlich hätte auch Jugurtha wenigstens den größten Theil seiner numidischen Beute in Sicherheit bringen mögen, ohne eine neue in Rom selbst verübte Frevelthat. Auch im Senat stand der Entschluß doch noch keineswegs fest, den Vertrag des Calpurnius zu ratificiren. Als nun darauf hin ein anderer numidischer Prinz, des Gulussa Sohn Massiva, unter Unterstützung einiger Optimaten Ansprüche auf Numidien erhob, ließ Jugurtha in seiner kurz angebundenen Rücksichts- und Gewissenslosigkeit denselben ermorden, und rettete dann seinen Vertrauten Bomilkar, der die Blutthat eingeleitet hatte, durch rasche Flucht aus Italien. Damit war aber das Maß überschritten, was er sich hatte gestatten dürfen. Der Senat kassirte den Vertrag, beschloß die Erneuerung des Krieges, verwies den König aus Italien, und schickte den Consul Spurius Postumius Albinus im Jahre 110 als Heerführer nach Numidien. Dieser aber richtete gar nichts aus. Sein Heer war, wie die römischen Armeen in diesem Zeitalter nur allzu oft, in schlimme Zuchtlosigkeit verfallen, die Raubgier der Soldaten hatte mit der Käuflichkeit vieler Offiziere gleichen Schritt gehalten, und der neue Feldherr erzielte keine Vortheile, sei es daß er der Schwierigkeiten nicht Herr zu werden vermochte, sei es daß auch seines Schwertes Schärfe durch das Gold des Königs abgestumpft wurde. Als er nun gar nach der thörichten Gewohnheit der Römer Afrika wieder verlassen mußte, um die neuen Wahlen zu leiten, und für die Zeit seiner Abwesenheit das Commando seinem Bruder Aulus übertragen hatte, gelang dem König ein großer Schlag. Der wenig fähige, aber tollkühne, nach Ruhm und Beute lüsterne Römer wagte es, mitten im Winter 110/9 einen Vorstoß gegen die feste Stadt Suthul (später Calama, j. Guelma) zu machen, wo die Schätze des Königs aufbewahrt wurden. Der Angriff im Januar 109 mißlang; noch mehr, Aulus ließ sich durch Jugurtha, der zugleich verrätherische Verbindungen in der feindlichen Armee unterhielt, in eine Wüste locken, wo die Numidier eines Nachts das römische Lager überfielen und endlich die Armee des Aulus vollständig blokirten. Aulus mußte kapituliren. Jugurtha forderte Herstellung des mit Calpurnius geschlossenen Vertrages, und Abzug der Römer aus Numidien binnen zehn Tagen, war auch thöricht genug, die Ueberwundenen schimpflich „durch das Joch“ gehen zu lassen.

Damit aber hatte er sich selbst das Todesurtheil diktirt. Die neue Schmach war für die Römer so groß, daß sie nun unter allen Umständen den Krieg mit höchster Energie aufnehmen und bis zur persönlichen Vernichtung des Königs weiterführen mußten. Der neue Vertrag wurde in

Rom auf der Stelle verworfen. Und bereits hatte die demokratische Opposition wieder so viel Kraft gewonnen, daß der energische Volkstribun Gajus Mamilius Limetanus mit der Rogation durchdringen konnte, „daß gegen alle diejenigen die Untersuchung eingeleitet werden sollte, durch deren Schuld Jugurtha die Beschlüsse des Senates unbeachtet gelassen, und die als Gesandte oder Feldherren von ihm Geld empfangen hätten!" Wie es aber oft geschieht bei solchen Strafgerichten, wo auf der einen Seite die tobende, wenn auch noch so gerechte Leidenschaft das bestimmende Moment abgibt, und wo auf der andern es nur darauf ankommt, durch Aufopferung einiger besonders verhaßter Persönlichkeiten die Wuth der Gegner zu beschwichtigen: die Untersuchung wurde keineswegs umfassend geführt, und schwerlich waren die Verurtheilungen durchweg wirklich gerecht. Stand also an der Spitze der drei Männer, welche diese Prozesse zu leiten hatten, jener Scaurus, der wohl erst später als wirklich auch bestochen erkannt worden ist, so wurden namentlich solche Optimaten zur Verbannung verurtheilt, die den Römern damals besonders verhaßt waren, also unter anderen namentlich L. Opimius, Calpurnius Bestia und Sp. Albinus.

Nun aber galt es, Roms militärische Ehre wieder herzustellen. Der Senat schickte einen der besten Optimaten als Oberfeldherrn nach Afrika. Es war ein Neffe des Eroberers von Makedonien, Q. Cäcilius Metellus, der nicht nur von den gemeinsten Fehlern seines Standes frei, sondern auch als ein ausgezeichneter Heerführer und Verwalter geschätzt war. Metellus säumte nicht, sich mit tüchtigen Unterfeldherren zu umgeben. Der eine war der tapfere Publius Rutilius Rufus, später bekannt als der Urheber eines verbesserten Exercirreglements, und der rüstige Bauernsohn Gajus Marius, der damals schon die Prätur bekleidet hatte. Die erste Aufgabe des Metellus war es, die afrikanische Armee wieder zu discipliniren, kriegsfähig zu machen, und ganz in seine Hand zu bekommen; das wurde mit Raschheit und Strenge, aber ohne barbarische Härte ins Werk gesetzt. Der neue Krieg selbst durfte von Metellus durchaus nicht leicht genommen werden. Das Klima, die wüsten Striche, die großen Entfernungen des numidischen Landes waren gefährliche Hindernisse, und einheimische Verbündete hatten die Römer nicht. Es stand ihnen jetzt die Kraft des gesammten Numidien entgegen; denn Jugurtha, dem die Numidier die Beseitigung seiner Adoptivbrüder leicht verziehen hatten, galt ihnen namentlich seit der Ueberwindung des Aulus Albinus als ihr Nationalheld, und ihre Stimmung gegen die Römer war unter dem Eindruck der zuchtlosen Wirthschaft in deren Lager seit den letzten Jahren die der zähesten Erbitterung.

Metellus hat daher bei seinem Plane, den Jugurtha, an dessen Person die Widerstandskraft des numidischen Volkes wesentlich hing, unter allen Umständen zu vernichten, neben den Waffen auch die Künste einer nichts weniger als edlen Diplomatie andauernd angewendet, und es wiederholt versucht, den numidischen König mit seiner eigenen Münze zu bezahlen.

Als gegen Ende des Sommers 109 die römische Armee aktionsfähig war und Metellus gegen Numidien vorzugehen begann, suchte ihn Jugurtha, der jetzt den Ernst der Römer erkannte, durch ernstlich gemeinte Unterhandlungen aufzuhalten. Metellus aber, der ihm nicht traute, suchte nun die numidischen Gesandten dahin zu bestimmen, ihm ihren König lebend oder todt in die Hände zu liefern, und besetzte im Vorrücken zunächst die Stadt Vaga (jetzt Baygah) auf dem Wege von Utika nach Hippo Regius, diesseits des Flusses Tuska. Als der König erkannte, daß die Römer ihn durch ihre Verhandlungen nur zu täuschen strebten, entschloß er sich zu verzweifelter Gegenwehr, und stellte sich ihnen in einer ausgezeichnet gewählten Stellung auf einem Hügelrücken in der weiten kahlen Ebene östlich vom Flusse Muthul (oder Rubricatus, j. Seibouse) entgegen, als ihr Heer aus einem öden Gebirge heraus sich entwickelte, um diesen Fluß zu erreichen. Nur der tüchtigen Führung des Metellus, Marius und Rutilius, und der Tapferkeit des römischen Fußvolkes gelang es, obwohl man keine leichte Reiterei hatte, die Schlacht vollständig zu gewinnen, in welcher Jugurtha mit großem Talent seine Elefanterie und seine Cavallerie zur Verwendung gebracht hatte. Trotz des schwer erkämpften Sieges und der Zerstreuung der numidischen Armee hielt es Metellus für gerathen, nicht weiter gegen Westen vorzudringen. Er wandte sich mehr südostwärts, in der Richtung nach der Provinz Afrika, und begann nun, stets durch die Reiter des Königs umschwärmt, den wohlangebauten Theil des Landes, den er hier berührte, in zwei Colonnen furchtbar zu verheeren. Der Angriff aber der Römer auf die starke und tapfer vertheidigte Stadt Zama führte trotz aller ihrer Anstrengungen zu keinem günstigen Ergebniß.

Trotzdem traute Jugurtha seiner Widerstandskraft nicht mehr so entschieden, um nicht während des Winters 109/8, als Metellus seine Hauptmacht wieder nach „Afrika" zurückgeführt hatte, abermals durch Bomilkar sehr ernste Unterhandlungen zu eröffnen. Sie wurden von den Römern mit ähnlicher Perfidie geführt, wie einst die gegen das zum Tode verurtheilte Karthago. Während man die unbedingte Unterwerfung des Königs annahm, und ihn dazu bestimmte, seine Elefanten, viele Pferde, 200,000 Pfund Silber, 300 Geiseln und 3000 Ueberläufer auszuliefern, beredete man den Bomilkar, der seinerseits fürchtete als Mörder des Massiva büßen zu müssen, einen Mordversuch gegen den König zu unternehmen, und forderte endlich, daß Jugurtha sich persönlich in die Gewalt des Metellus geben sollte. Darauf einzugehen hinderte ihn aber die einfachste Klugheit. Er brach die Unterhandlungen wieder ab, ließ den entdeckten Verräther Bomilkar tödten, und erneuerte nun den Kampf (zu Anfang des Frühlings 108) mit erhöhter Energie. Obwohl ihn die Preisgebung vieler seiner Kriegsmittel während der Unterhandlungen stark geschwächt hatte, half ihm doch der Umstand, daß sich die nationale Erbitterung der Afrikaner gegen die Römer immer tiefer in das Volk eingefressen hatte. Wagte es doch selbst die Stadt Vaga,

die römische Besatzung in ihren Mauern niederzuwürgen; freilich nur, um gleich darauf von Metellus furchtbar bestraft zu werden. Unter diesen Umständen nahm der numidische Krieg trotz aller Energie des Metellus eine höchst bedenkliche Ausdehnung an. Ein neuer Sieg der Römer öffnete ihnen zwar den Weg nach dem Süden des mittleren Numidien. Als nun Metellus nach sehr beschwerlichen Steppenmärschen die Oasenlandschaft von Thala (auch Thelepte genannt, bei Husch-el-Cheme) erreicht hatte, wo der König von Numidien jetzt mit seinen Kindern, seinen Schätzen und seinen besten Truppen sich hielt, nicht mehr fern von der großen Binnenwüste, konnte er freilich nach 40tägiger Belagerung die Stadt mit Sturm nehmen. Aber der König selbst war wieder entronnen, und die verzweifelten römischen Ueberläufer in dem Platze gingen mit dem besten Theile der Beute unter in den Flammen der Gebäude, die sie in Brand steckten, als Alles verloren war. Und nun gelang es dem unermüdlichen Jugurtha, dessen Thätigkeit in diesen späteren Jahren des Krieges vielfach an die des algierischen Nationalhelden unseres Jahrhunderts, Abdelkader, erinnert, nicht allein die wilden Stämme der Gätuler auf den südlichen Abhängen des Großen Atlas für sich in Bewegung zu bringen, sondern auch seinen mauritanischen Schwiegervater, den König Bocchus, zur Theilnahme an dem Kriege gegen die Römer zu bestimmen. Es dauerte nicht lange, und gewaltige Reiterschaaren wälzten sich von Westen her gegen die numidische Hauptstadt Cirta, die neuerdings, unbekannt wie, — vielleicht bei Gelegenheit der winterlichen Unterhandlungen mit Jugurtha, -- in die Hände der Römer gekommen war. Hier hatte nun der römische Oberfeldherr ein verschanztes Lager bezogen, und deckte durch diese Stellung sowohl die numidische Hauptstadt, wie den übrigen Osten. Einen großen militärischen Schlag dagegen unterließ er nach Art der meisten römischen Feldherren in seiner Lage, weil er nämlich bereits erfahren, daß das römische Volk die Weiterführung des Krieges einem andern Offizier übertragen hatte. Einstweilen ging Metellus nur noch darauf aus, den Krieg durch Unterhandlungen mit Bocchus, die diesen zum Rücktritt von der numidischen Allianz bestimmen sollten, zum Stillstand zu bringen.

Der neue Oberfeldherr war kein anderer als Gajus Marius, dessen jetziges Auftreten das Hereinbrechen einer neuen Epoche der römischen Revolution bedeutete. In dem Dorfe Cereatä bei Arpinum i. J. 156 v. Chr. geboren; der Sohn eines armen Bauern, war dieser Mann schlicht und einfach aufgewachsen, sowohl der feinen Bildung, wie der Corruption der städtischen Welt völlig fremd, mit aller Tüchtigkeit und Bravheit, wie mit den Fehlern und dem derben Aberglauben der Leute seiner Klasse ein rechtes Musterbild des römischen Plebejers alter Art. Seine glänzende soldatische Bewährung vor Numantia (S. 405) und das Lob des gefeierten Aemilianus weckte seinen Ehrgeiz, und so betrat denn auch dieser Mann die politische Laufbahn, die ihn — bis zum Jahre 108 unter besonderer Gunst gerade des großen Hauses der Meteller — nun langsamen

Schrittes von Stufe zu Stufe weiter führte. Im Jahre 119 Volkstribun, i. J. 115 Prätor, in Spanien als braver und redlicher Provinzialchef erprobt, und durch seine Verheirathung mit Julia, einer Dame aus dem edlen Hause der Julier (der Schwester des Vaters des großen Cäsar) zu Vermögen und zur unmittelbaren Verbindung mit der Nobilität gelangt: so hoffte der tüchtige Emporkömmling nun auch noch das Consulat zu erringen. Nun aber zeigte es sich, wie wenig politische Einsicht in den Kreisen der Optimaten dieser Zeit vorhanden war. Marius zählte damals keineswegs zur modernen Opposition; seine Sinnesweise konnte eher als konservativ im altrömischen Sinne des alten Cato und des älteren Gracchus gelten; seine Sympathie gehörte in erster Reihe seinen früheren Standesgenossen, den Bauern, deren schwierige Lage ihn sehr betrübte. Mit starker Geringschätzung freilich blickte der derbe Veteran, der von der Pike auf gedient hatte, auf die vielfach beobachtete militärische Unfähigkeit und Schlaffheit eines erheblichen Theiles der adeligen Offiziere seiner Zeit herab. Als er nun aber nach einer Reihe tüchtiger Thaten unter Metellus in Afrika daran dachte, für das Jahr 107 das Consulat zu gewinnen, stieß er bei dem bisherigen Gönner nur auf Spott und Hohn, dann auf entschiedene Abneigung. Und darüber entbrannte bei diesem homo novus, dessen gutwillige Aufnahme in die Reihe der Geschlechter wahrscheinlich nicht viel anders gewirkt haben würde, als etwa früher die des Hauses Mummius, mit dem wüthendsten Ehrgeiz jene zähe und grimmige Erbitterung gegen den Adel, die den sonst braven, aber grobdrähtigen Mann nachmals auf geradezu schauerliche Bahnen getrieben hat. Zunächst fand seine Bewerbung in Rom bei der Opposition die höchste Sympathie. Das Stadtvolk war höchst erbittert auf die Optimaten, je mehr gerade damals (s. unten) die Botschaften von verlorenen Schlachten aus dem Lande jenseits der Alpen sich häuften. Metellus aber, der gefeierte Aristokrat, schien ebenfalls in Afrika nichts ausrichten zu können. Die Kaufmannschaft, deren Geschäfte in Afrika schwer darnieder lagen, war über die unerwartet lange Dauer des Krieges höchst unzufrieden; auch das Stadtvolk hatte schnellere Siege erwartet. Und Marius säumte seinerseits jetzt wie schon vorher nicht, an seinem Oberfeldherrn eine höchst abfällige Kritik zu üben, ja selbst in die Rede derer einzustimmen, die da meinten, dieser Heerführer ziehe den Krieg absichtlich in die Länge. Unter dem Jubel der Massen wurde denn auch Gajus Marius für das J. 107 v. Chr. zum Consul gewählt. Damit hatte die demokratische Partei seit des Gajus Gracchus Tode zum ersten Male wieder ein namhaftes Haupt gefunden, und zwar diesmal einen großen Feldherrn. Wir sehen später wiederholt, daß die Fähigkeiten und die Einsicht des Marius nach der eigentlich politischen Seite hin nur untergeordneter Art waren. So finden wir denn auch, daß der erste Schritt, den er als Consul that, der folgenschwerste vielleicht, der damals gethan wurde, von Marius in geradezu harmloser und gutmüthiger Kurzsichtigkeit vollzogen worden ist. Der Senat nämlich hatte

bereits dem Metellus sein Commando in Numidien auch auf das Jahr 107 ausgedehnt. Durch Beschluß aber der Gemeinde wurde diese Verfügung wieder kassirt, und der Oberbefehl gegen Jugurtha dem neuen Liebling des Volkes übertragen. Als nun Marius sein Heer für den neuen Feldzug bildete, gedachte er sofort, die ärmeren Bauern, überhaupt die Römer vom geringeren Census, möglichst zu entlasten, auf denen die Verpflichtung zum Kriegsdienst mit furchtbarer Schwere wuchtete. Er hielt es für militärisch zweckmäßig, für seine Legionen jeden kräftigen, waffenfähigen Römer zu nehmen, der sich ihm bot und öffnete — gegen das bisherige Herkommen — die Reihen nunmehr in ausgedehntester Weise auch den Proletariern. Er wußte nicht, welche Zukunft er damit der Republik vorbereitete. Aber er hat die Folgen dieses Schrittes später noch selbst zu kosten gehabt. Sicher ist, daß seit diesem ersten Schritte, mit welchem der alte Grundsatz, die Waffen der Legionarier nur Leuten aus den besitzenden Klassen anzuvertrauen, systematisch durchbrochen wurde, die römischen Heere mit reißender Schnelligkeit zu Massen bewaffneter und taktisch geschulter Proletarier geworden sind. Die römischen Bauern und Bürger begannen aus den Legionen zu verschwinden. Dafür entstand jetzt faktisch ein Stand von Soldaten, von Veteranen, vielmehr von Leuten, die aus dem Kriegsdienst ein Gewerbe machten. Beinahe nur dem Namen nach von Söldnerheeren verschieden; mit Ausnahme einer dünnen Schicht sehr bald vielmehr als die Gefolgschaft des Feldherrn, denn als „Bürger" der Republik sich fühlend, wurden diese Heere die Werkzeuge zuerst des Bürgerkrieges, endlich der Aufrichtung der Cäsarenherrschaft.

Vorläufig hatte das neue System, vorwiegend die wirklichen Proletarier, die sonst nur in verzweifelten Nothfällen vorübergehend zu dem Dienst in den Legionen zugelassen waren, als Rekruten auszuheben, seine militärischen Vortheile. Aus Leuten, die nicht wie die Bauern und Bürger das Interesse hatten, möglichst bald wieder zu ihrer Arbeit zurückzukehren, konnte man natürlich die Legionen fester formiren, als bisher. Man konnte auch mit ihnen neue und schulgerechtere taktische Einrichtungen verschiedener Art durchführen, das Kriegshandwerk überhaupt viel kunstmäßiger und systematischer gestalten als bisher. Daß dabei das Beutemachen noch viel mehr als bisher Lieblingsgeschäft der Soldaten wurde, verstand sich allerdings ebenfalls von selbst. Dagegen gelang es dem Marius doch nicht so schnell, als er selbst und seine Freunde gehofft, des unermüdlichen Jugurtha Meister zu werden. Als er im Sommer 107 das Commando in Numidien übernahm, gewöhnte er zuerst die neuen Truppen an den afrikanischen Krieg, und wußte sie theils ganz vortrefflich zu schulen, theils durch sehr geschickte Behandlung wie durch Freigebigkeit fest an seine Person zu fesseln. Da die Verhandlungen mit König Bocchus sich wieder zerschlugen, so wurde nun der Krieg energisch wieder aufgenommen. Ein verwegener Zug in die Gegend südlich von Thala gab dem neuen Oberfeldherrn die Stadt Capsa (j. Kafsa) in die Hand, die den Soldaten zur Plünderung überlassen und gänzlich zerstört wurde.

Damit war das östliche Numidien den Händen des Jugurtha gänzlich entrissen. Nun ging es westwärts nach Cirta, wo wahrscheinlich die Winterquartiere gehalten wurden. Und im folgenden Jahre 106 v. Chr. führte Marius sein Heer erobernd durch das gesammte westliche Numidien bis zum Thale des Flusses Muluchat, der Numidien von Mauritanien schied. Hier sollte eine für unüberwindlich geltende Burg erobert werden, wo Jugurtha seine Schätze in Sicherheit gebracht hatte. Hier auch erschien in dem Lager des Marius derselbe Mann, der später des Bauerngenerals furchtbarster adeliger Gegner werden sollte, nämlich Lucius Cornelius Sulla. Ein Abkömmling des glänzenden Zeitgenossen des Königs Pyrrhos, Publius Cornelius Rufinus, war Sulla i. J. 138 v. Chr. geboren. Der Sohn eines verarmten Vaters; selbst so vermögenlos, daß er lange genug zur Miethe wohnen mußte; in jungen Jahren ganz und gar ein Mensch nach Art der jungen adeligen Römer gewöhnlichen Schlages, der einerseits eine bedeutende literarische Bildung sich erwarb, andrerseits in Trunk und Frauenliebe alle möglichen Excesse sich gestattete: war er endlich durch einige Vermächtnisse in den Stand gesetzt worden, die öffentliche Laufbahn zu betreten. So erschien er denn jetzt als Quästor mit einer Verstärkung von italischer Reiterei bei Marius, der zuerst nichts weniger als erbaut war über die Zusendung dieses notorischen Weichlings. Aber dieser Sulla war ein geborener Feldherr, wahrscheinlich der bedeutendste, den Rom vor Cäsar hervorgebracht hat. Der Hohn, mit welchem der grobe Consular ihn empfing, stachelte seinen Ehrgeiz, und in der Schule des Marius entfaltete Sulla mit überraschender Schnelligkeit seine ausgezeichnete soldatische Begabung. Dabei gewann er durch sein damals noch auffallend schönes Aussehen, noch mehr durch seine muntere Laune, und durch sein echt kameradschaftliches Wesen sehr bald die Sympathie der Truppen. Bald auch sollte er dem stolzen Oberfeldherrn zeigen, wie sehr brauchbar er war. Das feste Schloß am Muluchat war endlich durch einen verwegenen Handstreich in die Hände der Römer gelangt. Nun aber hatte sich König Bocchus, dem Jugurtha die Abtretung eines Drittels von Numidien zusagte, zu ernsthafter Theilnahme am Kriege entschlossen. Und als nun das römische Heer sich auf dem Rückmarsche vom Muluchat nach den Winterquartieren bei Cirta begab, wurde dasselbe zweimal durch ungeheure Schaaren maurischer und numidischer Reiter angegriffen. Beide Male entgingen die Römer nur mit Mühe schweren Unfällen. Bei der zweiten Schlacht hatte Sulla sich bereits als selbständiger Führer in hohem Grade ausgezeichnet.



Sulla.

Wie jetzt die Dinge lagen, so konnte der Krieg nur zu Ende gebracht werden, wenn es gelang, den mauritanischen König wieder von Jugurtha zu trennen und ernstlich für Rom zu gewinnen. Es kam denn auch zu Unterhandlungen, die während des Winters 106/5 theils im Lager des Marius bei Cirta, theils zu Rom geführt wurden. Als man einig zu sein schien,

verlangte Bocchus zur Mithülfe bei dem schnöden Werke der Auslieferung seines Schwiegersohnes an Marius die Absendung des Sulla, den der König schon früher kennen und schätzen gelernt hatte. Der tapfere Quästor unternahm das bei der Zweideutigkeit der Haltung des Bocchus und bei der Anhänglichkeit der Afrikaner an Jugurtha höchst gefahrvolle Wagestück, und begab sich (105) wirklich mit einer kleinen Abtheilung römischer Truppen in das mauritanische Lager. Und nun lockte Bocchus selbst unter passenden Vorwänden seinen Schwiegersohn unbewaffnet in einen Hinterhalt, wo er durch die Römer überfallen und dem Sulla überliefert wurde. Damit war denn der Krieg zu Ende. Die Römer traten als Blutlohn für den schnöden Verrath an Jugurtha einen großen Theil Numidiens, nämlich das Land von dem Muluchat bis zu dem Hafen von Saldä (j. Budschia) an Bocchus ab. Der Rest des alten Massinissa-Reiches fiel unter die Herrschaft des Königs Gauda, eines kränklichen Mannes von schwachem Geist, eines Halbbruders des Jugurtha. Nur Groß-Leptis mit seinem Gebiet scheint schon damals mit der Provinz Afrika verbunden worden zu sein. Marius seinerseits erhielt den glänzendsten Lohn für seinen Sieg, den er schließlich doch der Kühnheit seines Quästors verdankte, dadurch daß ihn das Volk noch in seiner Abwesenheit zum Consul für das nächste Jahr erwählte. Weniger noch wegen seiner Erfolge in Numidien allein, als weil er der einzige Mann zu sein schien, der noch die furchtbare germanische Völkerfluth aufhalten konnte, die inzwischen jenseits der Alpen ein Heer optimatischer Generale nach dem andern in grausiger Weise verschlungen hatte.


Jugurtha knieend vor Sulla.

Als Gajus Marius am 1. Januar 104 seinen numidischen Triumph feierte, dem sofort der jämmerliche Tod des Jugurtha folgte, und sein zweites Consulat antrat, bebte bereits das Reich der römischen Republik fühlbar in seinen Grundfesten. Es waren Völker der germanischen Welt des Nordens, die jetzt zum ersten Male in den Kreis der römischen Politik eintraten, und durch eine Reihe furchtbarer Schläge den Römern die Schrecknisse einer nicht mehr allzufernen Zukunft ankündigten. Ein gewaltiges Volk, die Männer von riesiger Gestalt, blondem Haar und blauen Augen, von ihren derben und stattlichen Weibern und Kindern, und ihrem ganzen Hausrath, der auf Karren nachgeführt wurde, begleitet, war seit einer Reihe von Jahren an der nördlichen Grenze der den römischen Provinzen vorliegenden keltischen Stämme erschienen. Es sind die Kimbrer, deren Vordringen nach dem romanischen Süden als die erste historisch sicher gestellte Wanderung deutscher Völker in dieser Richtung erscheint, der einige Jahrhunderte später so viele andere folgen sollten. Es ist uns unbekannt, welche Motive — vielleicht schreckliche Elementarereignisse, furchtbare Sturmfluthen, — die Kimbrer, wie die Teutonen veranlaßt haben, ihre nordischen Sitze an der Nordsee (auf der sogen. cimbrischen Halbinsel) und an dem westlichen Theile der Ostsee zu verlassen. Genug, die Kimbrer hatten, so scheint es, südlich durch

das heutige Ostdeutschland vordringend, sich zuerst gegen die keltischen Bojer in Bayern und Böhmen gewendet, und waren, anfangs durch diese längere Zeit aufgehalten, endlich während der Kämpfe der Römer mit den Kelten östlich von der Adria, südwärts durchgebrochen, hatten das nördliche Skordiskerland durchzogen und dann das Land der Taurisker betreten. Theils um die Pässe nach Italien zu hüten, theils um die befreundeten Taurisker zu schützen, war der Consul d. J. 113, Gnäus Papirius Carbo von Aquileja her ausmarschirt und gebot ihnen, die Taurisker unbelästigt zu lassen. Die Achtung vor der weithin gefürchteten Macht der Römer bestimmte die Kimbrer, sich dem Befehl zu fügen. Als sie aber Carbo nun doch in tückischer Weise (S. 445 u. 447) bei Noreja überfiel, brachten die Germanen den Truppen des schnöden Verräthers eine gewaltige Niederlage bei. Schon jetzt hätten die Sieger in Italien eindringen können; nur die Planlosigkeit ihres Auftretens scheint sie bestimmt zu haben, sich doch weiter westwärts zu ziehen. Durch das Gebiet zweier ausgedehnter keltischer Völker, nämlich der Helvetier, die damals noch das Land zwischen dem Main und dem Genfersee (Franken, Schwaben und die westliche Schweiz) inne hatten, und der Sequaner bahnten sie sich den Weg bis nach den Ländern westlich vom Jura, und traten nun wieder in der Nähe der gallischen Provinz der Römer erobernd und raubend auf.

Jetzt (109) erschien der römische General Marcus Junius Silanus im Felde, um die Allobroger und die Rhoneländer zu schützen. Die Bitten der Germanen um Anweisung eines Gebietes zu friedlicher Ansiedlung beantworteten die Römer mit einem Angriffe, der auch dieser Armee eine vollständige Niederlage zuzog. Da indessen die Sieger es vorzogen, sich auf die Kelten im inneren Gallien, statt auf die römische Provinz zu stürzen, so hatte der Senat volle Zeit, ein neues Heer nach Gallien zu senden. Nun aber brachen, entweder durch die Kimbrer fortgerissen, oder durch das Drängen deutscher Völker auf ihren Nordostgrenzen belästigt, zwei helvetische Stämme, die Tougener und die Tiguriner, ebenfalls erobernd in Gallien ein und erreichten den Kanton der Nitiobrogen an der Garonne (in der Gegend des j. Agen). Hier wurde nun (107) der römische Consul Lucius Cassius Longinus von ihnen aufs Haupt geschlagen und fand selbst den Tod; der Rest des Heeres erzielte nur durch eine schimpfliche Kapitulation den Abzug. Das Ansehen der Römer war bereits so stark erschüttert, daß eine namhafte Stadt ihrer Provinz, Tolosa, sich empörte und ihre Besatzung zu Gefangenen machte. Diese Keckheit wurde nun zwar i. J. 106 durch den Consul Quintus Servilius Cäpio schwer gestraft; Tolosa ist damals systematisch ausgeraubt worden. Desto furchtbarer sollte das Jahr 105 für die Römer verlaufen. Der Senat ließ jetzt die gallische Provinz durch drei Heerhaufen hüten. Auf dem rechten Ufer des Rhone stand als Proconsul Cäpio; auf dem linken der Consul Gnäus Mallius Maximus, und unter diesem an der Spitze eines abgesonderten Corps als Legat der Consular M.

Aurelius Scaurus. Als sich nun diesmal der Kimbrerhäuptling Bojorix ernstlich gegen die römische Provinz wandte, wurde gleich bei dem ersten Stoße das Corps des Scaurus aufgerieben. Nun vereinigten sich zwar die Heere der Generale Cäpio und Mallius auf dem linken Ufer des Rhone mit einander. Aber ihre gegenseitige Eifersucht und bittere persönliche Verfeindung hinderte sie, ihre starke Macht richtig zu verwerthen. Die Folge war die schauerliche Niederlage der Römer bei Arausio (Orange), wo (6. Oktober 105) nach einer allerdings wohl übertriebenen Angabe 80,000 Soldaten und 40,000 Leute vom Troß gefallen sein sollen. Jedenfalls entkamen nur sehr wenige, unter ihnen Cäpio selbst.

Der Eindruck dieser entsetzlichen Niederlage auf die Römer war furchtbar. Durch ganz Italien, dessen Alpenpässe jetzt ungedeckt dalagen, ging ein tödtlicher Schreck. Die furchtbare Erinnerung an die Zeit der Allia-Schlacht lebte wieder auf. Der „kimbrische" Schrecken selbst bebte noch in viel späteren Zeiten immer wieder durch das Gemüth der Romanen, wenn einmal das deutsche Schwert der Legionen Meister geworden war. Aber es galt jetzt, mit aller Energie die Existenz des Reiches zu behaupten. Damit war wenig gethan, daß der unselige Cäpio durch schwere Prozesse vernichtet wurde. Er ist sofort wider alles Herkommen durch Volksbeschluß seines Amtes entsetzt, sein Vermögen eingezogen worden, und als ihn 104 ein neuer Volksbeschluß aus dem Senat gestoßen hatte, entging er bei weiterer erbitterter Fortsetzung des Prozeßkrieges gegen ihn und andere verhaßte Beamte 103 nur mit Mühe wenigstens der Hinrichtung. Rettend für Italien wurde es, daß die Germanen, anstatt den Römern nachzudringen, sich zuerst plündernd gegen die Arverner wandten und dann ihre Angriffe wider alles Erwarten auf die Pyrenäische Halbinsel richteten.

Unter diesen Umständen fand denn der Häuptling der Demokratie, Gajus Marius, der unter faktischer Beseitigung der bestehenden Wahlordnung nun konsequent bis zum Jahre 100 immer wieder mit dem Consulat bekleidet wurde, die volle Zeit, um die nöthigen Rüstungen zur Abwehr der Germanen anzustellen. Mit ihm erschienen die erprobtesten Offiziere des Heeres, auch diesmal Sulla, und die neu sich bildende Armee, die durch Zuzug aus Massilia, wie von den Allobrogen und Sequanern verstärkt wurde, konnte von Marius systematisch eingeschult und vortrefflich disciplinirt werden. Die römische Armee, die ihr zur Deckung der Alpenpässe sehr wohlgewähltes Hauptquartier an dem Punkte genommen hatte, wo die Isère in den Rhone fällt, mußte lange auf die Ankunft der gefürchteten Feinde warten. Diese Germanen zeigten in der damaligen Zeit bei vielen Zügen, die auch später ihnen charakteristisch blieben, noch ein sehr starkes Maß wie von primitiver Rohheit und blutiger Wildheit, so von arger Planlosigkeit im Handeln. Die Verheerung der Länder, die sie überschwemmten, war wahrhaft entsetzlich. Der Sieg wurde durch Ausbrüche der schrecklichsten Wildheit gefeiert, die Gefangenen aufgeknüpft oder von den begleitenden Priesterinnen, greisen Weibern

in linnenen Gewändern, den Göttern geopfert. Dagegen waren die Männer dieser Stämme überaus furchtlose Krieger, nicht ohne eine gewisse naiv ritterliche Art im Kampfe, die in der Schlacht in dicht geschlossenen Massen auftraten, und deren erstes Glied in besonders schwierigen Gefechten wohl die metallenen Leibgürtel der einzelnen Kämpfer mit Stricken zusammenknüpfte. Ihre politische Planlosigkeit aber machte auf die Dauer alle Erfolge nutzlos, welche ihre stürmische Tapferkeit ihnen errungen hatte, und half auch jetzt den Römern die ungeheure Gefahr beschwören.

Die Kimbrer hatten in Spanien auf die Dauer der tapfern keltiberischen Stämme doch nicht Meister werden können und wandten sich daher im J. 103 v. Chr. wieder nach Gallien. Wahrscheinlich am atlantischen Meere hin drangen sie nordwärts vor bis zur unteren Seine, um endlich wieder an der südlichen Grenze des belgischen Zweiges der keltischen Völkergruppe auf hartnäckige Gegenwehr zu stoßen. Hier vereinigten sie sich nun mit den Teutonen, von denen es nur zweifelhaft ist, ob sie jetzt zuerst zu den Kimbrern stießen, oder ob sie schon bei dem ersten Einbruch der letzteren in Gallien mit aufgetreten waren, dagegen an dem Zuge nach Spanien sich nicht betheiligt hatten. Auch die helvetischen Raubschaaren in Gallien vereinigten sich jetzt mit den Germanen, die nun endlich, da der Widerstand der Belger nicht zu brechen war, alles Ernstes den Angriff auf Italien ins Auge faßten.

Die Masse der Beute wurde im nördlichen Gallien unter dem Schutze von 6000 Kriegern zurückgelassen, aus denen später der eigene Stamm der Aduatuker an der Sambre erwachsen ist. Nun sollte es nach Rom gehen. Da jedoch die Masse der Krieger so groß war, daß wahrscheinlich die Verpflegung auf Schwierigkeiten stieß, so theilten sich die Angreifer in zwei gewaltige Heersäulen, die erst auf italischem Boden wieder zusammentreffen wollten. Die Kimbrer und Tiguriner nahmen die Richtung über den Rhein nach den Pässen der Ostalpen, die Teutonen dagegen unter ihrem Häuptling Teutobod, die Tougener, und die sogenannten Ambronen, (die gewöhnlich auch für Kelten gehalten werden,) zogen jetzt direkt gegen Marius zu Felde.

Marius hatte inzwischen im Verlauf von mehr denn zwei ihm vergönnt gebliebenen Jahren nicht nur sein Heer vortrefflich ausgebildet; er hatte auch bei seinen Truppen, die mehr und mehr den Charakter eines „stehenden Heeres" annahmen, sehr erhebliche Neuerungen durchgeführt, die seit dieser Zeit der römischen Taktik ihre neue Gestalt zu verleihen begannen. Was der silberne Adler bedeutete, den er als Feldzeichen der Legionen einführte, ahnte er selbst noch nicht. Aber neben sehr schätzenswerthen Verbesserungen in der Art, das Gepäck zu tragen und einer erheblichen Vervollkommnung der Wirkungskraft des Pilum, setzte er zu besserer Abwehr der furchtbaren germanischen Massen und ihres schrecklichen ersten Anpralls an Stelle der alten Theilung und Aufstellung der jetzt auf 6000 Mann gebrachten Legion in Manipeln nunmehr die in zehn Bataillone oder Cohorten. Dabei

wurde der alte innere Unterschied der drei Glieder oder Treffen (S. 104) völlig aufgehoben, und unter Abschaffung der Veliten sämmtliche Soldaten der Legion an Rang und Bewaffnung gleich gemacht, zugleich die besten Soldaten aus dem dritten Treffen in die vordersten Reihen versetzt. Die Cohorte zu 600 Mann stand in der Schlachtordnung 10 Mann tief, hatte also in der Fronte 60 Mann. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Cohorten, — wahrscheinlich auch die Abstände zwischen den drei Treffen, in denen man auch jetzt noch die Legionen gern aufstellte, — waren der Länge einer Cohortenfronte gleich.

Als sich die Teutonen und die ihnen folgenden Völker im Sommer d. J. 102 nach Ueberschreitung des Rhone vor den Wällen des römischen Lagers zeigten, hielt sich Marius anfangs streng auf der Defensive. Hinter seinen Schanzen, gegen welche die Germanen und Kelten drei Tage nach einander in wildem Ansturm unter schweren Verlusten vergeblich ihre rohe Kraft und ihren ungestümen Muth versuchten, gewöhnte der verständige Feldherr seine jungen Truppen mit Erfolg an den Anblick der nordischen Hünengestalten, an ihr betäubendes Kriegsgeschrei und ihren furchtbaren Anlauf. Dann ließ er trotz der Kampfbegier seiner Soldaten, die durch die Hohnreden der Feinde aufs höchste gesteigert wurde, die wilden Massen bei seinem Lager vorbeiziehen, jetzt in der Richtung nach Süden, wo sie die Küstenpässe der Alpen gewinnen wollten. Dann aber folgte er selbst den Feinden auf dem Fuße, in strengster Ordnung, äußerst vorsichtig, und verschanzte sich jede Nacht möglichst sorgfältig. Es galt, den Germanen auf dem Marsche die Chancen eines entscheidenden Schlages abzugewinnen. Endlich entwickelte sich eines Nachmittags in der Gegend von Massilia, nicht fern von Aquä Sextiä, aus einem Zusammenstoße zwischen ligurischen Truppen der Römer und den Ambronen beim Wasserschöpfen ein größeres Gefecht, in welchem es gelang, nach heißem Kampfe die Ambronen, 30,000 Mann, zu schlagen und bis an ihr Lager zu verfolgen. Es war ein günstiger Anfang. Und als am zweiten Morgen nach diesem Treffen Alles vorbereitet war, schritt Marius zur Hauptschlacht. Kaum hatte er auf dem Hügel, wo sein Lager stand, sein Heer zum Kampfe geordnet, so erfolgte der entsetzliche Stoß der Teutonen. Diesmal hielten aber die Römer den Ansturm der Germanen unerschrocken aus. Der Kampf dauerte stundenlang ohne Entscheidung; endlich wurde das römische Breitschwert der langen, aber schlecht gestählten Hiebwaffen Meister, welche die Germanen jetzt, wie früher die Kelten in den italischen Mordschlachten, führten. Es gelang, die Teutonen, die noch dazu durch die Gluth der provençalischen Sonne erdrückt wurden, hinab in die Ebene zu drängen, und nun vereitelte der Legat M. Marcellus, der mit 3000 Mann und einem Haufen berittener Troßknechte unter wildem Geschrei aus einem Hinterhalt den Germanen in den Rücken fiel, jede Möglichkeit für diese, sich wieder zu sammeln. Der Kampf schloß mit vollständiger Vernichtung der Teutonen Eine ungeheure Zahl war gefallen, mit ihren Knochen haben später die

Massilioten ihre Weingärten eingezäunt. Die meisten Frauen waren theils kämpfend auf ihrer Wagenburg umgekommen, theils tödteten sie sich selbst, um nicht als Sklavinnen Opfer der römischen Geißel oder der römischen Wollust zu werden. Auch die Zahl der Gefangenen, unter ihnen der riesige Häuptling Teutobod, war gewaltig.

Dieser blutige Sieg hatte nun freilich einen Theil der drohenden Lebensgefahr von Rom abgewendet. Noch aber schwankte das Verhängniß über der Hauptstadt der alten Welt. Denn in derselben Zeit hatten die Kimbrer mit ihren keltischen Kampfgenossen an der oberen Etsch den Weg nach Oberitalien mit Gewalt sich geöffnet. Der Consul Quintus Lutatius Catulus hatte die Alpenpässe nicht behaupten können. Und als er es nun versuchte, unterhalb Trident die Stellung an der Etsch zu halten, indem er sich auf dem rechten Ufer dieses Flusses aufstellte, denselben überbrückte, und auf dem linken Ufer einen Brückenkopf anlegte: da versagten ihm seine Soldaten, sobald sie sahen, daß die furchtbaren Germanen anfingen, durch den Strom zu schwimmen und zur Zerstörung der Schiffbrücke gewaltige Bäume in das tobende Gewässer zu schleudern. Nur mit Mühe gelang es dem Catulus, dem Abzug wenigstens den Schein einer feigen Flucht zu benehmen. Nur die in dem Brückenkopfe zurückgelassene Legion rettete wirklich ihre Waffenehre und schlug sich durch, als der kühne Centurio Gnäus Petrejus von Atina den feigen Oberst, der sich ergeben wollte, niedergestoßen und selbst die Führung übernommen hatte. Einstweilen aber mußten die Römer doch den größten Theil der Ebenen zwischen dem Padus und den Alpen den Germanen überlassen.

Die Halbinsel würde in die größte Noth gerathen sein, hätten die kühnen nordischen Krieger den Marsch ohne Weiteres nach Süden fortgesetzt. Statt dessen blieben die Tiguriner einstweilen auf den Vorbergen der Alpen zurück. Die Kimbrer aber zogen es vor, in Oberitalien zu überwintern, theils um erst die Ankunft der Teutonen abzuwarten, von deren Untergang sie nichts wußten, theils um die ihnen in Masse gebotenen neuen Genüsse des reichen transpadanischen Landes gründlich auszukosten. So konnte denn das römische Heer, welches die Teutonen zerschmettert hatte, vom Aquä Sextiä nach Italien geführt werden und sich mit den Truppen des Catulus vereinigen, welche letztere nun wohl erst noch gründlich reorganisirt werden mußten. Erst im Sommer 101 überschritten Marius, jetzt zum fünften Male Consul, und Catulus, dieser jetzt als Proconsul, den obern Padus, um an der Spitze von 50,000 Mann die Kimbrer aufzusuchen. Am 30. Juli kam es auf den „Raudischen Feldern" bei Vercellä (unterhalb dieser Stadt, unweit der Mündung der Sesia in den Po) zu der gewaltigen Schlacht. Die Ueberrennung der keltischen Reiterei durch die italische eröffnete den Kampf. Die Disciplin und überlegene Taktik der Römer, durch die Gluth und den Staub des italischen Sommers unterstützt, bereitete der Uebermacht der mit verzweifelter Tapferkeit kämpfenden Kimbrer genau dasselbe Schicksal, wie im Vorjahre den Teutonen.

Zu erheblicher Erschwerung der Kämpfe mit den schrecklichen Nordlandskriegern hatte für die Römer auch noch der sehr schlimme Umstand beigetragen, daß ziemlich gleichzeitig auf der Insel Sicilien, wieder wie vor einem Menschenalter, ein höchst gefährlicher Aufstand der Sklaven ausgebrochen war. Freilich gährte es auch in Italien auf vielen Punkten unter den Unfreien. Ein römischer Ritter sogar, T. Vettius, hatte zur Abschüttelung seiner Schulden in halber Tollheit im Jahre 104 im Gebiet von Thurii seine Sklaven für frei und sich für ihren König erklärt, seine Hauptgläubiger erschlagen und dann die sämmtlichen Knechte der Umgegend zum Aufstand fortgerissen. Mit ihm wurde allerdings der Prätor L. Lucullus schnell fertig: der Aufmarsch einer Legion von Capua her und noch mehr die Bestechung des von Vettius an die Spitze seiner Leute gestellten militärischen Führers machte der Sache ein rasches Ende. Dagegen war die Meuterei auf Sicilien bei der Natur des Landes und der Massenhaftigkeit der Sklaven wie immer unvergleichlich schlimmer. Hier hatte sich seit des Rupilius (S. 400) Zeit in der Lage der Knechte und in der Art der Wirthschaft, wie der Landesverwaltung nichts geändert. Nur ein Umstand war jetzt charakteristisch geworden, die Ueberfüllung der Insel, wie mancher anderen Striche des Reiches, mit Leuten aus Bithynien, die durch die schuftigen römischen Publikanen in Asien aufgejagt und in die Sklaverei verkauft waren. Hieran entzündete sich der Krieg. Als Marius im Jahre 104 gegen die Kimbrer rüstete und alle Klientelstaaten des Reiches um Hülfstruppen angerufen wurden, erklärte sich König Nikomedes von Bithynien dazu unfähig, weil sein Land eben durch die Sklavenjagden entvölkert sei. Darauf hin gebot der Senat in allen Provinzen, die widerrechtlich als Sklaven gehaltenen Leute in Freiheit zu setzen. Als nun der Prätor in Syrakus, Publius Licinius Nerva, 800 solcher Sklaven freigemacht hatte, bestimmte ihn die entrüstete Einrede der schwer getroffenen Sklavenhalter, dieses ehrenhafte Verfahren wieder einzustellen. Die natürliche Aufregung aber unter den Unfreien der Insel war selbstredend damit nicht gestillt. Es fanden starke Zusammenrottungen entlaufener Knechte statt, es kam weithin wieder zu Scenen des Raubes und des Mordes. Licinius aber, der zur Zeit nur über sehr wenig Truppen verfügte, half sich, indem er einen Räuberhauptmann der Insel, den Gajus Titinius, erkaufte, der ihm mit List die Aufständischen in die Hände lieferte. Trotzdem brach in der Mitte der Insel der Aufstand, jetzt durch die freien Proletarier erheblich unterstützt, von Neuem aus. Ein Erfolg der Insurgenten über die zu Enna stehenden Truppen ließ die Empörung gewaltig anschwellen, und bald fand sich auch ein Nachfolger jenes Eunus (S. 398). Der Sklave Salvius wurde unter dem Namen „Tryphon“ von der Masse der syrischen Knechte zum König erhoben, und gebot bald über das Gebiet zwischen Enna und Leontini, wo nur wenige feste Plätze, wie Morgantia, sich hielten. Die frevelhafte Thorheit des Statthalters wußte nur die Macht des Tryphon

zu steigern. Als der Römer vergeblich versucht hatte, das blokirte Morgantia zu entsetzen, hielt sich diese Festung doch gegen alle Angriffe Tryphons, weil nämlich die Sklaven in der Stadt nicht abfielen, sondern es vorzogen, ihre Herren, die ihnen zum Lohn die Freiheit boten, bei der Vertheidigung tapfer zu unterstützen. Als aber die Belagerung aufgehoben war, hatte der römische Prätor nichts Eiligeres zu thun, als die „erzwungene" Freilassung der Sklaven wieder zu kassiren! Diese zogen natürlich nunmehr ebenfalls als Ausreißer dem Tryphon in Masse zu, und der elende römische Regent der Insel gerieth in helle Verzweiflung, als nun auch im Westen der Insel der kilikische Sklave (früher Räuberhauptmann) Athenion eine Bewegung entzündete. Klug, höchst intelligent, ein tüchtiger Soldat, wurde er den Römern überaus gefährlich, weil er sich einerseits ein treffliches Heer bildete, andrerseits seine Massen anwies, das wüste Plündern, Morden und Zerstören zu unterlassen und friedliche Geschäfte zu betreiben. Bei trefflicher Mannszucht wußte er sogar eine anständige Behandlung der Gefangenen zu ermöglichen. Seine Vereinigung mit Tryphon gab den Meuterern bald das vollständige Uebergewicht. Allmählich hatten die Römer die ganze Insel mit Ausnahme der Städte verloren, die mit Mühe gegen die Angriffe von Außen und gegen Erhebungen der Knechte innerhalb der Ringmauern behauptet wurden. Die Noth stieg so hoch, daß die Insel, sonst Roms Kornkammer, von dem Senat durch Getreidesendungen unterstützt werden mußte. Die Dinge auf Sicilien standen so schlimm, daß der Senat im Jahre 103, trotz der verzweifelten germanischen Noth auf der Nordwestgrenze des Reiches, 14,000 Mann Römer und Italiker ausheben lassen mußte, mit denen, unterstützt durch bithynische, thessalische und akarnanische Hülfstruppen (wie bisher Nerva durch mauritanische) nunmehr L. Lucullus gegen Athenion zu Felde zog. Wohl erfocht der neue Feldherr bei Skirthäa („in den Bergen oberhalb Sciacca") über 40,000 Gegner einen blutigen Sieg. Aber an der Belagerung des von den Meuterern angelegten Bergkastells Triokala scheiterte er nachher doch. Und da auch sein Nachfolger Gajus Servilius (102) nichts förderte, so blieb es die Aufgabe des bei vieler Raubgier doch als Soldat sehr tüchtigen, unter Marius im Teutonenkriege frisch bewährten Manius Aquillius, im Jahre 101 als Consul die Niederwerfung des Athenion, der jetzt des verstorbenen Tryphon Nachfolger geworden war, mit starker Hand einzuleiten. Aber erst nach zweijährigen Kämpfen, bei denen Athenion seinen Tod gefunden hatte, war es möglich, auf der unglücklichen Insel allenthalben die Ruhe des Kirchhofs herzustellen.

Für Gajus Marius war es der größte und schönste Tag seines Lebens, als er nach Besiegung auch der Kimbrer im Sommer des Jahres 101 v. Chr. seinen Triumph wegen des unvergleichlich glanzvoll zu Ende geführten Germanenkrieges feierte. Das römische Volk stellte seinen Namen

dicht neben die des Romulus und Camillus, und pries ihn als den „dritten Gründer" der Stadt. Der Adel wie die Gemeinde waren einig in der Anerkennung seiner Verdienste, seiner Trefflichkeit als Oberfeldherr, und Niemand bestritt, daß er der vom Schicksal berufene Retter des Vaterlandes gewesen. Und doch sollte dieser stolze Ehrentag zugleich der letzte sonnenhelle Tag in der ganzen Laufbahn sein, die dem Liebling des Volkes noch aufbehalten war. Denn mit unheimlicher Schnelligkeit vollzog sich jetzt eine Entwickelung, in Folge welcher dieser letzte Held von altem plebejischen Zuschnitt schon nach Ablauf des folgenden Jahres politisch vollkommen verbraucht war. Bis dahin mit Recht als der erste Feldherr seines Zeitalters gefeiert, versuchte er es jetzt, auch als Staatsmann eine Rolle zu spielen, und betrat damit eine Bahn, für die ihm alle und jede Vorbildung und Begabung fehlte.

Es war nur natürlich, daß bei dem nichts weniger als glänzenden Regiment der Geschlechter alle wohlmeinenden Elemente der Nation von dem ruhmreichen Sieger von Aquä Sextiä auch eine erfrischende Wendung in dem inneren Staatsleben erhofften. Aber das Beste, was Marius unmittelbar nach dem unter Mitwirkung aller Kräfte Italiens errungenen schweren Siege über die Germanen vielleicht hätte durchsetzen können: die Niederreißung der Schranken zwischen Römern und Italikern — erfolgte auch jetzt nicht. Der tapfere General beschränkte sich darauf, das Bürgerrecht zwei Cohorten italischer Soldaten zu verschaffen, denen er es auf dem Blutfelde von Vercellä zugesagt hatte.

Marius hat sich seit seiner Rückkehr aus dem kimbrischen Kriege in einer gänzlich andern Richtung bewegt. Der glänzendste aller Consulare seit dem Sieger von Zama, konnte er bei seiner Vergangenheit doch kein Glied der Optimaten sein. Zur Zeit unbestritten der erste Mann des Staates, lag doch der Gedanke, eine militärische Herrschaft zu führen, ihm wie seiner Zeit noch völlig fern. Da er aber der erste Mann des Reiches auch bleiben wollte, so lag es sehr nahe, diese Stellung zu behaupten im Gegensatz zu den Optimaten, gegen welche Marius die instinktmäßige Abneigung des armen Bauernsohnes gegen die vornehme, hochgebildete und vielfach korrumpirte Welt der Stadt empfand, und als Führer der Demokratie, die ihn seit dem Jahre 107 ohnehin als ihr neues und natürliches Haupt nach des unvergessenen Gajus Gracchus Tode betrachtete.

Die Beziehungen zu den bereits neu erwachsenen Führern der Demokratie hatte Marius ohnehin schon angeknüpft. Mitten unter den Jahren bangester Spannung, wie sie langsam von der Schreckenszeit nach der Schlacht bei Arausio bis zu der Siegeskunde von Aquä Sextiä verliefen, hatte in der Hauptstadt selbst die Demokratie gegen die verabscheute und jetzt auch verachtete Oligarchie sich immer kecker und immer lärmender erhoben. Wir kennen bereits das Schicksal des unseligen Cäpio. Die Stimmung der Gemeinde war so gereizt und durchweg so oppositionell, daß unter Anderm im Jahre 104 der Tribun Gnäus Domitius ein Gesetz zur Annahme brachte,

welches auch die religiösen Machtmittel der Nobilität erschütterte, indem dadurch die Ergänzung der Priestercollegien durch Cooptation abgeschafft, und dafür die durch die Wahl der Gemeinde eingeführt wurde. Wirklich gefährliche Gegner der Optimaten aber waren jetzt zwei Männer niedriger Abkunft, geborene Demagogen leidenschaftlichster Art, die nur wenig mit der Art der Sempronier gemein hatten, einerseits der witzige, in volksthümlicher drastischer Beredtsamkeit starke, Gajus Servilius Glaucia, den später Cicero im Sinne der Optimaten den römischen Hyperbolos genannt hat, und andrerseits der ungleich bedeutendere, auch persönlich weit achtbarere, als Redner hochbegabte Lucius Appulejus Saturninus, dieser übrigens ein nicht bloß energischer und thätiger Mann, sondern auch nur zu sehr geneigt, seine Absichten durch unmittelbare Gewaltthätigkeiten durchzusetzen. Ein Konflikt, in welchen Appulejus im Jahre 104 mit dem Senat gerathen war, hatte ihn zum entschiedensten Gegner der Optimaten gemacht. Und seit dieser Zeit war er, bereits im Jahre 103 Volkstribun, bemüht gewesen, sich dem Senat so unbequem als nur möglich zu machen. Zwischen ihm und einem Theile der Optimaten entwickelte sich schnell genug eine geradezu tödtliche persönliche Feindschaft. Er selbst haßte mit der wüthendsten Energie den alten afrikanischen General Metellus, des Marius Vorgänger der im Jahre 102 als Censor vergeblich sich bemüht hatte, ihn und den Glaucia aus dem Senat zu verdrängen.

Mit einem so gefährlichen Bundesgenossen hatte Marius schon im Jahre 103 Verbindungen angeknüpft, als es sich darum handelte, die Wiederwahl des Oberfeldherrn zum Consulat für 102 durchzusetzen. Jetzt nach seiner Rückkehr aus Oberitalien trat Marius mit Glaucia und Appulejus unmittelbar in Beziehung, um sich zunächst durch ein neues Consulat seine Machtstellung zu sichern. Nun aber wurde es sein Unheil, daß er selbst gar keine tieferen Reformpläne im Sinne hatte, daß er nur eine große Rolle im Staate zu spielen wünschte, — und weiter, daß er, durchaus nicht im Stande eine parlamentarische Rolle zu spielen, nicht einmal die Kraft und Gewandtheit besaß, die Agitatoren, die sich jetzt um ihn schaarten, zu benutzen und zu beherrschen. So mußte er schnell genug zuerst das Werkzeug dieser Leute werden, und später, als er die Unvereinbarkeit ihrer radikalen Absichten und ihrer furchtbaren Rohheit mit seiner braven Sinnesart erkannte, in einer für ihn selbst unheilvollen Weise mit ihnen brechen.

Es gelang wirklich, die Wahl des Marius (zum sechsten Male) zum Consul für das Jahr 100 v. Chr. zu erzielen. Neben ihm wurde Glaucia Prätor, und Appulejus wieder Volkstribun, — dieser aber nur erst, nachdem ein gefährlicher Gegenkandidat von seinen tobenden Anhängern todtgeschlagen worden war. Die Verbündeten traten im Jahre 100 nun mit Anträgen hervor, die sich wenigstens theilweise mit einigen Ideen des Gajus Gracchus deckten. Das Wesentlichste war in erster Reihe ein neues großartiges Ackergesetz. Zunächst für die Veteranen des Marius, und wahr-

scheinlich in gleicher Weise für die italischen, wie für die römischen, sollte umfassend gesorgt werden. Zu diesem Ende forderte Appulejus Saturninus deren Ansiedelung in den verschiedensten Provinzen des Reiches, wo nur immer dem Senate unmittelbarer Besitz zur Verfügung stand; außerdem sollte das erst durch römische Waffen den Kimbrern wieder abgewonnene transpadanische Land wie auch das jenseits der Alpen, demselben Zwecke dienen. Die Durchführung dieser großartigen Maßregel, die auf eine umfassende Auswanderung des italischen Proletariats abzielte, sollte Marius leiten. Um aber neben den Bauern und den alten Soldaten auch das Stadtvolk zu gewinnen, sollte bei der üblichen (S. 434) Getreidevertheilung sogar der dabei bräuchliche niedrige Preis für den römischen Scheffel auf die blos nominelle Zahlung von nur $^5/_6$ As reduzirt werden. Der Widerstand aber des Senats bei der Ausführung des Kolonialgesetzes sollte — in schmählicher Ausdehnung des demagogischen Despotismus — dadurch gebrochen werden, daß demselben die Klausel angefügt war, jedes Mitglied des Senates habe das Gesetz binnen fünf Tagen zu beschwören, und im Weigerungsfalle solle jeder nicht Schwörende aus dem Senat gestoßen werden und noch eine hohe Geldstrafe bezahlen.

Der Senat, der die große Tragweite des Kolonialgesetzes wohl erkannte und die finanzielle Schädlichkeit des Getreidegesetzes laut betonte, leistete hartnäckigen Widerstand. Aber Alles war umsonst; die Intercession seiner Collegen ließ Appulejus unbeachtet, und als des Besiegten von Arausio ungestümer Sohn Quintus Cäpio mit einem Haufen seiner Anhänger die Comitien mit Gewalt sprengte, sammelten sich die Veteranen des Marius, eroberten nun ihrerseits mit ihren Knitteln den Stimmplatz und vollendeten die Abstimmung. Das Gesetz des Appulejus war angenommen. Nun sollte der Senat zur Eidesleistung gezwungen werden. Marius erklärte anfangs im Senat, daß er diesen Eid nicht leisten werde, und seinem Vorgange folgten die Senatoren. Als aber die demokratische Partei darüber unruhig wurde, änderte er nach fünf Tagen seine Sprache, und erklärte im Senat die Nothwendigkeit der Eidesleistung. Wenn das Gesetz unrechtmäßiger Weise zu Stande gekommen sei, so sei der Schwur ohnehin nicht bindend; man könne also schwören, „das Gesetz zu beobachten, insofern es ein Gesetz sei!" Das führte er denn auch sofort aus. Und der völlig überrumpelte Senat, ohne Energie hier kräftig sich zu widersetzen, folgte wirklich seinem Beispiele. Der einzige Metellus lehnte die schnöde Zumuthung konsequent ab. Die Folge war, daß der wüthende Appulejus, der jetzt seine Rache übte, die Massen wider ihn entflammte und ihn vor der Gemeinde anklagte. Metellus wartete die arge Posse einer sogenannten Verurtheilung nicht ab, sondern begab sich freiwillig in das Exil nach Rhodos. Der wilde Tribun aber ließ ihn in aller Form zur Verbannung verurtheilen.

Damit hatte aber die demokratische Fluth ihren Höhepunkt erreicht. Der wüste Radikalismus der Genossen des Marius erschreckte alle besitzen=

den Bürger, namentlich die Ritter, und trieb sie auf die Seite des Senats. Und Marius selbst war bereits über seine Haltung mehrfach unsicher geworden. So konnte auch hier die Katastrophe nicht ausbleiben, die sich diesmal an die Wahlen für das nächste Jahr knüpfte. Die neu durchgesetzten Gesetze konnten nur ausgeführt, Glaucia aber und Appulejus nur dann vor schwerer Anklage persönlich gesichert bleiben, wenn sie auch in dem nächsten Jahre, wo Marius als Proconsul die agrarischen Arbeiten beginnen sollte, in Staatsämtern standen. Es sollte daher Appulejus wieder das Tribunat erhalten, Glaucia dagegen unter Bruch der bestehenden Ordnung sich um das Consulat bewerben. Wirklich wurde der erstere wieder zum Tribunen gewählt. Als aber der Senat als Candidaten zum Consulat gegen Glaucia jenen tüchtigen Memmius vorschob, der einst als Tribun in Jugurthas Zeit (S. 447) den Stoß gegen die korrumpirten Optimaten geleitet hatte: da ließen ihn die demokratischen Führer durch ihre Banden einfach mit Knitteln todtschlagen. Das war der Anfang vom Ende.

Diese empörende Gewaltthat entfesselte endlich die Widerstandskraft und den glühenden Zorn des Senats und aller Elemente in der Stadt, die noch zu alter römischer Ordnung hielten. Marius aber gerieth in eine geradezu verzweifelte Lage; er erkannte, daß es mit seiner glänzenden Stellung zu Ende ging, wohin er sich auch wenden mochte. Er war sichtlich der wilden demokratischen Masse und ihrer Chefs nicht mehr Herr, schauderte auch in seiner zwar beschränkten, aber doch im Grunde ehrlichen Sinnesweise vor ihrem greulichen Treiben zurück, und konnte sich, da er nun doch als Consul an der Spitze der Republik stand, nicht wohl weigern, seine Amtspflicht zu erfüllen und jetzt, wo die Entscheidung sich auf keine Weise verschieben ließ, die Leitung der Ordnungspartei gegen seine bisherigen Verbündeten in die Hand zu nehmen. Der Senat übertrug auf Antrieb des alten Princeps M. Aemilius Scaurus durch die bekannte Formel (S. 440) den Consuln dictatorische Gewalt. Die ganze Nobilität und die Ritterschaft mit ihren jungen Mannschaften, dazu Massen ihrer Anhänger im Volke, wie auch Sklaven und Gladiatoren, traten unter die Waffen, der designirte Consul M. Antonius besetzte die Thore, um den Zuzug marianisch gesinnter Veteranen und Bauern vom Lande abzusperren, und auf dem Forum kam es zwischen den Kämpfern der Staatsregierung und dem durch Pöbelmassen, befreite Verbrecher und zum Aufstand gerufene Sklaven verstärkten Haufen der Demokraten zu einem regelrechten Gefecht, — und zwar am 10. December d. J. 100, gerade an dem Tage, wo die neuen Volkstribunen ihr Amt antreten sollten. Die von Marius geleiteten Schaaren des Senates schlugen die Meuterer schnell genug aus dem Felde. Bald wichen diese auf das Capitol, in den Tempel des Jupiter zurück. Als man ihnen aber hier das Wasser abschnitt, mußten sie kapituliren. Noch hoffte Marius seinen früheren Freunden wenigstens das Leben retten zu können. Aber er mußte sofort erkennen, daß er die Zügel nicht mehr in der Hand, daß er auch bei der Ordnungspartei keinen

Einfluß mehr hatte und die auch auf dieser Seite furchtbar aufglühende Leidenschaft und Rachgier nicht mehr bändigen konnte. Er hatte seine Gefangenen einstweilen nach der Hostilischen Curie, dem Rathhause am Markt, bringen lassen. Nun aber stieg die adelige Jugend mit ihrem Gefolge auf das Dach, deckte die Ziegeln ab, und tödtete die namhaftesten und verhaßtesten der Gefangenen durch Würfe mit Steinen oder anderen Geschossen.

„Das Jahrhundert war im Sturm geschieden." Die zweite große Schlacht, welche die Demokratie den Optimaten geliefert hatte, war vollständig von ihr verloren. Der Sieg der Optimaten und des Senats war jetzt viel entschiedener, als der vor 21 Jahren über Gracchus gewonnene; namentlich darum, weil jetzt die Ritter und die öffentliche Meinung sich rücksichtslos von der Demokratie abwandten. Die trübseligste Rolle spielte natürlich Gajus Marius. Noch vor einem Jahre der erste und gefeiertste Mann des Reiches, sah er jetzt seine alten Verdienste gänzlich vergessen, sah er sich von beiden Parteien der Hauptstadt verschmäht und mit tiefster Mißachtung behandelt. Es blieb ihm nichts übrig, als zunächst eine größere Reise nach Asien anzutreten, und nach seiner Rückkehr in tiefer Zurückgezogenheit auf den Tag zu harren, der ihm das durch eine Prophezeiung verheißene siebente Consulat und ausgiebige Rache an seinen adeligen Gegnern bringen würde.

Von grober Reaktion war allerdings in Rom jetzt nicht die Rede. Dagegen wurde einerseits im J. 98 v. Chr. der alte tapfere Metellus aus Rhodos zurückgerufen und enthusiastisch empfangen. Und andrerseits dominirte theils in den Gerichten der Ritter, theils bei dem Stadtvolke die wildeste Erbitterung gegen die Anhänger der gestürzten Partei. Der Senat begnügte sich zunächst damit, im J. 99 v. Chr. die Gesetze des Appulejus zu kassiren. Eine neue agrarische Rogation des Tribunen Gajus (oder Sextus) Titius wurde leicht abgeschlagen, und der Antragsteller im folgenden Jahre sowohl deßwegen, wie weil er ein Bildniß des Appulejus im Hause hatte, zur Verbannung verurtheilt. Der Tribun Publius Furius aber, der als persönlicher Gegner des Metellus durch sein Veto dessen Rückberufung schon i. J. 99 verhindert hatte, wurde im folgenden Jahre vor dem Volke angeklagt und sofort von der wüthenden Menge in Stücke zerrissen. Wirklich bedeutsam war dagegen (98 v. Chr.) das Gesetz der Consuln Q. Cäcilius Metellus Nepos und T. Didius, welches die schlimme moderne Praxis der radikalen Tribunen, ihre Machtsprüche kurz und gut ohne alle Verständigung mit dem Senate lediglich durch Beschluß der von ihnen eventuell kommandirten Comitien dem Staate zu oktroyiren, einigermaßen beschränken sollte. Das neue Gesetz schrieb einerseits vor, daß jeder neue legislative Antrag, bevor er zur Abstimmung gebracht werde, mindestens erst siebzehn Tage vorher bekannt gemacht werden müsse. Andrerseits aber sollten nicht mehr in einer und derselben Rogation verschiedene, nicht innerlich zusammengehörige Anträge zusammengefaßt werden. Es galt dadurch dem höchst bedenklichen Verfahren

zu steuern, vermöge dessen wiederholt Rogationen der zweideutigsten Art lediglich dadurch zur Annahme gebracht wurden, daß man sie mit andern sehr nützlichen solidarisch verband, um die für letztere vorwaltende günstige Stimmung auch für den angefügten Ballast mit verwerthen zu können. Auch sonst stand zur Zeit die Sache des Senats weit günstiger, als seit langer Zeit. Konnte der Senat endlich i. J. 97 die scheußlichen Menschenopfer abstellen, die in schwierigen Zeitläufen, zuletzt noch einmal i. J. 113 v. Chr., wiederholt den Namen der Römer geschändet hatten, so kam es den Optimaten auch zu Statten, daß die Waffen ihrer Heerführer frischen Ruhm gewannen. Seit 105 tobte wieder ein energischer Aufstand unter den Lusitanern und Keltiberiern in Spanien. Da ist es denn endlich (98 bis 93 v. Chr.) den Generalen T. Didius und Publius Crassus, jenem in der nördlichen, diesem in der südlichen Provinz gelungen, des Aufstandes mit gutem und dauerndem Erfolge Meister zu werden.

Weit werthvoller schien es noch werden zu sollen, daß der edlere und intelligentere Theil der Aristokratie selbst zu dem Entschluß kam, von Seiten des Senates, von der „konservativen" Partei aus eine tiefgreifende Reform zu versuchen, welche mehrere der brennendsten Fragen der römischen inneren Politik zu großem Vortheile des Staates zu lösen bestimmt war. Die zur Zeit wundesten Punkte in dem italischen politischen Leben waren einerseits der schauderhafte Zustand der Justiz, und andrerseits die fühlbar wachsende Unzufriedenheit der italischen Bundesgenossen mit ihrer Lage. Die durch die Geschworenen aus dem Stande der Ritter besetzten Gerichtshöfe hatten immer mehr zu bittern Klagen Anlaß gegeben. Von Schutz der Provinzialen gegen den schmählichen Druck und die rücksichtslose Ausbeutung durch die römischen Zöllner, Banquiers und Wucherer war schon lange keine Rede mehr. Die Ritter konnten in den Provinzen nur solche Beamte brauchen, die ihren schamlosen Räubereien freien Lauf ließen. Nur mit solchen Optimaten vermochte sich diese Art von Leuten zu vertragen, die eine ungebührliche Nachsicht an den Tag legten und dadurch für ihre eigene Mißverwaltung Schonung erkauften. Wer es wagte, für das Recht und die Interessen der Unterthanen einzutreten, sah sich durch schnöde Anklagen und frivole Verurtheilungen bedroht. Ganz Italien war empört, als (anscheinend 92 v. Chr.) einer der edelsten Römer dieser Zeit seine Bravheit durch eine niederträchtige Verurtheilung hatte büßen müssen. Der Oberpontifex Quintus Mucius Scävola, einer der tüchtigsten Männer dieses Zeitalters, hatte, entweder (98 v. Chr.) als Prätor, oder nach seinem Consulat (95) die durch die Publikanen vorzugsweise furchtbar ausgesogene Provinz Asia als Statthalter verwaltet, und dabei die Frevel der römischen Finanzmänner mit eiserner Faust, die ihrer nichtsnutzigen Agenten sogar mit blutiger Strenge gestraft. Um sich zu rächen, zogen nun die Ritter seinen Freund und Legaten, den hochverdienten und in Asien hochpopulären, trefflichen Consular Publius Rutilius Rufus (S. 449) unter der mehr als albernen Anklage der Erpressung

vor Gericht und hatten die freche Stirn, den ausgezeichneten Mann zur Einziehung seiner Güter und zur Verbannung zu verurtheilen, die er dann in der angeblich von ihm beraubten Provinz unter den ihm aufs eifrigste ergebenen Asianen selbst verbracht hat.

Auf der andern Seite hatte sich allmählich der Italiker eine hochgradige Erbitterung bemächtigt. Wir haben bisher wiederholt darauf hingewiesen, daß sich seit Ausgang des hannibalischen Krieges die politische Stellung der italischen Verbündeten zu Rom erheblich verschlechtert hatte. Mehr aber, der Unwille über die konsequente Zurücksetzung der Stämme Italiens, die jetzt in weit höherem Grade als die Römer selbst die Lasten und die Kosten der senatorischen Weltherrschaft zu tragen hatten; und über die wiederholten Gewaltthätigkeiten und Uebergriffe, die sich römische Beamte und römische Große selbst gegen die angesehensten Italiker erlaubten, war im steten Wachsen begriffen. So klug einst die alten Politiker in Rom die politische Gliederung und die Richtung der Interessen der verschiedenen Stämme und Städte Italiens getheilt und zersplittert hatten: allmählich war es dahin gekommen, daß selbst die Bürger der einst zur Beherrschung Italiens gegründeten Kolonien mit latinischem Rechte Grund hatten, den Haß der übrigen Italiker gegen Rom zu theilen. Nur die materiellen Vortheile, die bei der modernen römischen Wirthschaftsart auch ein Theil größerer italischer Grundherren wahrnehmen konnte, und die auch den italischen Kaufleuten unter römischem Schutze ermöglichte Ausbeutung der Provinzen hielt noch den lauten Ausdruck der Unzufriedenheit in Schranken. Allmählich aber ergriff doch der seit der gracchischen Zeit in der Hauptstadt zum Durchbruch gelangte revolutionäre Geist auch die Italiker. Je gerechter ihr Begehren nach endlicher politischer Gleichstellung mit den Römern war, um so mehr wuchs ihre Erbitterung, als sie sehen mußten, daß alle Versuche römischer Staatsmänner, ihnen gerecht zu werden, nicht nur scheiterten, sondern auch das Verderben derselben herbeiführten. Und noch ganz zuletzt hatten (95 v. Chr.) unter den Nachwirkungen der Niederlage der marianischen Demokratie gerade zwei der intelligentesten und humansten Optimaten, die Consuln Scävola und L. Licinius Crassus, einer der größten römischen Redner dieser Zeit, ein Gesetz durchgebracht, welches das starre Recht wieder zur Geltung erhob, indem es allen Nichtbürgern auf das Bestimmteste untersagte, sich das Bürgerrecht anzumaßen und für solchen Fall mit Untersuchung und schwerer Strafe drohte. Die Italiker schienen in der That von keiner Seite her auf Erfüllung ihrer Ansprüche hoffen zu dürfen, und so war es unvermeidlich, daß die Gährung unter ihnen stieg, allmählich die auch bei ihnen überall vorhandenen Gegensätze zwischen Aristokratie und Demokratie ausglich, und daß der Gedanke immer mehr Raum bei ihnen gewann, die Waffen gegen Rom zu erheben.

Es hatte sich nun in Rom selbst unter den Optimaten eine Gruppe von intelligenten und wohlmeinenden älteren und jüngeren Männern gebildet, die bei

wesentlich konservativer Gesinnung und (wie immer) ohne die Idee und die Kraft, eine rettende und durchgreifende Umgestaltung der alten Verfassung in Angriff zu nehmen, doch die Nothwendigkeit einer Reihe von größeren Reformen erkannt hatten, welche einerseits durch die Zeitlage gefordert wurden, andrerseits künftigen Demagogen die Waffen aus der Hand ziehen konnten. Die Familie des Mucius Scävola, der alte M. Aemilius Scaurus, Lucius Crassus, der nicht minder berühmte Redner M. Antonius, Q. Lutatius Catulus, P. Sulpicius Rufus, Gajus Aurelius Cotta, Gajus Julius Cäsar Strabo, und andere Männer theilten diese Gesinnung. Ihr Vorfechter aber wurde jetzt ein junger ausgezeichneter Römer, der die Rolle des Gajus Gracchus übernahm, obwohl gerade sein eigener Vater den Sturz dieses großen Demagogen zunächst herbeigeführt hatte. Der Sohn jenes Drusus, der junge Marcus Livius Drusus, bei großem Reichthum und naher, zum Theil auch verwandtschaftlicher Verbindung mit den angesehensten Familien der Republik, ein Mann von reicher Begabung, glänzender Rednergabe, von feuriger und stolzer Sinnesweise, großer Freigebigkeit, lauterem Charakter, ernster Sittenstrenge und heißem, selbstlosem Patriotismus, wagte es als Volkstribun i. J. 91 v. Chr. zum letzten Male in der Geschichte der untergehenden Republik, durch einen umfassenden Reformplan die härtesten Gegensätze auszugleichen.

Die Rogationen des Drusus gipfelten in folgenden Punkten. Zur Reform des Gerichtswesens sollte eine eigene Kriminalkommission niedergesetzt werden, zur Aburtheilung über solche Geschworene, die sich der Bestechlichkeit schuldig gemacht hätten oder schuldig machen würden. Weiter aber sollte der Ritterstand aufhören, die Gerichte allein zu besetzen. Wie man gewöhnlich annimmt, so forderte Drusus die Vermehrung des Senates durch 300 Männer vom Ritterstand, und aus dem in solcher Weise verstärkten Senat sollten nun die Gerichte besetzt werden. Zur Gewinnung des Stadtvolkes, das nun einmal nicht umgangen werden konnte, für seine Schritte beantragte er eine erhebliche Erhöhung der Getreidevertheilungen. Das römische Landvolk aber sollte unterstützt werden durch neue ausgedehnte Kolonisationen, für welche theils alle noch vorhandenen Domänen in Italien (mit Einschluß der campanischen), und ein erheblicher Theil von Sicilien bestimmt war. Zur Krönung aber seines Systems hatte er sich mit den Stimmführern der italischen Verbündeten in enge Verbindung gesetzt, und denselben, die vielfach durch die Einziehung der römischen Domänen in ihrem Besitz betroffen wurden, aufs bestimmteste die Einführung in das römische Bürgerrecht zugesagt.

Die Rogationen des Drusus erregten wieder einen allgemeinen Sturm. Während die Masse des Ritterstandes und ein demselben eifrig ergebener Theil der Aristokratie, namentlich der Consul Lucius Marcius Philippus und der trotz ihrer Verschwägerung mit Drusus tief verfeindete Quintus Cäpio ihm den erbittertsten Widerstand leisteten, war mit Ausnahme der großen

Grundherren in Etrurien und Umbrien ganz Italien Feuer und Flamme für Drusus. Noch einmal schien sich für die Italiker die Chance zu bieten, auf friedlichem Wege in den Besitz des so heiß begehrten römischen Vollbürgerrechtes zu gelangen. Weil aber die Leidenschaften bereits furchtbar erhitzt waren, so fehlte es nach der seit dieser Zeit bis auf unsere Tage sattsam erprobten italischen Art nicht an daran geknüpften Verschwörungen und geheimen Verbindungen. Wie weit Drusus selbst dabei mitgewirkt hat, ist in keiner Weise zu sagen. Wohl aber scheint es sicher, daß auf seinen Namen hin — „wenngleich vielleicht ohne oder gegen seinen Willen" — schnell genug durch ganz Mittel- und Unteritalien sich die Fäden eines für den Fall des Mißerfolges zu offenem Losschlagen bestimmten Geheimbundes ausspannten.

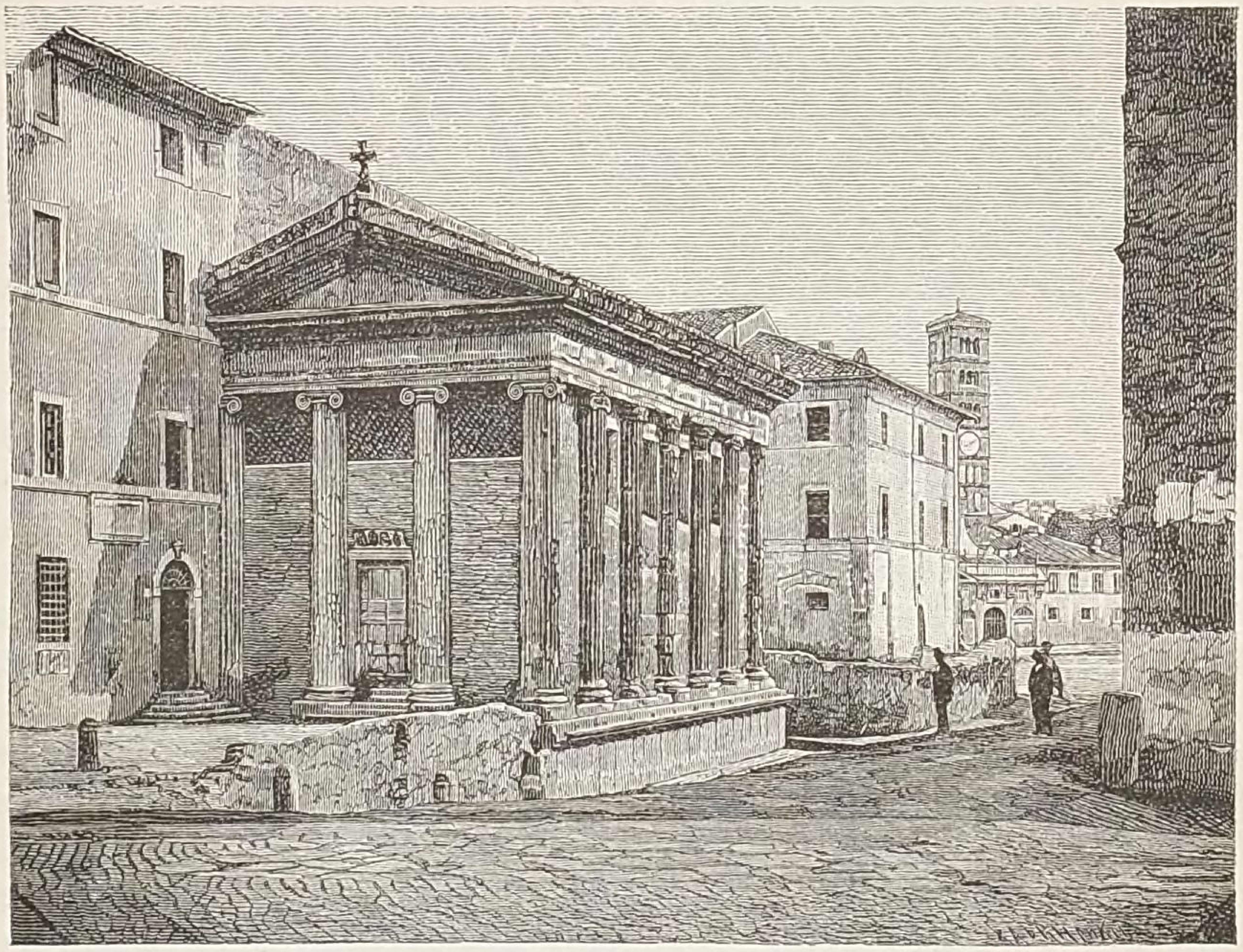
Mit Freuden hörten die Italiker, daß die Thätigkeit des Drusus anfangs vom Erfolge begleitet war. Um nicht von vornherein alle Gegner der Italiker ins Gefecht gegen sich zu rufen, hatte er zunächst nur die drei ersten Rogationen der Gemeinde vorgelegt. Um den Widerstand gegen das Justizgesetz zu brechen, vereinigte er gegen das Gesetz (S. 467 fg.) vom Jahre 98 die drei Rogationen zu Einer, und setzte nun trotz der wüthenden Gegenwehr des Consuls Philippus deren Annahme wirklich durch. Als dann aber der Consul auf Grund der Verletzung eben jenes Gesetzes an den Senat die Forderung stellte, die Livianische Gruppe von Rogationen wieder zu kassiren, hielt unter dem Eindrucke der energischen Gegenrede des Crassus die Mehrheit der Senatoren allerdings noch Stand, und lehnte dies ab. Sie widerstand aber nicht dem Drucke der fortgesetzten Agitation des wüthenden Consuls, des durch solche ausgedehnte Kompromißpläne regelmäßig auf sehr verschiedenen Seiten erzeugten Unbehagens, und der Intriguen der übrigen Gegner des Drusus, namentlich der Ritter. Es gab doch immer noch einen erheblichen Theil gesinnungsloser Senatoren, die sich unbedenklich auf Kosten der Unterthanen mit den Publikanen abzufinden für weise hielten. Nun wollte das Unheil der Republik, daß der energische und einflußreiche Crassus, bisher die stärkste Stütze der Livianischen Agitation, im September 91 an einer Erkältungskrankheit plötzlich starb. Und als nun die italischen Pläne des großen Tribunen, die derselbe bisher nur im Kreise der Vertrautesten näher dargelegt hatte, anfingen bekannter zu werden: da gelang es den Gegnern, das armselige Stadtvolk wider in seine dumme Gegnerschaft gegen diesen großen und rettenden Plan hineinzuhetzen. Die schlimmsten und gehässigsten Gerüchte über die Verbindungen des Drusus mit den Italikern wurden kolportirt, und die Folge des wilden Geschreies über solchen „Landesverrath" war es, daß Drusus mit dem Einbringen des Antrages zögern mußte, daß die Wahlen zum Tribunat für das nächste Jahr auf sehr entschiedene Gegner seiner Pläne fielen, daß endlich auch die Mehrheit des Senats ihren Vorfechter schäbig genug im Stiche ließ und sich dazu bequemte, die bereits angenommenen drei Rogationen desselben auf Grund jener formellen Gesetz-

widrigkeit nun doch wieder zu kassiren. Die Ritter blieben also vorläufig noch im Besitz der Gerichtshöfe.

Es war ein trauriger Sieg. Denn schon schwebte der Blutgeruch eines furchtbaren Revolutionskrieges über dem unglücklichen Italien. Die Stimmung der Italiker war begreiflicherweise immer erbitterter geworden, als sie die unaufhaltsame Wendung der Dinge in Rom zu Ungunsten ihres Freundes erkannten. Hatte doch Livius Drusus den ihm todfeindlichen Consul Philippus vor den Dolchen italischer Mordgesellen warnen müssen. Als die Führer der Italiker aber vernahmen, daß Drusus selbst eines Abends im Herbst 91 in seinem Hause von unbekannter Hand erdolcht worden, da war nicht mehr von längerem Zuwarten die Rede. Man war nicht gewillt, sich von der jetzt in Rom wieder dominirenden Partei wegen der mit Drusus und auf dessen Namen eingeleiteten Verbindungen nach der alterprobten Praxis der Römer, die für solche Fälle weder Schonung noch Nachsicht kannten, mit blutigen Hochverrathsprozessen verfolgen zu lassen. Es galt jetzt, die Zukunft Roms und Italiens, wie einst in Hannibals Tagen, auf die Spitze des Degens zu stellen. War die politische Gleichstellung mit den römischen Bürgern nicht zu erreichen, dann sollte ein allgemeiner Abfall die Machtstellung der Römer in Italien zertrümmern und statt deren ein italischer Bundesstaat eingerichtet werden.

Es wurde daher überall in den zum Aufstand wirklich entschlossenen Kantonen der Marser, Marruciner, Päligner, Vestiner, Picenter, Samniten und Lucaner mit Macht zum Kampfe gerüstet, was sehr leicht geschehen konnte, da jede verbündete Stadt ihr eigenes Heerwesen und erprobte alte Soldaten und Offiziere in Menge besaß. Die Römer ihrerseits ließen sich durch nichts warnen, trafen keinerlei Vorkehrungen, und gewährten damit den Gegnern volle Zeit, die während des Jahres 91 eingeleitete politische Verbindung zu einer regelrechten politischen Organisation des Aufstandes zu verwerthen. Doch schlug die Flamme aus dem vulkanischen Boden heraus, ehe noch die Vorbereitungen der Italiker wirklich vollendet waren. Der zur Ueberwachung der Stadt Asculum in Picenum, die, wie man erfuhr, Geiseln zu unbekannten Zwecken nach Corfinium geschickt hatte, in ähnlicher Weise, wie andere Beamte nach andern Theilen der Halbinsel, nach Picenum entsendete Prätor mit proconsularischer Gewalt Gajus Servilius erschien zu Ende d. J. 91 mit seinem Legaten Fontejus und geringem Gefolge im Theater, wo die Bürger zu einem Feste versammelt waren. Seine drohende Rede entzündete den offenen Aufruhr. Er selbst und alle seine Begleiter wurden auf der Stelle ermordet. Dann schloß man die Thore und metzelte alle in der Stadt anwesenden Römer und Römerinnen nieder, und plünderte ihr Eigenthum. Und kaum war dieses furchtbare Feuerzeichen aufgeflammt, so griff die Empörung mit schrecklicher Raschheit nach Norden wie nach Süden in allen Theilen von Mittel- und Unteritalien weiter. Die tapfern Marser waren die ersten, welche den Römern in aller Form den

Krieg ansagten. Noch aber hielten die Führer des Aufstandes das Schwert für einen Moment in der Scheide zurück. Noch einmal schickten die Italiker, das heißt also jetzt die starken sabellischen Kernvölker von Mittel- und Unteritalien, bei denen sich in weitem Umfange noch ein frischer und kräftiger Bauernstand erhalten hatte, Gesandte nach Rom, um das Bürgerrecht zu fordern. Als sie natürlich eine stolze und schroffe Antwort erhalten hatten, mußte das Schwert über die Zukunft der schönen Halbinsel entscheiden, wie es zur Zeit des großen alten Samnitenkrieges geschehen war. Und so verblendet war der römische Hochmuth, daß jetzt der niederträchtige Volks-



Tempel der Fortuna Virilis.

tribun Q. Varius Hybrida, des Drusus Todfeind, mit Hülfe der Ritter unter gewaltsamer Beseitigung des Einspruches seiner Kollegen die Einsetzung einer außerordentlichen Untersuchungskommission erzwang, welche während des ersten Kriegsjahres eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer Roms auf Hochverrath anklagte und theilweise auch verurtheilte, als an diesem Kriege Schuld „durch Aufreizung der Bundesgenossen zum Abfall".

Es war bei der Jahrhunderte lang bestandenen Verbindung der Italiker mit Rom nur natürlich, daß nicht sofort sämmtliche Bewohner der Halbinsel, die nicht zu den eigentlichen Römern zählten, die Waffen gegen die vieljährige Hauptstadt ergriffen. Außer Etrurien und Umbrien hielten einerseits sehr viele der Städte mit latinischem Rechte treu zu den Römern,

andrerseits die bisher besonders gut gestellten verbündeten Gemeinden, wie Nola und Nuceria, und die griechischen Städte Neapel und Rhegion. Endlich gab es vielfach Theile der lokalen Aristokratie, die nicht abfielen, und hielten sich mitten unter den Insurgenten einzelne Gemeinden, wie namentlich Pinna bei den Vestinern, tapfer genug gegen ihre Landsleute. Es war eben für die Italiker nicht leicht, den festen Bau der römischen Organisation der Halbinsel über den Haufen zu werfen. Nichtsdestoweniger sah sich das römische Volk jäh vor eine Gefahr gestellt, wie sie seit Hannibals Zeit nicht mehr dagewesen war. Es kam darauf an, ob es gelingen werde, mit Hülfe des Aufgebotes aller Kräfte, und mit Hülfe der aus den Provinzen und von den fremden Verbündeten zu gewinnenden Streitmittel zugleich die Existenz des Reiches und die alte Art der Beherrschung Italiens zu behaupten. Es mußte sich zeigen, ob die alte Fortuna Virilis auch jetzt bei den Waffen der Römer sein würde, wo deren Sache nicht die bessere war.

Die Römer rüsteten denn auch mit aller Energie. Man hielt alle finanziellen Mittel zusammen; man stellte in der furchtbaren Noth der Zeit mit Ausnahme jener nichtsnutzigen Hochverrathskommission die Thätigkeit der Gerichte für den Augenblick ein; man nahm die Dienste der besten Offiziere aller Parteien an, um mit dem Frühling des Jahres 90 v. Chr. die Italiker angreifen zu können, die bereits auf den verschiedensten Punkten sich angeschickt hatten, die noch vorhandenen römischen Festungen in ihren Kantonen zu überwältigen, und gleichzeitig ihre politische Organisation rasch und umfassend nach römischem Muster einrichteten.

Soweit es sich erkennen läßt, war die neue Verfassung des italischen Bundes nicht viel mehr als die einfache Nachahmung des römischen Systems. Man schuf sich einen neuen bündischen Centralpunkt in der Stadt Corfinium im Gebiet der Päligner, in der Ebene am Pescarafluß. Man nannte sie „Italica", und ertheilte den Bürgern aller empörten Gemeinden ihr Bürgerrecht. Ein Senat von fünfhundert Männern, die wahrscheinlich anfangs die aufständischen Orte ziemlich gleichmäßig vertraten, sollte die Verfassung feststellen und das Kriegswesen leiten. Nach seiner Anordnung ernannte vorläufig die italische Bürgerschaft aus den wahrscheinlich durch das öffentliche Vertrauen bezeichneten und in den letzten Kriegen der Römer erprobten Heerführern der verschiedenen Stämme für den Krieg mit Rom zwei Consuln, den ausgezeichneten kühnen Marser Quintus Pompädius Silo und den Samniten Gajus Papius Mutilus, deren jedem je sechs Prätoren zur Seite standen, wie Marius Egnatius, der Marser Vettius Scato, der Lucaner Marius Lamponius, der Picenter Gajus Judacilius, der Marruciner Herius Asinius, und andere. Für den Krieg mochte das Alles zur Noth genügen. Zum Ausbau ihrer Verfassung im Frieden sind die Italiker nachher nicht gekommen. Sonst hätte sich freilich die Wahl von Corfinium, welches nur momentan als strategischer Punkt Vortheile bot, zur bleibenden Hauptstadt schwerlich festhalten lassen. Mehr noch, wenn die

Italiker wirklich, wie es scheint, auch ihrerseits die Fiktion einer durch Urversammlungen entscheidenden und wählenden souveränen Bürgerschaft festhalten wollten; wenn auch sie, — in einem Falle, wo die Wahl namentlich des Senats auf dem Wege der regelmäßigen Ernennung durch die verschiedenen Gemeinden so sehr nahe lag, — den für unsere Auffassung geradezu gebotenen Schritt zur Repräsentativverfassung nicht zu machen verstanden, so würden auch sie sehr schnell die nichts weniger als glücklichen Erfahrungen mit ihren Comitien gemacht haben, wie Rom vor und nach diesem Kriege. Als Amtssprache wollten die Italiker die lateinische beibehalten; doch trat ihr die samnitische als gleichberechtigt zur Seite. Man bediente sich beider abwechselnd auf den Silbermünzen, welche der Bund nach römischem Muster und auf römischem Fuße schlagen ließ.

Die vieljährige römische Schulung und große Kriegstüchtigkeit der Italiker machte sie für Rom zu sehr gefährlichen Gegnern. Für die Römer kam dagegen der Vortheil sehr hoch in Anschlag, daß einerseits ihr Staat eine uralte geschlossene Einheit gegenüber der rasch formirten Föderation der Italiker war, daß ferner wie zur Zeit der alten Samnitenkriege und im zweiten punischen Kriege die Hauptstadt an der Tiber durch ihre centrale Lage ihren Heeren die Chance bot, durch kräftige Vorstöße die Gegner wirksam von einander zu trennen; daß endlich die Italiker in dem römischen Gebiet gar keine Freunde hatten, während das ausgedehnte Gebiet der Insurgenten noch überall mit römischen Festungen durchsetzt war. So konnten die Römer von Anfang an ihre Vertheidigung offensiv führen, während die Italiker, die überhaupt den Versuch nicht gemacht haben, in Latium einzudringen, lange genug erhebliche Theile ihrer Streitkräfte zu der (mit großer Grausamkeit geführten) Bekämpfung der römischen Stellungen in ihren Kantonen verwenden mußten.

Noch im Winter 91/90 vor Chr. hatten die Italiker angefangen, die latinischen Kolonien in ihren Gebieten, die zu Rom hielten, mit aller Macht zu belagern. Venusia im Süden, Canusium und andere Punkte fielen in ihre Hände; aber Aesernia in Samnium und Alba im Marserlande hielten tapfer Stand. Aehnliche wilde Kämpfe werden auf vielen andern Punkten im Norden wie im Süden getobt haben, bis endlich die Römer mit starker Macht im Felde erschienen. Der Senat hatte nicht nur aus den eigentlichen Römern massenhafte Leute zu den Fahnen berufen, sondern auch die wesentlich romanisirten Völker zwischen Alpen und Apenninen sehr stark zum Dienst herangezogen. So waren neben den Besatzungstruppen 100,000 Mann aufgeboten worden, zu denen nun andauernd große Massen leichter Truppen und Reiterei von Afrika und aus andern überseeischen Ländern zu Hülfe gerufen wurden, während die griechischen Hafenstädte in Europa und Asien eine Flotte bilden mußten. Die Italiker ihrerseits hatten außer den Besatzungstruppen ebenfalls 100,000 Mann ins Feld gestellt.

Bei der Lage der militärisch-politischen Verhältnisse sahen sich die Römer

nun genöthigt, ihre Gegner in allen Theilen des empörten Landes gleichzeitig zu bekämpfen. Es galt eben, zugleich den belagerten Festungen Hülfe zu bringen und die im offenen Felde stehenden Gegner niederzuwerfen. Der Angriff mußte zugleich auf der ganzen langen Linie von Picenum bis nach dem südlichen Lucanien versucht werden. Doch bildeten sich bei der geographischen Gestalt der Halbinsel sofort zwei Hauptkriegsschauplätze, ein nördlicher, der die bereits lateinisch redenden Völker umfaßte, von Picenum bis zur campanischen Grenze, und ein südlicher, nämlich Campanien, Samnium und die südlichen Kantone. Auf dem nördlichen Theile des Kriegstheaters kommandirte der römische Consul Publius Rutilius Lupus, dem fünf Legaten mit proconsularischer Gewalt zur Seite standen, nämlich der alte Gajus Marius, Gnäus Pompejus Strabo (des späteren Imperators Vater), Q. Cäpio, Gajus Perpenna und Valerius Messala. Diese sollten den italischen Consul Silo mit seinen sechs Prätoren angreifen. Im Süden erhielt den Oberbefehl der römische Consul L. Julius Cäsar mit den Legaten Sulla, P. Lentulus, T. Didius, Publius Crassus und M. Marcellus, dem der italische Consul Mutilus mit sechs Unterfeldherren gegenüberstand. Jeder römische Corpsführer sollte sich auf einen bestimmten Bezirk werfen, während die consularischen Heere den Krieg mehr im großen Style zu führen hatten.

Wir versuchen es, das bunte Gewühl des Kampfes nur nach seinem Hauptgange zu skizziren. Die Operationen des Consuls Cäsar auf dem südlichen Kriegsschauplatze waren keineswegs von Erfolg begleitet. Er hatte die Legaten M. Marcellus und Publius Crassus mit ihren Abtheilungen nach Samnium und Lucanien vorausgeschickt, die sich aber sehr bald, jener in Aesernia, dieser in dem lucanischen Grumentum eingeschlossen sahen. Cäsar selbst, der Capua und die noch zu Rom haltenden campanischen Städte mit Besatzungen versehen hatte, wollte nun die Stadt Aesernia von Campanien her entsetzen, wurde aber von Samniten und Marsern unter Vettius Scato geschlagen. Nun fiel auch Venafrum in seinem Rücken in die Hände der Aufständischen, denen die Bürger die römische Besatzung verriethen. Damit war Aesernia vollständig abgeschnitten. Marius Egnatius aber, der von Bovianum her ausgerückt war und die Stadt Venafrum genommen hatte, verlegte dem Consul den Rückweg und schlug ihn dermaßen, daß er nur mit Mühe das campanische Teanum erreichen konnte, wo er bis zur Ankunft frischer Verstärkungen unthätig liegen bleiben mußte. Nun konnte der italische Oberfeldherr Mutilus sich auf das für die Römer finanziell und strategisch gleich wichtige Campanien werfen. Das wichtige Nola ging durch Verrath an ihn über; der römische Kommandant L. Postumius und die Offiziere wurden niedergehauen. Und nun fielen rasch nach einander die Städte Minturnä, Stabiä, Pompeji, Herculaneum, Liternum und Salernum in die Hände der Samniten, südlich vom Vesuv hielt sich nur Nuceria. Auch die dem Cäsar in Masse zuziehenden Verstärkungen waren nicht alle zuverlässig;

namentlich ein starkes Corps numidischer Reiter mußte nach Hause geschickt werden, weil ein Sohn des Jugurtha, der den Italikern zu Venusia in die Hände gefallen war, seine Landsleute in Menge zum Abfall von den Römern verlockte. Cäsar konnte es nicht wagen, die Samniten anzugreifen, welche nunmehr die wichtige Stadt Acerrä zwischen Neapel und Capua blokirten. Zur Sicherung der Verbindung zwischen Rom und Capua mußte man sogar, unter Einstellung von 6000 Freigelassenen in die Armee, eine eigene Postenkette aufstellen. Erst als ein Angriff der vor Acerrä liegenden italischen Armee auf Cäsars Lager mit der vollständigen Niederlage des Mutilus geendigt hatte, der dabei 6000 Todte verlor, fingen die Römer in der Hauptstadt an wieder aufzuathmen. Freilich stand ihre Sache auf mehreren anderen Punkten nichts weniger als glänzend. Der Consul Rutilius Lupus wollte mit seinen Legaten Perpenna und Marius vor Allem die wichtige Festung Alba entsetzen. Aber Perpenna wurde gleich anfangs geschlagen und nun der Rest seines Corps den Befehlen des Marius untergeordnet. Nun aber wollte der Consul wider den klugen Rath des jetzt als vorsichtiger Zauderer auftretenden Marius so schnell als möglich sich auf die Feinde stürzen, die ihm unter Vettius Scato an dem Fluße Tolenus, (der die Valerische Straße durchschnitt und bei Rinti in den Velino fällt,) gegenüberstanden. Scato wußte den Marius zu täuschen und schlug nun mit seiner marsischen Gesammtmacht am 11. Juni 90 das Corps des Consuls bei dem Uebergange über das Flüßchen vollständig. 8000 Römer fielen, der Consul selbst wurde tödtlich verwundet. Nun erhielt Marius, der wenigstens gleich nachher das Lager der Marser genommen hatte, das Oberkommando. Sein Vormarsch und ein Sieg des Legaten Servius Sulpicius über die Päligner nöthigte die Marser, weiter ostwärts zurückzugehen. Dagegen ließ sich wieder der Legat Q. Cäpio durch Pompädius Silo in einen Hinterhalt locken, wo er selbst mit dem größten Theile seines Corps durch Marser und Vestiner zusammengehauen wurde. Nun aber wußte Marius allmählich doch den Gegnern schwere Schläge beizubringen. Er drang immer tiefer in das Marserland ein und lieferte den Feinden zwei große Schlachten, in deren erster der Prätor der Marruciner Herius Asinius fiel, während die zweite Schlacht, die namentlich durch die Mitwirkung eines Corps der Südarmee unter Sulla für die Römer entschieden wurde, den Italikern 6000 Mann kostete. In Picenum endlich war der moralisch zwar sehr werthlose, aber als Feldherr sehr tüchtige Legat Pompejus Strabo zuerst geschlagen und dann nach Firmum gedrängt worden. Als ihm aber Servius Sulpicius nach seinem Siege über die Päligner zu Hülfe kam, war das vor Firmum stehende italische Corps unter Titus Lafrenius völlig zertrümmert, und nun sofort Asculum eng eingeschlossen worden.

Nichtsdestoweniger stand die Sache der Römer noch immer sehr bedenklich. Nicht nur daß gegen Ende d. J. 90 die Festungen Grumentum und Aesernia sich ergeben mußten, so war unter dem Schwanken des Kriegs-

glückes allmählich auch in Etrurien und Umbrien die Zuversicht zu Roms Kraft wankend geworden. Ein größerer Theil der Umbrer und ein kleinerer der Etrusker hatte sich empört, und man mußte gegen jene den Legaten Aulus Plotius, gegen diese den Lucius Porcius Cato ins Feld schicken. Da nun auch Nachrichten von Unruhen in der gallischen Provinz und in Spanien kamen; da ferner auf der asiatischen Ostgrenze des Reiches ein schrecklicher Kriegssturm sich vorzubereiten schien; da ferner die Kräfte des römischen Volkes, — welches nicht mehr die stählerne Widerstandskraft besaß, wie zu Hannibals Zeiten, auf das Aeußerste angespannt waren: so beschloß der Senat, nun endlich seine Politik zu ändern und durch verständige Nachgiebigkeit die Zukunft des Staates zu retten. Während unter dem Eindrucke der gewandelten öffentlichen Meinung zu Anfang d. J. 89 v. Chr. der neu gewählte Tribun Marcus Plautius Silvanus zur Sistirung der bisherigen Hochverrathsprozesse das Gesetz durchsetzte, welches die Besetzung jener schmachvollen Kommission statt durch die Ritter durch die Wahl der Tribus anordnete, und nun sofort jener nichtsnutzige Varius Hybrida zum Exil verurtheilt wurde, so benutzte man den Winter 90 bis 89, um vor der Fortsetzung des Krieges eine Reihe von Gesetzen durchzuführen, welche die Auflösung in den italischen Bund tragen mußten, indem sie den Italikern sehr ausgedehnte Koncessionen boten. Der Consul Cäsar hatte bereits gegen Ende des Jahres 90 v. Chr. die Rogation durchgebracht, welche den Bewohnern aller bisher noch nicht von Rom abgefallenen italischen Gemeinden das römische Vollbürgerrecht verlieh. Dadurch wurden alle noch vorhandenen alten Latiner in Latium, dann aber alle Städte latinischen Rechtes, die nicht etwa schon zu den Aufständischen übergetreten waren, weiter die noch nicht im Aufstande begriffenen Gemeinden in Etrurien und Umbrien, die vereinzelten bundesgenössischen Orte nördlich der Apenninen, wie Ravenna, im Süden Orte wie Nuceria, und namentlich die treuen hellenischen Städte in das römische Bürgerthum aufgenommen. Nur daß Städte wie Neapel und Rhegion, und wohl noch einige andere griechische, anscheinend durch besondere Verhandlungen, ihre Gemeindeverfassung und ihre griechische Amtssprache behaupteten. Um aber auch den abgefallenen Bundesgenossen, mit denen man nicht in aller Form Frieden schließen mochte, die Möglichkeit zur Abwendung von dem Aufstande zu geben, verordnete das Gesetz der Tribunen Marcus Plautius Silvanus und Gajus Papirius Carbo zu Anfang d. J. 89, daß jeder, der einer italischen Bundesgemeinde bisher angehört habe, das Bürgerrecht erhalten sollte, wenn er sich binnen sechszig Tagen bei dem städtischen Prätor melden würde. Einer der neuen Consuln aber d. J. 89, Gnäus Pompejus Strabo, bewirkte, daß — nachdem jetzt die neben den Bürgerkolonien zwischen dem Padus und den Apenninen vorhandenen Orte latinischen Rechtes und die sonstigen verbündeten Gemeinden das römische Bürgerrecht erhalten hatten, — das transpadanische Land, die nunmehr organisirten Stadtgebiete zwischen dem Padus und den

Alpen das „latinische Recht" erhielten. Allerdings aber hatte die alte Zähigkeit die Römer selbst jetzt noch bestimmt, ihre großen und bedeutungsvollen Koncessionen den „Neubürgern" noch einmal in kleinlicher Weise zu verkümmern. Bei der greulichen Unbehülflichkeit der jetzigen Comitialverfassung, bei der totalen Unfähigkeit, anstatt des antiquirten Systems ein neues sich zu schaffen, schien es bedenklich, die Massen der Neubürger sofort mit der vollen Wucht ihrer Stimmen in die Reihen des souveränen Volkes eintreten zu lassen. Man kam daher auf ein armseliges Auskunftsmittel, welches nur zu sehr geeignet war, die Neubürger nachmals der radikalen Demagogie Roms in die Arme zu treiben, und verfügte, daß die Neubürger nur in acht Tribus eingeschrieben werden sollten.

Einstweilen jedoch thaten die Koncessionen der Römer ihre Wirkung; sie hinderten sofort das Weiterglühen des ungeheuren Brandes und erleichterten diesen die Führung des Krieges für das Jahr 89 in fühlbarster Weise. Für dieses Jahr sollten die neuen Consuln Pompejus und L. Porcius Cato auf dem nördlichen Kriegsschauplatze operiren, während Sulla im Süden die Leitung des Krieges erhielt. Das schnelle Erlöschen der etruskisch-umbrischen Bewegung machte es den Römern unter Pompejus möglich, noch vor Ablauf des Winters 89 v. Chr. ein Heer von 15,000 Mann aufzureiben, welches die Italiker nach diesen Kantonen im Norden der Halbinsel geworfen hatten. Mit dem Frühling eröffnete Cato vom Lago di Celano, Pompejus von Picenum her mit Erfolg den Angriff gegen die mittelitalischen Gebirgslandschaften. Als Cato gefallen war, trat der Legat Sulpicius an seine Stelle, und bestimmte nach einem großen Siege bei Teate (Chieti) die Marruciner zur Unterwerfung. Mehr und mehr gelang es in dieser Gegend, zum Theil durch Unterhandlungen, die tapfern Bergvölker zur Einstellung des Kampfes zu bestimmen. Den Hauptschlag aber führte der Consul Pompejus aus. Während verschiedene detachirte Corps die Kantone bis zu der Linie, wo Sulla operirte, durchzogen, warf er sich mit seiner Hauptmacht wieder auf das picenische Asculum, wo ein Theil der Bürger zur Einstellung des Krieges gestimmt gewesen zu sein scheint. Um seine Vaterstadt zu retten, eilte der italische Prätor Judacilius herbei. Ein wüthender Kampf zwischen 60,000 Italikern und 75,000 Römern führte zwar zu einem Siege des Consuls, aber es gelang doch dem Judacilius, sich mit einem Theile der Entschüttungstruppen in die Stadt zu werfen. Als der Widerstand der verzweifelten Einwohner, die natürlich auf Gnade nicht rechnen durften (S. 472), endlich erlahmte, ließ der grimmige Judacilius die Führer der römisch Gesinnten grausam hinrichten, gab sich dann selbst den Tod, und überließ es den Römern, als sie nun Asculum endlich wieder gewonnen hatten, das Blut des Servilius schrecklich zu rächen. Alle italischen Offiziere und die namhafteren Bürger, die ihnen in die Hände fielen, wurden hingerichtet, die übrigen Einwohner verloren ihr ganzes Eigenthum, welches der Consul konfiscirte, und wurden als Bettler ins Elend getrieben.

Während in so furchtbarer Weise der erste Brennpunkt des großen Aufstandes vernichtet wurde, hatten die Römer auch auf den übrigen Kampfplätzen erhebliche Fortschritte gemacht. Der Prätor Gajus Cosconius schlug den Italiker Marius Egnatius am Aufidus und eroberte fast ganz Apulien bis unter die Wälle von Venusia. Die Legaten Q. Metellus Pius (Sohn des alten Helden, der zuerst den Jugurtha geschlagen) und Gajus Cinna nöthigten die Marser zum Frieden. Pompejus selbst zwang zu Anfang des Jahres 88 die Vestiner und Päligner zur Ergebung. Der italische Senat hatte bereits früher Corfinium verlassen und war nach dem samnitischen Bovianum übergesiedelt.

Nicht minder energisch hatte Sulla den Krieg auf dem südlichen Kriegsschauplatze geführt, wo, wie wir wissen, die Italiker in dem ersten Kriegsjahre der Hauptsache nach siegreich gestritten. Der erste Stoß wurde gegen Campanien geführt. Hier wirkte auch die Flotte mit; nur daß die Seesoldaten, die nach Art der römischen Soldaten dieses Krieges und der folgenden Zeit eine schlimme Neigung zu Insubordination und Meuterei zeigten, ihren Führer A. Postumius Albinus ermordeten. Schnell nach einander wurden Stabiä (30. April 89) erobert und zerstört, dann Herculaneum von T. Didius unter Mitwirkung einer hirpinischen Legion am 11. Juni erstürmt. Sulla selbst schlug die Samniten unter L. Cluentius, als sie Pompeji entschütten wollten. Ein zweites durch keltische Söldner verstärktes Heer desselben Feldherrn wurde in Trümmern nach Nola zurückgeschleudert. Und nun drang Sulla mit ehernen Tritten siegreich in das Land der Samniten selbst ein. Der ohnehin in sich nicht einige Kanton der Hirpiner unterwarf sich, als seine Hauptstadt Compsa genommen und Aeclanum zerstört worden war. Ein gewaltiger Sieg über die Samniten unter Mutilus, der mit schwacher Macht nach Aesernia flüchten mußte, machte es dem Sulla möglich, gegen Ende des Jahres gegen Bovianum vorzudringen und nach einem neuen Siege auch diese Hauptstadt des tapfern Volkes zur Ergebung zu nöthigen, während Cosconius in Apulien immer größere Erfolge erkämpfte. Trotzdem hielt der Rest des italischen Senats, der nach Aesernia entwich, hielt der nach Samnium übergetretene marsische General Pompädius, hielten namentlich die zähen Samniten, bei denen der römerfeindliche Geist der alten Zeiten wieder erwacht war, noch immer hartnäckig aus. Noch immer standen tief im Süden 30,000 Mann, 1000 Reiter und 20,000 freigelassene bewaffnete Sklaven unter Silo, Mutilus und drei andern Feldherren gegen die Römer im Felde.

Freilich waren die Chancen dieser letzten Reste der Aufständischen nur gering. In Mittelitalien pacificirte im Jahre 88 der Proconsul Pompejus Schritt für Schritt die insurgirten Kantone der Abruzzen. In Apulien gewann der tapfere Metellus Pius nun auch Venusia zurück. In Samnium, wo der tapfere Silo momentan Bovianum wiedererobert hatte, kam es zu einer Hauptschlacht, in welcher der marsische Held von dem Legaten

Aemilius Mamercus geschlagen wurde und mit 6000 Mann den Tod fand. Ein Versuch des Italikers Lamponius, der in Lukanien den Römer A. Gabinius geschlagen hatte, Rhegion zu nehmen, scheiterte durch die rettende Hülfe des sicilischen Prätors Gajus Norbanus. Sulla endlich, zur Zeit Consul, unterwarf Campanien so vollständig, daß hier nur noch Nola zu bezwingen blieb. So näherte sich auch dieser schauderhafte Krieg, der Italien mit Blut getränkt und mit Ruinen erfüllt hatte, seinem Ende. Da brach aber über das römische Volk eine neue Fluth des Unheils herein; da entzündete sich ein neuer ungeheurer Brand, der das Reich, die Hauptstadt und die Halbinsel der Apenninen in einer bis dahin noch nicht gekannten Weise heimsuchte und alle Schrecknisse der letzten Jahre weit überbot. Ein Ocean von Blut überströmte den Osten des Reiches; eine neue Revolution loderte in Rom selbst auf; und an dieser wieder entbrannte der erste der furchtbaren Bürgerkriege, die schließlich in Italien dem Cäsarismus die Wege geebnet haben.

Drittes Kapitel.

Mithradates der Große. Sulla und der erste römische Bürgerkrieg.

Die Regierung der Optimaten in Rom hatte bis gegen Ende des zweiten Jahrhunders v. Chr. nach der Eroberung von Asia und nach Ueberlieferung dieser Provinz an die Ritter durch Gajus Gracchus den politischen Verhältnissen in der hellenistischen Welt und in den dieser benachbarten Staaten nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Noch schlimmer, während Asia, wie wir wissen, durch die Publikanen und die römischen und italischen Banquiers und Wucherer schonungslos ausgesogen und dadurch ein ingrimmiger Haß gegen die römische Herrschaft genährt wurde, hatte die schlaffe Oligarchie die Flottenmacht gänzlich verfallen und dadurch, soweit nicht wenigstens die allezeit rüstigen Rhodier eine Art von Seepolizei ausübten, die Piraterie der Kreter und der Kiliker im östlichen Mittelmeere zu einer schon damals entsetzlichen Höhe emporwachsen lassen. Das Unwesen war so schlimm geworden, daß man sich endlich im Jahre 103 entschloß, hier durchzugreifen. Der Prätor M. Antonius ging mit proconsularischer Gewalt an der Spitze einer Flotte nach Kilikien ab, und besetzte nach einigen Erfolgen gegen die Corsaren einen Theil des Uferlandes in dem westlichen oder rauhen Kilikien, während das ebene östliche Land in syrischen Händen blieb. Die Anlage dieser neuen Provinz hat zur Sicherung der Seefahrt nur wenig beigetragen. Aber hier war der Punkt, von dem jetzt neue Berührungen mit den kleinasiatischen Mächten ausgingen.

Zu den hier noch irgend bedeutenden Machthabern, nämlich den bithynischen und den kappadokischen, waren neuerdings zwei andere getreten, die seit Anfang des letzten Jahrhunderts v. Chr. für die Römer eine ganz unerwartete Bedeutung gewannen, nämlich die Könige des „pontischen" und des „armenischen" Reiches.

Das früher bereits mehrfach erwähnte pontische Reich datirte seine Entstehung von der Zeit des Unterganges des alten großen Alexandermarschalls Antigonos. Der junge Mithradates III., nachmals in Pontos der erste oder Ktistes genannt, der Sohn des gleichnamigen Häuptlings von Arrhina und Kios an der Propontis, war nach der durch Antigonos veranlaßten Ermordung seines Vaters (302) nach Paphlagonien geflohen und hatte in der wilden Zeit nach der Schlacht bei Ipsos vom Gebirge Olgassys aus auf der paphlagonischen wie auf der kappadokischen Seite des untern Halys ein neues Gebiet sich erobert, welches allmählich ostwärts bis über den Thermodon hinaus, also über die eigentliche Landschaft „Pontos“, dann später auch westwärts ausgedehnt worden ist.



Mithradates der Große.

Der (S. 423 fg.) mit den Römern befreundete pontische König Mithradates V. Euergetes war nicht allzulange nach der Niederwerfung des Aristonikos in Sinope (121/0) ermordet worden. Er hinterließ die Herrschaft seiner Gemahlin und seinem, etwa 132/1 geborenen unmündigen Sohne Mithradates VI. Eupator, den die Ueberlieferung „den Großen“ zu nennen pflegt. Dieser Fürst, der seine Abkunft von väterlicher Seite auf die Achämeniden, von der Mutter her auf die Seleukiden zurückführte, hatte eine böse Jugend. Die Vormünder, ja selbst die eigene Mutter, trachteten ihm nach dem Leben. So gewann in seiner Seele ein unergründliches Mißtrauen Raum gegen Jedermann. Er wich in reiferen Jahren den Gefahren seines eigenen Hofes aus, und wurde darüber, in den Bergen seines Landes als rüstiger Jäger umherziehend, ein harter Mann und bei imposanter Größe und gewaltiger Körperkraft ein unermüdlicher Läufer und Reiter, ein derber Soldat, dazu auch ein gewaltiger Schlemmer in Trunk und Liebe. Eine echte Sultansnatur, wie bis auf Suleiman II. das Haus Osman ihrer nicht wenige ähnliche hervorgebracht hat, sollte dieser kolossale Mensch bald genug der gefährlichste Feind seiner Feinde werden. Um 115 oder 113 setzte er sich zuerst in den wirklichen Besitz seines Reiches, indem er seine Mutter verhaften und im Kerker verkommen und einen jüngeren Bruder beseitigen ließ. Nun hatte das Reich einen Herrscher, wie noch keiner seiner Vorfahren gewesen war. Auch wenn wir absehen von den Sagen und den Uebertreibungen, die sich an seinen Namen geknüpft haben, so war er ein König, um die Völker des eigentlichen Orients zu begeistern, denen wesentlich die Offenbarung der Kraft imponirt. Mit seiner unbändigen Sinnlichkeit und der gewaltigen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, die leicht zu wildem Hasse und bei einmal mit Grund gewecktem Mißtrauen furchtbar schnell zu arger Gewaltthat ihn zu treiben pflegte, steht er in der Geschichte der

Machthaber zunächst des Orients nichts weniger als allein. Auch die Züge einer gewissen Neigung zu drastischer Gerechtigkeit fehlen bei ihm so wenig wie bei der finstern Gestalt etwa des Kambyses; so wenig wie die zerschmetternde Grausamkeit gegen den Feind, den er ins Auge gefaßt hat. Aber über das gewöhnliche Maß der regsameren Dynasten des nicht-griechischen Ostens erhebt ihn seine furchtbare Energie, seine ausdauernde Beharrlichkeit, eine gewisse Großartigkeit in seinen Unternehmungen, und namentlich die unermüdliche Rührigkeit und rastlose Thätigkeit, zu welcher ihn namentlich die einmal entflammte Gegnerschaft gegen die Römer angespornt hat. Die Gabe, die nationale Leidenschaft der asiatischen Völker aufzuregen, fehlte dem begabten Manne nicht, der die Sprachen aller Völker seines allmählich sehr bunt zusammengesetzten Reiches zu reden verstand. Nur daß ihm die höhere Gabe, ein Reich wirklich zu organisiren, nicht verliehen war. Vorläufig ist es ihm aber für längere Zeit zu Statten gekommen, daß er eine griechische Bildung erhalten hatte, und — obwohl von derselben nicht gerade sehr tief durchdrungen, — den Werth des Griechenthums sehr wohl zu schätzen wußte; wie denn mehrere der tüchtigsten Diener dieses Königs den griechischen oder doch den hellenistischen Gliedern seines Reiches angehört haben.

Es hat verhältnißmäßig lange gedauert, bis dieser energische und ländergierige Mann mit den Römern in kriegerische Berührung gekommen ist. Nicht zufrieden mit dem Besitze seines alten Reiches, welches sich, von Sinope aus beherrscht, auf der Südküste des schwarzen Meeres von Tios an ostwärts bis zu den kolchischen Grenzen ausdehnte, hatte er zunächst von seiner Ostgrenze aus, nämlich von der sogenannten eigentlichen „pontischen“ Landschaft her, zu Wasser wie zu Lande die Unterwerfung der östlichsten und der nördlichen Küstenländer des schwarzen Meeres in Angriff genommen. Nachdem er das sogenannte Kleinarmenien, nämlich das rechte Ufer des oberen Euphrat, das obere Lykosthal, und einen großen Theil des Gebietes der Chalyber und Tibarener, an sich gebracht, nöthigte er die Häuptlinge von Kolchis, der Landschaft am Phasis (j. Mingrelien und Imereti) mit der durch ihre Messen altberühmten Handelsstadt Dioskurias, sich ihm zu unterwerfen. Hier hat später als sein Statthalter ein Großoheim des berühmten Zeitgenossen der ersten Cäsaren, des Geographen Strabo, regiert, Moaphernes mit Namen. Noch bedeutsamer wurde das Eingreifen des pontischen Eroberers in die Zustände auf der Nordseite des schwarzen Meeres. Hier fanden sich neben den älter angesiedelten, anscheinend der mongolischen Gruppe zugehörigen, Skythen oder Skoloten die von Asien her eingerückten nomadischen Reiter- und Steppenvölker sarmatischer Art, und mehr westlich neben den bis zum Dnjestr ausgedehnten thrakischen Geten Splitter der deutschen Völkerfamilie, die zwischen dem Dnjepr und dem Delta der Donau vorgeschobenen Bastarnen und Peukiner. Die seit alter Zeit angesiedelten Hellenen auf der pontischen Nordküste von Olbia bis zur Krim und bis nach der Ostküste des kimmerischen

Bosporus, — auf der Krim namentlich die freie Stadt Chersonnesos, und auf deren Ostseite das kleine Reich der Pärisaden, der Fürsten von Pantikapäon (Kertsch), Theodosia und Phanagoria, — waren durch den Druck der benachbarten Barbarenvölker damals in eine sehr üble Lage gekommen. Es scheint, daß der Hülferuf der Griechen auf der Krim, die von den benachbarten Taurern schwer bedrängt wurden, den König Mithradates zuerst nach diesen Gegenden führte. Seine Erfolge waren glänzend. Seine Feldherren Neoptolemos und Diophantos wurden sowohl der wilden Völker auf der Krim, wie der Rhoxolanen (zwischen Don und Dnjepr) vollständig Meister. Die Griechen des kleinen Reiches von Pantikapäon und in Chersonnesos erkannten die Herrschaft des Königs an, die nun die ganze Krim und die benachbarten asiatischen Uferlandschaften „als bosporanisches Reich" umfaßte, und die Steppenvölker vom Kaukasus bis zum Delta der Donau traten mit ihm in Bündniß und lieferten ihm massenhafte Söldner. Aus dem bosporanischen Reiche zog Mithradates jährlich 200 Talente und 180,000 Scheffel Getreide.

Jetzt, wo Mithradates seine Macht nahezu verdoppelt hatte, gedachte er, auch in Kleinasien sich auszubreiten. Die Römer, damals durch Jugurtha, Kimbrer und Teutonen ausreichend beschäftigt, wurden ihm nicht hinderlich. So konnte er (nach 106 v. Chr.) sich ungestört mit dem seit 147 v. Chr. regierenden Nikomedes II. von Bithynien zur Theilung von Paphlagonien verbinden, hier (103) die einheimische Dynastie, deren alte direkte Linie damals ausgestorben war, vertreiben, dann aber seine sichere Oberhoheit über die galatischen Häuptlinge ausdehnen, und weiter seine Intriguen auch gegen das kappadokische Reich richten, wo er nun mit Nikomedes zusammenstieß, der schon über Paphlagonien sich wieder mit ihm veruneinigt hatte. In Kappadokien, dessen Hof an blutigen Familiengreueln mit denen der übrigen hellenistischen Höfe siegreich wetteiferte, war des in dem letzten Pergamenischen Kriege gefallenen (S. 423) fünften Ariarathes Sohn Ariarathes VI. Epiphanes, des pontischen Großkönigs Schwager, auf des letzteren Veranlassung um d. J. 105 durch den mächtigen kappadokischen Häuptling Gordios ermordet worden. Nachher ergriff der bithynische König die Gelegenheit, die verwittwete Königin Laodike zu heirathen (103), um sich in dem vielbegehrten Lande festzusetzen. Nun aber schritt Mithradates, angeblich zum Schutze seines unmündigen Neffen, mit starker Macht ein, vertrieb den Nikomedes (102/1) und erhob den jungen Ariarathes VII. auf den Thron. Bald aber kam es zwischen Oheim und Neffen zum Bruche, und schon i. J. 100 ermordete der wilde pontische Eroberer vor den Augen der Heere beider Machthaber seinen Neffen mit eigener Hand. Dann erhob er nominell seinen eigenen achtjährigen Sohn als Ariarathes VIII. zum kappadokischen König, während jener Gordios die Leitung der Geschäfte übernahm. Der Versuch eines jüngeren Bruders des ermordeten Ariarathes VII., sein Erbrecht geltend zu machen, scheiterte; mit seinem Tode starb (94 v. Chr.) die alte Dynastie aus. Als nun aber auch Nikomedes von Bithynien einen Prä=

tendenten aufstellte, und endlich der römische Senat zur Entscheidung gerufen wurde, bei dem ohnehin von allen Seiten, auch von den Barbaren aus der Krim, Beschwerden gegen die Uebergriffe des pontischen Königs sich sammelten (93 v. Chr.), entschied die römische Politik dahin, daß sowohl Paphlagonien wie Kappadokien von den fremden Machthabern geräumt werden und den kappadokischen Magnaten das Recht einer neuen Königswahl zustehen sollte. Noch war damals der Nimbus der römischen Macht so gewaltig, daß für den Augenblick ihre Befehle Nachachtung fanden. Als aber die Kappadoker den Häuptling Ariobarzanes I. zu ihrem König wählten, und nun doch Mithradates andauernd zu Gunsten des Gordios agitirte und namentlich den mächtigen König von Großarmenien, den Tigranes II., veranlaßte, letzteren durch seine Armee in Kappadokien zu unterstützen, da wandte sich Ariobarzanes wieder um Hülfe nach Rom. Die Sache wurde jetzt ernsthaft; es schien schon jetzt eine neue, schnell sich erhebende, asiatische Macht gegen Rom auftreten zu wollen. Die junge parthische Großmacht war nach dem Siege über Antiochos Sidetes (S. 374) durch furchtbare Einbrüche turanischer Steppenvölker seit 128 v. Chr. in die schwerste Bedrängniß gerathen. Der Untergang des Königs Phrahates II. unter den Schrecken einer entsetzlichen Niederlage, sowie die Ausbreitung der wilden Eroberer über den baktrischen Südosten, über das innere iranische Land, das damals den Namen Sakastene (Sedschestan) erhielt, und über einen Theil des Industhales nöthigte seinen Vetter, den neunten Arsakiden Mithradates II., (124—87) zu sehr schwierigen Kämpfen, unter denen nur allmählich die Macht der Parther auf ihrer Ostseite kräftig hergestellt werden konnte. Später war es dann gelungen, sowohl auf der syrischen wie auf der armenischen Seite die Reichsmacht auszudehnen, und namentlich das armenische Land unter parthische Oberhoheit zu bringen. Aber gegen Ende der Regierung dieses Partherkönigs entstanden in seinem Reiche erhebliche Unruhen, die durch die Großen des Landes, ja durch den eigenen Bruder des Königs, Orodes, veranlaßt waren. Darüber konnte der seit 94 v. Chr. in Armenien regierende König, der „Artaxiade" Tigranes II., der sich mit dem pontischen Großkönig verbündet und dessen Tochter Kleopatra geheirathet hatte, nicht nur sein eigenes Gebiet, das Land der Artaxiaden (das nordöstliche Armenien, Erzerum, Kars, Wan und Eriwan) von der Herrschaft der Arsakiden losreißen, sondern auch das südwestliche Armenien, Sophene, das Gebiet der „Zariadriden", an sich reißen, und eine angreifende Politik gegen Parther und Seleukiden einleiten. Als er jetzt aber für seinen Schwiegervater in Kappadokien eingefallen war, schritten die Römer mit Kraft ein.

Es war der kluge und energische Sulla, zur Zeit Statthalter in der neuen Provinz Kilikien, der hier das römische Interesse mit erstaunlicher Kraft und Umsicht vertrat. Der gewaltige Mann überschritt im Auftrage des Senats mit geringer Macht, durch die asiatischen Bundesgenossen unterstützt, den Tauros und schlug 92 v. Chr. den Gordios und dessen armenische Hülfs-

truppen aus Kappadokien heraus. Als Sulla bei diesem Feldzuge zuerst den Eufrat erreichte, kam es auch zu einer Konferenz mit parthischen Gesandten. Die Eifersucht des Partherkönigs auf die neuen Erfolge der Armenier und auf die noch bedenklichere Macht des pontischen Großkönigs bestimmte ihn, damals mit den Römern in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Das hinderte ihn freilich nicht, nachher seinen Gesandten enthaupten zu lassen, weil derselbe bei jener Zusammenkunft mit Sulla sich durch den großen Römer von dem Ehrenplatze hatte verdrängen lassen.

Zum Schaden der Römer war aber Sulla nur vorübergehend im Orient. Kaum hatte dieser seine Provinz wieder verlassen, so begannen die Intriguen des Mithradates von Neuem, der jetzt nicht nur die zur Zeit seiner Minderjährigkeit durch den Senat verfügte Zurücknahme Großphrygiens (S. 424), sondern auch die jüngste Demüthigung zu rächen trachtete. Die Zerrüttung der römischen Welthauptstadt durch den wilden Parteizwist im Jahre 91 auf Grund des Kampfes um die Rogationen des Livius Drusus gab ihm die besten Chancen in die Hand. Tigranes mußte nun doch wieder mit seinen Truppen in Kappadokien einbrechen und jetzt mit pontischen Schaaren vereint an Stelle des Ariobarzanes den Ariarathes VIII. wieder als König einführen. Mehr aber, als in derselben Zeit auf den alten bithynischen König Nikomedes II. dessen ältester, aus unebenbürtiger Ehe stammender Sohn Nikomedes III. folgte, den auch der Senat anerkannte, veranlaßte der pontische Intrigant einen jüngeren Stiefbruder, den Sokrates Chrestos, der sich besseren Rechtes rühmte, als Prätendent aufzutreten, und machte es ihm durch heimliche Unterstützung möglich, sich der Herrschaft zu bemächtigen.

Als die vertriebenen Häuptlinge Nikomedes III. und Ariobarzanes klagend in Rom erschienen, konnte der Senat, durch die Schrecknisse des italischen Aufstandskrieges unmittelbar bedroht, wie er war, nichts Anderes thun, als im Jahre 90 den (S. 462) energischen und erfahrenen Consular Manius Aquillius als Gesandten nach Kleinasien schicken und denselben auf die Mittel des Statthalters von Asien und der asiatischen Bundesgenossen verweisen. Noch immer scheute König Mithradates den offenen Krieg gegen die Römer. Die alte Scheu der Asiaten vor der Wucht der Legionen lag auch ihm in den Gliedern, und so ließ er die denkbar günstigste Zeit, die ihm gerade jetzt der italische Krieg gewährte, unbenutzt verstreichen. Obwohl er die Aufforderung des römischen Gesandten, bei der Herstellung der „Ordnung" mitzuwirken, nicht beachtete, ließ er es zu, daß Aquillius mit Hülfe der römischen Besatzung von Asien, wie auch phrygischer und galatischer Milizen, die vertriebenen Könige Nikomedes und Ariobarzanes nach ihren Residenzen zurückführte. Jener Sokrates wurde sogar auf Anlaß des pontischen Königs aus dem Wege geräumt. Da brachte aber die ungeheure Thorheit des Aquillius die Lawine ins Rollen. Wohl war die Politik der Könige Mithradates und Tigranes eine derartige gewesen, daß

die altherkömmliche Praxis römischer Politik es nahe genug legte, gegen diese neuen Machthaber endlich mit durchschlagender Kraft vorzugehen. Nun aber mußte sich der römische Staatsmann in Asien doch sagen, daß trotz der Abwendung der ersten und größten Gefahr in Italien wenigstens jetzt noch nicht die Zeit war, um das römische Reich in einen neuen und möglicherweise höchst gefährlichen Krieg zu verwickeln. Aquillius aber wußte offenbar nicht, was er that. Man muß annehmen, daß er einerseits die wirkliche Macht und den Charakter des Mithradates nicht kannte, daß er andrerseits durch die leichten und schnellen Erfolge Sullas in Asien über die Schwierigkeit seiner Unternehmung sich täuschen ließ. Sehr wesentlich durch seine Gier nach Ruhm, und noch mehr nach Geld und Beute gestachelt, beschloß er, unter allen Umständen einen Krieg mit Mithradates zu provociren. König Nikomedes III., wegen der Kriegskosten und persönlicher Zusagen der Schuldner des Aquillius, mußte den Krieg an Mithradates erklären und plündernd in das Gebiet von Amastris einfallen. Und als Mithradates noch immer zauderte und nur von Aquillius verlangte, die Römer sollten entweder den Frieden vermitteln, oder ihm die Vertheidigung gegen die Bithynier gestatten, oder aber es solle der Senat als Schiedsrichter entscheiden: da erklärte Aquillius, der König müsse unter allen Umständen sich des Kampfes gegen Nikomedes enthalten!

Damit war die Geduld des Mithradates erschöpft, und die Römer sahen sich einem Gegner gegenüber, wie sie seit Hannibals Tode keinen mehr zu bekämpfen gehabt hatten. Mithradates richtete nunmehr, seit dem Herbst des Jahres 89 v. Chr., seine ganze gewaltige Energie auf den Vernichtungskrieg gegen die Römer. Sofort befahl er seinem Sohne Ariarathes VIII., wieder in Kappadokien einzurücken. Er selbst aber knüpfte Verbindungen nach allen Seiten an. Während die Parther sich streng neutral hielten, wurde die Allianz mit Armenien noch fester geschlossen, Botschafter nach Alexandrien geschickt, die noch unabhängigen Kreter, deren viele in pontische Dienste traten, in das Interesse des Königs gezogen, Bewegungen in Thrakien und Makedonien vorbereitet, und in erster Reihe Verbindungen mit der gegen die Römer furchtbar erbitterten, entsetzlich ausgesogenen hellenistischen, griechischen und asiatisch-nationalen Bevölkerung der Provinz Asia angeknüpft. Und während überall im Osten die massenhaften Corsaren als „pontische Kaper" die Flotte des Königs verstärkten, römische und italische Flüchtlinge zu einem Corps vereinigt wurden, bot Mithradates selbst seine Kräfte in gewaltiger Stärke auf. Abgesehen von armenischen Hülfsschaaren soll der König die gewaltige, freilich nach Art des Orients sehr bunt gemischte und keineswegs einheitlich organisirte, Streitmacht von 250,000 Mann und 40,000 Reitern aufgestellt haben, die zum Theil unter vortrefflichen Heerführern stand. Eine Flotte von 400 Schiffen beherrschte das schwarze Meer. Gegen diese enorme Uebermacht konnten die Römer sich nur erst defensiv verhalten. Wohl wurde jetzt in Rom bestimmt, daß Sulla als

Consul des Jahres 88 sein Heer aus Unteritalien nach Asien führen sollte, sobald er nur ohne unmittelbare Gefahr diesen Kriegsschauplatz verlassen könnte. Aber zunächst war Aquillius angewiesen auf das bithynische Heer in der Gegend von Amastris, und auf die durch asiatische Milizen verstärkten kleinen römischen Abtheilungen, mit denen er selbst in Bithynien, der Statthalter L. Cassius in Galatien, der kilikische Statthalter Quintus Oppius in Kappadokien stand. Die bithynisch-römische Flotte hielt den Bosporus.

Mithradates eröffnete im Beginn des Frühjahrs 88 v. Chr. den Krieg mit einem furchtbaren und auf allen Punkten höchst erfolgreichen Anprall. Seine ausgezeichneten griechischen Heerführer Archelaos und Neoptolemos schlugen an dem zum Halys strömenden Flusse Amnias das bithynische Heer bei dem ersten Zusammentreffen aufs Haupt. Und da die asiatischen Milizen der Römer, — ohnehin durch Mithradates mit großer Klugheit überall geschont, und entlassen wo sie als Gefangene in seine Hände fielen, — vor den furchtbaren Angriffen der pontischen Generale nirgends Stand hielten, so konnten die drei römischen Offiziere mit ihren italischen Soldaten allein das Feld nicht behaupten. Aquillius hatte nach einer Niederlage am Sangarios nach Pergamon retiriren müssen. L. Cassius war aus Phrygien nach den festen Plätzen am oberen Mäander (namentlich Apameia Kibotos) gewichen. Der in Kappadokien geschlagene Oppius hielt in seiner Nähe am Lykos die Stadt Laodikeia. Als aber das pontische Heer unter dem Jubel der Einwohner, die mit nur wenigen vereinzelten Ausnahmen den Mithradates als Befreier, als „rettenden Gott" begrüßten, auch die römische Provinz Asia überschwemmte; als Aquillius von Pergamon nach Lesbos flüchtete; als auch der Bosporus in die Hände der pontischen Flotte fiel, und nun gar die Botschaft aus Italien kam, daß (s. unten) der gefürchtete Sulla zu Hause im offenen Kriege gegen seine römischen Gegner stehe: da schien es mit der römischen Macht in Asien für immer vorbei zu sein. Jetzt konnten die früheren Unterthanen, wie der Großkönig selbst, bei dem nun die Barbarennatur zum Durchbruch kam, ihrer Rache freien Lauf lassen. Die Einwohner von Laodikeia lieferten dem Mithradates den Oppius gebunden aus, die von Lesbos aber den Aquillius. Mit der ganzen Gemeinheit und wüsten Blutgier des Orientalen schlimmster Art, der die lange verhaltene Rachgier in vollen Zügen zu befriedigen sucht, ließ der König den gefürchteten Römer, den Anstifter des Krieges, unter Schimpf aller Art auf einen Esel gebunden durch die Städte Kleinasiens führen und ihn endlich zu Pergamon ermorden, indem er ihm geschmolzenes Gold in den Schlund gießen ließ! Dabei blieb er aber nicht stehen. Es galt, auch an dem römischen Volke persönlich für sich und die Asiaten schwere Rache zu nehmen, und zugleich die wankelmüthigen Asiaten, denen er außerdem alle rückständigen Steuern erließ und für fünf Jahre Steuerfreiheit versprach, durch einen breiten Blutstrom für immer von den Römern zu trennen. Er erließ daher von Ephesos aus an alle von ihm abhängigen Städte und Befehlshaber

den Befehl, daß an einem bestimmten Tage alle in ihrem Bereich befindlichen Menschen römischer und italischer Abkunft, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, freie und unfreie, ermordet, ihre Güter eingezogen werden und zur Hälfte an die Mörder, zur Hälfte an seinen Schatz fallen sollten. Mit Ausnahme weniger Orte, wie namentlich der Insel Kos, fand Mithradates überall willige Henker; sein Befehl wurde auf vielen Stellen von der griechischen, gräcisirten und orientalischen Bevölkerung mit einem schauerlichen Raffinement der Grausamkeit vollzogen. Die Schrecknisse der „dänischen Nacht", der sicilischen Vesper, der indischen Greuel im Jahre 1857, und ähnlicher Prachtblüthen menschlicher Bestialität reichen nicht entfernt heran, um die vollen Farben für das Höllengemälde dieses blutigen Festes der Rache und der Raubgier zu liefern. Die Vertilgung war vollständig. Es sind damals nach den geringsten Angaben 80,000, nach der höchsten 150,000 Menschen lateinischer Zunge ermordet worden.

Gleichzeitig ordnete Mithradates seine neuen Eroberungen. Pergamon wurde die neue Reichshauptstadt, und Kappadokien, Phrygien und Bithynien nunmehr zu pontischen Satrapien gemacht.

Die gräßliche Vertilgung alles lateinischen Volkes in Asien sollte sich für den König als sehr verderblich erweisen. Hatte er einerseits die arge Thorheit begangen, auch die Italiker durch die Niedermetzelung ihrer Angehörigen nothwendig zu Genossen der römischen Rächer zu machen, so mußten andrerseits die Römer unter allen Umständen durch diese Greuelthat zur nachdrücklichsten Energie angestachelt werden. Schon jetzt aber schlug sich gegen einen solchen Bluthund Alles in Asien, was nicht an Abfall dachte, mit wahrhaft verzweifelter Energie. Außer einem Theile Paphlagoniens fanden die Pontiker namentlich in der südwestlichen Ecke von Kleinasien zähen und erfolgreichen Widerstand. Die lykischen Städte, ein Theil der karischen Festungen, unter denen namentlich Magnesia a. M. selbst dem Archelaos glücklich Trotz bot, und namentlich die Insel Rhodos hielten fest zu Rom. Die treuen Rhodier, bei denen sich alle Flüchtlinge aus Asien, namentlich der Statthalter L. Cassius, sammelten, bestanden alle Angriffe der weit überlegenen Land- und Seemacht des Königs mit derselben Tapferkeit und mit demselben Glück, wie einst die des Demetrios Poliorketes.

Nun aber waren die römischen Truppen weit entfernt, welche die Blutrache für die asiatischen Greuel zu vollziehen hatten. Die inneren Kämpfe unter den Römern selbst hatten dem Mithradates ein kostbares Jahr gewährt, und der neue Großkönig des Orients, der seine neue Herrenstellung auch durch die Prägung von Goldmünzen inaugurirte, hatte nicht gesäumt, seine Armeen nun auch über das von seiner Flotte beherrschte ägäische Meer nach den Landschaften der Balkanhalbinsel zu schicken. Es galt, sowohl auf der Nordhälfte, wie in dem häfenreichen Griechenland festen Fuß zu fassen, die Römer womöglich auch hinter die Adria zurückzuschleudern. Schon die wüthende Heftigkeit, mit welcher seit 92 v. Chr. die wilden Stämme

an der östlichen und nördlichen Grenze Makedoniens diese Provinz heimsuchten, wird auf Intriguen des Mithradates zurückgeführt. Der im J. 89 hier thätige, sehr tüchtige, römische Statthalter Gajus Sentius Saturninus hielt nun zwar wacker Stand; bald aber wurde seine Lage sehr schwierig. Die ungeheuren Erfolge der Pontiker hatten auch in Griechenland eine gewaltige Aufregung hervorgerufen, und weithin bei der sanguinischen Demokratie die Hoffnung belebt, unter den Auspicien des pontischen Großkönigs sich der lästigen Römerherrschaft wieder entziehen zu können. Die Oligarchie verlor überall die Zügel aus der Hand. Der erste Mann aber, der die Pontiker nach Griechenland leitete, war ein Athener. Der Peripatetiker Aristion, bis dahin nur als eine ziemlich zweideutige Persönlichkeit und als ein Mann bekannt, der durch seine Vorträge in verschiedenen Gegenden Griechenlands sich ein erhebliches Vermögen gemacht hatte, übrigens nicht ohne Einfluß bei den Massen seiner Stadt, war nach den ersten großen Siegen des Königs von dem Demos als Botschafter nach dem pontischen Hoflager geschickt, hier von Mithradates vollständig für seine Sache gewonnen worden, und dann mit den Aufträgen des Königs nach Athen zurückgekehrt. Hier setzte er nun das Volk in ungestüme Bewegung, ließ sich zum ersten Strategen ernennen, beseitigte alle durch die Römer (S. 365 fg.) dem Demos auferlegten Beschränkungen, und begann dann in der grausamsten und gewaltsamsten Weise die römisch gesinnte Oligarchie zu verfolgen und aus der Stadt zu vertreiben. Sein Versuch freilich, die von den Römern inzwischen militärisch besetzte reiche Insel Delos zu nehmen, scheiterte gänzlich. Nun aber setzten sich die pontischen Massen von zwei Seiten her gegen die Balkanhalbinsel in Bewegung. Des Königs früher in Kappadokien beschäftigter Sohn, Prinz Ariarathes, führte gegen Ende des Jahres 88 ein starkes Heer über den Hellespont, besetzte Thrakien, machte Abdera und Philippi zu seinen Stationen, und brachte den Römer Sentius in Makedonien in die schwerste Bedrängniß. Die Kykladen aber gewann eine mächtige Flotte und Armee unter Archelaos und Metrophanes. Die Insel Delos wurde erobert und verheert, 20,000 Römer und Italiker hier niedergehauen. Dann fiel Euböa in pontische Hände. Erst jetzt kamen die Erfolge der Asiaten zum Stehen. Des Sentius wackerer Legat Bruttius Sura hielt Demetrias gegen die Angriffe des Metrophanes mit gutem Erfolge. Als er dann dem Archelaos, der den Peiräeus besetzt und nun die Böoter und die Peloponnesier insurgirt hatte, entgegenging, um zunächst das treue Thespiä zu retten, vermochte er anfangs die Asiaten und Athener bei Chäroneia siegreich aufzuhalten. Als aber (im Frühjahr 87 v. Chr.) auch die Peloponnesier dem Archelaos zuzogen, mußte er doch nach den Thermopylen zurückweichen und hier sich zu halten versuchen, bis endlich der gefürchtete Sulla wirklich auf griechischem Boden erscheinen konnte.

Es war eine neue Revolution und die erste Phase des Bürgerkrieges gewesen, was die Legionen der Römer und deren besten Feldherrn so verhängnißvoll lange in Italien zurückgehalten hatte. Wie aufgeregt schon während des zweiten Jahres des italischen Kriegs (89 v. Chr.) unter dem Drucke der erschütternden Katastrophen und namentlich der schweren finanziellen Verluste dieser unheilvollen Zeit die Stimmung der Parteien sich gestaltet hatte, war schon aus der unerhörten Thatsache zu ersehen, daß der städtische Prätor A. Sempronius Asellio von einem Volkstribunen und einer Schaar erbitterter Gläubiger bei einem Opfer vor dem Tempel der Eintracht todtgeschlagen wurde, weil er in arger Thorheit lediglich mit Hülfe alter, verschollener, jetzt grundstürzend erscheinender Gesetze den Schuldnern hatte Hülfe schaffen wollen. Aber es war unerhört, daß die Blutthat völlig straflos blieb. In vollen Flammen jedoch schlug das unter der Asche glimmende Feuer in Rom erst im Jahre 88 v. Chr. auf, als ein hochbegabter Staatsmann sich an die Spitze einer neuen Bewegung gestellt hatte. Es war dieses kein anderer, als der frühere Parteigenosse des Livius Drusus, der in dem italischen Kriege wiederholt als Feldherr glänzend bewährte Publius Sulpicius Rufus. Wie uns aber der Einblick in die Motive verschiedener der Anträge verschlossen ist, mit denen er als Volkstribun des Jahres 88 hervortrat, so ist auch die moderne Forschung nicht einig über die Veranlassung, die diesen ursprünglich zu dem reformfreundlichen Theile des Adels gehörigen Mann zu schließlich sehr revolutionären Schritten getrieben hat. Läßt ihn eine Ansicht aus sehr persönlich egoistischen Ursachen sich von Anfang an dem nach der Führung des pontischen Krieges begierigen Marius nähern, so daß dann alle seine Schritte nur der Ansicht gedient hätten, dem alten grollenden Feldherrn das ersehnte Kommando zu verschaffen: so schreibt die andere wohl mit größerem Rechte dem kühnen Manne zunächst wirklich patriotische Absichten zu, und läßt ihn nur erst durch seine Ueberstürzung, Kurzsichtigkeit und thörichte Verbindung mit Marius zum Verderber des Staates werden.

Sulpicius beantragte nämlich eine Reihe von Rogationen sehr verschiedenen Charakters, bei denen allerdings auf einigen Punkten das politische Motiv recht wohl zu erkennen ist, und deren eine wenigstens in sehr eigenthümlicher Art einen richtigen Gedanken mit persönlicher Malice verquickt erscheinen läßt. Der Antrag, die durch unfreie Gerichte während d. J. 91/90 v. Chr. verurtheilten Männer aus der Verbannung zurückzuberufen, sollte seine alten Freunde von der Partei des Crassus und des Livius Drusus wieder rehabilitiren. Dagegen war es wohl nicht bloß das reine Interesse für die politische Hebung des Senats, sondern auch der bittere Hader, in den er auf Grund sehr gerechter Motive gleich zu Anfang seines Tribunats mit dem großen Hause der Julier und anderen Machthabern gerathen war, wenn er beantragte, daß jeder Senator, der angeblich mehr als 2000 Denare schuldig sei, aus dem hohen Rathe des Reiches ausscheiden solle. Wenn er

ferner verlangte, daß die Freigelassenen in allen Tribus Stimmrecht haben sollten, so war dieses anscheinend eine demagogische Forderung, durch welche er sich für seine weiteren Pläne bei den Stadtrömern einen sichern Rückhalt zu schaffen suchte. Aber sein Hauptplan war es, die vollständige politische Gleichstellung der italischen Neubürger mit den Römern durchzusetzen. Die Sache war von hohem patriotischen Interesse, und ein sehr verdienstliches Werk. Noch immer war die Lage Italiens in hohem Grade unbefriedigend. Zwar galt der entsetzliche Krieg auf der Halbinsel, der dem Lande 300,000 Menschen geraubt und weite Strecken wieder verwüstet hat, als der Hauptsache nach überstanden. Noch aber waren, wie wir wissen (S. 480), die Reste der Samniten unter den Waffen. Und während ein Theil der zum Frieden gezwungenen, wirklich unterworfenen, italischen Gemeinden bisher weder das Bürgerrecht erworben, noch die Herstellung der alten, durch den Aufstand zerrissenen Verträge erlangt hatte, grollten die bereits in Masse aufgenommenen Neubürger weithin, weil sie nur erst in acht Tribus (S. 479) ihr Stimmrecht ausüben konnten. Es lag auf der Hand, daß sie bei solcher Stellung sehr leicht durch die Massen der rein römischen Tribus überstimmt werden konnten. Mußte man nun immerhin zugestehen, daß die Römer, — da sie einmal bei dem verderblichen System der souveränen Urversammlungen des Volkes beharrten, — nicht ohne Bedenken auf die plötzliche Einströmung mehrerer Hunderttausende neuer Bürger blicken konnten: die Gefahr war doch weit größer, wenn man die Neubürger jetzt in so kränkender Weise zurücksetzte, sie noch immer als Römer „zweiter Klasse" behandelte, und auf diese Weise sie zu natürlichen Werkzeugen für jeden neuen Demagogen prädestinirte. Wie es scheint, so wollte Sulpicius ein zerstörender Radikaler nun eben nicht sein, sondern eine gesunde Politik zum Durchbruch bringen; sei es daß er einfach in dem Sinne seines Freundes Livius Drusus handelte, sei es daß er selbst als General während des Krieges gegen verschiedene der von ihm pacificirten Völker bestimmte Zusagen gemacht hatte. Genug, er forderte jetzt die einfache Vertheilung der Neubürger durch sämmtliche Tribus. Weil er aber bei dem zähen Widerstand eines Theiles des Senats und namentlich der Ritter nicht Lust hatte, sich dem Schicksal der Gracchen auszusetzen, so griff er zu dem Gewaltmittel, sich mit einem gedungenen Gefolge von 3000 Leuten und mit einem Geleit von 600 jungen Männern aus besser situirten Familien, die man seinen „Gegensenat" nannte, zu umgeben. Der Senat und die ihm feindlichen Consuln Q. Pompejus Rufus und Sulla suchten ihm zu begegnen, indem sie einen Geschäftsstillstand verkündigten, während dessen keine Volksversammlungen stattfinden durften. Jetzt griff Sulpicius aber zu Gewaltmitteln. Wie schon vorher in kleinerem Umfange, so kam es unter seiner Agitation zu einem großen Tumult, bei welchem die Parteien einander mit Stöcken und Steinen bekämpften. Sulla selbst entging dabei nur dadurch dem Tode, daß er in dem Hause des Marius Zuflucht fand. Der Geschäfts-

stillstand mußte aufgehoben werden, und nun nahmen die Comitien die Anträge des Sulpicius an.

Sulla verließ sofort die Stadt und eilte zu seiner Armee nach Campanien. Wie damals die Dinge in Kleinasien sich gestaltet hatten, wo Mithradates seine ersten gewaltigen Erfolge erfocht und für die römische Kaufmannswelt kolossale Summen verloren gingen, ist es ziemlich wahrscheinlich, daß dieser Feldherr, der auch später — die schauerlichste Revolution hinter sich — in erster Reihe die Niederwerfung des pontischen Machthabers verfolgte, jetzt nicht daran dachte, die Scenen auf dem Markte in Rom zu rächen, sondern nur die Absicht hatte, möglichst schnell Nola (S. 481) zu erobern, und dann sofort sein Heer nach Asien zu führen, um dort den ihm durch den Senat bereits zugetheilten Krieg zu leiten, für den er durch seine glänzende Tüchtigkeit und seine Kenntniß des Orients vor allen andern prädestinirt war. Unglücklicherweise glaubte dagegen Sulpicius, den Anmarsch der Legionen aus Campanien fürchten zu müssen. Einmal mit dem Senat und dem Consul verfeindet, schloß er sich, so scheint es, jetzt eng an Marius an, dessen Hülfe gern gewährt wurde, aber nur unter der Voraussetzung, daß der asiatische Krieg in die Hände des alten Feldherrn gelegt werde, der in seinem Grolle über die andauernde Zurücksetzung und Mißachtung Seitens des Adels, und in seiner seit Ausgang des numidischen Krieges unablässig gewachsenen Eifersucht auf Sulla gerade nach diesem Commando glühend sich sehnte.

Um also Sulla für sich unschädlich zu machen und Marius' Wünsche zu erfüllen, setzte Sulpicius bei der Gemeinde den trotz Allem, was seit der ersten Abordnung des Marius nach Afrika geschehen war, unerhörten Beschluß durch, welcher dem Sulla das Commando entzog und statt seiner den alten Marius, der zur Zeit nur Privatmann war, mit proconsularischer Gewalt an die Spitze der campanischen Armee stellte und ihm zugleich die Führung des asiatischen Krieges übertrug. Zwei Volkstribunen gingen nach Nola ab, um dem Sulla das Commando abzunehmen. Jetzt aber versagte zum ersten Male in der römischen Geschichte die Gewalt der alten Verfassungsformen, arg gemißbraucht, wie sie war, gegenüber der Armee. Die campanische Armee zeigte, daß die Umwandlung des römischen Heeres aus einem Bürgerheere in ein aus Proletariern geformtes Landsknechtsheer, wie sie der italische Krieg vollendete, den Geist der Legionen nunmehr dahin verändert hatte, daß sie sich nicht mehr bedachten, dem bei ihnen populären Feldherrn selbst gegen die eigene Vaterstadt zu folgen. Sulla selbst war der erste Römer, dessen harte und rücksichtslose Art, dessen kühle Betrachtung der realen Verhältnisse, den Zauber durchbrach, mit welchem bis auf ihn Gesetz und Pietät selbst die Willkür des souveränen Volkes und seiner Tribunen umgeben hatte. Sein Heer war ihm gänzlich ergeben, und wollte sich weder seinen Führer noch den beutereichen Krieg in Asien rauben lassen. Die Rede, mit welcher Sulla den Soldaten die Lage schilderte, riß dieselben

dazu fort, daß sie die Boten aus Rom erschlugen, den Feldherrn aber aufforderten, sie sofort gegen seine Feinde in Rom zu führen. Nur die höheren Offiziere der Armee, einen ausgenommen, fühlten sich noch zu sehr als Bürger, um sich bei solchem Zuge zu betheiligen. Sulla selbst brach mit etwa 35,000 M. ohne Weiteres nach Norden auf, zog unterwegs den anderen Consul an sich, und drang unaufhaltsam gegen die Hauptstadt vor. Er ließ sofort durch eine Legion im Westen die Tiberbrücke besetzen, im Osten durch je eine seiner Heersäulen die Porta Cälimontana und die Collina. Eine vierte wurde als Reserve außerhalb der Stadt gehalten, und mit zwei anderen Legionen drang Sulla selbst durch die Porta Esquilina in die Stadt ein. Der Pöbel und die bewaffneten Massen, die Marius und Sulpicius auf die Beine gebracht hatten, suchten zuerst durch Massen von Geschossen aus den Häusern die Truppen aufzuhalten, bis Sulla mit Brandlegung drohte. Nach einem harten und schwierigen Kampfe auf dem esquilinischen Marktplatz mußten die Marianer weichen; ein letztes Gefecht am Tempel der Tellus, da wo die Senkung des Esquilin gegen das Forum begann, machte allem Widerstand ein Ende. Am Abend war Sulla Meister der Hauptstadt. Die Truppen bivouakirten Nachts auf dem Forum.

Sulla benutzte seinen vollständigen Erfolg bei aller durchschlagenden Energie seines Auftretens mit einer unerwarteten Mäßigung. Wie jetzt die Dinge in Asien sich gestaltet hatten, und gegenüber der Schreckensbotschaft von dem allgemeinen Römermord in der pergamenischen Provinz, verfolgte er ersichtlich den Plan, die Dinge in Rom in einer für die Optimaten günstigen Weise möglichst schnell zu ordnen, um dann so rasch als es anging das ionische Meer überschreiten zu können. Plünderungen und sonstige Excesse der Soldaten in Rom wurden mit Energie verhindert. Auch sollte von blutigem Wüthen gegen die geschlagene Partei nicht die Rede sein. Dagegen bedachte der harte Mann sich nicht, zwölf Führer derselben, an ihrer Spitze den Sulpicius, den alten Marius und dessen Sohn, unter Vorbeschluß des Senats durch das „Volk“ als Feinde des Vaterlandes ächten zu lassen. Von diesen verfiel jedoch nur Sulpicius durch Verrath eines Sklaven bei Laurentum dem Untergange. Sein Haupt wurde auf Sullas Befehl auf der Rednerbühne am Forum zur Schau gestellt: der gräßliche Anfang einer Reihe künftiger Greuel seitens aller Parteien. Sehr charakteristisch aber für Sulla ist es, daß er zwar dem treulosen Sklaven als Lohn für seine That die Freiheit schenkte, ihn aber dann als Verräther an seinem Herrn von dem Tarpejischen Felsen stürzen ließ.

Nach der politischen Seite dagegen ließ Sulla zunächst die neuen Gesetze des Sulpicius durch Beschluß der Gemeinde wieder aufheben. Es war dieses in Sachen der „italischen“ Streitfrage ein schwerer Fehlgriff, der sich schnell und blutig gerächt hat. Dann aber galt es, die völlig meisterlose Haltung der Comitien und die legislative Willkür der Tribunen einigermaßen zu bändigen. Es wurde daher zunächst die Ergänzung des durch die

Prozesse und Schlachten der letzten Jahre stark zusammengeschmolzenen Senats durch 300 Männer aus den Anhängern der Optimaten verfügt. Weiter aber sollte von nun ab keine Maßregel ohne Vorbeschluß und Billigung des Senats an die Gemeinde zur Abstimmung gebracht werden. Endlich, so urtheilt wenigstens der größte moderne Kenner der römischen Zustände, sollte auch bei den Wahlen für die großen Staatsämter das Gewicht der wohlhabenderen Römer wieder verstärkt werden. Es wurde daher unter Abänderung der seit 241 geltenden Stimmordnung der Centurien die frühere Praxis wieder hergestellt, nach welcher die erste Steuerklasse mit einem Vermögen von 100,000 Sesterzen (20,470 R.-Mark) und darüber für sich allein fast die Hälfte der Stimmen inne hatte. Nur von momentaner Bedeutung dagegen war es, daß der Sieger zu einiger Erleichterung der zur Zeit schwer gedrückten Schuldner, — zu denen damals offenbar viele sonst wohlhabende Römer gehörten, die durch die furchtbaren Kalamitäten der neuesten Zeit verarmt waren, — die alten Vorschriften über das römische Zinsenmaximum wieder einschärfte. Auch wurden neue Kolonisationen in Aussicht genommen.

Sulla sollte sich jedoch sehr schnell überzeugen müssen, daß seine Gegner nur oberflächlich besiegt waren. Alle seine Versuche, vor seinem Abmarsch nach Griechenland das Heft der Regierung ohne Gewaltsamkeit in zuverlässige Hände zu legen, erwiesen sich als hoffnungslos. Zwar der eine für das Jahr 87 v. Chr. neu designirte Consul, Gnäus Octavius, war ein entschlossener Optimat. Der andere dagegen, Lucius Cornelius Cinna, bisher wesentlich als ein im italischen Kriege erprobter Offizier bekannt, galt als Kandidat aller Mißvergnügten, und bot durch seine Persönlichkeit und seinen Charakter wenig Gewähr für eine ruhige Leitung des Staates. Sulla mußte sich damit begnügen, ihn öffentlich durch einen feierlichen Eid dahin zu verpflichten, daß er nichts gegen die neu eingeführte Ordnung thun wolle. Noch rechnete Sulla auf die in Picenum noch immer concentrirte „Nordarmee" für die Sicherung der Ruhe während seiner Abwesenheit. Es sollte daher der Consul Pompejus Rufus an Stelle des noch immer als Proconsul fungirenden, dem Senat bei seiner Parteistellung als früherer Freund des Sulpicius und jetzt der Ansprüche der Neubürger unbequemen Pompejus Strabo das Commando erhalten. Noch aber war Sullas Consulat nicht zu Ende, als Rufus von den Soldaten ermordet wurde. Ob Strabo aus persönlichem und politischem Ehrgeiz die Blutthat veranlaßt hat, wie ihm nachgesagt worden ist, steht dahin. Sicher ist nur, daß er sofort das Commando wieder übernommen und ungestört behauptet hat, ohne jedoch feindlich gegen den Senat aufzutreten.

Sulla seinerseits, den die Noth des Ostens immer dringender über das ionische Meer rief, eilte zu Anfang des Jahres 87 v. Chr. wieder nach Campanien. Appius Claudius sollte die Belagerung von Nola fortsetzen, Metellus Pius den Befehl gegen die noch im Kampfe beharrenden Samniten

und Lucaner übernehmen. Freilich gestaltete sich die Lage für Sullas Partei und neue Schöpfungen in Rom täglich gefährlicher. Bei der Schwäche der meisten Optimaten, die zu Hause keinen zweiten Führer von ähnlicher Energie, wie Sulla hatten, war es sehr schwer, der Rührigkeit der Demokraten und Mißvergnügten aller Art zu wehren, welche theils auf die Herstellung der den Italikern (und mit ihnen den Freigelassenen) nun doch nicht wohl zu verweigernden Aufnahme in alle Tribus drangen, theils die Rehabilitirung der durch Sulla geächteten Römer erstrebten. Zum Organ aber aller dieser Elemente machte sich der neue Consul Cinna. Und als endlich Sulla, in großer patriotischer Würdigung der Hauptaufgabe, vor Allem den pontischen Todfeind des römischen Namens zu zerschmettern, sein Heer im Frühling des Jahres 87 v. Chr. nach Dyrrhachion geführt hatte, stellte Cinna sofort den doppelten, durch die Mehrheit der Volkstribunen unterstützten Antrag, der der Demokratie massenhafte Verbündete zuführen sollte: also Vertheilung der Neubürger wie der Freigelassenen durch alle Tribus, und Herstellung der durch Sulla vertriebenen Männer, soweit sie noch am Leben waren. Zu seiner Unterstützung eilten die Italiker in Masse nach Rom. Aber bei der Abstimmung, welche gegen den Einspruch mehrerer Tribunen, die dafür von bewaffneten Demokraten mit dem Schwerte bedroht wurden, erfolgte, trat der optimatische Consul Octavius seinem Kollegen ebenfalls mit dichten Massen bewaffneter Anhänger entgegen. So kam es auf dem Forum zu einer mörderischen Schlacht. Der Platz und die Straßen schwammen in Blut. Die Anhänger des Cinna wurden überwältigt, und da wider des Consuls Willen seine Leute ihren Sieg blutig vollendeten, so endigte das Gemetzel erst, als angeblich 10,000 Menschen gefallen waren. Cinna selbst hatte die Hauptstadt verlassen, und statt seiner, gegen den sammt einigen anderen Führern nun die Verbannung und Acht ausgesprochen wurde, trat Lucius Cornelius Merula als Consul ein.

Unter diesen Umständen schien Sulla nun doch ohne Hindernisse von Italien aus den Krieg in Griechenland führen zu können. Trotzdem war seine Aufgabe furchtbar schwer. Er verfügte damals nur über 30,000 M. römischer Kerntruppen. Eine Flotte, um der gewaltigen Marine des pontischen Königs die Spitze zu bieten, hatte er nicht. Ebenso war von reichen Geldmitteln durchaus keine Rede. Er sah sich zunächst nur auf großartige Requisitionen in dem feindlichen Lande, und auf die Hülfsmittel angewiesen, die ihm sein Genie bot. Er sicherte sich sehr schnell in Griechenland eine strategische Basis. Er drang von Epirus her ohne Aufenthalt nach Böotien vor, wies den Bruttius Sura (S. 490) zurück nach Makedonien, zog aus Aetolien und Südthessalien Hülfstruppen, Proviant und Geldmittel an sich, und erschreckte durch ein erstes glückliches Gefecht mit Archelaos und Aristion an dem tilphossischen Berge die Griechen so gewaltig, daß zuerst die Böoter, dann auch die peloponnesischen Insurgenten sich beeilten, mit dem furchtbaren General der Römer demüthig ihren Frie-

den zu machen, und ihn durch Lieferung von Geld und Vorräthen zu versöhnen. Von Böotien aus schickte Sulla das Corps des Legaten Lucius Hortensius nach Thessalien, um die Verbindung mit den Römern in Makedonien herzustellen. Ein anderes unter Munatius mußte Chalkis und die Asiaten des Neoptolemos auf Euböa beobachten. Der Oberfeldherr persönlich besetzte die centrale Stellung bei Megara und Eleusis, um womöglich durch einige rasche und entscheidende Gewaltstöße die Hauptmacht der Asiaten zu zertrümmern, die sich in Athen und Peiräeus hielt. Athen wurde einstweilen mehr nur blokirt. Aber der starke Peiräeus, wo der tüchtige Archelaos kommandirte, mußte nach einem vergeblichen Sturm in aller Form belagert werden. Die Mittel zu diesem sehr schweren Werke gewann Sulla durch die rücksichtsloseste Ausnutzung aller Kräfte Griechenlands. Die Banken und Schätze der gefeiertsten hellenischen Tempel mußten ihm, der solche That mit seinem gewöhnlichen cynischen Humor begleitete, ausgeliefert werden; auch die Haine des Lykeion und der Akademie bei Athen, namentlich deren mächtige Platanen fielen, um zu Belagerungsgeschütz und Mauerbrechern verarbeitet zu werden. Trotz der wüthenden Energie des Römers, welcher Archelaos mit Ausdauer und Gewandtheit begegnete, und trotz eines schwer erkämpften, aber glänzenden Sieges über ein asiatisches, durch Dromichätes herbeigeführtes, frisches Corps, mit welchem Archelaos unter den Mauern des Peiräeus eine Schlacht wagte, kam Sulla nicht vorwärts, weil sein tapferer Gegner alle Wasserverbindungen frei hatte. Der Versuch aber, den im Winter 87/6 v. Chr. Sullas trefflicher Legat Lucius Licinius Lucullus machte, im befreundeten griechischen Orient, namentlich in Alexandria, Kriegsschiffe zu gewinnen, scheiterte vorläufig, weil die treuen Rhodier zur Zeit keine entbehren konnten, der Hof aber der Lagiden, der Roms Macht dem Untergang verfallen glaubte, sich höflich ablehnend verhielt. Als dann zu Anfang des Jahres 86 v. Chr. das Wetter wieder größere Operationen erlaubte, mißlang ein furchtbarer Sturm auf den Peiräeus. Da verwandelte Sulla die Belagerung in eine Blokade und warf sich mit aller Macht auf Athen. Die schreckliche Tyrannei des Aristion und die zunehmende Hungersnoth erschöpften die Kräfte der unglücklichen Athener allmählich bis aufs Aeußerste. Weil aber der blutige Parteigänger des Mithradates sich zu der geforderten unbedingten Ergebung nicht verstehen wollte, so nahmen die Römer endlich in der Nacht zum 1. März d. J. 86 die Unterstadt mit Sturm. Das Blutbad und die Plünderung war mehrere Stunden lang entsetzlich, bis Sulla endlich auf Bitten des attischen Adels in seinem Lager den Athenern Gnade gewährte. Den einzigen großen Brandschaden fügte Aristion der Stadt zu, indem er auf der Flucht nach der Akropolis das Odeion des Perikles in Flammen setzen ließ, damit die Römer dessen Gebälk nicht zu Geschützen sollten verwenden können. Einige Tage später mußte aber auch der elende Tyrann das Schloß wegen Mangel an Wasser übergeben; er selbst und die namhaftesten Genossen des Aufstandes fanden den verdienten Henkertod.

Athen war nun freilich wieder in römischer Hand. Darum stand aber Sullas Sache noch nicht erheblich besser. Archelaos vertheidigte nach wie vor den Peiräeus mit erstaunlicher Zähigkeit. Von Makedonien her waren gewaltige asiatische Massen im Anmarsch. Das schlimmste aber war es, daß seit mehreren Wochen das ganze Gebäude der Optimatenmacht in Rom zusammengestürzt war, daß eine neue und greuelvolle demokratische Revolution in Italien Sullas wildeste Feinde überall zu Herren gemacht und ihm selbst alle Aussicht auf Hülfe von der Heimath abgeschnitten hatte.

Die Politik des (S. 496) durch Octavius aus Rom vertriebenen Cinna hatte die unzufriedenen Italiker überall zu seinen und der Popularpartei natürlichen Bundesgenossen gemacht. Da nun der siegreiche Senat nicht daran dachte, die neuen Flüchtlinge energisch aus der Halbinsel zu vertreiben, so fanden Cinna und seine Freunde die volle Zeit, neue gewaltige Rüstungen gegen die Optimatenregierung anzustellen. Das verhängnißvolle Beispiel Sullas wirkte unheilvoll nach. Die letzte Scheu der Römer, ihre Parteikämpfe auf dem Wege des Bürgerkrieges auszutragen, war seit seinem Zuge nach Rom und seit der Schlacht auf dem esquilinischen Markte verschwunden. Die Aera der Bürgerkriege hatte begonnen. Die Bahn war geöffnet, die endlich bis nach der welthistorischen Arena an dem Kap Actium führen sollte. Cinna und seine Begleiter konnten ungehindert die bedeutendsten Orte der italischen Neubürger besuchen, als Vertreter ihrer Sache dieselben enthusiasmiren, überall Truppen und reiche Geldmittel aufbringen, endlich durch ihre Agitation und ihr Geld die vor Nola liegende Armee für sich gewinnen, die jetzt den verfassungswidrig abgesetzten Cinna als Consul anerkannte und der Kern wurde, an den sich von allen Seiten her die italischen Zuzüge anschlossen. Während diese Armee nun anfing, sich aus Campanien gegen Rom in Bewegung zu setzen, nahte ihr ein über alle Maßen verderblicher Zuzug, den Gajus Marius führte. Der alte Held von Aquä Sextiä und Vercellä war nach seiner Aechtung (S. 494) durch Sulla seiner Zeit aus Rom nach Ostia entkommen, nach einer schlimmen Seefahrt in Campanien wieder ans Land gestiegen, endlich in den Sümpfen in der Nähe der Lirismündung durch seine Verfolger entdeckt und nach Minturnä geführt worden. Der Büttel der Stadt, ein kimbrischer Sklave, sollte ihn im Kerker tödten. Als aber der germanische Knecht, erschreckt durch den flammenden Blick und die donnernde Anrede des alten Recken, das Schwert wegwarf und laut ausrief, daß er den Gajus Marius nicht tödten könne, da ergriff die leitenden Männer der Stadt ein tiefes Gefühl der Scham. Sie entschlossen sich, den einstigen Retter des Reiches jetzt selbst zu retten, und setzten ihn in den Stand, zunächst nach Aenaria (Ischia) zu entweichen. Allmählich mit den andern römischen Flüchtlingen wieder vereinigt, hatte Marius vergeblich versucht, nach Sicilien, dann nach den öden Ruinen des alten Karthago sich zu retten. Ueberall durch die römischen Beamten vertrieben, überwinterten sie (88/7) in den numidischen Strandgegenden, bis sie auch aus diesem Asyl

durch die Verrätherei des Königs Hiempsal II. (Sohn des Gauda) vertrieben wurden, und endlich auf dem Inselchen Kerkina eine Zuflucht fanden. Hier nun traf den alten Marius tief im Jahre 87 der Ruf des Cinna, nach Italien zurückzukehren. Nun gelang es ihm, eine Anzahl Schiffe, einen Haufen italischer Flüchtlinge mit ihren Sklaven, und geworbene numidische Reiter zu sammeln, zusammen nur erst gegen 1000 Bewaffnete. Dann landete er in dem etrurischen Hafen Telamon, zog überall befreite Sklaven, italische Neubürger und wildes Volk, was vom italischen Kriege und den letzten römischen Unruhen her landflüchtig war, zusammen, und sperrte mit 6000 Mann und 40 Schiffen, nunmehr von Cinna mit proconsularischer Gewalt betraut, die Tibermündung. Bald schwoll sein Heer auf drei Legionen an. Nun wurde Ostia erobert und ausgeplündert, dasselbe geschah mit mehreren andern Städten der latinischen Küste. Ueberall wurden viele Gegner der Demokratie niedergehauen. In solcher Weise durch Cinna und Marius bedroht, rief der Senat jetzt den Pompejus Strabo, so zweideutig auch die Haltung dieses ehrgeizigen Egoisten sein mochte, mit seiner Armee aus Picenum zu Hülfe. Strabo erschien auch und schlug an der Porta Collina sein Lager auf, erregte aber durch die Zauderpolitik, mit der er zusah, wie die Gegner Rom umstellten, neues Mißtrauen. Cinna nämlich, dem der feurige frühere Volkstribun Gnäus Papirius Carbo zur Seite stand, stellte sich dem Janiculum gegenüber auf. Dagegen hielt der Sabiner Quintus Sertorius von Nursia, ein seit den kimbrischen Kämpfen des Cäpio in Gallien auf den verschiedensten Kampfplätzen rühmlich bewährter Offizier von vorzüglicher Begabung, der edelste Charakter der demokratischen Partei, den nur die Gegnerschaft (88) Sullas gegen seine Bewerbung um das Tribunat dem Cinna in die Arme getrieben hatte, mit seinem Corps gegenüber dem Wall des Servius Tullius. Nun ließ es freilich Strabo, als die Sache Ernst wurde, im Gefechte gegen Sertorius, und wieder in Verbindung mit dem Consul Octavius, gegen Marius bei der Vertheidigung des Janiculum an erfolgreicher Energie nicht fehlen. Aber der Senat wünschte, nicht lediglich auf die Gunst dieses Mannes sich angewiesen zu sehen, dem man eine sehr persönliche Interessenpolitik zuschrieb. Man entschloß sich endlich, den italischen Neubürgern das geforderte Stimmrecht in allen Tribus zu bewilligen, und zugleich nachträglich allen italischen Gemeinden das Bürgerrecht zu ertheilen, die die Waffen zwar niedergelegt, aber (S. 479 ff.) bisher weder ihre alten Verträge, noch auch das römische Bürgerrecht erlangt hatten. Dadurch gewann man momentan einen Zuzug von 10,000 Mann. Dagegen wurde es unmöglich, das Heer des völlig zuverlässigen (S. 495 fg.) Metellus Pius aus Samnium heranzuziehen, denn die noch kämpfenden Samniter und Lucaner waren mit der Gewährung der ihnen gebotenen politischen Concessionen nicht zufrieden, sondern stellten noch mehrere für die Römer in hohem Grade schimpfliche, militärische Bedingungen. So dauerte hier der italische Kampf fort. Metellus konnte nur mit einer

kleinen Abtheilung sich nach der Hauptstadt begeben, und nun gewährten Cinna und Marius durch den Legaten Fimbria den Samniten jene schmachvollen Concessionen, um die Streitkräfte der letzteren für ihre Partei zu gewinnen.

Allmählich reifte nun der Plan der demokratischen Feldherren, Rom durch Abschneidung der Zufuhr zum Falle reif zu machen. Die Stadt und Umgebung litt bei der Anhäufung so starker Heeresmassen in und bei Rom allmählich sehr fühlbar an Proviantmangel; die Einwohner wurden unruhig, und ihre Widerstandskraft schwand dahin, als auch furchtbare Seuchen schrecklich aufzuräumen begannen. Unter den durch Consul Octavius aufgebotenen Schaaren sollen 6000, von der Armee des Strabo dagegen volle 11,000 Mann gestorben sein. Als endlich auch der letztgenannte Heerführer selbst zu großer Erleichterung der Optimaten von der Pest weggerafft war, führte Octavius die Masse der Regierungsarmee nach dem Albanerberge, um die verseuchte Stadt zu erleichtern und die Truppen in gesunde Quartiere zu bringen. Aber es schien nicht mehr gerathen, mit Cinna in offener Schlacht sich zu messen. Und als die Forderung der Soldaten, daß statt des unerfahrenen Consuls Octavius der bewährte Metellus das Commando übernehmen sollte, abgelehnt wurde, begannen viele theils zu desertiren, theils zu Cinna und Marius überzulaufen. Man mußte das Heer wieder in die Stadt zurückführen. Als jetzt der verständige Metellus mit Cinna zusammentraf, um einen erträglichen Vergleich zu Stande zu bringen, erregte das nichtsdestoweniger den Zorn der schroffsten Elemente auf beiden Seiten. Marius, der seine Rache nicht aufgeben wollte, schmähte auf die Schwäche des Cinna, — Metellus aber, von Octavius als Verräther gescholten, fand die Möglichkeit, sich aus dem nun unvermeidlichen Zusammenbruche der Senatsherrschaft nach Afrika zu retten.

Als endlich bei der wachsenden Noth der Abfall und die Desertion in der Hauptstadt immer mehr um sich griff, sah der Senat sich genöthigt, mit Cinna nun doch zu verhandeln. Ueber die anfängliche Weigerung, den Cinna als legalen Consul anzuerkennen, was endlich doch geschehen mußte, kam es gar nicht zu eigentlichen Stipulationen. Cinna versprach nur, — aber ohne es eidlich bekräftigen zu wollen, — daß er kein Blut vergießen wolle. Wie er nun auch darüber dachte, jedenfalls wollte Marius sich nicht die Freude rauben lassen, das Blut seiner seit Jahren gehaßten Feinde in Strömen zu vergießen. Der alte Mann in der verwilderten Erscheinung eines Flüchtlings hatte finster seine Zeit kommen lassen. Nun erklärte er voller Hohn, daß er die Stadt nicht eher betreten könne, ehe nicht die Acht aufgehoben sei. Kaum hatten die Tribus in aller Eile das verfügt, so rückte er mit seiner wilden Bande ein, und nun begannen die Tage, die den Namen des alten Feldherrn für alle Zeiten geschändet haben. Die Thore der Stadt wurden geschlossen, um die Flucht der Gegner möglichst zu hemmen. Und über die unselige Hauptstadt ergossen sich nun Massen verwilderter Soldaten, entlaufener Sklaven, blutgieriger Führer, wie nament-

lich der scheußliche Gajus Flavius Fimbria, und vor Allem Held Marius mit seiner schauerlichen Bande. Die vielen Opfer niedern Ranges, welche der Raubgier und Mordlust der Soldaten, Sklaven und Banditen erlagen, sind niemals gezählt worden. Aber politisch bedeutsam waren die Mordthaten und Confiskationen, die Marius und Cinna an einer Masse hochstehender Optimaten verüben ließen. Fünf Tage und fünf Nächte wüthete unausgesetzt das Gemetzel; einzelne Entkommene oder Vergessene wurden auch nachher noch täglich erschlagen, und Monate lang ging die Blutjagd durch ganz Italien. Nur in sehr wenigen Fällen gewährte Marius seinen Opfern den Schein einer rechtlichen Form. Unter den überaus zahlreich namhaften Römern, die damals ermordet wurden, standen die Consuln Octavius und Merula, die Consularen Catulus, einst des Marius College bei Vercellä, und Lucius Cäsar, der große Redner und Sachwalter Marcus Antonius, und der berühmte General Publius Crassus, oben an. Marius selbst schwelgte in roher Verschärfung dieser Frevel durch Beschimpfung der Ermordeten. Ihre Leichen durften, wie einst die der zur Zeit der Gracchen Umgekommenen, nicht begraben, ihre Köpfe mußten nach Sullas schnödem Beispiel (S. 494) in Massen auf der Rednerbühne am Forum aufgestellt werden. Umsonst suchte der edle Sertorius, ja selbst Cinna, solchen Greueln Einhalt zu thun. Die Zeit des Terrorismus nahm erst ein Ende, als Marius, der zur Erfüllung seines höchsten Wunsches für das Jahr 86 (zum siebenten Male) das Consulat erhalten hatte, kurz nach Antritt dieses Amtes von einem hitzigen Fieber ergriffen wurde, welchem er schon am 13. Januar 86 zum Heile der Römer erlag. Damit waren die Flitterwochen des blutigen Terrorismus vorbei, und Sertorius eilte, im Einverständniß mit dem auch in diesem Jahre als Consul fungirenden Cinna, die marianischen Bluthunde, mindestens 4000 an der Zahl, durch zuverlässige Truppen in Stücke hauen zu lassen. Damit kamen dann für mehrere Jahre ruhigere Zeiten; aber während die nunmehr in Italien herrschende Demokratie sich bemühte, westlich von der Adria überall ihre Herrschaft zu sichern, gelang es ihr weder, den gefürchteten Sulla aus seiner Stellung zu verdrängen, noch auch selbst die Ehre Roms gegen Mithradates siegreich zu verfechten.

Sulla, dessen Lager in Attika schnell genug die Zufluchtsstätte vieler seiner Freunde und Parteigenossen, wie seiner Familie wurde, erfuhr bald genug, daß die Comitien ihn des Oberbefehls gegen Mithradates entsetzt hatten, und daß der an des Marius Stelle für das Jahr 86 zum Consul erhobene junge L. Valerius Flaccus mit dem Legaten Fimbria und einem Heere von mäßiger Stärke zuerst gegen ihn, den als Feind des Vaterlandes Geächteten, marschiren werde. So war die Lage für den großen Optimaten, als er Athen (S. 497) erobert hatte. Und während nun die pontischen Truppen in Makedonien Amphipolis erobert hatten, und gewaltige asiatische Massen von dort her im Anzuge waren, hielt der tapfere Archelaos noch immer mit höchster Zähigkeit den Peiräeus. Da endlich bot sich dem Römer die Aus-

sicht auf entscheidende Schläge. Seiner unerhörten Energie gelang es endlich, den Archelaos zu nöthigen, den Hauptheil des Peiräeus zu räumen und sich auf die Behauptung des Kastells Munychia zu beschränken. Inzwischen rückte, nachdem der pontische Prinz Ariarathes gestorben war, unter des Taxiles Befehl die asiatische Armee, 100,000 Mann und 10,000 Reiter, dem vor ihm weichenden Hortensius auf dem Fuße folgend, durch Thessalien vor und näherte sich den Thermopylen. Und nun mußte auch Archelaos, weil Mithradates bestimmt eine schnelle Entscheidung forderte, Munychia aufgeben, um dann zur See nach Chalkis zu gehen, und in Böotien oder Phokis zu Taxiles zu stoßen. Sulla eilte jetzt, den Peiräeus unhaltbar zu machen; er ließ mit militärischer Rücksichtslosigkeit die Werke schleifen, das herrliche Arsenal des Philon und die Stadt niederbrennen. Dann eilte er selbst nordwärts, um nicht in dem ausgesogenen Attika schlagen zu müssen. Noch zu rechter Zeit gelang die Vereinigung mit des Hortensius 6000 Mann römischer Truppen. Wider des Archelaos klugen Rath, die Römer hinzuhalten und die Hauptschlacht zu meiden, drangen die übrigen asiatischen Führer auf schnelle Entscheidung. Und als nun ihr Heer, nach der höchsten Angabe 120,000 Mann, (nach der niedrigsten jedoch nur 60,000 Combattanten,) bei Chäroneia auf die viel (vielleicht dreifach) schwächere römische Armee, die durch einige griechische und makedonische Abtheilungen verstärkt war, im März des Jahres 86 stieß, gelang es der Tapferkeit der römischen Kerntruppen und der vorzüglichen taktischen Leitung Sullas, den Asiaten eine fürchterliche Niederlage beizubringen, und den Rest des feindlichen Heeres in wilder Flucht bis nach Chalkis zurückzuwerfen.

Nichtsdestoweniger blieb die Lage der Römer in Griechenland noch immer sehr schwierig. Freilich konnte Sulla jetzt die griechischen Tempel für seine Zwangsanleihe entschädigen, indem er ihnen die Hälfte des Gebietes von Theben überwies; wie denn seit dieser Zeit bis herab zu den Tagen der Komnenen alles über Griechenland sich lagernde Unheil zehnfach härter auf Theben gefallen ist, als auf Athen, für welches sein alter Ruhm, seine großen Todten, und seine Monumente allezeit beredte Fürsprecher blieben. Militärisch dagegen war es sehr übel, daß Sulla die Bewegungen der pontischen Flotte gar nicht hemmen konnte, mit welcher Archelaos jetzt die griechische Küste von Chalkis bis Zakynthos beunruhigte. Dagegen ging die aus Italien drohende Gefahr wunderbar leicht vorüber. Allerdings erschien nicht sehr lange nach der Schlacht bei Chäroneia der demokratische Feldherr Valerius Flaccus von Epirus her mit zwei Legionen in Thessalien. Als aber Sulla ihm entgegenrückte, und die beiden römischen Heere in der Gegend von Melitäa (nördlich vom Othrys) einander nahe kamen, erkannte Flaccus, in jeder Beziehung der Schwächere, daß er nicht im Stande sein würde, Sulla aus dem Sattel zu werfen; seine eigene Vorhut desertirte zu dem Sieger von Chäroneia. Da wich der Consul nordwärts zurück, und Sulla verfolgte ihn nicht. Er ließ es zu, daß die demokratische Armee

einstweilen gegen die pontischen Truppen in Makedonien und Asien ihre Bewegungen richtete. Sulla selbst, der nicht in der Lage war, von sich aus neue entscheidende Schläge zu führen, verweilte, rüstend und organisirend, den Winter 86/5 in Athen, wo die abschließenden Exekutionen über die Führer des Aufstandes und verschiedene andere Strafen über die Bürgerschaft verhängt wurden. Dagegen ist die staatsrechtliche Stellung der kleinen, nun wieder vollständig von ihrer Oligarchie dominirten, Republik zu Rom damals nicht verschlechtert worden. Und zu einiger Linderung der furchtbaren materiellen Noth, in welche die beiden letzten Jahre die unglücklichen Athener gestürzt hatten, trug sehr viel bei das humane und praktisch verständige Auftreten eines philhellenen jungen römischen Ritters von großem Vermögen, der damals aus Ekel an den Zuständen in Rom, seinen bleibenden Aufenthalt (bis 65 v. Chr.) in Athen nahm und auch mit Sulla auf gutem Fuße stand, nämlich des Titus Pomponius.

Es war König Mithradates selbst, der dem Sulla die Chancen verschaffte, sich aus seiner militärisch keineswegs angenehmen Lage herauszuziehen. Der pontische Großkönig befand sich auch seinerseits in keiner sehr bequemen oder erfreulichen Situation. Der kostspielige und menschenverzehrende Krieg in Europa, der seinen Generalen ganz andere Schwierigkeiten bereitete, als früher die Kämpfe in den pontischen Nordländern und in Kleinasien, nöthigte den Mithradates zu immer stärkerer Anstrengung aller Kräfte. Allmählich erschien daher den durch seine Siege von der Römerherrschaft befreiten Kleinasiaten sein Walten als viel unerträglicher, denn früher das der Römer. Die alten Zusagen waren nicht erfüllt worden, die Art des Königs noch grausamer und brutaler, als die der Prätoren, seine Habgier nicht geringer als die der Publicanen. Als nun nach dem Fall von Athen und der Niederlage bei Chäroneia sich in Kleinasien verdächtige und bedenkliche Stimmungen zeigten, wüthete Mithradates nach allen Seiten hin gegen die ihm Verdächtigen mit barbarischer Grausamkeit. So wurde Kleinasien schnell genug der Schauplatz neuer Schreckensscenen, die sich unaufhörlich steigerten, weil die Greuel des Mithradates überall Empörungen erzeugten, die der König dann wieder durch neue Sensationsakte zu übertrumpfen suchte. In seinem Mißtrauen gegen die Galater befahl der Despot, deren sämmtliche Häuptlinge mit ihren Familien an Einem Tage niederzuhauen. Dieses geschah. Aber drei entkamen und riefen nun ihr Volk zu einem Aufstand, den der König nicht wieder unterdrücken konnte. Die ganz frivoler Weise in ihrer Treue verdächtigten Chioten mußten zuerst die Waffen ausliefern, dann 2000 Talente als Strafe zahlen, und wurden endlich in Masse nach dem fernen Kolchis deportirt, während der königliche Statthalter Diodoros den städtischen Rath zu Adramyttion ermorden ließ. Die Greuel zu Chios entzündeten aber die Thatkraft der Hellenen. Die Stadt Ephesos ließ den Zenobios, der im Namen des Königs die Insel Chios so schwer gemißhandelt hatte, niedermachen und erklärte sich für die Römer; und diesem

Beispiele folgten nicht wenige namhafte Städte, wie Smyrna, Kolophon, Tralles, Sardes, Hypäpa, Metropolis und andere mehr. Diese Bewegung suchte nun der König wieder zu lähmen, indem er die Freiheit der Sklaven, für die Schuldner die Vernichtung der Schuldregister, die Vertheilung der Aecker an die Proletarier, die Selbständigkeit der kleinen Städte gegenüber den größeren, und ähnliche Gewaltmaßregeln proklamirte. So gerieth Alles in wilde Zerrüttung, mehr als 15,000 befreite Sklaven zogen der Armee des Königs zu.

Nichtsdestoweniger war es allmählich gelungen, ein neues stattliches Heer auf die Beine zu bringen. Und im Frühling 85 konnte der General Dorylaos neue 80,000 Mann nach Chalkis führen, von wo aus nun Archelaos wieder in das innere Böotien eindringen mußte. In der Nähe von Orchomenos, in der Ebene des Kopaïs und Kephissos, stieß man auf die Römer. Die Schlacht im offenen Felde schwankte bei der Ueberlegenheit der asiatischen Reiterei sehr lange; nur mit höchster Anstrengung behauptete Sulla das Feld. Am folgenden Tage griffen dann die Römer das verschanzte Lager der Asiaten an, erstürmten es, und siegten so vollständig, daß der größte Theil des feindlichen Heeres niedergehauen, in die Sümpfe des Kopaïs getrieben, oder gefangen genommen wurde. Nur mit schwacher Begleitung entkam Archelaos nach Chalkis. Nun konnte Sulla überall das griechische Festland von feindlichen Besatzungen säubern und die Asiaten aus Makedonien scheuchen, wo Philippi von den Römern besetzt, Abdera von jenen freiwillig geräumt wurde.

Die Winterquartiere 85 zu 84 v. Chr. nahm Sulla in Thessalien, und rüstete bereits in den Häfen dieses Landes eine Flotte aus, auf welcher er dann im nächsten Frühjahr nach Asien übergehen wollte. Inzwischen hatten andere römische Feldherren bereits auf dem asiatischen Kriegsschauplatz den Großkönig in schlimme Verlegenheit gebracht. Auf der einen Seite ein demokratischer General. Des Valerius Flaccus Legat Fimbria, in Rom bisher als wüster Demagoge und scheußlicher Blutmensch bekannt, aber zugleich ein energischer und talentvoller Soldat, hatte gegen seinen Oberfeldherrn, der (S. 502) gegen Ende d. J. 86 über den Bosporus nach Chalkedon gelangt war, eine Meuterei veranlaßt. Flaccus wurde von den Soldaten abgesetzt, dann zu Nikomedia getödtet, Fimbria an die Spitze gestellt, der nun zwar den Soldaten jeden Exceß erlaubte, wie die systematische Plünderung der befreundeten Stadt Kyzikos, dagegen die Asiaten mit höchster Energie während d. J. 85 bekämpfte. Auf der andern Seite hatten die ersten großen Erfolge des Sulla in Griechenland dem Lucullus (S. 497) es möglich gemacht, während d. J. 86 in den syrischen, kyprischen, pamphylischen Seestädten sich eine nachher von Rhodos aus verstärkte Flotte zu schaffen, die nun allmählich Knidos, Kolophon und Chios wieder zu gewinnen vermochte. Während d. J. 85 erfocht Fimbria bei Miletopolis am Rhyndakos über einen Sohn des Königs einen gewaltigen Sieg, der ihm den

Weg nach Pergamon, dann die Thore dieser Stadt öffnete. Nur die Abneigung des Lucullus, mit seiner Flotte dem verhaßten Fimbria die Hand zu reichen, machte es möglich, daß der aus Pergamon nach dem nahen Hafen Pitane entwichene Mithradates nach Mitylene entkommen konnte. Dagegen siegte Lucullus in zwei Seetreffen, behauptete die den Hellespont beherrschende Stellung bei Kap Lekton und der Insel Tenedos, und vereinigte sich hier später mit den neuen thessalischen Schiffen seines Oberfeldherrn.

Unter diesen Umständen war Mithradates, dessen Mittel sich zu erschöpfen begannen, zum Abschluß eines Friedens geneigt. Mit den römischen Zuständen, Persönlichkeiten und Parteien wohl bekannt, hoffte er am sichersten und für sich noch immer am günstigsten mit Sulla sich vertragen zu können, der ihm persönlich weitaus am meisten imponirte und dabei in seiner Stellung als bitterster Gegner der zur Zeit in Rom bestehenden demokratischen Regierung doch wieder auf die Freundschaft mit dem Großkönig hingewiesen zu sein schien. Mithradates ließ daher durch Archelaos auf einer Zusammenkunft zu Delion in Böotien im Winter 85 auf 84 dem Römer vorschlagen, er möge Asien an den König abtreten, der ihn dafür gegen die Demokraten in Rom unterstützen wolle. Nun war aber Sulla trotz der dunklen Seiten seines späteren Auftretens viel zu sehr römischer Patriot, um einen so schnöden Vertrag abschließen zu können. Er forderte vielmehr die Räumung aller von Mithradates eroberten Plätze und Landschaften in Europa und Kleinasien, also namentlich die von Asia, Bithynien, Galatien, Kappadokien und Paphlagonien, Auslieferung der Gefangenen und Ueberläufer, Uebergabe von 80 Kriegsschiffen, Zahlung von 3000 Talenten als Kriegskosten, und Rehabilitirung der Chioten. Archelaos war geneigt, auf diese Bedingungen einzugehen, schloß daher einen Waffenstillstand, räumte die noch in Europa besetzten Punkte. Mithradates aber wollte von dem Frieden in dieser Gestalt nichts wissen, forderte wenigstens den Verzicht auf die Auslieferung Paphlagoniens und der Schiffe, indem er andeutete, daß Fimbria, mit dem er ebenfalls unterhandelte, bereit sei, ihm bessere Bedingungen zu gewähren. Da brach Sulla unwillig die Unterhandlungen ab und setzte sich (84 v. Chr.) in Marsch, um durch Thrakien nach dem Hellespont zu marschiren und zugleich mit Mithradates wie mit Fimbria zu Ende zu kommen. Nun endlich setzte Archelaos die Annahme jener Präliminarien durch, was ihm nachmals von Seiten des Königs durch tiefste Ungnade vergolten wurde, die ihn zur Flucht in das römische Reich zwang. Sulla erhielt die Nachricht von der Annahme des Friedens zu Kypsela am Hebros. Noch sollte der Abschluß persönlich vollzogen, dann der Stoß gegen Fimbria geführt werden. So überschritt denn die römische Arme den Hellespont und zu Dardanos traf der gefürchtete Optimatenfeldherr mit Mithradates zusammen, wo nun der Friedensvertrag beiderseits ratificirt wurde; nur mündlich, nicht schriftlich, was nachher zu manchen Irrungen geführt hat.

Nun wandte sich Sulla gegen Fimbria. Er konnte weder dieses demokratische Corps bei seiner Rückkehr nach Italien in seinem Rücken stehen, noch überhaupt diesen Bluthund ungestraft lassen. Denn Fimbria hatte seither als Räuber und Henker das Unglaublichste gefrevelt. Namentlich die Stadt Ilion, die angebliche Urheimath der Römer, war, weil sie bereits mit Sulla unterhandelt hatte, in der scheußlichsten Art behandelt worden. Fimbria hatte den Gemeinderath unter schrecklichen Martern umbringen, die Tempel mit allen Flüchtlingen verbrennen, die ganze Stadt zerstören lassen. Als Sulla die Armee dieses Räuberhauptmanns bei Thyatira erreicht und eingeschlossen hatte, und nun die Soldaten des Letzteren, dem ein Mordanschlag auf seinen Gegner mißlang, den Kampf verweigerten oder desertirten, blieb dem Fimbria nichts übrig, als sich in sein eigenes Schwert zu stürzen, während die Masse seiner Soldaten unter Sullas Commando trat.

Nun galt es, wie bereits Makedonien wieder organisirt war und wie die vertriebenen Könige von Bithynien und Kappadokien ihre Throne wieder bestiegen, auch in Asia, in der römischen Provinz, das römische Regiment wieder aufzurichten. Was Sulla und der bei seiner Rückkehr nach Rom hier als Statthalter zurückbleibende Lucius Licinius Murena damals in Asia verfügten, hat nach zwei Richtungen hin für diese Provinz eine einschneidende Bedeutung gewonnen. Einerseits gab der Sieger diesem Lande seine neue Organisation, auf welcher alle späteren römischen Machthaber weiter fortgebaut haben. Er gliederte zum Zwecke der Steuererhebung das Land in 44 Distrikte mit je einem Vororte, wo sich immer die Archive, die Vermessungsdokumente, die Besitzurkunden und die Hypotheken-Akten befanden. Mehrere dieser Distrikte wurden dann immer zu je einem Conventus oder Gerichtsbezirk verbunden. Auch die äußere Gestalt der Provinz ist damals verändert worden. Die seit dem Siege des Mithradates ebenfalls verlorene Provinz Kilikien, von der aus seit 103 v. Chr. auch Pamphylien, Milyas, Pisidien und das (S. 486) der pontischen Krone wieder entzogene Großphrygien (Synnada und Apamea) überwacht worden waren, wurde gleichfalls wiederhergestellt. Anscheinend in dieser Zeit ist dann nicht nur die Landschaft von Kibyra (östlich von Karien), sondern auch der größere Theil von Phrygien zu Asia gezogen worden, mit welcher Provinz es nunmehr (die Jahre 56 bis 50 ausgenommen) verbunden erscheint, während die östlichen Striche wenigstens später zu Galatien kamen.

Wahrhaft unheilvoll aber wirkte in nahezu unvermeidlicher Folge aus den Schrecknissen der kaum beendigten Blutzeit heraus die andere Art der Thätigkeit, die Sulla in Asien entfaltete. Es galt eben, als Richter über die Asiaten und die Osthellenen aufzutreten. Nur auf einigen Punkten konnte der Sieger Dank und Belohnungen spenden. Freiheitserklärungen oder Bestätigung der Freiheit, Abgabenfreiheit, neue Besitzungen, waren die Mittel, durch welche die Städte, die für Rom gestritten oder als Freunde der Römer gelitten hatten, entschädigt wurden; also Ilion, Chios, Magnesia,

die Lykier und namentlich das tapfere Rhodos, dessen Terra ferma durch Kaunos und andere karische Distrikte nun wieder erheblich erweitert worden ist. Dagegen galt es, für die entsetzlichen Bluttaten, die an Römern und Italikern verübt waren, schwere Sühne zu fordern. Und dadurch wurde der Grund zu dem langjährigen Ruin dieses reichen Landes gelegt. Schon die vielfach nur durch militärische Gewalt durchzusetzende Aufhebung der social-revolutionären Verfügungen des Mithradates zu Gunsten der Sklaven und Proletarier führte zu schweren Härten. Von hier aus wuchs bereits der Masse wilder Gesellen dieser Zeit, den vielen entlassenen Soldaten des Mithradates, den schlimmsten Banditen des Fimbria, die sich Sullas Zucht entzogen, dem Gesindel aller Art, welches nur die Räuberbanden und die Corsaren vermehren half, starker Zuzug zu. Noch zu Sullas Zeit wurden Häfen und Tempel, wie zu Samos, Klazomenä und Samothrake, von den Piraten geplündert, ohne daß der Feldherr in der Lage war, auch hier abzuhelfen. Aber deren Zahl wuchs bald durch andere Schritte Sullas. Blut freilich wurde nicht allzuviel vergossen. Im Ganzen sind zu Ephesos und auf anderen Punkten nur die schuldigsten unter den Mördern der römischen Civilbevölkerung hingerichtet worden. Desto mehr wurde die schon durch den Großkönig stark ausgesogene Provinz finanziell belastet. Verstand es sich bei einem Kriege dieser Art von selbst, daß die Bürger die römische Armee verpflegen und löhnen, und ferner die rückständigen Zölle und Zehnten der letzten fünf Jahre aufbringen mußten, so sollte das Land nun auch noch volle 20,000 Talente (84 Millionen Mark) als Kriegssteuer zahlen, die Sulla für den Krieg gegen die italienischen Demokraten brauchte. So wurde diese Provinz die erste Rüstkammer für die römischen Bürgerkriege. Daß Sulla einen seiner ehrenhaftesten Officiere, den Lucius Lucullus, in Asia zur Eintreibung dieser enormen Summen zurückließ; daß er ferner in seiner Abneigung gegen die Ritter und das Gracchische System die Verpachtung der Steuern durch Mittelsmänner aufhob und die rückständigen Steuern, die Contribution und die künftigen Steuern in eine feste, auf die 44 Districte vertheilte Abgabe umwandelte, half den elenden Asianen nur sehr wenig. Denn diese entsetzliche Finanzlast stürzte die Gemeinden und die besitzenden Einwohner in furchtbare Schulden, gab sie sehr schnell in die Hände der hier wie in Griechenland in Menge wieder auftretenden italischen Banquiers und Wucherer, ruinirte die Wirthschaft der Städte als solche für lange Jahre und bestimmte allmählich Massen von Einwohnern, Hof und Gut zu verlassen und sich zu den Corsaren zu gesellen. Als Sulla endlich im Frühjahr 83 v. Chr. sein Heer zu Schiffe von Ephesos nach Peiräeus führte, blieb Murena mit den beiden Legionen des Fimbria als Statthalter in Asia zurück, während Scribonius Curio die Zustände in Kappadokien und Bithynien überwachen sollte. Nun galt es, die Soldaten zum Kampf auf Leben und Tod gegen die italischen Demokraten zu führen.

In Italien hatte seit dem Tode des alten Marius mehrere Jahre lang äußere Ruhe geherrscht. Der persönlich nur wenig bedeutende Cinna dominirte als Chef der Nation. Er selbst bekleidete das Consulat ohne Unterbrechung, und nach seinem Wunsche wurde auch die andere Consulstelle besetzt. Die einst durch Sulla getroffenen Anordnungen wurden alle aufgehoben, zu Gunsten des Volkes die seit Gajus Gracchus projektirte Colonie Capua angelegt, zur Begünstigung der Schuldner alle privaten Schuldforderungen auf 25 Procent herabgesetzt. Im Uebrigen regierte Cinna schlaff und träge, ohne auch nur ernsthafte Maßregeln zur Abwehr der sullanischen Armee vorzubereiten. Nur die Provinzen westlich von der Adria hatte er gewonnen. Aus Afrika hatte der demokratische Statthalter Gajus Fabius Hadrianus eine optimatische Schaar vertrieben, die sich hier unter jenem Metellus Pius und einem Sohne des durch Marius ermordeten Publius Crassus, dem Marcus, zu halten versuchte. Erst als Sulla den Krieg mit Mithradates zu Ende gebracht hatte, und nun zu Anfang des Jahres 84 ein Schreiben an den Senat richtete, in welchem er über den Abschluß des Kampfes berichtete, die Rechte der Neubürger anzuerkennen versprach, aber auch seine Absicht ankündigte, die Urheber der gegen seine Freunde gerichteten Verfolgungen zu strafen, kam wieder Bewegung in die römische Politik. Die Consuln Cinna und Carbo rüsteten, um Sulla in Griechenland anzugreifen. Der Senat jedoch suchte zu vermitteln, beschloß mit Sulla zu unterhandeln, bat die Consuln bis zum Eintreffen von Sullas Antwort die Rüstungen zu suspendiren, und forderte diesen auf, unter sicherem Geleite nach Italien zu kommen. Als Sulla hierauf erwidern ließ, er fordere wesentlich die Rehabilitirung und Entschädigung der Verbannten, sowie gerichtliche Bestrafung der verübten Verbrechen, bringe übrigens zu Gewähr der Sicherheit ein Heer mit: da erkannte man allerseits, daß die Waffen zu entscheiden haben würden. Der Senat ließ die Boten des Feldherrn nicht mehr nach Rom, befahl ihm die Waffen niederzulegen. Cinna freilich wurde von seinen gegen ihn verstimmten und der Ueberfahrt über die Adria in stürmischer Jahreszeit abgeneigten Soldaten in einer Meuterei zu Ancona ermordet. Nun aber rüstete sein College Carbo mit Energie bei Ariminum, und zog nun die Italiker vollständig in sein Interesse, soweit sie nicht, wie die Samniten, mehr noch Sinn für ihre partikularistische Freiheit, als für das römische Bürgerthum hatten. Waren schon im Jahre 86 v. Chr. alle Italiker und Freigelassene nach Vorschrift der restaurirten sulpicischen Rogation auf dem Wege der Censur unter alle 35 Tribus vertheilt worden: jetzt (84) wurde auch ein Senatsbeschluß erzielt, der diese Rechte der neuen Bürger nunmehr in aller Form anerkannte. Unter diesen Umständen war die größte Masse der römischen wie der italischen Bewohner der Halbinsel, ohne gerade leidenschaftlich der demokratischen Regierung ergeben zu sein, gegen Sulla sehr abgeneigt und mißtrauisch gestimmt, — namentlich weil die Italiker von ihm fürchteten, er werde ihr nunmehr unbeschränktes

römisches Stimmrecht beeinträchtigen wollen. Es wurde daher auch der zur Zeit dominirenden Partei gar nicht schwer, während des Jahres 84 sehr bedeutende Heeresmassen gegen Sulla auf die Beine zu bringen, wie es heißt, bis zu 200,000 Mann und darüber. Aber die Chancen des Kampfes wurden schon dadurch sehr zu ihren Ungunsten gewendet, daß gegenüber dem ebenso klugen, als kriegerisch ausgezeichneten Sulla und dessen einheitlichem Commando die Wahl der demokratischen Consuln für das Jahr 83 auf zwei wenig fähige Männer fiel: auf den mehr gemäßigten Lucius Scipio, einen Urenkel des Asiaticus, und den eifrigen Demokraten Gajus Norbanus.

Sulla war in Griechenland noch einige Zeit lang durch einen Anfall der Gicht aufgehalten worden, der ihn nöthigte, eine Kur in den Schwefelthermen des berühmten Badeortes Aedepsos auf Euböa zu gebrauchen. Als er endlich im Frühling des Jahres 83 v. Chr. von Paträ oder Dyrrhachion aus sich nach Italien einschiffen konnte, hatte er nach Zurücklassung einer Abtheilung in Griechenland immer nur, mit Einschluß griechischer und makedonischer Hülfstruppen, 40,000 Mann. Es verstand sich für ihn von selbst, daß mit einem so kleinen Heere, mochten es auch ihm leidenschaftlich ergebene Kerntruppen sein, ein einheitlicher Widerstand Italiens nicht gebrochen werden könnte. Er trat daher ebenso klug als maßvoll auf, betonte energisch seine Achtung vor den neu gewonnenen Rechten der Italiker, und ließ seine Soldaten schwören, daß sie denselben als Freunden und Mitbürgern begegnen würden.

Die römischen Demokraten ließen sich vollständig überraschen. Ihr organisirtes Heer stand im Norden der Halbinsel, der Süden war unbesetzt, und Sulla konnte ohne Schwertstreich in Brundisium landen, wo man ihn mit offenen Armen aufnahm. Diese stattliche italische Gemeinde erhielt dafür sofort die Bestätigung aller ihrer Rechte, und eine Proclamation des Feldherrn sicherte einerseits den Italikern noch einmal alle durch die Demokraten ihnen gewährten Rechte zu, stellte andrerseits Allen volle Gnade in Aussicht, die noch jetzt von der feindlichen Regierung sich lossagen würden. Messapien und Apulien folgten dem Beispiel der Brundisiner. Sulla, der strenge Mannszucht hielt, zog in vollem Frieden durch das Land, um sich dann nach Samnium und Campanien zu wenden. Und schon strömten ihm von allen Seiten werthvolle Helfer zu. Einerseits die Reste der alten Optimaten. Der treffliche Metellus Pius, der aus Afrika nach Ligurien geflüchtet war, trat sofort mit proconsularischer Gewalt in Sullas Dienste ein. Ebenso erschien bei der Armee der Optimaten von Afrika her mit dem Rest seiner Schaar jener kriegsgewandte Marcus Licinius Crassus (S. 508), der — gegen 115 v. Chr. geboren —, jetzt seine höchst merkwürdige politische Laufbahn begann. Dazu aber kamen bereits verschiedene Politiker und Offiziere, die es bisher mit der demokratischen Regierung gehalten hatten, jetzt aber bei Sulla die zuvorkommendste Aufnahme

fanden. Ungleich wichtiger jedoch wurde es, daß auch des Generals Strabo jugendlicher, am 29. September des Jahres 106 v. Chr. geborener, Sohn Gnäus Pompejus jetzt auf seine Seite trat. Dieser junge Offizier war, wie sein Vater, früher wie später nicht eigentlich ein Anhänger der Optimaten. Aber die Erbitterung der Popularen über die Haltung seines Vaters zur Zeit der letzten Krisis (S. 499 ff.) traf auch ihn. Obwohl er nachher selbst unter Cinna Dienste genommen hatte, war er doch von den Gegnern seines Hauses angeklagt, namentlich vor die Forderung gestellt worden, die Beute herauszugeben, die sein Vater nach Eroberung von Asculum (S. 479) unterschlagen haben sollte. Den drohenden Ruin seines Vermögens wandte nun zwar (86 v. Chr.) theils die Beredtsamkeit seines Anwaltes, des damals sehr einflußreichen, durch seine Eleganz berühmten Gerichtsredners (geb. 114) Q. Hortensius Hortulus, theils die Gunst des ihm wohlgesinnten Carbo ab. Aber der Groll blieb haften. Und als Sulla in Italien landete, eilte Pompejus nach Picenum, wo er große Güter und von seinem Vater her den größten persönlichen Einfluß hatte, erhob seine Fahne zu Auximum, und riß das meistens altrömische Volk der Landschaft zur Theilnahme für Sulla fort. Der persönlich tapfere und auch als Offizier gut befähigte junge Führer sammelte bald drei Legionen unter seinen Adlern, und wußte nach Zurückwerfung der gegen ihn ausgeschickten Regierungstruppen das Lager Sullas in Apulien zu erreichen, der ihn mit großer Klugheit als Imperator begrüßte und mit auszeichnender Gunst behandelte.


Gnäus Pompejus.

So zog also Sulla unaufhaltsam weiter nach Campanien. Ein letzter Versuch, in Rom zu unterhandeln, wurde durch den Consul Norbanus vereitelt. Und nun griff Sulla diesen Feldherrn, der bis Capua vorgerückt war, von dem Berge Tifata her mit furchtbarer Energie an. Norbanus wurde mit Verlust von 6000 Mann aufs Haupt geschlagen, und sein Heer in die Städte Capua und Neapolis zurückgeworfen, wo es sich nun blokirt sah. Nun ging es gegen das Heer des Consuls Scipio, der bei Teanum hielt. Der schwache Consul ließ sich auf Abschluß eines Waffenstillstandes und auf Friedensunterhandlungen ein. Als aber die letzteren schließlich doch scheiterten, hatte inzwischen der Verkehr der sullanischen Soldaten mit ihren Gegnern soweit gewirkt, daß Scipios gesammte Armee zu Sulla übertrat, der dann so großmüthig oder so schlau war, den Consul mit allen seinen höheren Offizieren, unter ihnen der treffliche Prätor Sertorius, ungekränkt zu entlassen.

Damit kam der Krieg vorläufig zum Stehen. Während aber Sulla und Metellus, die in Campanien überwinterten, Capua blokirt hielten, und Sulla zugleich mit sehr zahlreichen italischen Gemeinden in Allianz trat, die sich durch besondere Verträge von ihm ihre neu gewonnenen Rechte garantiren ließen, rüsteten auch die Demokraten mit aller Macht. Anstatt aber den

besten Mann, den sie hatten, jetzt endlich an ihre Spitze zu stellen, den Sertorius, schickten sie den ihnen vielfach unbequemen ausgezeichneten Feldherrn als Statthalter nach dem fernen diesseitigen Spanien. Dafür wählte man für das Jahr 82 zwei höchst leidenschaftliche Führer, den Carbo und des alten Marius nur erst zwanzig- (oder höchstens 26-) jährigen, nicht untüchtigen, aber scheußlich grausamen Sohn Gajus zu Consuln. Die Einschmelzung des römischen Tempelgeräthes gab reiche Geldmittel; die alten Soldaten des Marius, die Neubürger aus Mittel- und Oberitalien, namentlich die Etrusker und die aus den Padusgegenden, bildeten neue Heere, und ferner traten jetzt wieder die trotzigen Samniten und Lucaner in ihrem wiedererwachten alten partikularistischen Gegensatz gegen die römische Herrenmacht, gegen Sulla unter die Waffen. Dadurch erhielt sehr bald der erneute Kampf den Charakter eines schauerlichen Vertilgungskrieges. Auch Carbo säumte nicht, durch die Comitien alle in Sullas Lager befindlichen Senatoren ächten zu lassen. Die Feuersbrunst, die am 6. Juli 83 den ehrwürdigen Capitolinischen Tempel zerstört hatte, war ein furchtbares Symbol der Selbstvernichtung der Republik, deren edle Kräfte in selbstmörderischer Wuth sich damals verzehrten.



Hortensius.

Als nach einem ungewöhnlich harten und langen Winter im Jahre 82 die Bewegungen wieder begannen, ging Metellus Pius nach Picenum, um von hier aus nach Oberitalien vorzudringen; ihm trat Carbo von Ariminum aus entgegen. Sulla selbst drang von Campanien her in Latium ein, wo ihm der junge Marius zwischen Signia und dem stark verschanzten Präneste mit 40,000 Mann bei Sacriportus begegnete. Den Veteranen des Sulla erlag die wilde Tapferkeit des jungen Consuls, von dem auch noch während der Schlacht fünf Bataillone und zwei Schwadronen zu Sulla übergingen. Vollständig geschlagen, mußten sich die Reste des demokratischen Heeres nach den Festungen Norba und Präneste retten. Sulla dagegen konnte jetzt ohne Hinderniß die Hauptstadt besetzen. Er kam zu spät, eine neue Greuelthat zu verhindern. Denn der junge Marius hatte noch die Zeit zu dem Befehl gefunden, den für ihn in Rom der Prätor L. Brutus Damasippus ausführte, nämlich die noch vorhandenen namhaften Männer der Gegenpartei im Senat zu ermorden. Damals fanden namentlich des Pompejus Schwiegervater Publius Antistius, ein glänzender Gerichtsredner, und der edle ehrwürdige Pontifex Maximus Q. Mucius Scävola den Tod.

Während Präneste, dessen Entschüttung nunmehr die Aufgabe der verschiedenen demokratischen Führer blieb, durch Quintus Lucretius Ofella

blokirt gehalten wurde, zog Sulla, der in Rom durchaus maßvoll aufgetreten war, nach kurzem Aufenthalte weiter nordwärts, um nunmehr den Metellus und Pompejus gegen Carbo zu unterstützen. Sullas Feldherren hatten bisher an dem Flusse Aesis (j. Esino), der zwischen Sena Gallica und Ancona zur Adria strömt, mit abwechselndem Glücke gestritten, bis Carbo auf die Kunde von der Schlacht bei Sacriportus nach Ariminum zurückging. Dann erhielt Norbanus den Befehl im Padusthale, während Carbo selbst mit starker Macht nach Etrurien marschirte. Während nun aber Metellus zu Wasser nach Ravenna ging und durch Besetzung von Faventia und Vorschiebung einer unter Marcus Lucullus (des Lucius Bruder) in das Innere vordringenden Abtheilung Ariminum im Norden überflügelte; während ferner Pompejus und Crassus aus Picenum nach Umbrien vordrangen und des Carbo Legaten Carrinas im blutigen Gefecht bei Spoletium schlugen und zur Flucht nach Etrurien zwangen: rückten Sullas Colonnen von Rom her in Etrurien vor. Eine lange und mörderische Schlacht, die Sulla bei Clusium mit Carbo ausfocht, fiel nun allerdings durchaus nicht zu Gunsten des bisher stets siegreichen Optimatenfeldherrn aus. Aber als Carbo nunmehr von Ariminum her unter Marcius zum Entsatz von Präneste ein Heer von acht Legionen südwärts vorgehen ließ, wurde dasselbe bei Spoletium von Pompejus gestellt und theils im Gefecht, theils durch Unordnung und meuterische Neigungen zertrümmert, und theils zerstreut, theils nach Ariminum und Clusium getrieben.

Inzwischen wurden die Kämpfe um das hart bedrängte und von Noth gedrückte Präneste immer heißer. Und von hier aus bereitete sich auch der letzte große Schlag dieses Krieges vor. Zu endlicher Befreiung des Marius setzten die Samniten und Lucaner unter Pontius von Telesia und Marcus Lamponius eine Masse von endlich 70,000 Mann in Bewegung und drangen unaufhaltsam bis in die Gegend der belagerten Stadt vor. Aber es gelang ihnen nicht, die Stellung zu erobern, die nunmehr Sulla selbst mit starker Macht südlich von Präneste bezog, um sie an der Entschüttung der Stadt zu hindern. Auch die Verstärkung durch zwei Legionen unter Damasippus, die Carbo ihnen schickte, nützte ihnen nichts. Darüber erlagen die demokratischen Feldherren im Norden Italiens. Norbanus, der zuletzt noch den Marcus Lucullus auf Placentia zurückgedrängt hatte, wurde bei einem Angriff auf das Corps des Metellus bei Faventia so vollständig geschlagen, daß nur tausend Mann nach Etrurien entkamen. Nun begann in Oberitalien der allgemeine Uebertritt zu Sullas Sache. Auch Ariminum fiel in die Hand des Metellus, und Norbanus floh nach Rhodos. Jetzt verlor auch Carbo zu Clusium den Muth. Er verließ sein Corps und schiffte sich nach Afrika ein. Seine Truppen liefen theils auseinander, theils wurden sie durch Pompejus zerstreut. Den Rest führte Carrinas nach der Gegend von Präneste.

Als nun die hier gesammelten Führer der Samniten, Lucaner und

Demokraten erkannten, daß Alles dem Ende sich zuwendete, daß die Heere der Optimaten von Norden her sich nach Latium wälzten: da beschlossen sie, durch einen verzweifelten Streich entweder den Pränestinern Luft zu machen, oder aber, falls ihr militärischer Plan mißlang und ihnen der Rückzug verloren ging, — über Rom selbst die Vernichtung zu bringen. Namentlich die sabellischen Generale, die aus der Praxis Sullas, jeden sabellischen Gefangenen niederhauen zu lassen, das Schicksal ihrer Nation erkannten, wollten unter allen Umständen den verhaßten Römern einen tödtlichen Schlag beibringen. So warf sich also das gesammte Entschüttungsheer mit einem grimmigen Entschlusse auf die Straße nach der nur etwa vier Meilen entfernten Hauptstadt. „Der Wald" sollte vernichtet werden, wo die verhaßten „Wölfe hausten, die Italien die Freiheit geraubt hätten!"

Rom gerieth wirklich in die äußerste Gefahr. Allerdings eilte Sulla, sobald die Richtung des Marsches der Demokraten und Sabeller, welche die Via Latina gewonnen hatten, erkennbar wurde, denselben unverzüglich nach. Aber die Gegner kamen ihm zuvor. Sie übernachteten an dem Albaner Berge und lagerten am Vormittag des 1. November 82 nur noch eine halbe Stunde von der Porta Collina entfernt. Ein Ausfall der schwachen Besatzung der Hauptstadt und einer Anzahl Freiwilliger wurde leicht abgewiesen, ebenso der Anprall der ersten sullanischen Reitergeschwader, welche dem Heere des Optimatenfeldherrn vorausjagten. Noch aber hatten die Feinde den allgemeinen Angriff, der sicherlich von der Stadt aus mehrfach unterstützt worden wäre, nicht eröffnet, da erschien Sulla selbst um Mittag mit seiner Hauptmacht. Obwohl der Gewaltmarsch die Soldaten stark angespannt hatte, beschloß er doch, sofort zu schlagen. Er ordnete sein Heer vor der Porta Collina am Tempel der erycinischen Aphrodite zur Schlacht, und ging, sobald die Soldaten gegessen hatten, am späten Nachmittag zum Angriff vor. Er selbst führte den linken, M. Crassus dagegen den rechten Flügel. Der nun entbrennende Kampf war entsetzlich. Die Sabeller zumal stritten in der letzten Schlacht, die ihr dem Untergang verfallenes Volk lieferte, mit so wilder Energie, daß Sullas Flügel bis an die Stadtmauern zurückgeworfen, und zur Hinderung der Flucht seiner Leute in die Stadt hinein die Stadtthore eilig geschlossen werden mußten. Als die Sonne sank, hielt der Feldherr die Schlacht für verloren. Es war M. Crassus, der mit dem rechten Flügel die Gegner siegreich erschütterte und in der Richtung auf Antemnä zurückwarf. Noch am folgenden Morgen, wo 3000 Mann aus dem Gefecht zu den Siegern übergingen, wurde der Kampf fortgesetzt, die feindliche Armee, die keinen Rückzug hatte, militärisch vollständig zertrümmert, und zu schauderhafter Rache gegen 4000 sabellische Gefangene am dritten Tage nach dieser entsetzlichen Schlacht, die jeden beider Theile 50,000 Mann an Todten und Verwundeten gekostet haben soll, auf dem Marsfelde in Stücke gehauen.

Damit war der große Krieg in Italien zu Ende. Aber nun be-

gann das Blutvergießen erst recht. Sulla war bis zum vollen Siege gegen die Feinde, immer die Samniten ausgenommen, gemäßigt aufgetreten, hatte bis zuletzt alle zu seiner Sache Uebertretenden vollständig zu Gnaden angenommen. Jetzt aber begann die entsetzliche Zeit, wo dieser harte Mann, den der Zorn nur selten, das Mitleid aber niemals übermannte, unter der nur allzu willigen freudigen Mitwirkung seiner grimmigen Veteranen seinen neuen Staatsbau durch ungezählte Blutopfer inaugurirte. Präneste war nicht mehr zu halten. Als daher auch Marius freiwillig den Tod gesucht hatte, mußte die Stadt sich ergeben. Aber sie wurde nun nicht bloß geplündert, sondern auch die meisten männlichen Einwohner, die hier gefangenen Samniten und römischen Senatoren niedergehauen. Und ähnlich war das Schicksal der wenigen Städte, die den Kampf noch länger fortsetzten. Dem Falle von Neapel folgte ein schreckliches Blutbad. Die Latiner von Norba aber, in deren Stadt die Sullaner durch Verrath eindrangen, zündeten ihre Häuser an und tödteten einander gegenseitig. Am zähesten hielten sich die letzten Gegner in den Landschaften, deren Bewohner Sulla mit der höchsten Energie verfolgte, um mit Vernichtung der letzten ethnographischen Gegensätze auch die Romanisirung der Halbinsel zu vollenden, nämlich in Samnium und Etrurien. Sulla vertheilte sein Heer durch ganz Italien und belegte alle unsichern Orte mit starken Besatzungen. Er selbst, so scheint es, machte noch einmal einen zerstörenden Zug nach Samnium, um dieses Land für die Dauer zur Einöde zu gestalten. Aesernia fiel im J. 80 v. Chr. In Campanien, wo Capua von den Demokraten freiwillig geräumt zu sein scheint, kapitulirte Nola erst im J. 80; damals auch gab sich der letzte samnitische Held, jener italische Consul Mutilus (S. 474), freiwillig den Tod, als ihn auf der Flucht die eigene Gattin zu Teanum zurückwies. In Etrurien hielten Populonia und namentlich Volaterrä am längsten aus. Als im J. 79 auch diese Stadt endlich kapitulirte, ließen die Römer verrätherischerweise die vertragsmäßig frei abziehende Besatzung überfallen und niedermetzeln.

Auch die Unterthanenländer sind damals schnell in die Hände der Optimaten gefallen. Selbst der tapfere Sertorius konnte damals mit seinen aus spanischen Milizen und römischen Bürgern in seiner Provinz gebildeten Truppen sich gegen die Legaten Sullas nicht mehr behaupten, und verließ zu Anfang d. J. 81 Neukarthago mit nur 3000 Mann als Flüchtling, um sich nach Nordafrika zu retten. Pompejus aber, der mit starker Macht, 120 Schiffe und sechs Legionen, gegen die Insel Sicilien geschickt wurde, gewann dieses Land ohne Schwertstreich, fand aber dabei Gelegenheit zu einer That, die einen häßlichen Schatten auf seinen Charakter warf. In einer tief verdorbenen Zeit nach vielen Richtungen hin ungewöhnlich brav und sauber, aber immer eine kalte und trockene Natur, hatte er schon dadurch sich einen üblen Namen gemacht, daß er sich auf Befehl des Sulla von seiner Gattin Antistia trennte, obwohl doch um dieser Verbindung willen sein

Schwiegervater unter den Händen der Marianer gefallen war, und daß er dann eine Stieftochter des Feldherrn heirathete, die erst, noch dazu schwanger, einem andern Gatten entrissen werden mußte. Eröffnete damit dieser Pompejus, zu dessen Fehlern ausschweifendes Leben nicht gehörte, die in der Zeit der ersten Cäsaren gipfelnde Reihe jener häßlichen Scenen, wo — wie zur Zeit der Diadochen, — nun im Kreise der großen Familien Roms jede neue politische Verbindung und jede Wendung in der Politik durch neue Ehebündnisse begleitet wird, bei denen die adeligen Damen der Hauptstadt wie Waaren wiederholt aus einer Hand in die andere übergehen: so tauchte er auf Sicilien auch in sehr häßlicher Weise seine Hand tief in Blut, um Sulla gefällig zu sein. Pompejus war nicht grausam. Er zuerst, wie später der Kaiser Tiberius, vermied bei seinen nachmaligen Ruhmesthaten die greuliche Sitte der Römer, gefangene Könige und Feldherrn nach den Triumphzügen hinrichten zu lassen. Auch jetzt hatte er manchen Geächteten durchschlüpfen lassen. Als aber der Consul Carbo, der von der zwischen Afrika und Sicilien belegenen Insel Cossyra (j. Pantellaria) nach Sicilien hatte gehen wollen, als Gefangener nach Lilybäum geführt wurde, gedachte Pompejus nicht des früheren Eintretens desselben für ihn (S. 510), sondern verhörte den dem neuen Herrn des Reiches besonders verhaßten Mann wie einen gemeinen Verbrecher in unwürdiger Weise und ließ ihn dann (82/1) unbedenklich hinrichten. Von Sicilien aus mußte Pompejus später nach Afrika übersetzen, wo eine Anzahl flüchtiger Demokraten unter Gnäus Domitius Ahenobarbus, einem Schwiegersohn Cinnas, sich festgesetzt und mit einigen numidischen und mauritanischen Häuptlingen sich verbündet hatten, die gegen ihren, den Optimaten befreundeten König im Aufstand sich befanden. Auch hier stand dem begabten Heerführer das Glück zur Seite. Es gelang, sowohl die Demokraten wie die Afrikaner in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollständig niederzuwerfen. Als aber nachher der reorganisirte Senat in Sullas Sinne die Auflösung des Heeres bis auf eine Legion und seine Rückberufung anordnete, und damit dem Pompejus, der nur erst Ritter und lediglich außerordentlicher Beamter war, die Aussicht auf den Triumph verschwand, auf den er ordnungsmäßig kein Anrecht hatte: da drohte offene Meuterei auszubrechen, die Pompejus nur mit Mühe beschwichtigte. Sulla gab schließlich auf diesem Punkte nach und ermöglichte wirklich dem durch das Glück verwöhnten Jüngling, den er nachher wohl schwerlich ohne pikanten Spott als „Magnus" begrüßte, den ersehnten Triumph (12. März 79).

Während seit der Schlacht an der Porta Collina in solcher Weise die Waffen nur noch auf wenigen Punkten Italiens und jenseits des tyrrhenischen Meeres arbeiteten, war Sulla in höchst energischer Weise thätig, den römischen Staat zu restauriren. Der furchtbare Sieger war zur Zeit thatsächlich der Herr des römischen Reiches. Aber Sulla war nicht der Mann einer brennenden Herrschsucht. Ein Römer von überlegenem Geiste, der bei einer merkwürdig elastischen Natur von litterarischen Genüssen und

sinnlichen Ausschweifungen in sicherem Vertrauen auf sein Glück und sein außerordentliches Talent ohne Mühe zu kühner und ausdauernder Thätigkeit überging, hatte er zu keiner Zeit mehr begehrt, als eine angesehene Stellung unter den mächtigsten Männern des Senats und der Optimatenpartei. An die Aufrichtung einer Tyrannis hat Sulla niemals gedacht. Und jetzt, wo ihm Roms Verhängniß die Aufgabe aufzwang, den zerrütteten Staat neu zu organisiren, handelte Sulla nur als der bedeutendste Vertreter der römischen Oligarchie, den diese jemals hervorgebracht hat. Auch ihm war die Fähigkeit versagt, den rettenden Weg aus dem verderblichen Banne der alten Formen zu finden. Er glaubte den Kern alles Unheils in dem Ueberwuchern der demokratischen Elemente und in dem Uebergewicht der demokratischen Faktoren der Verfassung zu erkennen. So schuf er, obwohl er an Einsicht die übrigen Optimaten unendlich überbot, doch nur ein Werk der Restauration, wie es mit Recht genannt wird. So schuf er ein Werk, welches zwar auf der einen Seite die Ergebnisse der seit 91 in Italien vollzogenen Erschütterungen in sich aufnahm, und auf der andern die Romanisirung der Halbinsel wesentlich vollendete, — aber dabei das römische Staatsleben wieder in Linien zwängen sollte, die seit der Zeit des Gajus Gracchus verlassen waren, ohne doch über eine Schule von Politikern verfügen zu können, die als einigermaßen zuverlässig seiner Zeit an die Stelle des großen Optimaten hätten treten können. Und nun war das Entsetzliche, daß die ersten Schritte, die diese Arbeit einleiteten, den Anlaß gaben, eine neue Blutsaat auszustreuen, aus welcher ein weit grimmigerer Haß und Abscheu gegen die oligarchische Restauration erwachsen mußte, als aus allen Schlachtfeldern des Bürgerkrieges.

Sulla ließ sich nicht lange nach der Mordschlacht an der Porta Collina im November 82 durch Beschluß des Senates und der Gemeinde unter nachträglicher Anerkennung aller als Consul und Proconsul von ihm vollzogenen Amtshandlungen die Dictatur „zur Abfassung von Gesetzen und zur Ordnung des Gemeinwesens" übertragen. In dieser Weise mit einer Macht ausgestattet, die jeden Einspruch auch unbequemer Optimaten beseitigte, und ihm das Recht gab, über Leben und Eigenthum der Bürger unbedingt zu verfügen, über die Domänen des Staates Entscheidungen zu treffen, in Italien Stadtgemeinden zu gründen oder aufzulösen, Proconsuln und Proprätoren zu ernennen, hatte er selbst zu entscheiden, wann er sein Amt niederlegen wollte, und es stand in seinem Belieben, ob er daneben das Consulat fungiren lassen wollte oder nicht. Und nun begann die neue Blutarbeit. Es galt einerseits Rache zu nehmen an seinen Feinden und die in Masse von den Anhängern des Marius verübten Frevel furchtbar zu strafen. Es galt ferner, für die Zukunft die demokratische Partei möglichst unschädlich zu machen, und endlich massenhafte Mittel zur Belohnung der Soldaten und anderer Anhänger zu gewinnen. Und so begannen die blutigen Monate, die den unheimlichsten Schatten für alle Zeiten auf Sullas Andenken geworfen haben.

Es war nicht die Rede von dem vulkanischen Ausbruche einer dämonischen Leidenschaft, wie sie einst den Grundton abgegeben hatte bei den Greueln der Marianischen Schreckenszeit. Es kam etwas noch viel Grauenhafteres über Italien: die kalte und berechnete Vernichtungsarbeit eines kühlen Rechners, der ohne elende und gemeine Freude an Grausamkeit erbarmungslos knietief durch Blut watet, um mit seltener Gleichgiltigkeit gegen jede seinen Absichten hinderliche Existenz Alles vor sich niederzuwerfen, was dem Werke entgegensteht, an dessen Aufrichtung er seine ganze Kraft gesetzt hat. Der neue Terrorismus begann mit einer Proclamation, welche als Feinde des Vaterlandes alle Bürger ächtete, die nach dem mit Scipio (S. 510) verhandelten Vertrage, — der nach Sullas Auffassung rechtsgiltig und nur durch den Wortbruch der Gegner nicht zur Ausführung gelangt war, — im Staats- und Kriegsdienst als Führer für die Sache der Demokratie thätig gewesen, oder sonst in auffallender Weise für dieselbe eingetreten waren. Wer einen dieser Geächteten tödtete, erhielt den Henkerlohn von 12,000 Denaren (8420 Mark). Wer aber eines der Verfolgten sich annahm, sollte schwerer Strafe verfallen. Die Güter der Ermordeten sollten von Staatswegen eingezogen werden, wie auch die der im Kampfe gegen Sullas Truppen Gefallenen. Wahrhaft ungeheuerlich aber erschien es, daß die Kinder und Enkel derselben nicht nur von der politischen Laufbahn ausgeschlossen, sondern sogar, wo sie senatorischen Standes waren, genöthigt sein sollten, für ihren Theil die senatorischen Lasten zu übernehmen. Es war mit Einem Worte in grauenhafter Bündigkeit das Wort der Vernichtung über alle noch ernsthaft kompromittirten Gegner der neuen Ordnung der Dinge ausgesprochen; nur daß diese Schreckensherrschaft es vermied, irgend welche Form einer juristischen Verurtheilung dem Henkerschwerte zu substituiren.

So begann denn in und bei Rom das Werk der offiziellen Mörder. Da die gefährliche Unbestimmtheit der aufgestellten Grundsätze allgemeines Entsetzen erregte, so verstand sich auf Anstoß mehrerer Senatoren der Dictator dazu, in Anwendung einer neuen, für solche Frevel seitdem nur zu oft im Laufe der Jahrhunderte nachgeahmten Praxis, sogenannte Aechtungs- oder Proskriptionslisten öffentlich bekannt zu machen. Bis zum 1. Juni d. J. 81 wurde das fortgeführt; sie dehnten sich allmählich über ganz Italien aus, theils weil entflohenen Demokraten überall nachgespürt wurde, theils weil allmählich in sehr vielen italischen Gemeinden der Halbinsel die Anhänger der siegenden Partei das blutige Werk fortzusetzen strebten. Die Zahl der Opfer dieser entsetzlichen Zeit ist nicht sicher zu bestimmen. Die offiziellen Proskriptionslisten sollen die Höhe von 4700 Namen erreicht haben, darunter mehr als 40 Senatoren und mehr als 1600 Männer des besonders verhaßten Ritterstandes. Persönlich verfolgte Sulla mit wilder Wuth nur das Andenken des Marius; dessen Asche wurde in den Anio gestreut, die Denkmäler seiner Siege beseitigt, sein Adoptivneffe Marcus Marius Gratidianus durch einen der verruchtesten Schurken dieser Zeit, Catilina, am Grabe des

alten Catulus unter den grausamsten Martern getödtet, (letzteres jedoch anscheinend nicht auf Sullas speziellen Befehl). Das Schleifen der Leichen durch die Stadt nach der Tiber, die massenhafte Aufstellung der Köpfe am Forum war gräßlich genug. Aber das Schlimmste wurde die Leichtigkeit, mit welcher damals durch Denuncianten aller Art Blutbefehle zu erlangen waren, so daß der Zweck, die roheste Willkür in der Vernichtung zu beschränken, vielfach vereitelt worden ist. Oft genug wurden Männer als Gegner der Optimaten und Sullaner proskribirt, die nur persönliche Feinde eines Sullaners waren; selbst Anhänger der Optimaten fanden auf diese Weise ihren Untergang. Gemeine Rachsucht und brutale Habgier, auch der Wunsch, einen Gläubiger zu beseitigen, oder aber sich selbst durch solche Denunciation zu sichern, wurde Anlaß zu vielen Frevelthaten. Auch das geschah, daß bereits Gemordete erst nachträglich auf die Mordlisten gesetzt wurden; so soll Catilina auf diese Weise seinen Bruder oder Vetter beseitigt haben. In den italischen Landstädten wütheten sullanische Agenten wiederholt mit berechneter Niederträchtigkeit gegen persönliche und namentlich reiche Gegner. Außer Sertorius waren alle namhaften Führer der Demokratie verschwunden. Scipio lebte in Massilia im Exil, Norbanus hatte sich in Rhodos selbst getödtet.

Für alle unter solchen Umständen in Masse nebenbei verübten gemeinen Verbrechen, wie sie die sullanischen Soldaten mit ihren freiwilligen Helfern überall ausgeführt hatten, gab es keinen Richter. Nicht minder greulich war die Nachsicht, welche der Dictator gegen solche seiner Anhänger aller Stände zeigte, welche bei der Einziehung und bei Ersteigerung der eingezogenen Güter sich zu bereichern verstanden. Es war diese Zeit, wo M. Crassus den Grund zu seinem großen Vermögen legte. Trotzdem gewann die Staatskasse durch diese Einziehungen mehr als 61 Millionen Mark.

Das Werk der Vernichtung wurde aber noch in anderer Weise weiter geführt. Es galt, die trotzigsten Elemente in Italien für immer zu beugen. Es wurde daher verfügt, daß solche Städte, die sich bis zuletzt gegen die Optimaten, beziehentlich gegen die römische Hoheit, kompromittirt hatten, in verschiedenster Weise bestraft werden sollten. Gab es Belohnungen für die befreundeten, wie für Brundisium, dem Zollfreiheit zugetheilt ward, so verfielen die schuldigen Orte je nach dem Grade ihrer Schuld in Geldbußen, oder mußten ihre Mauern, ihre Burgen abbrechen, oder aber sie verloren einen Theil ihrer Feldmark, die trotzigsten sogar ihr gesammtes Gebiet. In solcher Weise wurde die demokratische Kolonie in Capua aufgehoben, verlor Neapel die Insel Aenaria, wurde das Gebiet von Präneste und Norba, wie von Spoletium eingezogen, das pälignische Sulmo zerstört. Verschwand durch Sullas schreckliche Arbeit das Volk der Samniten aus der Geschichte, so verlor damals auch Etrurien, wo namentlich die Orte Volaterrä, Arretium, Fäsulä, Florentia ihr ganzes Gebiet einbüßten, seine Sprache und volksthümliche Eigenart. In Sullas Sinn lag es, daß nunmehr ganz

Italien römisch sein, daß Italien in Rom aufgehen, auf der gesammten Halbinsel nur noch ein Recht und eine Sprache, die lateinische herrschen sollte.

Zur Vollendung dieser Romanisirung, zur Sicherung seiner neuen Ordnungen, und zugleich zur Belohnung seiner Truppen benutzte nun der Dictator den größten Theil dieser umfassenden Einziehungen zur Anlage massenhafter und ausgedehnter neuer Ansiedelungen. Bis auf 120,000 Mann wird die Zahl der Leute angegeben, die Sulla jetzt kolonisirte. Während Samnium wesentlich öde bleiben sollte, kamen die meisten dieser Ansiedler nach Etrurien, nach der Mark von Präneste, und nach Campanien. In großer Anzahl wurden diese Colonisten an schon bestehende Gemeinden angeschlossen; unter Umständen, wie zu Pompeji, so daß die neue Bürgerschaft neben der alten als eine besondere Gemeinde in derselben Ringmauer eingesetzt wurde. Die neuen Ackerloose sollten nicht verkauft werden dürfen.

Damit war der Boden geschaffen für die durchgreifende Restauration und für die neue Zeit, die Sulla einleiten wollte. Neben der Blutarbeit, neben der Austreibung zahlreicher italischer früherer Besitzer, neben der Vernichtung der Samniten, und neben der neuen Colonisation ging nun die umfassende organisatorische Arbeit des Dictators mehrere Jahre lang ununterbrochen her. Was zunächst das Volk, die Gemeinde, anging, so sollten (mit Ausnahme der früheren Bürger gänzlich ihres Gebietes beraubter italischer Gemeinden, die nun auch ihr Stadt- und das römische Bürgerrecht einbüßten und als „Heimathlose" auf das „schlechteste latinische Recht" reducirt waren) also alle italische Neubürger gleichmäßig römische Vollbürger sein und bleiben. Damit war endlich die letzte Schranke für immer beseitigt. Hatte früher (91) das Verhältniß etwa so gestanden, daß bei gegen 400,000 römischen und 5—600,000 italischen waffenfähigen Bürgern auf zwei Römer drei Nichtrömer kamen: so konnten bei dem späteren Census des Jahres 70 v. Chr. überhaupt rund 900,000 Bürger gezählt werden. Damit war auch die Zeit gekommen, wo Rom für Italien das wurde, was gegenwärtig Paris für Frankreich ist. Mehr und mehr hat die Hauptstadt an der Tiber die Halbinsel ausgesogen. Die besten Kräfte des Landes sammelten sich in Rom, traten ein in den Wettbewerb um die Preise des politischen Ehrgeizes, während zugleich das italische Proletariat in Menge das der Hauptstadt vermehrte. Dagegen wurde die unbeschränkte Vertheilung der Freigelassenen über alle Tribus wieder abgeschafft und das frühere Verhältniß hergestellt, welches sie in eine bestimmte Anzahl derselben wies. Um jedoch der Oligarchie unter den Massen eine neue Stütze zu schaffen, vermehrte Sulla dieselben durch 10,000 Männer, die sogenannten Cornelier, — die jüngsten und kräftigsten Sklaven geächteter Römer, die er insgesammt mit der Freiheit beschenkte.

Die territoriale Ausdehnung dagegen des neuen römischen Volkes erhielt jetzt für längere Zeit ihre bestimmten Grenzen. Sulla entzog nämlich Oberitalien der Competenz der Consuln und formirte 81 v. Chr. aus der Land-

schaft zwischen den Apenninen und den Alpen die neue sogenannte Cisalpinische Provinz oder das cisalpinische Gallien. Die italische Nordostgrenze wurde von dem Aesis bis zu dem Flüßchen Rubicon (jetzt der Fiumicino bei Savignano) vorgeschoben.

Die Herrschaft über das römische Volk sollte nun mit neuer Regulirung und Codificirung seiner Rechte und Competenzen der Senat führen. Um diese furchtbar zusammengeschmolzene Versammlung nur erst wieder herzustellen, ergänzte sie der Dictator durch 300 Männer vom Rittercensus, welche die Gemeinde theils aus jungen Leuten senatorischer Familien, theils aus sullanischen Offizieren und andern Emporkömmlingen zu ernennen hatte. Für die Zukunft sollte dagegen der Eintritt in den Senat regelmäßig mit der Bekleidung der Quästur verbunden sein; zugleich wurde die Zahl der jährlich zu wählenden Quästoren auf zwanzig erhöht. Die Absicht des Dictators war es, die Zahl der Senatoren allmählich bis auf 5—600 Mitglieder anwachsen zu lassen. Das Recht der Censoren, von fünf zu fünf Jahren bei Revision der Listen Senatoren aus der Curie zu entfernen, wurde aufgehoben: damit war die Unabsetzbarkeit und Lebenslänglichkeit der Glieder des hohen Hauses definitiv festgestellt.

Es galt nun, die Machtstellung des Senates nach verschiedenen Seiten hin zu sichern. Der von Sulla mit besonderer Abneigung betrachtete, auch sonst (S. 507) mehrfach benachtheiligte und gedemüthigte Stand der „Ritter" oder Kapitalisten verlor jetzt die Herrschaft über die Geschwornengerichte, die nunmehr dem Senat wieder zurückgestellt worden sind. Gegenüber der Macht des Proletariats in der Hauptstadt wagte es Sulla wirklich, was zum Schaden des Staates die späteren Oligarchen nicht durchzuführen den Muth hatten, die Getreidevertheilungen abzuschaffen. Die Großbeamten des Reiches erhielten jetzt ebenfalls eine bestimmt ausgesprochene Stellung, welche der Oligarchie nicht gefährlich werden sollte. Die Reihenfolge der nach einander zu verwaltenden kurulischen Aemter wurde dahin bestimmt, daß zwar die Aedilität übersprungen werden durfte, dagegen systematisch die Quästur und Prätur verwaltet werden mußten, um das Consulat endlich erreichen zu können. Zwischen der Bekleidung verschiedener Aemter mußten wenigstens zwei, zwischen der zweimaligen Bekleidung desselben Amtes dagegen mindestens zehn Jahre verstreichen. Die Art der Verwaltung wurde, ebenfalls zur Steigerung der Macht des Senats, nunmehr dahin geordnet, daß Sulla die bürgerliche und die militärische Thätigkeit der Prätoren und der Consuln auf verschiedene Zeitfristen vertheilte. Derselbe Mann sollte als Consul wie als Prätor nunmehr immer je zwei Jahre im Amte bleiben, derart daß die jetzt von acht auf zehn erhöhten Prätoren während des ersten Jahres in Rom die Civil- und Criminaljustiz, die Consuln die Geschäfte der Regierung und Verwaltung handhabten, dagegen in ihrem zweiten Jahre als Proprätoren und Proconsuln das Commando in einer der jetzt zehn Provinzen des Reiches zu führen hatten. Das

zu einem einheitlichen Staate zusammengeschweißte römische Italien sollte nunmehr nicht unter Militärgewalt stehen, kein Statthalter aber länger als dreißig Tage nach Ankunft seines Nachfolgers in seiner Provinz sich aufhalten. Die Wahl zu den höheren Priesterämtern wurde der Gemeinde wieder entzogen, diesen Collegien das Recht der Selbstergänzung wieder zurückgegeben, dabei die Zahl der Mitglieder der wichtigsten dieser Collegien bedeutend erhöht.

Ob und wie weit Sulla endlich die bisher übermächtigen Tributcomitien politisch, nach Seiten der Legislative, zu vernichten gesucht hat, und wie weit die alten Rechte der durch dieselben seit langer Zeit trocken gelegten Centuriatcomitien restaurirt worden sind, gehört zu den noch immer streitigen Fragen der Geschichtsforschung über diese Zeit. Sicher ist es aber, daß Sulla gegen das Tribunat vernichtende Schläge geführt hat. Für jeden höher strebenden Römer wurde dieses Amt werth- und interesselos, seit der Dictator bestimmt hatte, daß die Bekleidung desselben zu allen höheren Staatsämtern unfähig machen sollte. Das Amt selbst wurde völlig machtlos gemacht, indem Sulla die riesig angewachsene Competenz der Tribunen auf ihr altes ursprüngliches Intercessionsrecht zurückführte, dessen Mißbrauch jedoch mit schweren Geldbußen bedroht war. Ob ihnen aber auch das Recht, bei den Tributcomitien Gesetze zu beantragen und vor denselben ihre Gegner anzuklagen, förmlich entzogen, oder ob sie nur durch die jedesmal vorher einzuholende Erlaubniß des Senats nach ihrer demagogischen Seite wesentlich beschränkt wurden, ist noch immer streitig.

Die sullanische Restauration fand ihren Abschluß in einer umfassenden Durcharbeitung des Strafrechts. Es war die Seite seiner Thätigkeit, die auch später die meiste Anerkennung gefunden und für die ganze folgende Zeit die Grundlage abgegeben hat. Sulla hat hier sehr erfolgreich den Anfang mit der schwierigen Arbeit gemacht, die Gerichte von außerrechtlichen Einflüssen loszulösen, ein nicht politisches Criminalrecht und ein unabhängiges Verfahren der Gerichte zu begründen. Unter den vielen Gesetzen, welche die Masse der damals landesüblichen gemeinen Verbrechen aller Art, von dem ordinärsten bis zu dem schwersten und dem raffinirtesten, verfolgten, war von erheblicher politischer Bedeutung namentlich das über die „Verletzung der Majestät des Volkes", welches einerseits die Verantwortlichkeit der Großbeamten des Reiches wegen Amtsvergehen bestimmt reguliren, andererseits die oligarchische Republik, deren innere Sicherheit und äußeren Frieden, gegen die Willkür mächtiger Statthalter schützen sollte. Dieses Gesetz richtete sich also vorzugsweise gegen solche Proprätoren und Prokonsuln, welche ihre Provinz nicht binnen dreißig Tagen nach Ankunft ihres Nachfolgers verlassen, sich nicht streng innerhalb ihrer Provinz halten, die Grenzen derselben mit Heeresmacht überschreiten und ohne Auftrag der Centralgewalt zu Rom einen Krieg anfangen würden; endlich gegen jeden, der ein Heer zum Abfalle aufzuwiegeln versuchen würde.

Mit dem neuen Criminalrecht zusammen bildete nun Sulla das Gerichtswesen, namentlich das Gerichtsverfahren, in fühlbarer und schätzenswerther Weise um, derart daß in dasselbe größere Einheit und mehr System gebracht wurde. Unter erheblicher Beschränkung der großen Prozesse, in welchen die Gemeinde als solche auf Provocation hin zu entscheiden hatte, wurden die Geschwornengerichte erheblich ausgedehnt. Seit dieser Zeit schied man in unserem Sinne zwischen Civil- und Criminalsachen; letztere kamen vor solche Geschwornen, die der Prätor leitete, jene dagegen vor Geschworene unter Vorsitz anderer Magistrate. Sulla regulirte theils neu, theils rief er erst ins Leben eine große Anzahl solcher ständiger Geschwornenhöfe für die verschiedensten Arten öffentlicher und privater Verbrechen; jeder derselben erhielt eine besondere Civil- und Criminalprozeßordnung. Da die Bildung einer ständigen Commission über Hochverrath und Entehrung des römischen Namens die schwersten politischen Prozesse thatsächlich den großen Bürgerschaftsgerichten entzog, so hörte damit auch die Todesstrafe für politische Verbrechen factisch auf, weil nach alter Praxis die Geschwornenhöfe nicht auf Verlust des Lebens oder gefängliche Haft erkennen konnten.

Nach der Ansicht des gegenwärtig namhaftesten Kenners der römischen Geschichte fand wahrscheinlich auch im Zusammenhange mit der neuen sullanischen Ordnung Italiens der Abschluß der municipalen Organisation der Städte und Stadtgebiete der Halbinsel statt, die ja nunmehr einen „städtischen Einheitsstaat" bildete. Die praktische Nothwendigkeit führte aber dahin, innerhalb des letzteren kleinere Stadtgemeinden zu gliedern, die auf Grund der bisherigen Entwickelung nach dem Muster der souveränen älteren latinischen Gemeinden oder der altrömischen geordnet wurden. Die Versammlung der Bürger hatte das Recht, Gemeindestatuten zu erlassen und die Beamten der Gemeinde zu ernennen. Das leitende Collegium war der Senat oder der Gemeinderath von hundert Männern. Zwei Marktrichter, die den kurulischen Aedilen, und zwei ordentliche Richter, die als höchste Beamte der Gemeinde den Consuln entsprachen, verwalteten das Gerichtswesen. Die beiden letzteren nahmen auch die censorischen Geschäfte wahr, während zwei Quästoren die städtischen Finanzen leiteten. Für das Sacralwesen sind die Collegien der Pontifices und Augurn angestellt. Mußte natürlich in Fällen, wo ein Beschluß der einzelnen Gemeinde sich mit einem der großen römischen Gemeinde kreuzte, die einzelne Gemeinde zurücktreten, so wurden wahrscheinlich in Sachen der Justiz alle schwereren Criminal- und Civilsachen den Gerichten der Hauptstadt, dagegen die geringeren und minder verwickelten Rechtsfälle den Gerichten der einzelnen Gemeinden überwiesen.

Die kolossale Arbeit des Dictators wurde noch dadurch erheblich erschwert, daß er während seiner Regierung auch die auswärtigen Verhältnisse scharf im Auge behalten mußte. Und diese standen nicht allzu günstig. Wohl hatte Sulla durch die unwiderstehliche Kraft, mit welcher er als Heerführer

aufgetreten war, weithin die alte Furcht vor den römischen Waffen wiederhergestellt. Aber es gab drei Momente, die für die Zukunft gefährlich werden konnten. Auf der einen Seite war nicht wohl zu erwarten, daß König Mithradates für immer sich entschließen würde, sich bei der großen Demüthigung d. J. 84 zu beruhigen. Und schon hatte die Thorheit des Generals Murena (S. 506) ihm Gelegenheit geboten, den Eindruck der Siege des Sulla wieder abzuschwächen. Dieser Statthalter war nach Ruhm und Beute begierig und hatte i. J. 83 einen Moment, wo der König durch den Abfall der Kolcher und Bosporaner beschäftigt war, benutzt, um unter leicht gefundenen Vorwänden einen räuberischen Einfall in pontisches Gebiet zu machen. Da Murena sich um Gegenbefehle aus Italien nicht kümmerte, so warf sich der König i. J. 82 mit starker Macht auf ihn und brachte ihm am Halys eine gewaltige Niederlage bei, die die Römer zu schneller Flucht nach Phrygien nöthigte. Jetzt gebot aber Sulla dem thörichten Legaten alles Ernstes, die Waffen ruhen zu lassen, und i. J. 81 konnte zwischen Mithradates und dem Dictator der Frieden auf den alten Grundlagen erneuert werden.

Diese höchst unnütze Fehde hatte aber dahin geführt, daß wichtige Dinge im Osten des Mittelmeeres unerledigt blieben, nämlich die ernstliche Zurückdrängung der Piraterie. Dieser furchtbare Krebsschaden jener Tage griff vielmehr immer gefahrvoller um sich, und wuchs um so mehr, weil zu den alten Corsaren und zu den ihnen zuziehenden (S. 507) Schaaren verarmter Kleinasiaten nun auch die Massen verarmter und von Haus und Hof getriebener italischer Gegner der sullanischen Restauration sich zu gesellen begannen.

Endlich aber nahmen ganz zuletzt noch die Dinge in Spanien eine Wendung, die auf diesem höchst schwierigen Kriegsschauplatze das Wiederaufleben der bewaffneten Demokratie in sehr unangenehme Aussicht stellte. Jener tapfere Held Sertorius hatte, als er i. J. 81 (S. 514) vor den sullanischen Truppen mit 3000 Mann das Land verlassen mußte, sich anfangs nach der mauritanischen Küste gewandt, anfangs ein unstetes Abenteurerleben geführt, zeitweise selbst den Gedanken verfolgt, sich gänzlich nach den kanarischen Inseln zurückzuziehen. Als es ihm aber bei einer Landung im westlichen Mauritanien, wo er eine Partei unterstützte, gelungen war, den Häuptling von Tingis (j. Tandscher) und ein aus „Afrika" diesem zuziehendes römisches Hilfskorps zu schlagen und die Stadt zu erobern: da erreichte ihn der Ruf einer Anzahl meuterischer Lusitaner, die ihn aufforderten, die Führung ihrer Krieger zu übernehmen. Er folgte (zu Ende d. J. 81 oder zu Anfang d. J. 80) dieser Einladung, schlug sich durch das Gefecht bei Mellaria siegreich Bahn durch ein römisches Geschwader unter Cotta, welches die Meerenge von Gibraltar hütete, und erreichte mit nur 2600 Mann seine neuen Freunde. Obwohl nun zuerst nur 20 lusitanische Gemeinden zu ihm standen, die ihm 4000 Mann und 700 Reiter — als festen Kern eines organisirten Heeres, an welchen sich Schaaren von Freiwilligen oder Guerillas

anschließen sollten, — stellten, so wagte Sertorius, von früher her mit Land und Leuten in Spanien sehr wohl bekannt und vertraut, doch den Angriff auf den sullanischen Statthalter im südlichen Spanien, Lucius Fufidius mit Namen. Ein glänzender Sieg des Sertorius am Bätis erschütterte die Stellung der Sullaner in Spanien so fühlbar, daß von Norden her der Statthalter M. Domitius Calvinus heranziehen, Sulla selbst aber zu Anfang d. J. 79 seinen zuverlässigen Vertrauten Metellus als Heerführer nach dem Bätis schicken mußte. Aber auch diesem tüchtigen Manne gelang es nicht, den gefährlichen Aufstand zu dämpfen. Der Brand auf der Westseite des Reiches loderte vielmehr immer furchtbarer auf, als Sulla selbst zu Grabe getragen war.

Der gewaltige Dictator hatte inzwischen durch alle diese Schwierigkeiten sich nicht stören lassen. Wie er nur das Werk der Erneuerung und Sicherstellung der Senatsherrschaft durchführen, nicht aber für sich das Diadem erobern wollte, so hatte er andauernd die gewöhnlichen Großbeamten des Reiches ernennen, alle organisatorischen Gesetze durch das Volk bestätigen, und bei wichtigen administrativen Beschlüssen den Senat bestimmen lassen. Schon i. J. 80 hatte er thatsächlich als Consul, nicht als Dictator regiert, und für d. J. 79 den ganzen Organismus des Staates wieder in regelmäßige Wirksamkeit gesetzt. Nun glaubte er, seine Schöpfung sich selbst überlassen zu können. Er legte daher nicht lange nach dem Antritt der Consuln d. J. 79, Publius Servilius und Appius Claudius, die Dictatur nieder, und zog sich nach seiner cumanischen Villa bei Puteoli zurück.

Nun aber wurde es die große Frage der Zukunft: boten die durch Sulla unter Strömen Blutes und mit ungeheurer Arbeit hergestellten Zustände wirklich die Gewähr der Haltbarkeit und der Dauer? Es war nicht zu verkennen, daß — von Sertorius ganz abgesehen — die Gegner der neuen Ordnung der Dinge nach Hunderttausenden zählten. Die demokratische Partei war furchtbar decimirt, aber natürlich nicht ausgerottet. Gar nicht davon zu reden, daß der alte Fluch der Revolutionen und der Bürgerkriege, die wilde Sehnsucht Unzähliger nach der Blutrache für die Gefallenen, auch jetzt stärker denn je zuvor über der Schöpfung des großen Optimaten drohend hing. Der Trieb eines großen Theiles der Römer, in die durch Gajus Gracchus gebrochene Bahn wieder einzulenken, war und blieb unaustilgbar. Obwohl auch Sulla im Einzelnen viel Neues geschaffen hatte, eine neue Richtung hatte er doch, eben als Vertreter der Restauration, dem Volksgeiste nicht zu geben vermocht. Es war vorauszusehen, daß bei der nächsten Gelegenheit die Gegner der Senatsherrschaft mit der Arbeit beginnen würden, die alten Machtmittel der Demokratie Stück für Stück zurückzuerobern. Und nun war das Ueble für die wieder zur Herrschaft berufene Partei, daß sie in ihren Reihen allerdings eine Anzahl durchaus achtbarer militärischer Talente, aber durchaus keinen wirklichen Staatsmann zählte, der für den Fall von Sullas Tode die Leitung der aristokratischen Republik mit überlegenem Geiste

hätte in die Hand nehmen und der zu erwartenden, sehr bunt gemischten Opposition mit Kraft, Einsicht und Erfolg hätte die Spitze bieten können. So lange freilich der gefürchtete Sulla noch am Leben war, standen auch Männer von ausgesprochenem persönlichen Ehrgeiz, wie namentlich Pompejus, zu seinem Werke. Und Sulla selbst, der schon einmal i. J. 81 v. Chr. mit rücksichtsloser Energie seine neue Ordnung geschützt und den um ihn hochverdienten Ofella kurzweg hatte niederhauen lassen, weil derselbe trotz der Abmahnung des Dictators sich trotzig um das Consulat bewarb, ohne eines der unteren Aemter verwaltet zu haben: dieser Sulla war einstweilen noch immer bereit, durch sein gewaltiges Ansehen und seine kolonisirten Veteranen die zahlreichen Elemente der Opposition niederzuhalten. Wer nur immer aus politischen Motiven mit der neuen Ordnung der Dinge unzufrieden war: wirklich radikale Demokraten, die namentlich nach Herstellung der alten Tribunenmacht lechzten, — Männer kühnen Ehrgeizes, die sich nicht in die strenge Form der Adelsherrschaft fügen mochten, — gemäßigte Aristokraten, denen Sulla in der Beschränkung des popularen Elements zu weit gegangen war, wie nicht minder die in ihrem Stimmrecht beeinträchtigten Freigelassenen, endlich die stark geschädigte Finanzaristokratie, mußten die Zeit abwarten, wo Wind und Wetter ihnen günstiger war, als für den Augenblick. Viel schlimmere Feinde der neuen Verhältnisse freilich waren die vielen Tausende materiell schwer geschädigter Menschen, die Sullas eiserne Faust in Italien zurückgelassen hatte. Die vielen Leute, die als Angehörige oder Kinder der Flüchtlinge und Proscribirten in eine entsetzliche Lage versetzt waren; die höchst zahlreichen, namentlich in Etrurien in Masse vorhandenen Menschen, die von Haus und Hof getrieben waren; dazu die Menge sonst ruinirter Leute aller Art, bildeten natürlich höchst gefährliche Elemente. Und sehr übel war es, daß die Aussicht, aus den vielen Tausenden kolonisirter sullanischer Veteranen wirkliche Bauern und fleißige, social gesunde Glieder des neuen Einheitsstaates werden zu sehen, vielfach nur als sehr gering sich darstellte. Gerade unter diesen neuen Gutsherren gab es sehr viele, die ihre Grundstücke gern verkauften, den Erlös verschwelgten, und nachher die Menge der gefährlichen Unzufriedenen vermehrten.

Sulla hätte noch eine lange Reihe von Jahren leben und wirken müssen, um durch die Kraft seines Ansehens und seine politische Einsicht den Staat auf die Bahn einer ruhigen Entwickelung zu bringen und zugleich eine Schule von Politikern seiner Art zu bilden. Aber so sollten die Geschicke dieses Reiches sich nicht gestalten. Für das Jahr 78 v. Chr. waren zu Consuln gewählt worden der zuverlässige Optimat Q. Lutatius Catulus, der Sohn des Siegers von Vercellä, aber neben ihm auch ein sehr bedenklicher Mann, nämlich M. Aemilius Lepidus, ein Römer von uraltem Adel, bisher zwar höchst eifriger Sullaner, letzthin aber als raubgieriger Statthalter von Sicilien mit Sulla zerfallen, dagegen thörichter Weise von Pompejus gefördert, und nunmehr vollkommen bereit, allen Elementen der zur

Zeit führerlosen Opposition als Chef zu dienen. Dieser Umstand und die wachsende Gefahr in Spanien ließen die Lage bereits wieder sehr unbequem erscheinen: da starb Sulla plötzlich in Folge eines Blutsturzes, im Frühjahr 78 v. Chr., im sechzigsten Jahre seines Alters, mitten unter eifriger Arbeit an der Aufzeichnung seiner Denkwürdigkeiten, deren 22. Buch er gerade vollendet hatte. Die Nachricht rief in Rom und Italien eine gewaltige Bewegung hervor, und der Consul Lepidus war sehr gewillt, das feierliche Leichenbegängniß des kolossalen Feldherrn zu hintertreiben. Aber der Einfluß des Pompejus und die Stimmung der zu Tausenden nach Rom strömenden Veteranen ließen ihn von solchem Beginnen bald abstehen. Und so konnte die Leiche Sullas, die in imposantem Trauerzuge von Puteoli nach der Hauptstadt geführt wurde, unter königlichem Gepränge auf dem Marsfelde den Flammen übergeben werden. Gleich nachher aber zuckten auch die Flammen der Revolution grell und unheimlich wieder auf.

Zweiter Abschnitt.

Von Sullas Tode bis zur Schlacht bei Actium.

Erstes Kapitel.

Pompejus der Große.

Kaum war die Todtenfeier Sullas vorüber, so begann der Consul Lepidus mit aller Energie das Werk des Angriffs gegen die Schöpfungen des todten Dictators. Sobald es allgemein bekannt wurde, daß dieser Mann alles Ernstes mit der Herstellung der alten Rechte der Volkstribunen und der Tributcomitien, mit der Wiederherstellung der Getreidevertheilungen, mit Zurückberufung der Verbannten und Rückgabe der konfiscirten Grundstücke umging, gerieth Rom und die Halbinsel in gewaltige Aufregung. Lepidus knüpfte nach allen Seiten mit den unzufriedenen Elementen Verbindungen an; der bedeutendste Mann, der sich unmittelbar zu ihm schlug, war M. Perpenna, der seiner Zeit (S. 515) vor den Sullanern aus Sicilien hatte weichen müssen. Die Erregung wurde schnell genug so groß, daß in Etrurien die von Hof und Haus vertriebenen Bürger von Fäsulä es wagen konnten, die auf ihren Gütern angesiedelten Veteranen mit Gewalt zu vertreiben. Der Senat suchte in Rom die Massen zu beruhigen, indem er die früheren Kornaustheilungen in etwas beschränkter Weise wieder zuließ, so daß (wie man annimmt) etwa 40,000 ärmere Bürger monatlich je fünf Scheffel zu dem Preise von $6\frac{1}{3}$ Assen erhalten sollten. Den Lepidus aber schickte der Senat in die für das folgende Jahr ihm bestimmte Provinz, das narbonensische Gallien. Lepidus aber machte in Etrurien Halt, rüstete hier ein Heer, welches sich beständig verstärkte, obwohl der Senat, der noch immer hoffte ihn beschwichtigen zu können, sich mit ihm in lange Unterhandlungen einließ. Endlich bildete für den meuterischen Consul auch dessen Freund, der Marianer M. Junius Brutus, in Oberitalien einen zweiten Heerd der Bewegung. Als endlich zu Anfang des Jahres 77 Lepidus rund und nett die volle Herstellung des alten Tribunats, die volle politische und wirthschaftliche Rehabilitirung der gewaltsam Vertriebenen und für sich ein neues Consulat forderte, da mußten die Waffen entscheiden. Pompejus eilte für den Senat nach Oberitalien und warf in und bei Mutina rasch die Erhebung des Brutus

nieder. Catulus aber, jetzt Proconsul, der die Deckung der Hauptstadt mit einem von ihm gesammelten Heere übernahm, zertrümmerte in blutiger Schlacht bei Rom auf dem Marsfelde die Truppen des bis dahin vorgedrungenen Lepidus. Ein Theil der Aufständischen wich aus nach Alba, um dort später den Untergang zu finden. Lepidus dagegen, der nach Etrurien zurückgegangen war, setzte, von Catulus und Pompejus noch einmal bei Cosa geschlagen, nach der Insel Sardinien über. Sein unerwarteter Tod veranlaßte dann den Perpenna, den noch zusammenhaltenden Rest, der nominell in 53 Cohorten geordnet war, nach Spanien in das Lager des Sertorius zu führen.

Damit war die nächste Gefahr für die Herrschaft der restaurirten Oligarchie wieder abgewandt. Nun aber galt es, den furchtbaren Gegner ernstlich anzugreifen, dessen Stellung in Spanien immer imposanter zu werden drohte. Der treffliche Sertorius hatte seit (S. 523) Anfang des Jahres 79 v. Chr. sehr erhebliche Fortschritte gemacht. Sein Unterfeldherr, der Quästor Lucius Hirtulejus, überwand in der nördlichen Provinz den Statthalter M. Domitius Calvinus vollständig, während der tüchtige Metellus im Süden den Sertorius zu keiner entscheidenden Schlacht zwingen konnte und durch die kunstvolle Art, wie dieser den kleinen Krieg führte und seinem Gegner die Zufuhr abschnitt und alle Verbindungen bedrohte, in die höchste Verlegenheit gerieth. Ein Angriff des Metellus auf das wichtige lusitanische Langobriga in der Nähe der Tajomündung scheiterte gänzlich, und bei dem Rückzuge erlitt ein Theil seines Heeres am Guadiana eine derbe Schlappe. Zugleich aber wußte Hirtulejus im Jahre 78 v. Chr. den aus Gallien nach dem Ebro vorrückenden Statthalter Lucius Manlius mit gewaltigen Verlusten über die Pyrenäen zurückzudrängen. Im Jahre 77 v. Chr., noch ehe Perpenna sein Heer dem Sertorius zuführte, stand die Sache so, daß die Agenten des Sertorius bereits die Stämme in Gallien gegen den Senat aufwiegelten. In der nordspanischen Provinz dominirten die Unterfeldherren des Sertorius vollständig, im Süden waren weitaus die meisten spanischen Stämme zu letzterem übergetreten, der zugleich von der Gegend der Küste bei Valentia aus in steter Verbindung mit den auch im westlichen Mittelmeere mächtigen Corsaren stand. Besonders bedenklich aber wurde es für die Optimaten, daß Sertorius nicht nur als Heerführer von einer Unermüdlichkeit, Ausgiebigkeit, Gewandtheit und Findigkeit war, wie ihm seit Sullas Tode der Senat einen gleichen nicht entgegenzustellen vermochte, — wie dergleichen überhaupt unter den römischen Heerführern nur selten uns begegnet, sondern auch das Talent besaß, ganz vortrefflich zu organisiren. Sertorius trat in Spanien nicht auf als der Häuptling spanischer Insurgenten, er gab sich vielmehr mit großer Entschiedenheit den Spaniern gegenüber als Römer und römischer Statthalter. Aber er verstand die Kunst, die Spanier für sich zu begeistern, sie durch ein höchst verständiges, mildes und gerechtes Regiment dauernd an sich zu fesseln, und die Wege zu allmählicher Romani-

sirung dieses Volkes zu öffnen. Namentlich schuf er zu Osca (jetzt Huesca) eine Bildungsanstalt, wo die Söhne guter spanischer Familien, die ihm zugleich als Geiseln dienten, in systematischer Weise römisch ausgebildet wurden. Seine politische Stellung endlich kennzeichnete er dadurch, daß er aus den namhaftesten Männern der zu ihm geflüchteten römischen Demokratie einen Senat formirte, der nach altheimischer Weise die Geschäfte der Regierung wahrnehmen sollte.

Im Sommer des Jahres 77 stand seine Macht so stark begründet da, daß man in Rom einen Marsch der spanischen Demokraten nach Italien nicht mehr für unmöglich halten durfte. Es galt, endlich einen tüchtigen Feldherrn mit starker Macht den Heerführern des Senats zu Hülfe zu schicken. Da wurde es nun für die nächsten Jahrzehnte wahrhaft bedeutungsvoll, daß der Senat in die Zwangslage kam, keinen anderen Offizier für Spanien verwenden zu können, als gerade den Pompejus. Dieser jugendliche Günstling des Glückes war damals trotz seiner bisherigen Stellung zu Sulla durchaus kein zuverlässiger Freund der Optimaten. Wohl war Pompejus seiner ganzen Anlage und Begabung nach eine aristokratische Natur. Aber seine Interessen waren nicht auf die Pflege und Vertheidigung der Schöpfungen Sullas gerichtet. Einstweilen hatte Pompejus nur den Wunsch, sich eine übermächtige und glänzende Stellung im Staate zu erringen, womöglich mit Genehmigung des Senates, — nöthigenfalls auch gegen dessen Willen und mit Hülfe des Volkes. Tiefere politische Pläne verfolgte der junge Feldherr nicht; er dachte nicht daran, die Republik zu stürzen, oder in der Art des Lepidus neue Erschütterungen einzuleiten, auch ein Diadem gehörte nicht zu den kühnsten seiner Wünsche. Aber dieser Mann war ein kalter Egoist, nicht von dem stolzen Ehrgeize eines wirklichen Monarchen erfüllt; die dominirende Stellung in der Republik, aber ohne Verletzung der republikanischen Formen, der Glanz einer Herrenstellung ohne deren schwer wuchtende Pflichten, und eine Fülle von Kränzen blutigen Siegesruhmes, das waren die eigentlichen Ziele dieses kühlen, eitlen Mannes, der bei vielen ausgezeichneten Eigenschaften doch die Verantwortung scheute, und die Kraft nicht hatte, Roms Zukunft mit starker Hand neu zu gestalten, und sich doch bis zu der entscheidenden Krisis seines Lebens niemals bedachte, um seiner persönlichen Zwecke halber die neue Ordnung des Staates zu beugen oder noch lieber durch andere für sich beugen zu lassen.

Es war in der That für den Senat sehr übel, daß er gegenüber der spanischen Frage nur die Wahl hatte zwischen Offizieren zweiten Ranges und diesem Pompejus, der im groben Widerspruch mit der Staatsordnung Sullas noch gar kein regelmäßiges Staatsamt verwaltet hatte, und jetzt in ziemlich zweideutiger Weise noch immer das Heer in der Hand behielt, mit dem er den Lepidus bei Cosa bekämpft hatte. Nur mit tiefem Unbehagen entschloß sich der Senat, den Pompejus für das „diesseitige" Spanien außerordentlicher Weise mit proconsularischer Gewalt zu bekleiden, so daß dieser

dann noch im Sommer des Jahres 77 mit 30,000 Mann und tausend Reitern nach den Alpen aufbrechen, die Anlage einer neuen Heerstraße über den Mont Genèvre veranlassen, die unruhigen Stämme im römischen Gallien zur Ruhe zwingen, und im Herbst die Pyrenäen überschreiten konnte. Als er nun im Jahre 76 v. Chr. den Krieg in Spanien eröffnete, war ihm das Glück zu Anfang noch einige Zeit lang treu. Sertorius, der sich schließlich namentlich am mittlern und oberen Ebro sehr fest basirt hatte, nahm seine Stellung im oberen Gebiet dieses Stromes, während er den Metellus im Süden durch Hirtulejus beschäftigte, dagegen die Abtheilungen des Perpenna und des Herennius mit der Aufgabe betraute, den Pompejus an der Ueberschreitung des unteren Ebro und an der Vereinigung mit Metellus zu hindern. Pompejus aber überschritt trotz Perpennas Gegenwehr den Ebro, schlug den Herennius aufs Haupt bei Valentia, eroberte diesen Platz, und bestimmte dadurch viele spanische Städte, sich für ihn zu erklären. Als aber Pompejus sich bereits der Hoffnung hingab, den Sertorius selbst, der das abgefallene Lauro am Sucro (Xucar) südlich von Valentia belagerte, zerschmettern zu können, da erlitt er einen vollständigen Mißerfolg; ja, zum höchsten Schaden für sein Ansehen mußte er die Eroberung und Zerstörung des schwer bedrängten Lauro mit ansehen, ohne retten zu können. Erst als Metellus, der den Hirtulejus bei Italica am untern Bätis geschlagen, im Jahre 75 sich anschickte, bei Valentia die Vereinigung mit Pompejus zu suchen, gestaltete sich die Lage etwas günstiger. Metellus schlug den Hirtulejus, der dabei selbst den Tod fand, bei Segovia aufs Haupt, und drang dann ostwärts nach dem Thalgebiet des Flusses Sucro vor. Er kam zu rechter Zeit, um nach Ueberwindung des Perpenna das Heer des Pompejus aus der schwierigen Lage zu ziehen, in welche dasselbe durch eine taktisch halb verlorene Schlacht mit der Hauptmacht des Sertorius gerathen war. Nun war allerdings die Vereinigung der römischen Gesammtmacht vollzogen; aber Sertorius verzagte nicht so schnell. Erst als in einer mörderischen Schlacht am Flusse Turia (j. Guadalaviar) trotz des Mißgeschickes der von Pompejus geführten Reiterei die Armee des Sertorius geschlagen war, gab dieser die Führung des Krieges im großen Stil auf, und wich nach der Duerofestung Clunia (S. 342) zurück. Der Kampf zog sich, da das südliche und mittlere Spanien jetzt wieder unterworfen, auch noch die Plätze Segobriga (bei Cuenca) und Bilbilis (bei Calatajud) gewonnen waren, wesentlich nach dem nördlichen Spanien, derart daß Sertorius durch die Behauptung einer Anzahl fester Städte, wie Pallantia, Calagurris, Osca, Ilerda, Tarraco, und den gewandtesten Guerillakrieg die Gegner zu ermüden suchte, die nun im Jahre 74 v. Chr. schrittweise, aber nur mit sehr langsamen Erfolgen vorrückten, obwohl sie durch drei neue Legionen verstärkt waren.

Die Lage des römischen Reiches war in diesem Augenblick wieder einmal überaus bedenklich geworden. Der Krieg in Spanien, der dieses

schöne Land in einer entsetzlichen Weise für lange Jahre zu Grunde richtete, verzehrte die militärischen Kräfte und die Geldmittel Italiens, ohne doch die Aussicht auf rasche Beendigung zu eröffnen. Nun aber wollte es Roms Unstern, daß die gefährlichen Momente aus der Sullanischen Erbschaft, soweit nämlich die auswärtige Politik in Frage kam (S. 523), im Orient mit einem Male wieder furchtbar schwer ins Gewicht fielen. In der Osthälfte des Reiches hatten die Legionen seit 78 v. Chr. mit gutem Erfolg die wilden Völker auf der Nord- und Ostgrenze der Besitzungen befehdet, welche die Römer auf der Balkanhalbinsel inne hatten. Die Dalmatiner wurden ernsthaft geschüttelt, die Festung Salonä erobert. Von Makedonien aus sind kräftige Stöße gegen die Dardaner und die thrakischen Völker am obern Strymon versucht worden. Die Hauptsache war, daß endlich der tüchtige Marcus Lucullus (72 und 71 v. Chr.) die Besser, den wildesten der thrakischen Balkanstämme, überwältigte und ihre Hauptstadt Uscudama eroberte. Damals traten auch die Odrysen und die griechischen Seestädte zwischen dem Goldenen Horn und dem Delta der Donau unter Roms Hoheit.

Während in dieser Weise schrittweise die Eroberung einer Reihe von Territorien vorbereitet wurde, die für die Geschichte des römischen Reiches in der späteren Kaiserzeit, nämlich seit dem dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, eine geradezu welthistorische Bedeutung gewinnen sollten, stand es dagegen mit der Sicherheit des Mittelmeeres für die römisch-griechische Welt höchst bedenklich, und war zu Allem übrigen auch der Krieg mit Roms altem asiatischen Blutfeinde, mit dem pontischen Mithradates wieder entbrannt, jetzt in den großartigsten Dimensionen. Am ersten und unangenehmsten hatten die Römer das unerhörte Emporwachsen der Piraterie zu empfinden. Da die Schiffe der Corsaren, wie wir wissen, mehr und mehr der Zufluchtsort zahlloser Menschen griechischer und italischer Zunge geworden waren, die socialer Ruin oder politisches Mißgeschick heimathlos gemacht hatten, so gewann das alte Treiben der kilikischen und kretischen Seeräuber und Sklavenhändler jetzt einerseits einen viel stärkeren Rückhalt als früher, andrerseits aber erhielt das Corsarenthum den Charakter eines Krieges der Blutrache und eines Kampfes um die Existenz gegen die siegreichen Parteien auf dem Festlande. Da die römische Flotte gänzlich verfallen war, so beherrschten die Corsaren Jahre lang das Mittelmeer von Kilikien bis zum atlantischen Meere nahezu vollständig. Das noch unabhängige Kilikien mit den anschließenden Hochlandschaften des Tauros und die Insel Kreta bildeten die strategische Basis der Piraten, die aber auch sonst am südlichen kleinasiatischen, am dalmatinischen und am mauritanischen Gestade Zufluchtsplätze genug besaßen, und ihre Geschwader unter eigene Admirale gestellt, übrigens es sich zum Gesetz gemacht hatten, überall für einander einzustehen. Ihre Ausbreitung, ihr Zusammenhalt, ihre Organisation wurde für das römische Reich im höchsten Grade gefährlich. Nicht nur, daß die Corsaren jedem Gegner der oligarchischen

Regierung, wie namentlich dem Sertorius und später dem Mithradates, die Hand boten, überall die Vermittlung herstellten zwischen den verschiedenen Gegnern des Senates, so ruinirten sie theils durch Zerstörung und Menschenraub, theils durch Plünderung und furchtbare Brandschatzung allmählich eine entsetzlich hohe Zahl griechischer Städte und Heiligthümer auf allen Küsten und Inseln des ägäischen Meeres. Mehr aber, sie erschwerten den Handels- und Reiseverkehr auch des Hauptlandes, nämlich der italischen Halbinsel, auf das äußerste. Die Ausfuhr Italiens, noch mehr die allmählich unentbehrlich sich gestaltende Zufuhr überseeischen Getreides aus Sicilien, Afrika, Aegypten, nach Rom erfuhr die unheilvollsten Störungen. Allmählich wurde selbst der Reiseverkehr auf den in der Nähe des Gestades laufenden großen Straßen der Halbinsel unsicher, und jeder römische Reisende, der sich auf die See wagte, hatte sich vor den Piraten zu fürchten, die ihn im Falle der Gefangennahme zwangen, sich mit schweren Summen loszukaufen. Oft genug rächten sie aber auch frühere Unbill, und weiter die Grausamkeit, mit welcher die römischen Offiziere jeden gefangenen Piraten hinrichten ließen, durch Ermordung vornehmer Römer.

Der Senat hatte nun allerdings versucht, einen derben Schlag gegen diese ungeheure Gefahr zu führen. Aber für die damalige Praxis der Römer sehr charakteristisch, dachte man noch immer nicht daran, eine große Flottenrüstung anzustellen, sondern hoffte die Corsaren durch einen Feldzug gegen die kleinasiatischen Hochlandschaften, die der Hauptsitz der Räuber waren, zu bändigen. Der treffliche Publius Servilius Vatia, der i. J. 79 das Consulat bekleidete, erhielt für 78 bis 74 v. Chr. das Kommando in Kilikien, und diesem gelang es, in mehrjährigem glücklichen Kriege nach einer siegreichen Seeschlacht die Schlösser und Städte des Häuptlings Zeniketes zu erobern, nämlich Olympos und Phaselis in dem östlichen Lykien und Attaleia in Pamphylien. Dann gewann er nach Uebersteigung des Tauroskammes auf dessen isaurischen Nordabhängen die festen Plätze Oroanda und selbst Isaura mit seinem Gebiet, was ihm den Siegesnamen Isauricus eintrug. Die Gewinnung dieser Städte und Länder und eines Theiles des „rauhen" Kilikiens, welches Alles zu der römischen Provinz „Kilikien" geschlagen wurde, wie auch die sonst gegen die asiatischen Corsaren geführten Schläge waren jedoch nicht im Stande, dem großen Unheil der Zeit durchgreifend zu begegnen. Denn einerseits blieb die Corsareninsel Kreta noch immer unbezwungen, anderseits aber lenkte gleich nach den großen Erfolgen des Servilius der Ausbruch des gewaltigen innerasiatischen Krieges die Aufmerksamkeit und die Energie des Senats für mehrere Jahre wieder von der See und den Piraten ab.

Unter den beiden großen Machthabern des westlichen Orients konnte damals Tigranes, der armenische Großkönig, als der gefährlichere erscheinen. Denn dieser Herrscher hatte die Zeit seit Sullas Friedensschluß mit dem pontischen König und noch mehr seit des großen römischen Dictators Tode

vortrefflich benutzt, um von seinem Alpenlande aus sich ein durch militärische Lage und Ausdehnung höchst imposantes Reich zu bilden. Die damals durch innere Unruhen stark geschwächten Parther konnten nicht hindern, daß die westlichen Vorlande ihres Reiches, Atropatene, Korduene und Adiabene unter armenische Oberhoheit traten. Ebenso gewann der neue Eroberer das nördliche Mesopotamien, wo namentlich ein arabischer Stamm in Osroëne (Edessa) in sein Interesse gezogen worden war. Kappadokien verlor die östlichen Kantone an das neue Großreich, und das alte Reich der Seleukiden brach unter des Tigranes Stößen endlich zusammen. Hier hatten (S. 375) nach des Antiochos VIII. Grypos Tode (97/6 v. Chr.) die inneren Kämpfe nicht aufgehört. Schon i. J. 96 war der überlebende feindliche Bruder des Grypos, Antiochos IX. Kyzikenos, durch seinen Neffen, des Grypos Sohn Seleukos VI. Epiphanes, völlig überwunden worden und hatte durch eigene Hand geendet. Sofort trat in diesem dem Untergange rettungslos verfallenen Hause und Reiche des Kyzikenos Sohn Antiochos X. Eusebes als Rächer seines Vaters auf. Seleukos sieht sich nach Kilikien gedrängt, wo er nach dem Brauche des Zeitalters dem Untergange verfällt; freilich nur, um in seinen Brüdern Antiochos XI. Epiphanes Philadelphos, Philippos und Demetrios, Nachfolger in dem blutigen Hader um den Rest des Reiches zu finden. Erst als (nach 94) Eusebes in einer Fehde gegen die Parther gefallen ist, behaupten die Nachkommen des Grypos die Herrschaft in Syrien, aber nur um ihre Kraft theils in frevelhaftem Hader unter einander, theils in Kämpfen aufzureiben mit den neuen Machtelementen, die sich über dem nichtsnutzigen Treiben der Seleukiden ausgebildet hatten. Als solche erscheinen außer dem starken jüdischen Fürsten Alexander Jannäos namentlich verschiedene der größeren Städte Syriens, von Gaza bis Antiochia, und nun auch arabische Häuptlinge, unter denen der nabatäische Aretas von Petra Damaskos und das Gebiet des Libanon gewann und des Grypos letzten Sohn Antiochos XII. Dionysos im Kampfe erschlug. Unter solchen Umständen wurde es dem Tigranes natürlich nicht schwer, seit 83 v. Chr. das syrische Reich zu erobern, das östliche ebene Kilikien an sich zu ziehen, und Schritt für Schritt (bis gegen 74 v. Chr.) seine Macht auf der Küste bis nach Ptolemais auszudehnen. Die letzten syrischen Prätendenten, des Antiochos X. Söhne Antiochos XIII. und Seleukos Kybiosaktes, flüchteten etwa 75 v. Chr. nach Rom. Als Mittelpunkt aber für sein großes Reich schuf Tigranes die großentheils durch zwangsweise dahin übergesiedelte griechische und halbgriechische Einwohner der neu eroberten Städte besetzte neue Großstadt „Tigranokerta" am rechten Ufer des Tigris (nach der gewöhnlichen Annahme Meja Farkin zwischen Musch und Diarbekir, nach einer neueren Ansicht mehr nach Mesopotamien hin, zwischen Nisibis und dem Tigris).

Noch mieden aber sowohl die Römer wie die Armenier jeden Zusammenstoß. Dagegen wußten die Römer so gut wie Mithradates, daß die pon-

tischen Waffen sich ohne Zweifel noch einmal mit den italischen würden kreuzen müssen. Die Römer in Rom ihrerseits glaubten allen Grund zu haben, die noch immer sehr ansehnliche Macht des Großkönigs fürchten zu müssen, welcher immer intimere Beziehungen mit den römischen Demokraten in Spanien unterhielt und sehr zahlreiche Flüchtlinge in seiner Armee beschäftigte. Mithradates seinerseits sah sich durch die letzteren zum Kampfe gegen den Senat gestachelt, und auch ihm mußte ein Krieg in einer Zeit wünschenswerth erscheinen, wo Sertorius Roms beste Feldherren beschäftigt hielt. Dabei hatte er seit Sullas und Murenas Abzug aus Asien seine Macht auf der kolchischen und nordpontischen Seite immer stärker basirt, Heer und Flotte neu organisirt, und namentlich mit Sertorius die Allianz vorbereitet. Da starb zu Anfang d. J. 74 v. Chr. der König Nikomedes III. von Bithynien, der keinen legitimen Sohn hinterließ und sein Reich testamentarisch den Römern vermachte. Als diese die neue Erwerbung unverzüglich besetzten und dadurch unmittelbare Grenznachbarn des Mithradates wurden, erklärte dieser den Krieg. Sein alter armenischer Freund freilich war kurzsichtig genug, ihm zunächst noch den Beistand zu versagen. Dagegen gelang jetzt der Abschluß der Allianz mit Sertorius, der dem König die asiatischen Vasallenstaaten des Reiches abtrat und tüchtige Offiziere schickte, wogegen ihm Mithradates Kriegsschiffe und Geld zu senden versprach. Die Corsaren aber wurden des Königs eifrigste Bundesgenossen und verstärkten seine Flotte in der für ihn nützlichsten Weise.

Mithradates war wieder in der Lage, den Feldzug zu eröffnen. Während sein General Diophantos in Kappadokien einbrach und sein Aufmarsch die kurz vorher so hart betroffenen Kilikier, Isaurer und Pisidier zur Erhebung brachte; während ferner Eumachos und der aus Spanien angelangte Römer M. Marius gegen Phrygien marschirten und in vielen Städten Kleinasiens, die ihnen die Thore öffneten, den Anstoß zur Ermordung der daselbst angesiedelten Römer gaben: führte der Admiral Aristonikos 400 Schiffe längs der kleinasiatischen Nordküste, und leitete der König mit den Generalen Taxiles und Hermokrates die Bewegungen der Hauptarmee von mehr als 100,000 Mann (darunter die ausgezeichneten bastarnischen Söldner) und 16,000 Reitern, gegen Bithynien und drang hier unaufhaltsam vor. Da war es nun für die römische Sache ein großer Vortheil, daß in Spanien der tapfere Sertorius (S. 530) gerade jetzt auf die Vertheidigung zurückgedrängt war, und daß der Senat in dem einen Consul d. J. 74, in Lucius Lucullus, einen Feldherrn gefunden hatte, der dem Mithradates vollkommen gewachsen war. Lucullus hatte durch Zuführung einer frischen Legion die römischen Streitkräfte in Kleinasien (zur Hälfte noch immer die alten Soldaten des Fimbria) bis auf 30,000 Mann und 1600 Reiter gebracht. Als er in Asien erschien, fand er, daß der tapfere galatische Tetrarch der bei Pessinus sitzenden keltischen Tolistobogier, Dejotarus, im Interesse der Römer mit Erfolg gegen die auf Phrygien und Asia vordringenden

Pontiker die Waffen ergriffen hatte. So konnte Lucullus zunächst das römische Binnenland wieder sichern, bis ihn das Mißgeschick seines Collegen, des Consuls M. Aurelius Cotta, nach der Nordküste rief. Dieser, der vor ihm in Asien angelangt war, hatte sich mit siebzig Schiffen und einer schwachen Landmacht vor der Hauptmacht des Königs nicht halten können, und war nach Chalkedon zurückgewichen, wo ihn Mithradates mit Heer und Flotte blokirte und den Römern eine schwere Niederlage beibrachte, die ihre Flotte zerschmetterte. Als aber Lucullus vom Sangarios her sich der pontischen Armee näherte, wich der König ihm aus und wandte sich mit einer Kühnheit, die nachher sehr zu seinem Schaden ausschlug, nach den römischen Küstenstrichen auf der Südseite der Propontis, wo es ihm vor Allem darauf ankam, die wichtige Stadt Kyzikos zu erobern. Der tapfere und geschickte Widerstand der trefflichen griechischen Bürgerschaft zwang die Pontiker zur Eröffnung einer langwierigen Belagerung, die von dem Augenblicke an für sie im höchsten Grade verlustvoll wurde, wo Lucullus im Rücken der königlichen Armee eine feste Stellung bezog, die ihn in den Stand setzte, den Gegnern alle Zufuhr zu Lande abzuschneiden, zugleich auch Alles zu zertrümmern, was auf dem Landwege von dem königlichen Lager sich entfernte. Da somit Mithradates für die Zufuhr nur noch auf die Flotte angewiesen blieb, die endlich durch den Winter auch in ihren Bewegungen gehindert wurde, so erlitt sein Heer und dessen Troß allmählich durch Mangel und Seuchen entsetzliche Verluste, und sah sich endlich im Frühling 73 v. Chr. zu schimpflicher Aufhebung der Belagerung genöthigt. Der Abzug aber der schrecklich decimirten Pontiker brachte ihnen neue und sehr empfindliche Verluste. Die Flotte, mit welcher der König zunächst nach dem Hellespont steuerte, wurde durch Stürme schwer mitgenommen, und das von Marius und Hermäos geführte Landheer wurde von Lucullus bei den Flüssen Aesepos und Granikos noch einmal gründlich gefaßt, ehe es in Lampsakos eingeschifft werden konnte. Und als nun Mithradates, der sich zu Schiffe dann nach Nikomedia wandte, mit alter Kühnheit es doch wagte, 10,000 Mann unter Marius und andern Römern mit fünfzig Schiffen nach dem ägäischen Meere zu senden, mußte er zu seinem Schrecken hören, daß Lucullus persönlich diese Abtheilung mit Hülfe einer aus den Geschwadern der asiatischen Seestädte gebildeten Flotte in zwei Gefechten bei Tenedos und Neä vollständig aufrieb. Und nun säuberten die Römer schnell genug auch Bithynien wieder von allen pontischen Truppen. Mithradates, dessen Hauptmacht so gut wie ruinirt war, mußte in aller Eile nach Sinope zurückweichen, und Lucullus, der durch die neue Flotte, die er dem Legaten Gajus Valerius Triarius übergab, den Hellespont sperren ließ, konnte im Herbst d. J. 73 v. Chr. mit der römischen Landarmee den Angriff auf die alten pontischen Erblande seines Gegners versuchen.

Während in solcher Weise die Tüchtigkeit der Griechen von Kyzikos und die ausgezeichnete Führung des Lucullus die gewaltige Gefahr für das

Reich auf der Ostgrenze überwunden hatte; während im Laufe der Jahre 74 und 73 die Ausdauer und Gewandtheit der Generale Metellus und Pompejus trotz mancher schweren Unfälle endlich auch den Krieg in Spanien, der das Geld und die Mannschaften des Staats in der empfindlichsten Weise verzehrte, fühlbar zu Gunsten der Waffen der Regierung wandte: sah sich das römisch-italische Volk jäh und unerwartet in dem seit 91 v. Chr. schon zweimal so entsetzlich heimgesuchten Italien selbst durch eine neue und grauenhafte Empörung der Unfreien bedroht. Der grandioseste unter den Sklavenkriegen des Alterthums entbrannte in Unteritalien gerade in der Zeit, wo in Asien endlich die Schale des pontischen Königs emporzuschnellen begann.

Es war diesmal die Klasse römischer Sklaven, die weitaus das schimpflichste Gewerbe treiben und die härteste Behandlung ertragen mußten, die Gladiatoren, welche im Jahre 73 die Flammenzeichen einer ungeheuren Empörung entzündeten. Bei der wachsenden Neigung der Römer zu der blutigen, grauenhaften Lust der „Fechterspiele" hatte man in verschiedenen Städten Italiens „Schulen" angelegt, in welchen die massenhaften, in ihren Kasernen unter barbarischer Zucht zusammengehaltenen Gladiatoren nach allen Regeln der Kunst ausgebildet wurden. Namentlich Capua war eine Hauptakademie dieser blutigen Kunstfechter, und gerade hier, unter einer Anzahl tapferer früherer Kriegsgefangenen der Römer, brach der Aufstand aus. 74 Männer, an ihrer Spitze die Kelten Crixus und Oenomaos, und namentlich der frühere thrakische Häuptling Spartacus entkamen aus der Kaserne und setzten sich auf dem Vesuv fest, wo ihre Schaar sehr schnell durch Zuzug anderer entlaufener Sklaven, sowie der damals in Masse in Italien vorhandenen Räuber und grollenden Heimathlosen und Proletarier sich verstärkte. Als ihre Raubzüge in Campanien die Staatsregierung zum Einschreiten nöthigten, gab ein erstes siegreiches Gefecht mit einer römischen Abtheilung ihrer Sache einen solchen Aufschwung, daß zwei Legionen unter dem Prätor Publius Varinius gegen sie ausrücken mußten. Aber der Geist und die soldatische Haltung dieser Truppen war so elend, daß Varinius zunächst das Vordringen der Insurgenten nach Lucanien nicht hindern konnte, dann aber in dieser Landschaft eine Niederlage erlitt, in Folge deren überall die Sklaven und die unzufriedenen Elemente dieser Gegenden zu Spartacus abfielen. Ganz Bruttium, Lucanien und Campanien fielen in die Hände der Empörer, die auch zahlreiche Städte, wie Consentia, Thurii, Metapont, Nola und Nuceria erstürmten und greulich heimsuchten. Der Krieg wurde natürlich in der für solche Fälle üblichen scheußlichen Weise geführt. Spartacus selbst, für seine Person ein edler Mensch, ein besonnener, tüchtiger Heerführer, konnte die Masse nicht hindern, an der römischen Welt für alte und neue Unbill schauerliche Rache zu nehmen und die Kreuzigung der gefangenen Insurgenten Seitens der Römer durch Ermordung der römischen Gefangenen zu vergelten, die man nicht selten

zwang, als Gladiatoren fechtend zu sterben. Auch der nationale Gegensatz zwischen den Leuten aus der Balkanhalbinsel und den Kelten und den Nachkommen der Teutonen und Kimbrer, die die Masse der bis zu 120,000 Mann anschwellenden Schaaren bildeten, nützte den Römern zuerst nur wenig.

Denn während im Jahre 72 die Waffen der Feldherren des Senats in Spanien wie in Asien immer glücklicher fochten, zeigten sich auch die Nachfolger des Varinius außer Stande, dem Spartacus die Spitze zu bieten, welcher letztere den Plan verfolgte, die Halbinsel von Süden nach Norden zu durchziehen, um von den Alpen aus den Massen den Rückweg nach ihren heimathlichen Ländern zu öffnen. Der Senat hatte beide Consuln des Jahres 72 gegen die Feinde ins Feld geschickt. Aber während es dem Prätor Quintus Arrius, der als Legat des Consuls Lucius Gellius operirte, allerdings gelang, die auf eigene Hand unter Crixus nach Apulien auf Raub ausgezogene Masse der Kelten am Mons Garganus zu vernichten, überschritt Spartacus unter blutigen Siegen über Gnäus Lentulus, den andern Consul, und über Gellius, die Kette der Apenninen, und überwand endlich bei Mutina auch die römischen Truppen in Oberitalien. Jetzt lag den befreiten Sklaven der Weg nach Hause offen. Nun aber mochten die wilden Sieger Italien nicht verlassen; es schien ihnen besser, planlos das unglückliche Land zu plündern und zu verheeren. So sah sich Spartacus genöthigt, wieder in die Halbinsel einzubrechen. Einen Angriff auf Rom selbst, den die Bürger der Hauptstadt fürchteten, mochten die Banden nicht wagen. So wurde Italien wieder bis zum tiefsten Süden durch die blutigen Horden ausgeraubt und mit Mord und Brand heimgesucht. Nun aber hatte der Senat sich ermannt und den besten Offizier, den man zur Hand hatte, den unter Sulla bewährten Marcus Crassus, als Prätor an die Spitze von acht Legionen gestellt. Der neue Oberfeldherr stellte mit eiserner Faust zuerst die Ordnung und Disciplin in seiner Armee wieder her. Dann drängte er die Schaaren des Spartacus hinab in die bruttische Südspitze von Italien und suchte dieselben, die vergeblich sich den Uebergang nach Sicilien zu öffnen versuchten, durch eine Schanzenkette von sieben deutschen Meilen Länge (etwa bei dem j. Castrovillari und Cassano) von Italien abzuschneiden. Nun gelang es zwar dem Spartacus, in einer Winternacht im Jahre 71 die Linien der Römer zu durchbrechen und Lucanien zu erreichen. Dann aber löste sich der Zusammenhang in seinem Heere auf. Die Kelten und Germanen trennten sich von Spartacus, und fanden dann im Kampfe mit den Römern sämmtlich ihren Untergang. Spartacus selbst sah sich nach einem glücklichen Gefecht durch sein thörichtes Heer zur Annahme einer Hauptschlacht in Apulien genöthigt, die mit seinem Tode und mit völliger Niederlage seines Corps endigte. Es charakterisirt die entsetzliche Barbarei dieses Krieges, daß die Römer 6000 Gefangene in langen grauenhaften Reihen an der Heerstraße von Capua nach Rom insgesammt ans Kreuz

schlagen ließen. Die Trümmer der Insurgentenhaufen wurden von den römischen Abtheilungen aufgejagt und vernichtet.

Die letzten Reste derselben zerschmetterte jedoch nicht das Schwert des Crassus, sondern das des Pompejus. Der schwere Krieg in Spanien war endlich auch zum Abschluß gebracht worden. Mit dem Sinken des Sterns des tapferen Sertorius hatten sich unter den römischen Flüchtlingen in seiner Umgebung seit 73 v. Chr. sehr häßliche Stimmungen geltend gemacht. Man begann wider ihn zu konspiriren und zu meutern, und die unvermeidliche, blutige Strenge, mit welcher der Feldherr nun auftrat, erschütterte seine Stellung noch mehr. Als im Jahre 72 ein Theil der Mitglieder einer höchst bedenklichen Verschwörung im Stabe des Sertorius getödtet oder vertrieben war, eilten die noch unentdeckten, an ihrer Spitze jener Perpenna (S. 528), der nur ungern sich unter des Sertorius Obercommando gestellt hatte, den großen Mann zu Osca bei einem Gastmahl zu ermorden: die Tage des Viriathus hatten sich wiederholt. Der armselige Perpenna, der nun die Führung an sich zog, erlag verdientermaßen nicht lange nachher den Waffen des Pompejus, der den elenden Menschen hinrichten ließ. Damit fiel der Krieg zusammen. Nur die Städte Calagurris, Uxama (jetzt Osma) und Clunia mußten mit Gewalt genommen werden. Noch hatten Metellus und Pompejus die Aufgabe, die beiden spanischen Provinzen neu zu organisiren. Dann konnten sie (71 v. Chr.) ihre Heere nach Italien zurückführen. Und hier gelang es dem Pompejus, die letzten 5000 noch zusammenhaltenden Krieger aus der Schaar des Spartacus zu vernichten, so daß er, damals wie später nach Ruhmestiteln unersättlich, und — auf die Dauer nicht sehr zu seinem Vortheil — keineswegs spröde, auch da zu ernten, wo Andere vorgearbeitet hatten, dann dem Senat schrieb, daß es ihm gelungen sei, die Empörung der Sklaven mit den Wurzeln auszurotten.

Die Rückkehr des Pompejus brachte nun aber auch die innere Bewegung gegen die sullanische Verfassung wieder in Fluß, und der sieggekrönte Feldherr, der trotz der erheblichen Verdienste des alten Metellus als der eigentliche Held des spanischen Krieges gefeiert wurde, schuf demnächst die politische Situation, aus welcher heraus eine Reihe neuer und immer erfolgreicherer Angriffe auf die aristokratische Republik nunmehr hervorgehen sollten. Bei seiner Rückkehr nach Rom konnte Pompejus, an der Spitze eines ihm ganz ergebenen Heeres, als der weitaus mächtigste Mann des Landes gelten, neben dem nur der Sieger über Spartacus, M. Crassus, ernsthaft ins Gewicht fiel. Die Wünsche des ersteren gingen nun für seine weitere Laufbahn in erster Linie auf die Gewinnung des Consulates, auf die Feier eines Triumphes, wie auf Landanweisungen für seine Soldaten, weiter aber auf die Führung des mithradatischen Krieges. Wie der junge Feldherr jetzt zu den Optimaten stand, so war höchstens zu erwarten, daß ihn der Senat von den Bestimmungen der Verfassung entbinden würde, die ihn von Rechtswegen hinderten, schon jetzt zu triumphiren und sich um das

Consulat zu bewerben. Dagegen schien es für die persönlichen Interessen des Pompejus höchst nützlich, sich mit der Demokratie zu verständigen, die ihm sehr wohl behülflich sein konnte, seine weiteren ehrgeizigen Absichten ins Werk zu setzen. Besonders ehrlich war die Annäherung nicht gerade zu nennen; denn Pompejus betrachtete die von ihm für sein Consulat dem Demos in Aussicht gestellte, seit mehreren Jahren immer glühender begehrte, Herstellung des Tribunats wesentlich nur als eine Waffe für seinen Gebrauch, wollte überhaupt mit harter Selbstsucht nur durch jedes Mittel die Volksgunst gewinnen, — und die eigentliche Demokratie konnte ihrerseits sich schwerlich dem Manne ehrlich nähern, der den Carbo, den Lepidus und den Sertorius überwunden hatte. Nichtsdestoweniger war Pompejus jetzt der gefeierte und mit ausschweifenden Hoffnungen begrüßte Held des Tages; um so mächtiger, als auch Marcus Crassus, bisher nicht sein Freund, jetzt ebenfalls ein Bewerber um das Consulat, sich mit ihm verglich, um die Vortheile zu theilen, und damit sein Heer faktisch dem Senat entzog. Während die Heere beider Wahlcandidaten noch unter den Waffen blieben, wurden also Pompejus und Crassus für das Jahr 70 zu Consuln gewählt, und sofort unter diesen verhängnißvollen Auspicien mehrere der Hauptsäulen der sullanischen Verfassung niedergeworfen. Pompejus selbst erzielte als Consul die vollständige Erneuerung der alten Vollgewalt der Volkstribunen. Und noch mehr: auf Grund vielseitiger Klagen über die senatorischen Gerichte wurde dem Senat auch diese Waffe entrissen. Zu ihrem großen Schaden hatten die senatorischen Geschworenen den Ruf einer schlimmen Bestechlichkeit nicht vermieden. Die Optimaten hatten sich in der Verwaltung der Provinzen mehr und mehr als schnöde Räuber gezeigt. Gerade im J. 70 spielte in Rom der Prozeß, den der junge feurige Redner Marcus Tullius Cicero unter Enthüllung einer Masse unerhörter Abscheulichkeiten gegen einen der verruchtesten Sullaner, den Gajus Verres, 73—71 Prätor von Sicilien, als Anwalt der unglücklichen Sikelioten führte. Es galt als nahezu unmöglich, von den Geschwornen des Senats die wirksame Verurtheilung irgend einflußreicher Großer des Reiches zu erzielen. Unter diesen Umständen hielt es nicht schwer, den sicherlich durch Pompejus veranlaßten Antrag des Prätors Lucius Aurelius Cotta zur Annahme zu bringen, in Folge dessen der Senat fortan nur noch ein Drittel der Geschwornenstellen zu besetzen hatte. Die beiden anderen Drittel fielen theils den Rittern, theils einer denselben im Vermögen sehr nahe kommenden Gruppe reicher Plebejer zu. Wie es scheint, so wurde damals auch die Provinz Asia den Rittern wieder nach alter Art überlassen, endlich aber, — was Sulla stillschweigend hatte verfallen lassen, — die Censur wieder praktisch hergestellt, deren erste neue Vertreter, Gnäus Lentulus und Lucius Gellius, 64 Männer aus dem Senat entfernten (darunter anscheinend viele unpopuläre frühere Sullaner).

Dabei blieb jedoch die Reaktion gegen die sullanischen Schöpfungen

einstweilen stehen. Aber auch Pompejus selbst machte für einige Zeit auf der Bahn seiner persönlichen Erfolge Halt. Da der kluge Schritt des Crassus, sein Heer endlich zuerst zu entlassen, die befürchtete Gefahr eines Kampfes zwischen beiden Machthabern um die Herrschaft in Rom beseitigt hatte, so sah sich auch Pompejus, der bei aller Herrschsucht eben doch den eigentlichen monarchischen Zug nicht besaß und niemals die republikanische Form verletzen wollte, nun ebenfalls genöthigt, zu entwaffnen und nach Ablauf seines Consulates einstweilen in die Stille des Privatlebens zurückzutreten. Sein Glück hatte ihm aber noch neue und prunkvollere Triumphe vorbehalten.

Die glänzende und glückliche Art, in welcher, wie wir ferner zu zeigen haben, der treffliche Lucullus den Krieg gegen Mithradates führte, der allmählich auch das Reich des Tigranes ergriffen hatte, ließ freilich vorläufig dem thatendurstigen Pompejus kaum eine Aussicht offen auf eine baldige neue Bethätigung seiner Kraft. Da kamen ihm denn die Corsaren zu Hülfe. Der Senat hatte i. J. 74 zugleich mit Absendung des L. Lucullus nach Asien den Marcus Antonius, (den Sohn des Redners und Vater des späteren Siegers von Philippi,) mit der Aufgabe betraut, die Corsaren anzugreifen. Antonius hatte nicht viel ausgerichtet, sich endlich sogar bei einem Angriffe auf die Kreter in der Gegend von Kydonia eine Niederlage geholt, die so schimpflich war, daß er nach Abschluß eines schmählichen Vertrages mit den Kretern, i. J. 71 der Last seiner Schmach erlag, ohne Italien wieder betreten zu haben. Der Uebermuth der Piraten stieg seit dieser Zeit so hoch; der Schaden, den sie unmittelbar anrichteten, war so bedeutend; die Einwirkung ihres Treibens auf die Erschwerung der Verproviantirung Roms war so stark, daß der Senat endlich einen der Consuln d. J. 69, den tüchtigen und energischen Quintus Cäcilius Metellus (einen Verwandten des in Spanien erprobten Metellus) i. J. 68, wo er als Proconsul in Makedonien befehligte, mit der Aufgabe betraute, wenigstens die kretische Schmach zu rächen. Der Feldherr landete mit drei Legionen in Kreta, schlug bei Kydonia die Gesammtmacht des Inselvolkes unter Lasthenes und Panares, 24,000 Mann, in mörderischem Kampfe aufs Haupt, und unterwarf nun unter furchtbarem Blutvergießen die herrliche Insel mit rücksichtsloser Grausamkeit, Stadt um Stadt, Kanton um Kanton. So zog sich dieser schauerliche Vertilgungskrieg bis gegen den Sommer 67 v. Chr. hin, als die Hand des Pompejus in diese, wie in alle übrigen Verhältnisse in der Welt des Ostens übermächtig eingriff.

Zu Anfang nämlich des Jahres 67, — in einem Moment, wo auch die Erfolge des Lucullus plötzlich in bedenklicher Weise zum Stehen gekommen waren, — war endlich in Rom die Ueberzeugung durchgedrungen, daß gegen die Piraten mit halben Maßregeln nicht mehr durchzukommen, daß es nothwendig sei, das furchtbare Uebel durch eine umfassende Art der Kriegführung zu bekämpfen. Ein Günstling des Pompejus, der höchst wahrscheinlich in dessen Auftrage, jedenfalls in dessen Sinne handelte, der Tribun

A. Gabinius, stellte daher den Antrag, einem einzigen Feldherrn (er nannte keinen Namen, aber alle Welt wußte, daß nur Pompejus in Frage stand,) eine militärische Macht und eine Competenz zur Vernichtung der Piraterie in die Hand zu geben, wie dergleichen bisher in Rom noch unerhört gewesen war. Dieser Oberfeldherr nämlich sollte durch den Senat aus den Consularen ausgewählt werden, dann aber, bis auf eine Zeit von drei Jahren, den Oberbefehl übernehmen über sämmtliche Gewässer des Mittelmeeres von den Säulen des Herakles bis nach Kolchis und Syrien, und über alle Küsten bis zehn Meilen weit in das innere Land hinein. Dieser Feldherr sollte nicht nur die zur Zeit vorhandenen Kriegsschiffe, ein namhaftes Truppenkorps und die Summe von 33 Millionen Mark sofort zur Verfügung, sondern auch das Recht erhalten, seine Streitkräfte bis zur Höhe von 120,000 Mann, 7000 Reitern und 500 Kriegsschiffen zu verstärken. Er sollte zu diesem Ende über die Mittel der Provinzen und der Vasallenstaaten, und über die Kassen des Staates unbedingt verfügen können, und endlich lediglich nach seiner Wahl 25 Legaten senatorischen Standes zu seiner Hülfe zu ernennen haben.

Unleugbar war der Gedanke, durch Aufbietung so gewaltiger Mittel und deren Concentrirung in Einer Hand das riesige Unheil auszurotten, durchaus praktisch und aussichtsreich. Aber der Senat hatte schwere konstitutionelle Bedenken gegen eine Rogation, die ebenso unleugbar den zu designirenden Heerführer für drei Jahre zum militärischen Gebieter des Reiches machen wollte, und außer mehrfachen Abweichungen von Herkommen und Gesetz im Detail, den Senat und die Optimaten thatsächlich zu Gunsten des Pompejus gänzlich in den Hintergrund drängte. Allein, der wüthende Groll und der schroffe Widerstand des Senates gegen Gabinius bestimmten diesen nur, mit seinem Antrage sich einfach an die Gemeinde zu wenden. Die Intercession des Volkstribunen L. Trebellius beseitigte Gabinius, indem er bei den Comitien die Absetzung seines Collegen beantragte. Als siebzehn Tribus gegen Trebellius gestimmt hatten, wich dieser vor dem Zorne des für Pompejus enthusiasmirten Volkes, und nahm sein Veto zurück. Auch die Vorstellungen des allgemein geachteten Consulars Catulus gegen einige der Bestimmungen des Antrages blieben ohne Erfolg.

So wurde denn Pompejus in der That mit dieser ungeheuren Gewalt und Machtfülle betraut, und so groß war die Zuversicht der Römer zu seiner Tüchtigkeit, daß die unter dem Drucke der Piratenwirthschaft zur Zeit bedenklich hoch gestiegenen Getreidepreise sofort erheblich zu fallen begannen. Und Pompejus hat diesmal die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, so schnell und so vollständig als möglich zu erfüllen verstanden. Er ging ebenso geschickt als energisch zu Werke. Es galt, die überall verbreiteten Corsaren, die mehr als 1600 Schiffe auf dem Meere hatten, — darunter freilich viele kleine Fahrzeuge und nur eine Minderzahl von Zwei- und Dreideckern, — überall gleichzeitig anzugreifen und gegen sie ein großartiges Kesseltreiben anzustellen. Pompejus theilte daher das gesammte ihm überwiesene Gebiet

in dreizehn Militärbezirke, und überwies jeden derselben je einem seiner Legaten. Jeder dieser Männer erhielt den Auftrag, Schiffe und Truppen zu rüsten, dann überall die Corsaren aufzuscheuchen, anzugreifen und die Ausweichenden den übrigen Heerführern in die Hände zu treiben. Der Oberfeldherr selbst säuberte mit einer starken Flotte die Gewässer von Sardinien, Sicilien und Afrika, und sicherte die Kornzufuhr nach Rom. Binnen vierzig Tagen war die Piraterie in der westlichen Hälfte des Mittelmeeres ausgerottet. Und nun wandte sich Pompejus von Brundisium aus mit 60 Schiffen nach den östlichen Theilen des Mittelmeeres, wohin sich die Corsaren jetzt von allen Seiten her zurückzogen. Da der Oberfeldherr in Anbetracht der politischen Umstände, unter denen die Seeräuberei so sehr viel Zuzug erhalten hatte, es vermied, die gefangenen Corsaren als Verbrecher zu behandeln und sie hinrichten zu lassen, so war ihr Widerstand nur selten erbittert. Ein großer Seesieg des Pompejus bei Korakesion an der Westgrenze von Kilikien brach die letzte Kraft der Piraten, und nun, — nur drei Monate nach Eröffnung des Feldzuges, — wo der Krieg zu Ende war, konnte der Feldherr daran denken, den schnellen Sieg nützlich auszubeuten. Er hatte mehr als 20,000 Mann gefangen genommen. Statt dieselben tödten oder verkaufen zu lassen, beschloß er sie zu nützlichen Bürgern zu machen, und siedelte sie auf den verschiedensten Punkten des Reiches als neue Einwohner an, so namentlich in dem (inzwischen dem Tigranes abgewonnenen) östlichen Kilikien, zu Dyme in Achaja, und in Calabrien (wie damals die südöstliche Halbinsel Unteritaliens hieß). Leider entstand schließlich aus einem Conflikte mit dem auf Kreta damals operirenden Metellus ein böser Handel. Der noch unbezwungene Rest der Kreter (S. 540), der die Milde des Pompejus gegenüber der Grausamkeit des Metellus für sich nutzbar zu machen wünschte, erklärte seine Ergebung an Pompejus, der sie auch annahm. Es war dieses Verfahren des Siegers von Korakesion freilich nicht sehr rücksichtsvoll gegen Metellus, aber juristisch, auf Grund des gabinischen Gesetzes, völlig unanfechtbar. Nun aber nahm der Eroberer von Kreta auf diese Wendung der Dinge gar keine Rücksicht, setzte vielmehr den Vertilgungskrieg gegen die Städte, die sich dem Pompejus unterworfen hatten, mit erhöhter Grausamkeit fort. Darüber kam es zwischen ihm und dem von Pompejus nach Kreta geschickten Legaten L. Octavius, der zuletzt aus Achaja Truppen herbeizog, zum offenen Kampfe, immer zum größten Unheil für die Kreter. Es schien bereits, als sollte Pompejus selbst mit dem Frühjahr 66 v. Chr. persönlich gegen Metellus die Waffen ergreifen. Da erhielt jener zu Anfang des letzteren Jahres aus Rom den seit längerer Zeit erhofften Auftrag, den Krieg gegen Mithradates und Tigranes in großem Style aufzunehmen.

Der tapfere Lucullus hatte (S. 535), wie wir früher erzählten, im Herbst d. J. 73 v. Chr. den Angriff auf die pontischen Erblande des

Mithradates eröffnet. Da dieser König zur Zeit die Mittel nicht mehr hatte, den Römern in offenem Felde zu begegnen, so konnte Lucullus, der die wichtigeren Küstenstädte, wie Sinope, Amisos und andere, durch detachirte Abtheilungen blokiren ließ, ohne Hinderniß den Halys überschreiten und bis über den Iris hinaus ostwärts vordringen. Endlich im Frühling 72 hatte Mithradates bei Kabeira (später Neokäsareia genannt, j. Niksar) am Lykos, einem östlichen Nebenfluß des Iris, wieder ein Heer unter Taxiles und Diophantos vereinigt, welches, hauptsächlich in den nordpontischen Ländern geworben, 40,000 Mann und 4000 Reiter zählte. Gegen diese Streitkräfte rückte Lucullus mit nur drei Legionen vor. Längere Zeit hindurch kam es zu keinem entscheidenden Zusammentreffen. Als es aber endlich einem Legaten Lucullս, dem Marcus Fabius Hadrianus, gelungen war, die treffliche pontische Reiterei, welche mit großem Erfolge den Römern die Zufuhr vom Halys her erschwerte, sammt den mit ihr zusammenwirkenden ausgesuchten Fußvölkern in einem großen Gefecht vollkommen zu zertrümmern, da gerieth in dem königlichen Lager Alles, den Mithradates nicht ausgenommen, in einen gewaltigen Schrecken. Und als nun das pontische Heer den übereilten, fluchtartigen Rückzug antrat, fiel es der Hauptmacht des Lucullus in die Hände, die ihm eine schreckliche Niederlage bereitete. Energisch verfolgt, mußte Mithradates endlich mit nur noch 2000 Reitern (gegen Ende d. J. 72) bei Talaura seine Zuflucht auf armenischem Gebiet suchen.

Da Tigranes von Armenien seinen Schwiegervater zunächst sehr kühl behandelte und nicht nach seiner Residenz kommen ließ, so schien der große Krieg zu Ende gehen zu sollen. Lucullus ließ das pontische Land ohne Mühe bis nach Trapezunt unterwerfen, und nach langem, großentheils durch wilde Corsaren in pontischen Diensten geführten, tapferen Widerstande fielen (72 bis 70 v. Chr.) auch die großen Seestädte von Bithynisch-Herakleia und Tios bis Amisos in die Hände der Römer. Im J. 70 machte auch des Königs Sohn Machares, Statthalter im bosporanischen Reiche, auf eigene Hand mit Lucullus seinen Frieden. Der römische Oberfeldherr seinerseits, der inzwischen theils die Reste der pontischen Flotte, die aus Spanien zurückkehrten, bei Tenedos hatte vernichten lassen, theils in verständiger Milde einem guten Theil der römischen Flüchtlinge in Asien Amnestie und Aufnahme in sein Heer gewährte, suchte zugleich die Zeit zu benutzen, um die Provinz Asia aus der entsetzlichen wirthschaftlichen Lage (S. 507) zu retten, in welche sie seit der Belastung mit der schweren sullanischen Kriegssteuer gerathen war. Durch den Wucher der italischen Banquiers war die Schuldenlast der Provinz bis auf die Höhe von 120,000 Talenten angeschwollen; diese Last wuchtete so zermalmend, daß Lucullus zu allgemeiner Freude der Asianen jetzt verordnete, es sollten fortan nur zwölf Procent Zinsen genommen, nicht weiter Zins von Zins erhoben, endlich aber von den Gläubigern immer nur der vierte Theil des Einkommens der Schuldner mit Beschlag belegt werden dürfen. Der wackere Feldherr ahnte damals noch nicht, daß diese

Verfügungen, die nur der einfachsten Billigkeit entsprachen, ihm den wüthendsten Haß der römischen Ritter zuziehen und nicht lange nachher eine der Handhaben seiner vielen Gegner zu seinem Sturze werden sollten.

Bei der Persönlichkeit des Mithradates, der unter Anderm noch bei der Flucht nach Armenien sämmtliche Frauen seines Harems zu Pharnakeia (Kerasunt) hatte tödten lassen, damit sie nicht in römische Hände fallen sollten, war vorauszusehen, daß der Krieg der Pontiker erst dann wirklich zum Abschluß gelangen würde, wenn der gewaltige Gegner der Römer todt oder gefangen war. Lucullus hatte daher während der Zeit, wo der Krieg nur noch vor den Mauern der pontischen Seestädte tobte, einen seiner Offiziere, den Appius Claudius, nach dem armenischen Hoflager geschickt, um die Auslieferung des pontischen Königs zu fordern. Der Großkönig lehnte es nicht nur zornig ab, seinen Schwiegervater den Römern zu verrathen; er trat nunmehr auch selbst in den Krieg gegen die Republik ein. Lucullus hat das offenbar vorausgesehen; der Krieg gegen Armenien, der für Rom seit den Uebergriffen des Tigranes auf der kappadokischen und syrischen Seite in der That schon längst geboten war, konnte in keiner besseren Zeit geführt werden, als jetzt, wo Spanien und Italien wieder beruhigt und die Macht des Mithradates bereits zusammengebrochen war. Nur hätte jetzt auch der Senat in Rom seinem ausgezeichneten Feldherrn, der politisch ebenso zuverlässig war, wie Metellus, der spanische Imperator, wirksam den Rücken decken, ihn gegen die Feinde zu Hause schützen und das asiatische Heer erheblich verstärken müssen. Die Verwegenheit des Lucullus, jetzt gegen das weitgedehnte Reich des Tigranes vorzugehen, war in der That kolossal. Nicht nur, daß er noch immer nur 30,000 Mann italischer Soldaten zur Hand hatte, von denen die Hälfte zur Deckung der pontischen Länder zurückbleiben mußte: die Stimmung eines Theiles seiner Veteranen war sehr verdrossen und kriegsunlustig. Namentlich die alten Legionen des Fimbria forderten nach dreizehn Feldzügen den wohlverdienten Abschied immer heftiger. Und nun wurde es für Lucullus verderblich, daß dieser treffliche Mann, der gute Zucht hielt und die Plünderung der griechischen Städte, überhaupt die Mißhandlung der Besiegten durch die Truppen möglichst zu verhindern suchte, in seiner kühlen, aristokratischen, griechisch-vornehmen Art durchaus nicht das Talent besaß, sich bei seinen Soldaten populär zu machen, und sie, die in ihm nur den Optimaten sahen, in der Art, wie einst Sulla oder der Sieger von Zama an seine Person zu fesseln.

Nichtsdestoweniger gelang seiner Feldherrntüchtigkeit noch ein wahrhaft imposanter Feldzug, der in vielen Stücken an Clives indische Großthaten erinnert. Lucullus ist nämlich im Frühling d. J. 69 v. Chr. mit nur 12,000 Mann und 3000 Reitern durch das östliche Kappadokien nach dem obern Euphrat marschirt, überschritt diesen Strom in der Gegend von Melitene, und rückte dann auf armenischem Boden über Amida (am obern Laufe des westlichen Quellflusses des Tigris) mit rücksichtsloser Kühnheit

direkt gegen Tigranokerta vor. Die ihm entgegengeschickten Abtheilungen warf Lucullus sofort über den Haufen und griff dann, obwohl ohne Erfolg, die große Hauptstadt an. Inzwischen hatte Tigranes ein gewaltiges Heer gesammelt, mit welchem er die Römer einfach zu erdrücken meinte. Als er am 6. Oktober 69 v. Chr. an dem Flusse Nikephorios mit einer Streitmacht von 150,000 Mann und 55,000 Reitern (darunter 17,000 mit Lanzen bewehrte Eisenreiter) die 10,000 Mann und 3000 Reiter erblickte, mit denen Lucullus ihm entgegenging, meinte er voll siegessicheren Hohnes, „die seien für eine Gesandtschaft zu viel, für ein Heer zu wenig!" Aber der kluge römische Taktiker besetzte mit gewohntem Scharfblick durch zwei Cohorten eine beherrschende Höhe, welche die Armenier übersehen hatten. Und während nun seine schwache Reiterei die Massen der armenischen Kavallerie auf sich zog, stürzte er sich mit seiner kleinen Macht von jenem Hügel auf den Rücken der feindlichen Reiterhaufen. Es gelang ihm, dieselben vollständig zu zersprengen und auf das Fußvolk des Großkönigs zu drängen, welches noch nicht vollständig geordnet war. Bald verwandelte sich das ungeheure Heer des Tigranes in einen wirren Haufen, wo Niemand mehr an regelrechten Kampf dachte, sondern jeder sich nur noch selbst zu retten suchte. So erlitt denn die armenische Armee eine Niederlage, die an die Perserschlachten Alexanders des Großen erinnerte, und auf der Verfolgung, welche die Römer drei Meilen weit fortsetzten, sehr empfindliche Verluste.

Zunächst fielen nach diesem Siege den Römern die bedeutendsten Erfolge in die Hände. Tigranokerta, wo ihnen ungeheure Mittel aller Art zufielen, mußte sich jetzt ergeben. Die Stadt wurde geplündert, dann aber aufgelöst, indem Lucullus die gewaltsam dahin übergesiedelten Einwohner nach ihren alten Wohnsitzen zurückschickte. Ganz Syrien erklärte seine Unterwerfung unter die Römer, und Lucullus, der demnächst Samosata in Kommagene am Eufrat erstürmte, erkannte hier einen Seleukiden Antiochos als Häuptling an, während jetzt auch jener (S. 533) Antiochos XIII. in Antiochia als König von Syrien antreten durfte. Nur die stählerne Energie und Ausdauer des alten Mithradates hielt jetzt den Tigranes, der sehr zum Abschluß eines raschen Friedens geneigt war, von solcher Demüthigung zurück. Er war es jetzt, der die Fortführung des Krieges in die Hand nahm. Freilich die Parther waren nicht zu gewinnen; denn König (seit 70) Phrahates III., „der Gott" hielt sich neutral und zog es vor, sich durch einen Vertrag mit Lucullus die Eufratgrenze zu sichern. Dagegen zeigte der alte pontische König jetzt eine für die Römer gefährliche Geschicklichkeit, die nationale Leidenschaft der asiatischen Völker dieser inneren Landschaften gegen Rom zu entflammen. Allmählich sammelte er ein neues Heer von 70,000 Mann und 35,000 Reitern, und gedachte mit diesen Streitkräften das innere Armenien systematisch zu vertheidigen.

Inzwischen wurde die Stellung des Lucullus von Rom aus erschüttert.

Die Intriguen seiner Gegner, der beleidigten Ritter, thaten ihre Wirkung. Der Senat war schwach und thöricht genug, den trefflichen Mann den Finanzleuten preiszugeben, mit denen der Adel es nicht gänzlich verderben wollte. Während man dem Lucullus die Provinz Asia entzog, und die Provinz Kilikien mit drei neuen Legionen dem Consul Q. Marcius Rex übertrug, wuchs unter der Aufreizung mehrerer Offiziere, — namentlich des eigenen, mit dem Feldherrn verfeindeten Schwagers des Lucullus, des jungen Publius Clodius, eines ganz nichtsnutzigen Burschen, — die Verstimmung der kriegsmüden Veteranen, welcher der Feldherr nicht zu begegnen verstand. Nichtsdestoweniger wagte Lucullus im Sommer 68 v. Chr. den Marsch nach dem inneren Armenien, um auch die alte Landeshauptstadt Artaxata anzugreifen, nachdem er zuvor zur Sicherung der Basis zu Tigranokerta einen Theil der in Pontos zurückgelassenen Truppen zu sich berufen hatte. Nun gelang es allerdings, trotz aller Schwierigkeiten, die das Terrain und die feindliche Reiterei in dem unbekannten Lande den Römern bereiteten, die Landschaft am Wan-See zu passiren und bis über den oberen Lauf des östlichen Quellflusses des Eufrat hinaus vorzudringen. Als aber der rauhe und frühzeitige armenische Winter sich einstellte, brach unter seinen verdrossenen Soldaten offene Meuterei aus. Lucullus mußte umkehren. Und nun brach überall sein Glück zusammen. Wohl gelang es ihm, mit altbewährter Meisterschaft sein Heer ohne Verluste aus Armenien heraus nach Mesopotamien zu führen und hier die reiche Stadt Nisibis mit Sturm zu nehmen, wo nun Winterquartier gehalten werden konnte. Inzwischen aber warfen sich Tigranes und Mithradates mit gewaltiger Uebermacht auf die schwachen römischen Abtheilungen in Südarmenien und Pontos, wo überall das Volk dem alten Herrscher zufiel. Die Legaten Fannius, Hadrianus und Triarius geriethen in die größte Bedrängniß. So mußte im Frühjahr 67 Lucullus sich entschließen, von Nisibis aus nordwestlich abzuziehen. Noch konnte er das Corps des Fannius retten und an sich ziehen. Aber Triarius war noch zuletzt durch die Thorheit seiner Soldaten zur Annahme einer Schlacht mit Mithradates gezwungen worden, in welcher (in der Gegend des oberen pontischen Flusses Iris, zwischen Gaziura und Ziela) der alte König zwar schwer verwundet, das römische Heer aber vollständig geschlagen wurde. Und als jetzt Lucullus zu Talaura in Kleinarmenien sich anschickte, neuen Angriffen pontischer und armenischer Massen zu begegnen, da traf ihn die unheilvolle Botschaft, daß zu Anfang des Jahres 67, gleichzeitig mit der Ernennung des Pompejus zum Oberfeldherrn gegen die Corsaren, in Rom das Volk oder vielmehr die Demokraten und Ritter den Beschluß durchgesetzt hatten, in Folge dessen einerseits die ausgedienten Soldaten der asiatischen Armee (also namentlich die alten Fimbrianer) ihre Entlassung erhalten, andererseits aber Lucullus abberufen und durch einen der Consuln des Jahres ersetzt werden sollte. Der letztere, Manius Acilius Glabrio, war bereits in Kleinasien angelangt. Unter diesen Umständen nahm die Lage der Dinge in

Asien für die Römer einen geradezu schmachvollen Charakter an. Glabrio zeigte sich nicht geneigt, die Leitung des plötzlich so bedenklich gewordenen Krieges wirklich zu übernehmen. Umsonst bat Lucullus, der nun das Kommando noch fortführen mußte, den Statthalter Kilikiens um Hülfe. Und da nun auch die Fimbrianer sofort ihren Abschied forderten, und nur mit Mühe sich bereden ließen, wenigstens einstweilen noch zusammenzuhalten, so blieb für Lucullus nichts übrig, als nach Asia zurückzugehen. So konnte Mithradates ganz Pontos wieder an sich ziehen, und Bithynien wie Kappadokien lagen ohne Schutz den Streifzügen seiner Reiter offen.

Soweit also hatte es das niederträchtige Treiben der Parteien in Rom gebracht. Unter diesen Umständen lag der Gedanke nahe genug, den Pompejus, der soeben die Corsaren ausgerottet hatte und noch in Kleinasien stand, mit der Herstellung der römischen Waffenehre zu betrauen. Weil aber weder der Senat die Macht dieses verhaßten Machthabers steigern mochte, noch auch die Demokraten geneigt waren, dem mächtigen Imperator, wie sie damals fürchteten, gerade von sich aus zur vollen Alleinherrschaft zu verhelfen: so fiel dieser Zug einem gänzlich unbedeutenden Menschen zu, nämlich einem Volkstribunen des Jahres 66, Gajus Manilius, der es gleich zu Anfang seines Amtsjahres mit allen Parteien verdorben hatte und nun die Gunst des Pompejus suchte. Dieser also stellte den Antrag, dem Pompejus nun auch noch die kleinasiatischen Provinzen und mit den weitgehendsten Vollmachten die Führung des Krieges gegen Mithradates und Tigranes zu übertragen. Wie die Dinge in Rom einmal lagen, fand die Rogation keinen ernstlichen Widerstand, und so erhielt denn Pompejus eine Machtfülle, wie sie noch niemals in der Hand Eines Römers vereinigt gewesen war.

Der neue Oberfeldherr eröffnete sofort seine Rüstungen mit Kraft, suchte auch den neuen Krieg diplomatisch vorzubereiten, erneuerte namentlich die guten Beziehungen zu den Parthern. Als er dann in Galatien, — nicht ohne Scenen der tiefsten Gereiztheit — den Oberbefehl über die Reste des Corps des Lucullus übernommen hatte, konnte er (außer den asiatischen Hülfstruppen) über 40—50,000 Mann verfügen. Da Mithradates natürlich auf die Forderung des Pompejus, sich jetzt unbedingt zu unterwerfen, nicht eingehen konnte, so brach der Römer mit seiner Hauptmacht nach Pontos auf. Mithradates, der zur Zeit über 30,000 Mann und 3000 Reiter gebot, hielt sich längere Zeit nur vertheidigungsweise und ließ sich nur auf kleine Gefechte ein, während Pompejus ihn an dem Rückzug nach dem Reiche des Tigranes zu hindern suchte. Als nach vielfachen Märschen und kunstvollen Bewegungen die Römer, die endlich auch die Legionen aus Kilikien an sich gezogen hatten, so weit gekommen waren, um durch eine Hauptschlacht die Kraft des Königs brechen zu können, verlegte Pompejus ihm durch eine gewandte Umgehung am obern Lykos (jetzt Jeschil-Irmak), in der Gegend, wo später die Stadt Nikopolis stand, den Weg. Ein furchtbarer nächtlicher Angriff führte zur vollständigen Vernichtung des pontischen Heeres.

Mithradates konnte nur mit einer kleinen Zahl von Begleitern sich durchschlagen und nach Armenien flüchten. Hier aber fand er zu seinem Entsetzen, daß Tigranes sein Gegner geworden war. Ein Sohn des armenischen Großkönigs von Mithradates' Tochter Kleopatra, ebenfalls Tigranes geheißen, hatte sich neuerdings gegen den Vater empört und war nach einer verlorenen Schlacht zu dem Partherkönig Phrahates III. nach Ktesiphon entwichen, den er dann während der Kämpfe zwischen Pompejus und Mithradates zu einem Angriff auf die armenische Hauptstadt Artaxata bestimmte. Dieser Versuch schlug nun freilich fehl, vielmehr konnte sich der alte Tigranes sowohl der armenischen Aufständischen wie der Parther schließlich mit Glück und vollständig erwehren. Nun aber hatte der Großkönig unter solchen Umständen wenig Neigung, mit dem siegreichen Pompejus zu fechten; dieses um so weniger, weil er dem Mithradates nicht mehr traute, denselben sogar im Verdachte geheimer Einverständnisse mit seinem meuterischen Enkel hatte. So geschah es denn, daß der alte Hof von Artaxata gleichzeitig mit Pompejus in Friedensunterhandlungen eintrat, und in der denkbar schroffsten Weise den pontischen König fallen ließ.

Als nämlich Mithradates nach der Schlacht bei „Nikopolis" die armenische Reichsgrenze erreichte, erfuhr er, daß sein Schwiegersohn ihm nicht nur die Aufnahme verweigerte, sondern sogar einen Preis von hundert Talenten auf seinen Kopf gesetzt hatte. So blieb dem alten Mann nur noch übrig, nach den nördlichen Provinzen seines Reiches zu entweichen und sich dort eine neue militärische Basis zur Fortsetzung des Römerkrieges zu schaffen.

Pompejus verfolgte den alten König nur bis zum südlichen Ufer des kolchischen Flusses Phasis. Zunächst wandte er sich dann südostwärts gegen Artaxata (in der Gegend des heutigen Eriwan), um so schnell als möglich den Frieden mit Armenien herzustellen. Als er drei Meilen von dieser Hauptstadt sein Lager aufschlug, erschien der junge Tigranes als erbitterter Gegner des Vaters bei dem römischen Oberfeldherrn. Unter diesen Umständen eilte der alte Großkönig, den das politisch-militärische Mißgeschick seit Lucullus' Siegesthaten bei seinem schwachen und haltlosen Charakter zu jedem energischen Widerstand gegen die Römer unfähig gemacht hatte, mit Pompejus den Frieden zu schließen, welcher der ephemeren Macht Armeniens ein schnelles Ende bereitete. Denn außer einer Zahlung von 6000 Talenten an die römische Kriegskasse und einem Geschenk für die römischen Soldaten, mußte Tigranes alle seine syrischen, kilikischen und kappadokischen Eroberungen und Korduene wieder aufgeben. (Letzteres und die Eufratlandschaft Sophene sollte einstweilen seinem Sohne überlassen werden.) Damit war nun auch das durch seine strategische Lage für die Vorherrschaft im westlichen Asien so wichtige Armenien in die Reihe der römischen Vasallenstaaten hineingezogen.

Jetzt konnte die römische Armee ihre Winterquartiere auf armenischem Boden beziehen, zwischen dem oberen Eufrat und dem nordarmenischen Flusse Kyros (Kur). Sehr lange dauerte ihre Ruhe jedoch nicht. Es war nicht

der alte König Mithradates, der die Römer zu neuen winterlichen Unternehmungen nöthigte; der hielt einstweilen noch zu Dioskurias am kolchischen Strande. Dagegen glaubten die kriegerischen Völker zwischen dem Kyros und dem Kaukasus sich durch das Vordringen des Pompejus in ihrer Sicherheit bedroht: die bereits mehr civilisirten Iberer (im späteren Georgien) und das Hirtenvolk der Albaner (im heutigen Schirwan) am untern Kyros bis hinab zum Kaspi-Meere, — Stämme, die im Gefecht theils als Eisenreiter, theils mit Wurfspießen bewehrt oder als Bogenschützen auftraten. In den letzten Tagen des Jahres 66 griffen die Albaner unter ihrem Häuptling Orözes nach Ueberschreitung des Kyros die römischen Lager an, wurden aber glänzend über den Strom zurückgeworfen. Der iberische Häuptling Artokes dagegen hatte freundschaftliche Gesinnungen gegen die Römer zur Schau getragen. Weil aber Pompejus in Erfahrung gebracht hatte, daß er nichtsdestoweniger Verrath vorbereitete, so wurde im Frühjahr 65 v. Chr. ein neuer Feldzug durch den Einmarsch in das iberische Gebiet eröffnet. Es gelang ohne besondere Schwierigkeit, die iberischen Festungen (oberhalb des heutigen Tiflis) Harmozika und Seusamora zu gewinnen, welche die Verbindungen zwischen Armenien und Iberien beherrschten, dann den Kyros zu überschreiten und den Häuptling Artokes an dem Flusse Peloros durch einen entscheidenden Sieg zur Ergebung zu zwingen. Dann führte der römische Feldherr, der hier zugleich als geographischer Entdecker, wie als Eroberer auftrat, sein Heer westwärts durch den Paß von Sarapana nach dem oberen Thale des Phasis und folgte diesem Strome durch dichte Urwälder bis zu seiner Mündung, wo er wieder mit der jetzt das schwarze Meer beherrschenden römischen Flotte des Admirals Servilius zusammentraf. Hier beschloß Pompejus in seiner kühlen, verständigen Art, die weitere Verfolgung der Mithradates einzustellen und die künftigen Schritte des Königs abzuwarten. Anstatt den furchtbar gewagten Feldzug durch Kaukasien nach der Krim zu versuchen, übertrug er dem Servilius die Aufgabe, mit der Flotte die Küsten Kleinasiens zu hüten und die nordpontischen Häfen zu blokiren. Er selbst führte das römische Heer wieder ostwärts nach dem unteren Stromgebiete des Kyros, wo die Albaner eine neue gefährliche Erhebung ins Werk gesetzt hatten, überschritt diesen Strom und stieß an dem Flusse Abas oder Alazonios (jetzt Alasan) auf die albanische Hauptmacht, 60,000 Mann und 12,000 Pferde, und brachte derselben, nur noch drei Meilen vom Kaspi-Meere entfernt, einen solchen Schlag bei, daß nun auch dieses Volk sich endgiltig den Römern unterwarf. So hatte jetzt Pompejus die Grenzen der römischen Weltmacht bis zum Südfuße des Kaukasus und bis zum Gestade des Kaspi-Meeres ausgedehnt.

Seit dieser Zeit ist der gefeierte Imperator noch mehrere Jahre hindurch damit beschäftigt gewesen, in ganz Vorderasien westlich vom Eufrat die Oberhoheit der Römer zu unbedingter Anerkennung zu bringen, alle Verhältnisse in diesem Theile des Orients neu und sicher zu ordnen, vor

Allem aber die Erbschaft der Seleukiden für Rom einzuziehen. Mit Ausnahme einer kurzen Episode in Palästina konnte er dabei die Waffen feiern lassen. Sein Zug bis zu der ägyptischen Grenze ist mehr nur als ein militärischer Spaziergang zu betrachten. Die Hauptsache war, in die über alle Begriffe verworrenen Zustände des sogenannten syrischen Reiches Ordnung zu bringen. Auf der östlichen Steppengrenze dominirten damals, oft zum großen Schaden für die syrischen Kulturländer, die Häuptlinge oder Emirs der arabischen Beduinen, die theils in den benachbarten Oasen die Sitze ihrer Macht fanden, theils dieselbe selbst über einige syrische Städte ausgedehnt hatten. Eine besondere Bedeutung für diese Zeit behaupteten Abgaros, der Emir der Mardaner, in der Gegend von Edessa und Karrhä im nordwestlichen Mesopotamien, und weiter südlich der Emir Sampsikeramos, Häuptling eines arabischen Stammes bei Emesa, der die Stadt Arethusa besaß. In dem eigentlichen Syrien hatte alle Ordnung aufgehört. Der „König" Antiochos XIII. (S. 545) war bereits wieder durch einen Prätendenten bedrängt. In den mittleren Theilen des Landes hielten sich in verschiedenen Städten und Distrikten selbständige, räuberische Dynasten. Tiefer im Süden dominirten neben den räuberischen Ituräern einerseits die Nabatäer, damals unter König Aretas, deren Centrum die berühmte Stadt Petra war, und ferner die kriegerischen Juden. Nun aber war gerade in dieser Zeit der stattliche Machtaufschwung dieses Volkes, dessen tapfere und glückliche hasmonäische Herrscher allmählich die ganze Küste vom Karmel bis zur ägyptischen Grenze (außer Askalon) erobert und sich auf Kosten der Nabatäer weit über den Jordan und das todte Meer hinaus ausgedehnt hatten, durch innere Zwistigkeiten wieder gelähmt. Die Partei der alten Theokratie, jetzt als Pharisäer bekannt, rang um die Vorherrschaft mit der anderen, welche (Sadducäer genannt) ein weltliches, militärisches Königthum begünstigte.

Als der energische Alexander Jannäos, der die priesterliche Partei niedergehalten hatte, im Jahre 79 gestorben war, kam es seit 69 zu einem heftigen Kampfe der Parteien. Das fürstliche Haus war selbst getheilt. Auf die Priesterschaft und die Massen gestützt, sah sich der gutmüthige, schwache Hohepriester Hyrkanus bedrängt durch seinen energischen jüngeren Bruder Aristobulos, der die Söldner auf seiner Seite hatte, und endlich den Bruder aus seiner Stellung vertrieb. Nun aber wandte sich die Pharisäerpartei an den nabatäischen König Aretas und gewann dessen Hülfe durch das Versprechen, die früher den Nabatäern entrissenen Grenzstriche wieder zurückgeben zu wollen. So sah sich um das Jahr 65 Aristobulos in Jerusalem durch 50,000 Araber belagert.

Pompejus, der diese wüsten Zustände, unter denen namentlich die vielen hellenisirten Städte des syrischen Landes schwer litten, gründlich zu ordnen gedachte, schickte noch i. J. 65 mehrere seiner Legaten mit kleineren Abtheilungen nach Mesopotamien und Syrien, die theils die Araber bei Edessa zur Ruhe zwingen, theils Damaskos schützen, endlich auch die jüdischen

Conflikte ausgleichen sollten. Er selbst brachte den Winter 65 auf 64 noch in der Nähe des Kaspi-Meeres zu, wandte sich zu Anfang des J. 64 wieder westwärts nach den alten pontischen Erblanden des Mithradates, um auf dem Zuge nach Amisos einerseits mehrere noch im Widerstand verharrende Schlösser zu erobern und überall für Asien die definitive Ordnung der politischen Zustände herzustellen. Tief i. J. 64 erreichte er dann Syrien, wo die Ankunft seines mächtigen, sieggewohnten Heeres allenthalben der wilden Anarchie ihr Ende bereitete. Der Feldherr begann damit, die Absetzung des Hauses der Seleukiden auszusprechen. Nur das kleine, jetzt noch mehrfach erweiterte Fürstenthum Kommagene durfte fortbestehen. Dagegen verlor jener Antiochos XIII., der letzte „Großkönig" von Syrien nunmehr den Thron (und durch die Tücke des Sampsikeramos bald nachher auch das Leben). Und nun erklärte Pompejus das bisherige syrische Reich für eine römische Provinz. Das ganze weite Gebiet vom oberen Eufrat und vom issischen Golfe bis zur Parthergrenze und bis zur Landenge von Suez wurde theoretisch für Rom in Besitz genommen. Praktisch dagegen begnügte sich Pompejus damit, daß zu Antiochia ein römischer Statthalter eingesetzt wurde, der die von ihm eingerichtete neue Ordnung zu überwachen, Roms Uebergewicht jeden Augenblick zur Geltung zu bringen, und die Reichssteuern zu erheben hatte. Unter vorzugsweiser Begünstigung der griechischen Städte, die in Rom ihren starken Rückhalt fanden, wurde die neue große Provinz ihrerseits in eine Reihe freier Stadtgebiete gegliedert. Diese zahlreichen Orte, die sich dauernd der Gunst der Römer erfreuten, behielten eigene Gerichtsbarkeit und eigene Verwaltung; ihre Verfassung wurde überall nach einem Census aristokratisch organisirt; die Steuern für das Reich hatten sie selbst zu erheben. In derselben Weise, welche den Römern die Einführung einer detaillirten Verwaltung ersparte, benutzte Pompejus diejenigen Häuptlinge, deren Herrschaft er fortbestehen ließ, als Organe und Steuererheber für die Provinzialregierung. In dieser Weise dauerte, zum Theil bis tief in das erste Jahrhundert nach Christi Geburt hinein, weiter fort die Herrschaft der Dynasten von Kommagene, von Chalkis am Libanon (die auch das Thal zwischen Libanon und Antilibanon, und Ituräa im Hauran beherrschten), von Abila (jetzt Suk-Wâde-Barada) östlich vom Antilibanon, von Arethusa und Emesa, von Damaskos und Petra, und endlich die der jüdischen Fürsten.

Nur in Palästina hatte Pompejus ernsthafte Kämpfe zu bestehen. Seine Legaten Gabinius und Scaurus hatten vor seiner Ankunft den Streit in Jerusalem zu Gunsten des Aristobulos entschieden, auch den Frieden mit Aretas hergestellt. Als aber Pompejus in Syrien erschien und während des Winters 64 auf 63 v. Chr. sein großes Standquartier zu Damaskos nahm, ließ er sich durch die Bitten der priesterlichen Partei, die hier völlig mit den Interessen nicht der Juden, wohl aber der römischen Oberhoheit zusammentrafen, veranlassen, das kriegerische Königthum des Aristobulos zu be-

seitigen und diesen Machthaber selbst der Herrschaft zu berauben. Der König zauderte lange, sich zu ergeben. Als aber Pompejus die Armee nach Jericho führte, und da wo der Bach Krith in die Jordansaue eintritt, sein Lager aufschlug, unterwarf er sich. Nun aber verweigerte der entschlossenste Theil seiner Anhänger und seiner Truppen den Römern die Huldigung, und Pompejus sah sich i. J. 63 genöthigt, drei Monate an die Belagerung des festen, mit zäher Tapferkeit vertheidigten Tempelberges zu wenden. Endlich gelang es den Römern, unter Benutzung der strikten religiösen Observanz der Juden in Sachen der Sabbathsruhe, an einem Sabbath diese starke Festung zu erstürmen. Gegen 15,000 Juden hatten darüber den Untergang gefunden. Jerusalem verlor seine Mauern. Das Reich der Makkabäer wurde dismembrirt und verlor sowohl die kölesyrischen Besitzungen, wie zum Theil das ostjordanische und das Küstengebiet. Aristobulos ist mit nach Rom geführt worden. Das eigentliche jüdische Gebiet fiel wieder unter Hyrkanos, der nun nur noch als Hoherpriester und als den Römern tributärer Ethnarch regierte; an seiner Seite stand der schlaue Idumäer Antipater, der Ahnherr des nachmaligen herodischen Geschlechts. Seit 57 v. Chr. machte der römische Statthalter Gabinius dann den Versuch, auch das jüdische Land in fünf städtische Diöcesen zu gliedern. Bei seinem Abzug aus Syrien stellte Pompejus die neue Provinz unter das Kommando des Marcus Scaurus, der zunächst als Quästor pro praetore regierte. Seit 61 residiren aber auch in Antiochien Proprätoren und Proconsuln.

Während Pompejus also die eiserne Umrahmung des Orients vollendete und vom Kaukasus und Kaspi-Meere bis zur Landenge von Suez die starken Grundmauern der römischen Macht im Morgenlande aufführte, die bis zu den Tagen der ersten arabischen Khalifen Stand gehalten haben, hatte inzwischen sein allezeit getreues Glück im fernen Norden für ihn gearbeitet. Als der stolze Imperator i. J. 63 auf der Ebene bei Jericho lagerte, erreichten ihn lorbeerbekränzte Boten aus Pontos, die ihm melden sollten, daß König Mithradates zu Pantikapäon seinen Untergang gefunden hatte. Der alte grimme Feind der Römer war höchst entschieden gewillt gewesen, die Zeit auszunutzen, die ihm (S. 549) Pompejus seit seinem Rückmarsch vom Phasis zu lassen schien. Er war damals (i. J. 65) von Dioskurias nach Pantikapäon (S. 484) gelangt, hatte ohne erhebliche Schwierigkeiten seinen hier schaltenden Sohn Machares, der (S. 543) mit Rom in Frieden stand, gestürzt und aus dem Wege geräumt, und nun neue erhebliche Rüstungen angestellt. Da alle Versuche, mit Pompejus sich zu vergleichen, an der für die Römer nothwendigen, für den alten König höchst bedenklichen Forderung scheiterten, daß er sich zur Unterwerfung persönlich stellen müsse, so brachte Mithradates mit höchster Anstrengung noch einmal ein Heer von 36,000 Mann und eine Flotte auf und dachte alles Ernstes daran, quer durch die Länder zwischen der Krim und den Ostalpen sich den Weg nach Italien zu bahnen. Er ist aber nicht mehr zur Ausführung dieses tollkühnen Versuches gekommen.

Die unerhörten Erpressungen und Gewaltthaten, unter denen der wüthende Alte die neue Armee zusammenzwang, hatten das bosporanische Volk tief erbittert. Die Truppen selbst hatten wenig Lust zu dem neuen Abenteuer. Endlich aber steigerte sich bei dem schlimmen Mißtrauen und der wachsenden Mordlust, welche Mithradates in immer höherem Grade gegen seine Familie und seine Umgebungen an den Tag legte, auch hier der Unwille und die Besorgniß von Tage zu Tage. Als unter solchen Umständen der zu Phanagoria befehligende Kastor diese Stadt zum Abfall veranlaßt hatte, fand dieses Beispiel auf der Krim (i. J. 63) umfassende Nachahmung. Als endlich der Sohn des Königs, Pharnakes, der seinen Vater an kalter Grausamkeit und furchtbarer Selbstsucht noch übertraf, sich zur Rettung seiner Zukunft an die Spitze des Aufstandes stellte, traten alle Truppen zu ihm über. Nun war auch die Residenz Pantikapäon für Mithradates nicht mehr zu halten, und dem alten König blieb nichts übrig, als nach Vergiftung seiner Töchter und sämmtlicher Frauen seines Harems sich selbst durch einen keltischen Söldner tödten zu lassen. Pharnakes, der die große Katastrophe dem Pompejus sofort mittheilte, erhielt als Belohnung für seine Thaten den Titel eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volkes, und den gesicherten Besitz der Erbschaft seines Vaters im Norden und Osten des schwarzen Meeres. Nur die Stadt Phanagoria war für frei erklärt worden.

Die Nachricht von Mithradates' Tode machte es dem Pompejus endlich möglich, seine Thätigkeit im Orient zu beschließen. Roms Oberhoheit hatte jetzt im Osten die Grenzen erreicht, die später erst durch Octavian auf der ägyptischen, durch Trajan auf der parthischen Seite überschritten worden sind. Außer der syrischen Provinz hatte Pompejus die bithynische neu organisirt; zu derselben wurde auch der östliche Küstenstrich ostwärts bis zum Halys, und darüber hinaus bis Amisos geschlagen. Die Verwaltung leitete ein Proprätor zu Nikomedia. Weiter aber ist in diesem Jahre (64) Kilikien zu einem höchst ausgedehnten Kommando organisirt worden. Von der neuen Provinzialhauptstadt Tarsos aus verwaltete der römische Statthalter auch das östliche (bisher von Tigranes okkupirt gewesene), wie das westliche Kilikien, dazu nun aber auch die Landschaften Pamphylien, Pisidien, Isaurien und Lykaonien. Doch hatte Pompejus auch hier noch eine Reihe einheimischer, den Römern tributärer, Dynastengeschlechter (die Teukriden zu Olbe, nördlich von Soloi, im Tauros, — und die Familie Tarkondimotos im Amanos) bestehen lassen. Auch sonst sollten innerhalb der römischen Umrahmung in dem östlichen Kleinasien noch verschiedene, von Rom abhängige Dynastien mit bedeutend erweiterten Besitzungen weiter regieren. Wir kennen als solche namentlich den galatischen, zur Zeit dieses letzten Krieges um Rom vielfach verdienten, Häuptling Dejotarus, welcher jetzt als „König" zu seinen alten galatischen Besitzungen (S. 534) noch die östliche Hälfte des „pontischen" Landes mit Trapezunt, und ferner das „Klein-Armenien"

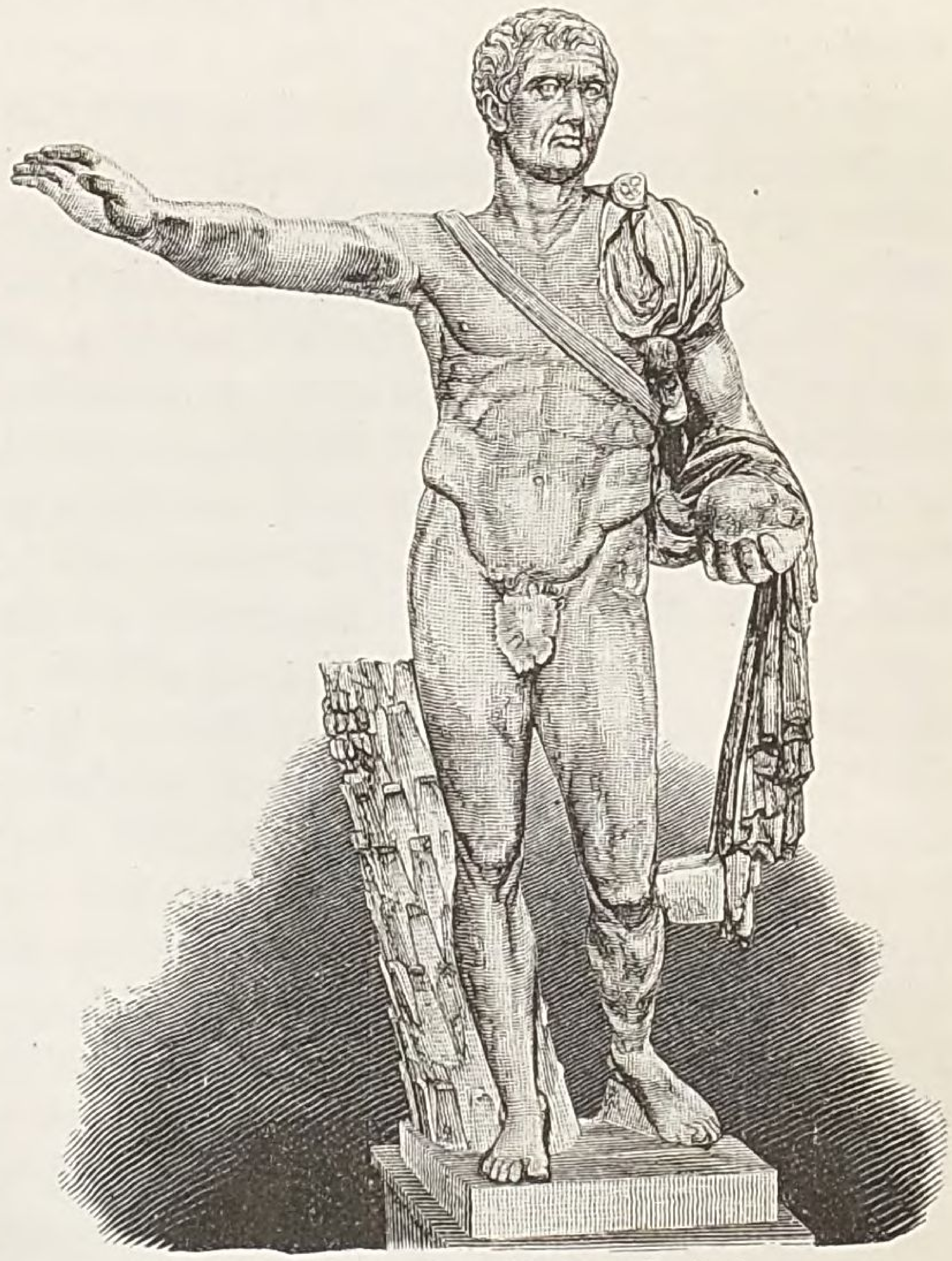
genannte Gebiet bis zur kolchischen und großarmenischen Grenze erhielt, später auch noch das Land der galatischen Trokmer an sich riß. Ferner sollte in dem inneren Paphlagonien eine Nebenlinie der alten Pylämeniden fortbestehen, und wurde das alte Königreich Kappadokien erheblich erweitert, während sowohl in dem pontischen Komana (j. Gümenek bei Tokat), wie in der gleichnamigen kappadokischen Stadt die alten Hohenpriesterthümer fortbestanden; in dem pontischen residirte des alten pontischen Feldherrn Archelaos gleichnamiger Sohn.

Mit besonderer Vorliebe und verständiger Einsicht förderte Pompejus in Kleinasien, wie in Syrien, die auf hellenistischer Grundlage entstandenen Städte, wie er denn auch, außer seinen früheren Gründungen in Kilikien, in Kappadokien, Pontos und Paphlagonien die neue Formirung einer sehr erheblichen Anzahl städtischer Gemeinwesen zu großem Vortheil für die Civilisirung dieser Landschaften veranlaßt hat.

Obwohl Pompejus für die Staatskasse und für sein Heer aus Asien sehr erhebliche Summen gezogen hat; obwohl ferner der für die römische Reichskasse höchst ergiebige Tribut, den nunmehr die neuen Provinzen und die Vasallen in deren Bereich nach Rom zu entrichten hatten, zum größeren Theile nicht mehr im Lande verwendet wurde, so war im Großen doch die neue Organisation des Orients für die Asiaten sehr nützlich. Vor Allem werthvoll wurde für diese Völker die endliche Wiederkehr eines allgemeinen Friedens, der erst dann wieder in Frage gestellt worden ist, als die römische Welt selbst sich noch einmal in den Strudel einer Reihe riesenhafter Bürgerkriege, nunmehr unter der Signatur des Cäsarismus, zu stürzen begann. Abgesehen von dem noch nicht beschwichtigten Groll der besiegten Juden, gab es zur Zeit nur einen Punkt im Orient, wo ein starker Fehlgriff des Pompejus den Römern einen Feind erweckte, der später sehr gefährlich werden sollte. Es war dieses das Verhältniß zu den bisher durchaus befreundeten Parthern, welches der römische Oberfeldherr nach der Niederwerfung der armenischen Großmacht durch vielfache Rücksichtslosigkeiten und Uebergriffe gegenüber den Wünschen und Interessen des Königs Phrahates III. gründlich verdorben hat. Namentlich hatten die Parther allen Grund, über die Verletzung der strikten Eufratgrenze zu klagen. Einstweilen jedoch, wo Pompejus noch als nahezu souveräner Herr des Ostens mit gewaltiger Macht dastand, schien das Reich von Iran her etwas Ernsthaftes nicht zu besorgen zu haben.

Indem wir hier die Geschichte der römisch-orientalischen Beziehungen für längere Zeit zum letzten Male berühren, bemerken wir noch, daß parallel mit dem seit 74 v. Ch. tobenden Mithradatischen Kriege die Gewinnung von noch zwei andern neuen Provinzen für Rom geht. Auf der einen Seite nämlich war die Insel Kreta (S. 542) in Folge der Eroberung durch Metellus ebenfalls eine unmittelbare Besitzung des römischen Volkes geworden. Ob aber die Insel damals sofort als selbständige Provinz organisirt

worden ist, oder ob sie noch einige Zeit mit dem großen makedonischen Kommando verbunden blieb, und erst seit 59 v. Chr. einen selbständigen Statthalter erhielt, ist streitig. Auf der andern Seite hatten die Römer damals auf einem zweiten Punkte von Nordafrika festen Fuß gefaßt, nämlich in Kyrene. Als i. J. 117 der furchtbare Lagide Ptolemäos VII. Physkon (S. 371) starb, durfte seine Gemahlin, die jüngere Kleopatra, über den Thron verfügen. Nur sehr ungern ließ sie unter dem Drängen der Alexandriner den älteren Sohn, den ihr allzu selbstwilligen Ptolemäos VIII. Lathyros (Soter II.) als Mitherrscher zu. Aber i. J. 107 kam es zwischen der herrschsüchtigen Dame und dem Sohne zu offenem Bruch. Lathyros sah sich genöthigt, nach Kypros, dann nach Syrien zu entweichen, und den Thron seinem jüngeren Bruder Ptolemäos IX. (Alexander I.) zu räumen, der nun achtzehn Jahre lang an der Seite der harten Mutter ein Schattenregiment führte. Als endlich auch dieser sich durch die schreckliche Frau persönlich bedroht sah, steigerte er die Schreckensgeschichte des Lagidenhauses durch die Ermordung der Mutter, um dann vor dem Zorne seines Volkes (89 v. Chr.) Thron und Reich verlassen zu müssen und bald darauf in der Fremde den Untergang zu finden. Unter diesen schrecklichen Umständen wurde Ptolemäos VIII. wieder nach Aegypten zurückgerufen, mußte nun aber erst einen furchtbaren Aufstand in der Thebaïs dämpfen, der erst nach drei Jahren und zwar erst dann vollständig gebändigt war, als der neue Pharao in die Riesenbauten der Ramessidenzeit, die den Meuterern jetzt als Citadellen dienten, jammervolle, kolossale Breschen geschlagen hatte. Während aber das Haus der Lagiden sich in innerem Hader verzehrt hatte, war ihm eine der Perlen seiner Krone verloren gegangen. Ein Sohn des alten wüsten Physkon aus einer unebenbürtigen Verbindung, Ptolemäos Apion genannt, hatte 117 v. Chr. zur Abfindung die schöne Außenlandschaft des Reiches, Kyrene, erhalten. Als er 96 v. Chr. kinderlos starb, vermachte er das Land testamen-



Pompejus. (Rom, Palazzo Spada.)

tarisch nicht seinen Stiefbrüdern, sondern den Römern, die jedoch vorläufig nur die Krondomänen übernahmen und die Städte für frei erklärten, denen nur eine jährliche Lieferung ihres werthvollsten Produktes, des Silphiums, auferlegt wurde. Unfähig jedoch, sich selbst verständig zu regieren, durch innere Unruhen und gegenseitigen Hader zerrüttet, mußten die Städte des Landes es als eine Wohlthat ansehen, daß der Senat i. J. 74 v. Chr. in aller Form die neue Provinz Kyrene organisirte, die unter einen Quästor pro praetore gestellt wurde.

Das Reich der Lagiden dagegen verfiel immer mehr in haltlose Schwäche. Als Ptolemäos VIII. i. J. 82/1 starb, hinterließ er nur ein legitimes Kind, Berenike, die einige Zeit lang die Gattin seines Bruders Alexander I. gewesen war, nun aber, — wo die römische Staatsgewalt sich wieder um das herrscherlose, ihr seit Alters schutzverwandte Reich kümmern mußte, — durch Sullas Befehl genöthigt wurde, ihren damals in Rom lebenden Stiefsohn, einen Sohn Alexanders aus einer früheren Ehe, der etwa zwölf Jahre jünger war, als sie, zu heirathen. Als aber der neue Herr, Ptolemäos X. (Alexander II.) nach kaum dreiwöchentlicher Ehe seine Gemahlin ermordete und darauf hin selbst vom Volke erschlagen wurde (81 v. Chr.): da war die echte Linie der Lagiden ausgestorben. Der letztgenannte König hatte die Römer testamentarisch zu seinen Erben eingesetzt. Der Senat mochte jedoch auf diese Lockung nicht eingehen, weil bei der Lage und den Mitteln Aegyptens es allzu gefährlich schien, ehrgeizige Männer durch die Statthalterschaft am Nil in allzugroße Versuchung zu führen. Der Senat ließ es daher zu, daß zwei Brüder, Bastarde des Lathyros, sich der Herrschaft bemächtigten; der eine setzte sich auf Kypros fest, der andere, Ptolemäos XI., als begeisterter Freund des Flötenspiels Auletes genannt, übrigens ein elender Gesell und wüster Schwelger, riß das Nilthal an sich. Der Senat erkannte sie vorläufig nicht förmlich an; für die Habsucht der römischen Oligarchie war es sehr erwünscht, daß namentlich Auletes andauernd dadurch genöthigt wurde, große Geschenke nach Rom zu schicken, um sich seine Krone wenigstens faktisch zu sichern. Nur daß die starken Erpressungen, welche dieses Verhältniß dem Auletes aufnöthigte, in Aegypten allmählich solche Erbitterung erregten, daß der jämmerliche Herrscher einstweilen nur durch die Nähe der Pompejanischen Armee in Asien einen Rückhalt gewann.

Als Pompejus im Sommer des Jahres 63 v. Chr. die syrischen Dinge geordnet, die jüdischen Gegner überwunden hatte, hielt er seine asiatische Aufgabe für erledigt. Noch traf er verschiedene Anordnungen, um einer möglichen Erneuerung der gefährlichen Piratenwirthschaft wirksam zu begegnen. Dann ging er wieder nach Pontos. Im Frühling des Jahres 62 schiffte der Feldherr von Amisos nach Lesbos, dann nach Ephesos, wo Flotte und Heer wieder zusammentrafen, und wahrhaft königliche Geschenke unter die Krieger vertheilt wurden. Von der asianischen Hauptstadt ging es nach

Athen, und von hier nach Brundisium, wo der ruhmgekrönte Imperator, in welchem der ganze Orient bereits den neuen Monarchen des römischen Reiches verehrte, zuerst wieder (zu Ende des Jahres 62) italischen Boden betrat. Ganz Italien erwartete seine Ankunft in höchster Spannung. Wie die Dinge im Osten sich gestaltet hatten, seit Pompejus ausgezogen war auf die Corsarenjagd: wie die Dinge verlaufen waren in Italien seit der Rogation des Manilius: schien es kaum mehr zu bezweifeln, daß die Lebensdauer der Republik nur noch nach Tagen zu berechnen war.

Während der langen Abwesenheit des Pompejus von Italien hatten seine vielen Gegner in Rom nicht gefeiert. Die Oligarchie allerdings, die ihn zur Zeit nur mit der höchsten Abneigung betrachtete, war einstweilen völlig machtlos. Sie mußte sich lange damit begnügen, in ihrem Verdruß den schwer gekränkten Lucullus als den rechten und eigentlichen Sieger des pontisch-armenischen Krieges zu feiern, und namentlich die leichten Siege des Pompejus in Syrien in altgewohnter römischer Weise zu Motiven beißender Spöttereien zu machen. Anders stand es mit der Demokratie, deren Führer während der ganzen Zeit der Abwesenheit des Pompejus dahin trachteten, sich eine militärische Macht und Stellung zu schaffen, die es ihnen möglich machen sollten, eventuell den Kampf gegen die allgemein befürchteten monarchischen Absichten des siegreich heimkehrenden Imperators aufzunehmen. Man nimmt im Allgemeinen an, daß alle politischen Schachzüge jeder Art, die seit 66 v. Chr. von dieser Seite aus in Rom versucht worden sind, aus dieser Gegnerschaft gegen den künftigen Monarchen des Reiches erklärt werden müssen. Für das Detail dagegen und für den inneren Zusammenhang sind die Auffassungen der modernen Beurtheiler durchaus nicht übereinstimmend. Sicher ist nur, daß bei der politischen Temperatur, wie sie damals über Italien lagerte, jede Intrigue sehr schnell die Neigung annahm, zur Verschwörung zu werden, und daß hinter und neben den eigentlichen Parteiführern auch Elemente anderer Art arbeiteten, die die Gelegenheit sich nicht entgehen ließen, unter Umständen für ihre eigene Rechnung nach ganz anderer und höchst gemeinschädlicher Richtung hin zu steuern.

Unter den älteren Politikern nicht-oligarchischer Färbung hatte sich der Mann, der noch zuletzt der eifrigste Rival des Pompejus gewesen war, nämlich M. Crassus, immer mehr der Demokratie genähert. Ein thätiger Rechtsanwalt, vor Allem aber ein großer Banquier, der seit seinem großen Fischzuge zur Zeit der Sullanischen Proscriptionen (S. 518) sein Vermögen durch alle möglichen und nicht immer gerade sehr löbliche Mittel, zu einer für die damalige römische Welt geradezu ungeheuren Höhe gesteigert hatte, suchte er jetzt den näheren Anschluß an einen jungen Politiker von uraltem Adel, dessen Familie ihren Ursprung bis auf Aeneas und Aphrodite selbst (S. 32) zurückführte, der aber jetzt als der beste Kopf der an tüchtigen

Führern sehr armen demokratischen Partei galt. Es war Gajus Julius Cäsar. Nach neuerer Annahme am 12. Juli 102 v. Chr. geboren, der Sohn des Gajus Julius Cäsar, der Prätor gewesen und 84 v. Chr. zu Pisa gestorben war, von Aurelia, einer Dame aus dem Hause Cotta, hatte er bei außerordentlichen Talenten eine ausgezeichnete Erziehung genossen und schon in jungen Jahrn bedeutende Erwartungen erregt, obwohl noch lange Niemand ahnte, welch ein politisches und militärisches Genie in diesem frischen und anmuthigen Jüngling schlummerte, der eine Zeit lang, wie so viele junge Römer aus guter Familie, nur den eleganten Genuß des Lebens und die Bahnen des Alkibiades zu kennen schien.


Julius Cäsar.

Als aber die furchtbare Zeit der Proscriptionen Sullas über die römische Demokratie hereinbrach, da imponirte der junge Mann, dessen Tante Julia die Wittwe des Gajus Marius war (S. 452), der selbst mit siebzehn Jahren Cinnas Tochter Cornelia geheirathet hatte, durch die Entschiedenheit, mit welcher er (82) dem Befehl des gefürchteten Sulla, sich von seiner Gattin zu scheiden, den Gehorsam versagte. Nur sehr ungern hatte der gewaltige Menschenkenner, der in dem jungen Demokraten mehr als Einen Marius erkannte, sich schließlich bestimmen lassen, Cäsar zu begnadigen. Während der folgenden Zeit hatte der letztere, vor Sulla für lange nach Griechenland und Asien ausweichend, und dann wieder (nach einem kürzeren Aufenthalte in Rom, den er daselbst nach Sullas Tode 77 und 76 nahm) im Orient, durch verschiedene tapfere Thaten kühnster Entschlossenheit sich bereits einen guten Namen gemacht. Als er aber, unter dem jungen Nachwuchs der demokratischen Partei bereits als der bedeutendste geschätzt, sich gegen Ende dieses Jahrzehnts in Rom für die Dauer auf die große römische Politik warf, war er zunächst genöthigt, die Macht des Pompejus zu steigern, den er dabei (S. 539) seit 71 v. Chr. mehr und mehr in Gegensatz zu den Optimaten zu treiben wesentlich mitwirkte.

Die nächsten zehn Jahre seines Lebens bis zur Rückkehr des Pompejus aus dem Orient sind für Cäsar sehr bedeutungsvoll, für seine Zukunft aber auch höchst unheilvoll geworden. Es ist diese Zeit, während welcher bei den Optimaten, aber auch bei einem erheblichen Theile der besitzenden Klassen Roms, ein Mißtrauen gegen die letzten Absichten dieses Mannes sich nahezu unaustilgbar eingewurzelt hat. Daß die Optimaten ihn nur mit der tiefsten Abneigung betrachten konnten, war sehr begreiflich. Keiner der Gegner der Senatsregierung trat so keck und rücksichtslos auf, wie Cäsar, in dem kleinen Kriege, den seit des Pompejus Consulat die Demokraten in den Comitien unaufhörlich gegen die Reste der aristokratischen Machtstellung und gegen einzelne namhafte Oligarchen und vor Gericht gegen verhaßte Sullaner führten. Für die Zukunft Cäsars ist es sehr werthvoll geworden, daß er mit Crassus sehr energisch seit 68 v. Chr. für die Wünsche der nach dem vollen römischen Bürgerrecht verlangenden (S. 478 fg.) Trans-

padaner eintrat, die zur Zeit allerdings noch nicht erfüllt werden konnten. Persönlich hatte er sich den alten und jungen Elementen der Marianischen Partei dadurch empfohlen, daß er es wagte, im Jahre 68 bei der Bestattung seiner Tante Julia wider das Verbot der Regierung zum ersten Male wieder das Bild des Marius öffentlich zu zeigen, dessen er auch in der Leichenrede mit beredten Worten gedachte. Hatte er in demselben Jahre als Quästor zuerst die kurulische Laufbahn betreten, so gewann er noch höhere Gunst bei der Menge im Jahre 65, wo er die kurulische Aedilität verwaltete. Nicht nur daß er unter Aufnahme einer geradezu zermalmenden persönlichen Schuldenlast, außer anderen Zügen einer imponirenden Freigebigkeit die öffentlichen Spiele mit einer unerhörten verschwenderischen Pracht feierte, so bot er den Optimaten offenen Hohn, indem er damals die alten Trophäen des Marius auf dem Capitol wieder aufrichten ließ, welche Sulla seiner Zeit beseitigt hatte.

Das Alles zeigte bisher dem Senat nur, daß der Demos jetzt einen Führer gefunden hatte, welcher an Esprit, Gewandtheit und Kühnheit die früheren erheblich übertraf, den man aber bei der veränderten Zeitlage nicht mehr in der Art beseitigen konnte, wie einst die Gracchen. Dagegen ist ihm in der öffentlichen Stimmung bis zur Zeit nach Ueberschreitung des Rubicon höchst nachtheilig geworden die Verbindung mit Catilina. Cäsar und Crassus mit ihren Freunden dachten schon im Jahre 66 sehr ernsthaft daran, ohne vorschnellen Bruch mit Pompejus direkt oder indirekt die höchsten Aemter der Republik in ihre Hand zu bekommen, und dann für sich die Möglichkeit zu gewinnen, entweder das spanische Kommando zu erlangen, oder auch die (S. 556) schwebende ägyptische Frage in ähnlicher Weise für sich auszunutzen, wie es Pompejus jetzt im inneren Orient that: also unter Wahrung der gesetzlichen Form sich in den Besitz einer starken Militärmacht zu setzen. Der erste Versuch in dieser Richtung sollte zu Anfang des Jahres 65 gemacht werden. Aus der Fluth widersprechender, zum Theil sehr detaillirt und sicher auftretender, aber wohl mehrfach übertriebener Gerüchte scheint nur dieses richtig zu sein. Die für das Jahr 65 designirten Consuln P. Cornelius Sulla und P. Autronius Pätus waren im September 66 gerichtlich grober Wahlbestechungen überwiesen und deshalb ihre Wahl annullirt, dafür L. Manlius Torquatus und L. Aurelius Cotta zu Consuln neu gewählt worden. Mit den beiden schwer gereizten Männern und ihrem Anhange knüpften, so scheint es, Cäsar und Crassus an, und nun wurde der Plan zu einem gewaltsamen Handstreiche entworfen. Am 1. Januar 65 sollte die Curie durch eine bewaffnete Schaar überrumpelt, die neuen Consuln aus dem Wege geräumt, Sulla und Autronius mit Gewalt in das Consulat eingesetzt werden. Wie weit dann die Dirigenten des Complottes unmittelbar eingreifen wollten (es heißt, Crassus hätte für einige Zeit Dictator, Cäsar dagegen Magister equitum werden sollen), steht dahin. Die Hauptsache war die Schöpfung einer Militärmacht, die Gnäus Calpurnius Piso als Statthalter in Spanien

formiren sollte, und die Beherrschung der Regierung in Rom. Zur Ausführung des schmutzigsten Theiles der Arbeit, des gewaltsamen Angriffes auf die Curie, setzten sich Cäsar und Crassus mit Lucius Sergius Catilina in Verbindung. Dieser Mann, den wir bereits früher als einen der furchtbarsten Bluthunde Sullas kennen gelernt haben, stand in Rom in einem entsetzlichen Renommee. Etwa 108 v. Chr. geboren, ein Mann von ungemein reicher Begabung, persönlicher Tapferkeit und militärischer Geschicklichkeit, galt er doch als eine wahrhaft dämonische Natur, und als eine der unheimlichen Gestalten, die alle Gaben des Talents nur zu verbrecherischen Zwecken mißbrauchen. Die öffentliche Meinung in Rom zieh ihn außer den grausen Thaten, die er zur Zeit der Proskriptionen verübt, noch zahlreicher persönlicher Verbrechen, alle von ungewöhnlich entsetzlichem Charakter. Aber auch das wußte man, daß Catilina, ein Mann von großer Kenntniß der Menschen und ein Meister in der satanischen Kunst, kompromittirte Männer durch ihre Schuld an sich zu fesseln, vor Andern die Geschicklichkeit besaß, aus der Masse verlorener Existenzen, wie sie weniger die Noth, als die wüste Verschwendung, schnödes Sündenleben, sinnloses Schuldenmachen unter den Menschen der besser situirten Klassen Roms geschaffen hatte, und unter den wieder verarmten Veteranen Sullas, Schaaren von „Desperados" zu sammeln, die wie er selbst im Nothfalle zu jeder Gewalthat zu brauchen waren. Zur Zeit nun hatte er im Jahre 68 die Prätur verwaltet, dann die Provinz Afrika durch seine Erpressungen derart ausgesogen, daß seit seiner Rückkehr im Sommer 66 ein schwerer Repetundenprozeß über ihm schwebte. Dieser Mann also sollte jetzt für die Führer der Demokratie die blutige Partie des Putsches übernehmen. Diesmal aber scheiterte der wilde Plan am 1. Januar und nachher am 5. Februar 65 an Umständen, die Catilina nicht voraussehen konnte. Der Senat, dem allmählich Kenntniß von der drohenden Gefahr zukam, traf Sicherheitsmaßregeln, und als die Ueberzeugung durchdrang, daß der Stoß in Wahrheit gegen Pompejus gerichtet gewesen war, vertrug man sich mit der Gegenpartei bis zu dem Grade, daß Piso wirklich die Statthalterschaft in Spanien erhielt, und der Consul Torquatus sogar die schmähliche Freisprechung des Catilina (im September 65) vor dem Repetundenhofe durchsetzen half. Nur der Plan des verhaßten Cäsar, jetzt eine politische Sendung nach Aegypten zu erhalten, konnte nicht durchgesetzt werden.

Cäsar und Crassus setzten inzwischen ihre Arbeiten fort. Als jener Piso im Sommer 64 in Spanien ermordet wurde, ersetzten ihn, jetzt nicht mehr in Gestalt eines amtlichen Machthabers, diese Führer durch den Großhändler Publius Sittius aus Nuceria, der wegen zerrütteter Finanzverhältnisse die Heimath verlassen hatte, und nun in Spanien und Mauritanien als Chef einer Freischaar auftrat. Für das Jahr 63 aber wollte man diesmal die Regierung sicher in demokratische Hände bringen. So sollten daher Catilina, dessen man sicher zu sein glaubte, und ein ganz unbedeutender Mensch, ebenfalls ein früherer Sullaner, der finanziell tief herabgekommene

Gajus Antonius Hybrida, ein Bruder (S. 540) des vor Kydonia seiner Zeit gescheiterten Feldherrn, als Strohmänner figuriren und die Ehre des Consulates erringen. Die Wahlumtriebe des Sommers 64 erreichten eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung, und Cäsar wie Crassus thaten alles mögliche, um die Wahl durchzusetzen. Unter diesen Umständen, — in einem Moment, wo unter den Optimaten selbst keiner der namhaften Politiker Lust hatte, den gefährlichen Gegnern entgegenzutreten, — fand sich unter den jungen Männern aus guter bürgerlicher Familie ein „homo novus", den sein Ehrgeiz bestimmte, die gefährliche Ehre des Consulats für sich zu erkämpfen, nämlich der junge, hochbegabte Rechtsanwalt Marcus Tullius Cicero.

Dieser Mann, dessen Erscheinung das reiche Bild der inneren Kämpfe Roms vor der Aufrichtung der cäsarischen Monarchie nach mehreren Seiten hin durch eine Reihe interessanter Züge vervollständigt, war als der Sohn eines wohlhabenden Ritters und Gutsbesitzers am 3. Januar 106 v. Chr. zu Arpinum geboren. Es ist bekannt, daß in unserer Zeit mehr als ein Bearbeiter der römischen Geschichte den Ruhmeskranz, den die Nachwelt Jahrhunderte lang dem gefeiertsten Redner der Republik gewährt hat, grausam zu zerpflücken bemüht gewesen ist. Wir versuchen es, ein einigermaßen anderes Bild dieses Staatsmannes zu entwerfen. Der treffliche Vater hatte den geistig ungemein begabten und vielversprechenden Knaben in Rom ausgezeichnet ausbilden lassen. Der junge Marcus, dessen rednerische Befähigung schon zeitig bemerkbar wurde, hatte noch die glänzendsten Vertreter politischer und juristischer Beredtsamkeit aus der Zeit vor den Bürgerkriegen, M. Antonius und L. Crassus gehört, seit 90 v. Chr. unter den Auspicien der Scävola das Recht studirt. Seine Begabung als Redner wie als geschickter und erfolgreicher Vertheidiger hatte er zuerst im Jahre 80 in dem Proceß des Sext. Roscius aus Ameria siegreich entfaltet. Weil es dabei zugleich die Abwehr der Intriguen eines mächtigen Günstlings des gefürchteten Sulla galt, gewann Cicero, der in den jüngeren Jahren seiner politischen Laufbahn nicht ungern seiner Landsmannschaft mit Gajus Marius gedachte, auch die Sympathieen der oppositionellen Elemente. Er hat auch nachher noch längere Zeit seine Stellung auf Seiten der Opposition gegen die sullanischen Schöpfungen genommen. Als er nach einer längeren Studienreise nach den Musensitzen des griechischen Ostens, nämlich nach Athen und Rhodos, im Jahre 75 die öffentliche Laufbahn als Politiker betrat, gewann er zuerst als Quästor in Sicilien den Ruf nicht allein eines tüchtigen und umsichtigen Beamten, sondern


Cicero (Madrid).

auch den eines gegen die Unterthanen humanen, gerechten und uneigennützigen Mannes, der wohlberechtigt war, im Jahre 70 die furchtbare Klage gegen den greulichen Sullaner Verres (S. 539) für die Sikelioten zu führen Cicero hat dann im Jahre 69 die kurulische Aedilität, im Jahre 66 die städtische Prätur verwaltet, in letzterer Stellung auch dem Repetundenhof präsidirt. Nun blieb ihm als letztes Ziel seines Ehrgeizes noch das Consulat zu erringen übrig.

Das heute vielverbreitete höchst ungünstige Urtheil über Ciceros politischen Charakter fußt vorzugsweise auf seiner schwankenden und haltlosen Stellung in der Zeit nach Ablauf seines Consulats bis zum Emporkommen des jungen Octavianus. Zu leugnen ist durchaus nicht, daß das politische Leben dieses Mannes in der eben bezeichneten Zeit seines Alters einen sehr unerfreulichen Eindruck macht. Man hat in der That ein Recht, es schwer zu beklagen, daß dieser feine und glänzende Geist immer von neuem eine Laufbahn aufsuchte, wo ihm wirkliche Lorbeeren nicht erblühen konnten, während er seiner ganzen Natur nach vorzugsweise dazu bestimmt war, als tüchtiger Jurist, als glänzender Stylist, als Bildner der herrlichen lateinischen Sprache, als Pfleger einer prachtvollen Rhetorik, als fruchtbarer Schriftsteller und als Vermittler der griechischen Philosophie bleibenden Ruhm zu erwerben. Indessen, Cicero war Römer und glühender Patriot, und so war es nur natürlich, daß er den Weg betrat, den Hunderte viel geringer veranlagter Männer in Rom vor ihm betreten hatten. Sein Unheil war es nun, daß für Menschen seines Charakters der Boden im damaligen römischen Parteileben immer schneller verschwand. Cicero theilte die Abneigung gegen die sullanischen Schöpfungen mit sehr zahlreichen wackeren Römern. Seiner Natur nach gehörte er zu der Richtung, wie sie einst der treffliche jüngere Livius Drusus und die gemäßigten aristokratischen Reformer vor dem italischen Kriege vertreten hatten. In solcher Weise steht er nach Sullas Ausgange zunächst in den Reihen der Opposition gegen die herrschende Oligarchie, sucht er weiter die Anlehnung an Pompejus. Als junger Prätor hat er im Jahre 66 mit Energie und Erfolg die berühmte Rogation (S. 547) des Manilius durchsetzen helfen. Als allmählich die Gegensätze in Rom so schroff sich gestalteten, daß für irgend eine Mittelpartei gar kein Boden mehr war; als die eigentliche Demokratie, der er niemals angehört hatte, immer schroffere Formen entfaltete, da hat er sich immer mehr den Optimaten genähert, — seinerseits mit der Idee, durch Ausgleichung des Ritterstandes mit dem senatorischen der Republik neuen Halt zu verschaffen.

Die spätere Zeit seiner politischen Arbeit macht nun namentlich darum einen so trübseligen Eindruck, weil Cicero für die neuen Kämpfe, die mit Pompejus' Heimkehr beginnen, durchaus nicht die nothwendigen Charaktereigenschaften besaß. Mitten unter theils genial veranlagten, theils kalt selbstsüchtigen, immer aber furchtbar rücksichtslosen, eisernen Kraftgestalten steht dieser Cicero, — mit seinem scharfen Witz, mit seinem hellen Verstand, mit

seinem heißen republikanischen Enthusiasmus ganz Römer, mit seinem Esprit, mit seiner glühenden Phantasie, mit seiner unseligen Eitelkeit ganz Grieche, und zwar keiner aus den stolzen Zeiten dieses Volkes, und dazu mit einer fast weiblichen Nervosität und schnellen Erregbarkeit, — sehr schnell völlig hoffnungslos da. Zu ehrgeizig, um unter solchen Umständen dem Ringen nach bestimmendem Einfluß zu entsagen, bleiben ihm die grausamsten Demüthigungen und härtesten moralischen Mißhandlungen nicht erspart. Und der fatale Umstand, daß sein umfassender Briefwechsel, der auf die Nachwelt gekommen ist, es möglich macht, in einer Weise, wie sonst bei keinem seiner Zeitgenossen die inneren Schwankungen und wechselnden Stimmungen Ciceros fast photographisch zu beobachten, ist ihm bei vielen modernen Beurtheilern sehr nachtheilig geworden. Derart daß vielfach auch seine edlen Eigenschaften, die Sittenreinheit, die Uneigennützigkeit, die ehrenhafte Art in der Behandlung der Unterthanen, wie sie bei römischen Großen damals immer seltener wurden, in wenig gerechter Weise stark unterschätzt worden sind.

Nichtsdestoweniger war dem Cicero wenigstens ein glänzender Moment in seinem politischen Leben vergönnt, nämlich der Kampf gegen Catilina. In der Verlegenheit um einen Gegenkandidaten gegen diesen Mann und den Antonius sah es die Nobilität schließlich gern, daß der ihnen bisher wenig genehme Pompejaner Cicero das nicht unbedenkliche Wagestück übernehmen wollte. Wer also jetzt der Politik Cäsars und Crassus' widerstrebte, unterstützte Ciceros Candidatur mit allem Nachdruck. Es gelang wirklich, für d. J. 63 Ciceros Wahl durchzusetzen. Catilina fiel durch, und den anderen Consul, den tief verschuldeten, sehr zweideutigen Antonius, gewann Cicero sofort für die senatorische Politik, indem er demselben für die Zeit des späteren Proconsulats die Provinz Makedonien, die eigentlich für Cicero bestimmt gewesen war (oder auf welche beide Consuln Anspruch hatten, ohne Verloosung), zu überlassen versprach, und damit die dort zu holende Beute und Ehre.

Das Jahr 63 v. Chr. wurde eines der unruhigsten dieser Periode. Catilina zwar trat momentan von dem Schauplatze zurück; dagegen häuften sich die demokratischen Anträge, welche einerseits das Terrain für Cäsar und Crassus gegen Pompejus ebnen, anderseits die Bollwerke des Senats immer stärker erschüttern sollten. Der Kampf gegen diese Rogationen trieb den neuen Consul Cicero in immer bestimmteren Gegensatz gegen die Demokratie. Gleich anfangs stand ein durch den Volkstribunen P. Servilius Rullus beantragtes Ackergesetz in Frage, welches zur Ermöglichung neuer umfassender Kolonisationen in Italien, für welche das nöthige Landgebiet neben den jetzt aufzutheilenden kampanischen Domänen durch Kauf gewonnen werden sollte, den Verkauf aller außeritalischen Domanialgüter der Republik forderte. Zur Ausführung dieser und einer Reihe anderer demselben Zwecke dienender Maßregeln sollte nun durch Volkswahl eine Zehnerkommission mit eigener Jurisdiction und selbständigem Imperium auf fünf Jahre ernannt werden.

Diese Rogation, die sehr bestimmt darauf berechnet war, den Häuptern der Demokratie noch im letzten Moment vor der Erledigung der Feldzüge des Pompejus eine außerordentliche Machtstellung zu schaffen, fand indessen bei den römischen Massen keinerlei erhebliche Sympathien, und der Consul Cicero konnte unter allgemeiner Zustimmung die erheblichsten finanziellen und konstitutionellen Bedenken siegreich dagegen geltend machen. Rullus, so scheint es, ließ den Antrag daher schließlich fallen. Erfolgreicher waren die spezifisch demagogischen Attacken des Volkstribunen Titus Labienus, der hier eben so energisch als Politiker den Arbeiten Cäsars sekundirte, wie wenige Jahre später als Legat in Gallien auf den nordischen Schlachtfeldern. Mit der den römischen Parteikämpfen (freilich nicht diesen allein) so widerlich eigenthümlichen rachsüchtigen Spitzfindigkeit wurde durch Labienus ein alter Senator, Gajus Rabirius, als Hochverräther vor dem Prätor auf den Tod angeklagt, weil er vor nun fast 37 Jahren bei der Niedermetzelung des Tribunen Saturninus (S. 467) in hervorragender Weise sich betheiligt haben sollte. Zwar gelang es der Beredtsamkeit des Cicero, als Vertheidiger des (persönlich sonst sehr wenig achtungswerthen) Rabirius bei der Provocation an das Volk dem Angriff die Spitze abzubrechen. Sachlich hatte jedoch der Angriff des Labienus den Sinn, der Oligarchie die unversöhnliche Rachgier der Demokratie gegenüber den Fällen gewaltsamen Durchgreifens des Senats drohend zu zeigen, und zugleich die seit Tiberius Gracchus' Tode nur allzu oft verletzte „Unverletzlichkeit" der Volkstribunen, wie auch das alte Provocationsrecht, kräftig wieder einzuschärfen. Endlich aber setzte Labienus es durch, daß die Wahl der Priester durch die Comitien wieder hergestellt wurde. Damit machte er es dem Cäsar möglich, sich jetzt, wo der alte Metellus Pius gestorben war, mit siegreichem Erfolg um die erledigte Stelle als Pontifex Maximus zu bewerben.

Mitten hinein in diese Kämpfe trat nun aber die für Alle bedrohliche, selbständige, sozialdemokratische Agitation des Catilina. Dieser Mann hatte jetzt die Verbindung mit Cäsar und Crassus aufgegeben, und suchte nun nur noch in seinem persönlichen, höchst selbstsüchtigen Interesse das nächste Ziel seines Ehrgeizes, nämlich das Consulat für d. J. 62 v. Chr. zu erreichen. Für die Wahlen im Juli 63 entfaltete er jetzt eine neue Art der Agitation, die wir nach deutsch-moderner Weise zu reden „sozialdemokratisch" nennen. Er machte sich ausgesprochenermaßen zum Führer und Organ der „Bedrückten und Nothleidenden", deren damals ja nur allzuviele in Rom und Italien waren. Sowohl die Massen von Alters her armer Leute, wie die grauenhafte Fülle der durch die sullanischen Kämpfe zu erbitterten Proletariern gewordenen Menschen, und namentlich die wüthendsten von Allen, die vielen durch eigene Schuld „verlorenen Existenzen" mit ihrem gierigen Anspruch auf üppigen Lebensgenuß, waren jetzt seine natürlichen Verbündeten. Alles, was eine soziale Veränderung hoffte und ersehnte; Alles, was durch Schulden gedrückt wurde oder nach neuen Assignationen gierig war, stand so-

fort auf seiner Seite. Von ihm als Consul hofften diese Elemente sozial ihnen zusagende, gleichviel wie sehr gewaltsame Schritte. In dem ewig unruhigen nördlichen Etrurien aber begann es bereits wieder zu gähren, wo sullanische Veteranen, wie die durch Sulla ausgetriebenen Marianer sofort bereit waren, ihm unter Umständen auch mit Waffengewalt zu Hülfe zu kommen. In Rom aber fehlte es durchaus nicht an sehr zahlreichen vornehmen Parteigenossen für das neue Programm des gefährlichen Agitators. Aber die konservativen Elemente waren durch diese Bewegung derart aufgerüttelt, daß Catilina auch diesmal durchfiel, und L. Licinius Murena und D. Junius Silanus zu Consuln gewählt wurden.

Diese neue Niederlage nun, welche dem Catilina alle Hoffnung raubte, als Consul und später als Proconsul sich sammt seinen Anhängern mehr oder minder gewaltsam wirthschaftlich wieder herstellen zu können, wurde nun Anlaß, daß seine Agitation zu wirksamer Verschwörung, endlich zu offener Revolution sich gestaltete. Nun operirten die Catilinarier in der Stadt und in Italien mit ungeheurer Energie. Auf verschiedenen Punkten der Halbinsel, namentlich wo sich große Massen von Sklaven befanden, wurde es unruhig. Die Gebiete nördlich des Padus zeigten eine erhebliche Aufregung. Im Norden von Etrurien aber, in und bei Fäsulä, bildete dem Catilina der tapfere sullanische Hauptmann Gajus Manlius aus dem in Masse vorhandenen Material ein brauchbares Heer. In Rom selbst arbeitete Catilina persönlich, um endlich mit Erfolg einen bewaffneten Aufstand wagen zu können.

Diesen Minirungsarbeiten gegenüber entfaltete nun Cicero, der bisher den Senat von der Gefährlichkeit seines Gegners nicht recht hatte überzeugen können, eine höchst energische Thätigkeit, und verstand es, durch Aufbietung geschickter Agenten und Agentinnen alle Schritte Catilinas in der Hauptstadt so vollständig als möglich zu überwachen. Endlich war er soweit, den Senat am 21. Oktober von der Existenz einer höchst gefährlichen Verschwörung mit den bedenklichsten Plänen gegen Leben und Sicherheit der besser situirten Bewohner überzeugen zu können. Noch war dagegen Catilina nicht im Stande, in Rom losschlagen zu können, als verabredetermaßen Manlius bei Fäsulä am 25. Oktober die Fahne des Aufstandes offen entfaltete, und als sein Programm die Forderung einer Befreiung des Volkes von der Schuldenlast und die Milderung des Schuldprozesses aufstellte. Als nun auch in der Nacht zum 1. November ein Versuch zur Ueberrumpelung der Festung Präneste gemacht wurde, der jedoch mißlang, sonst aber keine der gelegten Minen aufbrannte: da wurde allmählich Catilinas Stellung in Rom selbst für diesen Mann mit eiserner Stirne unhaltbar. Nun wurde in einer Novembernacht (6/7) von ihm und den Verschworenen für Rom ein allgemeines Blut- und Mordfest mit ausgedehnter Brandlegung beschlossen. Catilina selbst, der nur ungern die Stadt verließ, in der er keinen passenden Stellvertreter fand, sah noch am 7. November den sofort

geplanten Mordanschlag auf den wachsamen Consul scheitern. Und nun (8. November) überzeugte ihn Ciceros flammende Rede im Senat, daß trotz mancher noch fehlenden juridischen Beweise für seine Schuld seines Bleibens in Rom nicht mehr sein könne. Er entwich in der folgenden Nacht zu seiner etrurischen Armee, wo er sich selbst als Consul proklamirte. Damit war die Lage wesentlich vereinfacht. Die verschiedenen Seitens der Regierung getroffenen Vorsichtsmaßregeln, die Absendung namhafter Offiziere nach verschiedenen Theilen der Halbinsel, theils zur Aushebung von Truppen, theils zur Ueberwachung, lähmten die Ausdehnung des Brandes über Etrurien hinaus. Die Catilinarier aber in Rom sahen schlaff und unthätig zu, wie die Regierung starke Truppenmassen aufbot, um die geächteten Aufrührer in Etrurien zu bekämpfen; daß der zweideutige Consul Antonius das Commando erhielt, sollte ihnen nicht zu Gute kommen. Endlich hatte in Rom selbst der Verrath einer allobrogischen Gesandtschaft, welche die Freunde Catilinas in das Complott zu verwickeln gesucht, in der Nacht vom 2./3. December 63 den Consul Cicero mit allen juridisch zwingenden Beweismitteln für die Schuld der Verschworenen versehen. Nun konnten sofort deren Hauptführer verhaftet werden. Der Beweis für die Existenz der gefährlichen Verschwörung war jetzt vollständig da, der Zorn bei allen Klassen in Rom gegen die Catilinarier ungeheuer, aber auch die Furcht vor gewaltsamen Befreiungsversuchen der Gefangenen nicht gering. Als Cicero mit dem Senat über ihr Schicksal berieth, ging die Mehrheit der Stimmen dahin, dieselben hinrichten zu lassen, obwohl ein solcher Schritt ohne ordnungsmäßiges gerichtliches Verfahren verfassungswidrig war, jedenfalls nicht in der Competenz des Senats lag. Der Widerspruch Cäsars, der die eventuellen bedenklichen Folgen solches Schrittes für die Urheber andeutete, und es anheimgab, die Verbrecher in die italischen Städte zu längerer Haft zu vertheilen, wurde überboten durch das energische Wort des Marcus Porcius Cato (geb. 95 v. Chr.), der, ein Urenkel des alten Censoriers, damals in strenger Sitte und ehrenhafter, tapferer Gesinnung, wie in Treue gegen die Republik seinem Großvater eifrig nachstrebte, übrigens freilich mehr als Stoiker, denn gerade als Politiker wirkliche Erfolge erzielt hat. Die Rede dieses kraftvollen Mannes, — mochte er sonst in seinem starren Aristokratismus und seiner politisch wenig praktischen Art oft verspottet werden — schlug diesmal durch. Noch am Abend des 5. December 63 wurden die Verhafteten dem Henker überwiesen. Die Armee dagegen des Catilina, die zuletzt bis auf zwei Legionen angewachsen war, wurde durch den Consul Antonius und das Corps des Prätors Q. Metellus Celer in ein Thal bei Pistoria gedrängt. Hier kam es zu Anfang des Jahres 62 v. Chr. zur Schlacht, in welcher M. Petrejus, ein Legat des Antonius, nach heißem Kampfe die Catilinarier vollständig überwand. Catilina selbst, Manlius und 3000 Insurgenten waren gefallen.

Der vollständige Sieg des Consuls Cicero und des Senats über die

Catilinarier zog die seltsamsten Folgen nach sich. In erster Linie war es ein schwerer Schlag für die demokratische Partei. Mochten immer Crassus und Cäsar im Spätsommer 63, als die wahre Natur der selbständigen Arbeit des Catilina zu Tage trat, sich so bestimmt als möglich von ihm losgesagt haben: es wurde ihnen und namentlich dem Cäsar, in Rom nicht vergessen, daß sie mehrere Jahre lang mit Catilina in naher Verbindung gestanden hatten. Einerseits der Parteigeist, andrerseits das trübe Dunkel, welches naturgemäß über den früheren Intriguen ruhte, ließ es nur zu sehr begreiflich erscheinen, wenn die Gegner namentlich Cäsars später diesen Beziehungen einen noch viel schlimmeren Charakter zuschrieben, als sie schon an sich gehabt zu haben scheinen. Die demokratische Partei, von der sich jetzt der erbitterte Ritterstand schroff abwandte, gerieth in Rom in entschiedenen Mißcredit. Auf der andern Seite hatten die Optimaten aus dem Abschluß dieser Episode ein neues Kraftgefühl gewonnen, welches zwar an sich sehr wenig berechtigt war, sie nun aber bestimmte, dem Pompejus nach seiner Rückkehr in einer zwar psychologisch begreiflichen, darum aber doch politisch überaus thörichten Weise entgegenzutreten, als der gewaltige Imperator wider alles Erwarten die Hand nicht nach der Krone ausstreckte.

Als Pompejus nämlich gegen Ende des Jahres 62 in Brundisium landete, entließ er zu allgemeinster Ueberraschung seine Armee und kehrte zu Anfang des Jahres 61 in der einfachsten Form nach Rom zurück. Für die Geschichte Roms bedeutete das die Abdankung des Eroberers von Asien. Es ist nicht schwer, diesen auffallenden Schritt des Pompejus zu erklären. Pompejus blieb in diesem Zeitalter, wo Alles auf die letzte Entscheidung gegen die unbrauchbar gewordene Republik hinsteuerte, nur der Griff nach der Krone übrig, sobald er sich nicht einfach mit dem Ruhm des römischen Alexanders begnügen wollte. Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß der Feldherr gar sehr dahin trachtete, fortan die entscheidende Stellung in Rom einzunehmen. Nun aber hatte er bisher in allen großen politischen Krisen seines Lebens andere für sich arbeiten lassen. Das ging jetzt nicht mehr an. Es war unmöglich, eine Form zu finden, vermöge welcher Pompejus zugleich als neuer Monarch des römischen Reiches und doch ohne Verletzung der republikanischen Ordnung und der republikanischen Phrase hätte auftreten können. Wie einmal die Dinge in Rom sich gestaltet hatten, so war es ein unvermeidliches Unheil, daß der erste Schritt des neuen Machthabers die Usurpation hätte sein müssen. Und vor einem solchen Schritte schwankte Pompejus, sobald es Ernst wurde, doch zurück. Die Gewalt über die Gemüther und die Phantasie der Bürger, welche ein Bestand und eine Tradition von nahezu fünf Jahrhunderten der alten republikanischen Verfassung selbst in den Tagen ihres hoffnungslosen Niederganges noch immer verlieh, war so gewaltig, daß selbst der sieggekrönte Eroberer des Orients vor dem Gedanken, sie zu zertrümmern, zurückwich. Mehr noch, wer einen unverhüllten Schritt in der Richtung auf die Monarchie unter-

nahm, der übernahm zugleich eine kolossale Verantwortung, eine neue, schwer wiegende Pflicht: der mußte auch für das Reich nach allen Seiten hin als ein schöpferischer Geist sich bewähren, der mußte der Kraft sich bewußt sein, nach vielen Seiten hin für mehrere Menschenalter seinem Volke neue und zukunftsreiche Bahnen zu eröffnen. Diese Kraft und dieser erhabene Ehrgeiz nun gingen dem Pompejus ab. So versagte ihm offenbar im letzten entscheidenden Jahre vor seiner Heimkehr der politische Muth zu dem kühnen Sprunge in das Dunkle. Es sollte sein Verhängniß werden.

Pompejus hatte wahrscheinlich noch immer auf irgend ein Ereigniß gehofft, welches ihm es möglich machen sollte, die harte Selbstentscheidung noch zu vertagen, jedenfalls aber ohne Verletzung der alten Form noch mit voller Heeresmacht nach Rom zurückzukommen. Nun aber war die Catilinarische Armee, deren Befehdung allenfalls den Namen zu solchem Verfahren hätte hergeben können, schon zu Anfang d. J. 62 zerschmettert worden. Und als einer seiner Adjutanten, Metellus Nepos, der im Jahre 63 nach Rom zurückgekehrt war, um als Volkstribun i. J. 62 für Pompejus politisch zu arbeiten, nicht allein die demokratische Auffassung von der Verfassungswidrigkeit der Hinrichtung der Catilinarier rücksichtslos sich aneignete, sondern auch nicht lange nachher im Verein mit Cäsar, der i. J. 62 als Prätor fungirte, die Rogation einbrachte, vermöge deren Pompejus mit seiner Armee zur Rettung des durch die Gewaltmaßregeln gegen die Catilinarier gefährdeten Vaterlandes herbeigerufen werden sollte: da scheiterte dieser freche Schachzug an der eisernen Energie des als Volkstribun intercedirenden Cato, und an dem Aufgebot starker bewaffneter Schaaren des Senats, mit denen die Banden des Metellus eingeschüchtert wurden.

Diese drastische Scene zeigte aber zugleich, daß Cäsar und die anderen Führer der Demokratie nach dem Mißlingen ihrer bis Mitte 63 gegen Pompejus eingefädelten Intriguen, und nach dem geschickten Schachzug des Senats, der noch i. J. 63 durch Ausdehnung der Getreidevertheilungen in Rom das Stadtvolk von der Demokratie abgezogen, — bereits wieder mit Geschick dahin arbeiteten, die alte Allianz mit Pompejus neu einzufädeln und jede Aussöhnung zwischen dem Imperator und der Oligarchie zu hindern. Da die klugen Intriganten nur zu gut wußten, wie stark die Eitelkeit des Pompejus war, so hatten die Volkstribunen Labienus und T. Ampius Balbus noch i. J. 63 ganz unerhörte Siegesehren für Pompejus beschließen lassen. Cäsar seinerseits hatte als Prätor gleich zu Anfang d. J. 62 den Antrag gestellt, die bisher dem alten Catulus übertragene Vollendung des neu erbauten kapitolinischen Tempels dem Pompejus zu überweisen. Freilich verhinderte der Senat die Annahme dieses Antrags; aber dieser Coup des Cäsar und nachher sein und des Metellus Nepos schon erwähnter neuer Mißerfolg mußten den Imperator bitter gegen den Senat verstimmen. Noch übler war es, daß der Senat nach Abwehr der catilinarischen Rogation den Metellus und den Cäsar von ihren Aemtern suspendirte, worauf jener zu

Pompejus flüchtete, Cäsar jedoch, durch die Masse gedeckt, mit großer Feinheit für sich einen Ausgleich mit dem Senat zu erzielen verstand. Als nachher Pompejus in Rom eintraf, verschwand Cäsar einstweilen ganz vom Schauplatze der Tagesgeschichte. Er begab sich zu Anfang d. J. 61 als Proprätor nach dem „jenseitigen" Spanien, zur Zeit so kolossal verschuldet, daß seine Gläubiger ihn erst dann aus der Hauptstadt abreisen ließen, als sein reicher Freund Crassus für den vierten Theil seiner Schulden, für 830 Talente, sich verbürgt hatte. Während seiner Abwesenheit am atlantischen Ocean entwickelten sich nun die Dinge in Rom in einer Weise, die es ihm nach Ablauf von anderthalb Jahren möglich machte, entscheidend in die Schicksale der Republik einzugreifen.

Pompejus hatte also wirklich sein Heer entlassen, sich selbst mit Ablauf d. J. 62 der furchtbaren Macht entkleidet, vor welcher bisher alle Parteien gezittert hatten. Das wäre nun wirklich groß gewesen, wenn damit der Gedanke verbunden war, in allem Ernste abzudanken, und fortan nur etwa nach Art des Siegers von Zama als der erste Feldherr und der gefeiertste Veteran der Republik unter freien Bürgern zu leben. Leider aber war das nicht seine Absicht. Er hoffte vielmehr jetzt, durch seine unerwartete „Entsagung" nun auch den Ruhm der idealsten Bürgergröße zu gewinnen, und durch die allgemeine Gunst des Volkes seine verschwiegenen Wünsche auch ohne das Gewicht seines Schwertes doch noch erfüllt zu sehen. Aber er hatte sich furchtbar getäuscht. Er hatte bis zuletzt alle und jede Chance verfallen lassen, welche ein seiner Kraft und seines Ziels bewußter, rücksichtslos entschlossener Mann unter bewußtem Bruch mit der Scheu vor einer politischen Usurpation benutzt haben würde, um mit dem ehernen Tritt seiner Legionen der Welt den Morgen eines neuen monarchischen Zeitalters zu verkünden. Nun kehrte er mit überschwänglichen Ehren überhäuft heim. Nun feierte er mit mehr als königlicher Pracht am 29. und 30. September 61 (seinem 46. Geburtstage) den prunkvollsten Triumphzug, den die römische Welt bis dahin gesehen hatte. Aber er mußte sofort erkennen, daß seine zahlreichen Gegner im Senat seine scheinbare Absicht, nur noch Bürger sein zu wollen wie sie, mit grimmigem Hohne sehr ernsthaft nahmen und ihn auch nur als solchen behandelten. Es wäre wahrscheinlich schon damals für die Oligarchie nicht sehr schwer gewesen, diesen Pompejus, der von Natur zu einem Aristokraten, nicht zum Monarchen veranlagt war, durch geschicktes Entgegenkommen zu gewinnen und allmählich, etwa als Princeps Senatus, vollkommen zu einer neuen Stütze der senatorischen Partei zu machen. So aber dachten weder starre, im republikanischen Formalismus zähe, Oligarchen wie Cato, noch die alten schwer gereizten Gegner des Feldherrn, wie Metellus Creticus und Lucullus. Und als er nun neben mancherlei persönlichen Wünschen eine Anzahl großer politischer Forderungen stellte, die nur dann sofort gewährt werden konnten, wenn hinter ihm noch die Macht seiner Legionen stand, da hatten die Gegner die Chance gefunden, den jetzt

waffenlosen Feind durch eine Reihe von Nadelstichen tödtlich zu verletzen, durch schlaue Taktik endlich vollkommen matt zu setzen.

Pompejus forderte vor Allem für sich das zweite Consulat; dann aber die Sanctionirung aller seiner in Asien getroffenen Verfügungen en bloc, und endlich für seine zahlreichen Veteranen die ihnen zugesagten Landanweisungen. Aber das Consulat wurde ihm einfach abgeschlagen, oder vielmehr der Senat weigerte sich, zu seinen Gunsten ihn von den sullanischen Bestimmungen über die Wiederwahl zu dispensiren. In Sachen der asiatischen Verfügungen setzte Lucullus den Beschluß durch, sie alle im Detail zu berathen, was zu endloser Verschleppung und Plackerei den Weg öffnete. Und das Versprechen der Landanweisungen an die Soldaten wurde allerdings bestätigt, aber die wirkliche Durchführung in das Unabsehbare verschleppt. Tief verstimmt, völlig matt gesetzt, befand sich Pompejus tief i. J. 60 v. Chr. durch die Schuld seiner oligarchischen Gegner in der denkbar unbequemsten Lage. Da bot sich ihm wider Erwarten die Aussicht mit Hülfe der Demokratie noch einmal zur Macht zu gelangen. Er wußte nicht, daß die Zeit angebrochen war, wo ein Größerer als er sich anschickte, zuerst mit ihm, dann wider ihn das Werk zu vollenden, vor welchem der Eroberer des Orients zu Brundisium scheu zurückgewichen war.

Zweites Kapitel.

Gajus Julius Cäsar.

Der Mann, welcher dem Pompejus im Sommer des Jahres 60 die rettende Hand bot, war kein anderer als Cäsar. Der junge Proprätor hatte in Spanien sich als ein vortrefflicher Verwalter bewährt; er hatte auch die Stämme zwischen dem untern Tajo und dem Duero, und in Galläcien siegreich befehdet, und neben glänzenden militärischen Erfolgen auch reiche Geldmittel gewonnen, die ihn endlich von seinen drückendsten Schulden befreiten. Jetzt nach dem Consulat begierig, war er im Juni 60 wieder in Rom erschienen, und hatte, um nach keiner Seite hin durch den üblichen gesetzlichen Formalismus aufgehalten zu werden, zu persönlicher Förderung seiner Wahl sofort auf die Ehre des Triumphes verzichtet. Es gelang der Demokratie wirklich, ihren klugen Führer zum Consul zu erheben. Die wenig erfreute Oligarchie war froh, ihm in dem M. Calpurnius Bibulus, dem Schwager Catos, einem der zähesten und starrsinnigsten Oligarchen, einen eifrigen Gegner an die Seite stellen zu können. Und nun bot Cäsar dem Pompejus die Hand zu einer Allianz, welche den Einfluß beider Männer gegen die Aristokratie vereinigen sollte: für Pompejus höchst verlockend, der nur seine nächsten Ziele im Auge hatte, und nicht erkannte, daß die Pläne, welche Cäsar für sich und seine Partei dabei verfolgte, schließlich ihm selbst höchst

nachtheilig werden mußten. Die volle Uebermacht in Rom gewannen aber die Verbündeten dadurch, daß Cäsar auch den Crassus mit Pompejus auszusöhnen verstand. So war nun der vereinte Einfluß dieser drei mächtigen Männer, deren Verbindung gewöhnlich (obwohl in technisch-römischem Sinne des Wortes nicht zutreffend) der erste Triumvirat genannt wird, gegen die Aristokratie zum Kampfe concentrirt, und demnächst schon zeigte es sich, daß eine geniale Kraft der römischen Politik ihre neue Richtung gab.

Sobald Cäsar im Jahre 59 sein Consulat angetreten hatte, begann der Kampf, der zunächst zu Gunsten der Forderungen des Pompejus geführt wurde. In erster Linie galt es, die Veteranen des letzteren zu versorgen. Ohne die Assignationen auf diese speziell zu beschränken, forderte Cäsar die Vertheilung der italischen, also vorzugsweise der kampanischen, Domänen, und für weitere Assignationen den Ankauf von Privatgütern, zu welchem Zwecke die reichen, durch Pompejus dem Staatsschatze zugeführten Geldmittel benutzt werden sollten. Als es unmöglich sich zeigte, das mit großer Feinheit und Zweckmäßigkeit ausgearbeitete, durchaus nicht demagogisch oder grundstürzend gehaltene Gesetz im Senat zur Annahme zu bringen, wandte sich der Consul an die Gemeinde. Durch Pompejus und Crassus sehr energisch unterstützt, brachte Cäsar, unter Nichtberücksichtigung tribunicischer Intercession, das Gesetz durch; nur daß die heftige Widerrede Catos und des Consuls Bibulus schließlich mit Gewalt, indeß ohne Verletzung ihrer Person, zum Schweigen gebracht wurde. Dann mußten der Senat und die Magistrate die Durchführung dieses Gesetzes beschwören, welches nachher zur Ansiedelung von 20,000 römischen Bürgern benutzt worden ist. Weiter setzte dann Cäsar bei der Gemeinde die Bestätigung aller Verfügungen durch, welche Pompejus in Asien getroffen hatte, und zog durch einige wichtige für die Ritter erzielte finanzielle Concessionen auch diesen mächtigen Stand auf seine Seite. Bibulus dagegen zog sich seit seinem schlimmen Mißerfolg während seines Amtsjahres in sein Haus zurück, und begnügte sich mit nutzlosen Protestationen und Proclamationen gegen Cäsars sämmtliche weitere Schritte.

Nun aber schritt Cäsar zu dem Hauptwerke seines Lebens vor. Es galt für ihn, als Proconsul eine Provinz zu gewinnen, wo er endlich Zeit und Mittel fand, für die Demokratie ein Heer auszubilden. In seinem Sinne setzte der Volkstribun Publius Vatinius bei der Gemeinde durch, daß Cäsar ein außerordentliches Commando erhielt, ähnlich wie Pompejus zur Zeit der Piratenjagd. Der Beschluß der Comitien gab die Cisalpinische Provinz, also Oberitalien, mit drei Legionen und mit dem illyrischen Zubehör für fünf Jahre in Cäsars Hand, der in den ihm altbefreundeten Transpadanern hier besonders treue Anhänger fand. Auf des Pompejus Antrag fügte der Senat noch seinerseits die Narbonensische Provinz mit Einer Legion hinzu. Nur Cäsar selbst würdigte die ungeheure Bedeutung gerade dieser letzteren Concession, die bei der Lage der Dinge jenseits der Alpen gerade für ihn unvergleichlich zukunftsreich werden sollte.

Für die Römer und für seine beiden Verbündeten schien zur Zeit das die Hauptsache, daß Cäsar jetzt das Commando der der Hauptstadt zunächst stehenden Armee erhalten hatte, während alle drei vorläufig die Consulwahlen auf für sie zuverlässige Männer lenkten, und Pompejus und Crassus der neuen Assignationskommission präsidirten, die Allianz aber zwischen Cäsar und Pompejus ihre persönliche Weihe erhielt durch die Verheirathung des letzteren mit Cäsars schöner, 23jähriger Tochter Julia.

Der eigentliche Schwerpunkt der weiteren Entwickelung des Niederganges der Republik ist für die folgenden Jahre nicht mehr in Rom, sondern in Cäsars Lager zu suchen. Der kühne Proconsul verweilte nach Ablauf seines Consulats noch bis zum März des Jahres 58 in der Nähe der Hauptstadt. Ehe er aber seine Reise nach dem keltischen Norden antrat, der seine Gegenwart damals dringend nöthig hatte, hielten die drei Verbündeten es noch für angemessen, die Optimaten gründlich zu demüthigen, und zwar durch die zeitweilige Entfernung zweier der namhaftesten Männer des Senates aus Rom, nämlich des starren und schroffen, ihnen höchst unbequemen Cato, und weiter des Cicero, jetzt des bedeutendsten Wortführers der Aristokratie, den die Demokratie zugleich wegen seiner Beseitigung der Genossen des Catilina ihre Rache fühlen lassen wollte. Zu diesem Zwecke, zu so schmutziger Arbeit bediente man sich eines der nichtsnutzigsten Burschen des damaligen Rom. Es war Publius Clodius Pulcher, eines der unwürdigsten Mitglieder des alten edlen Hauses des Claudier; einer jener talentvollen, aber durch ihre bodenlose Frechheit und sittliche Niederträchtigkeit sich selbst wie ihrem Volke grundschädlichen Schlingel, wie sie auch in guten Familien nicht selten in Zeiten der allgemeinen Entartung zum Vorschein kommen. Bisher als Intrigant (S. 546) im Lager seines Schwagers Lucullus, mehr noch durch seine frechen Liebesabenteuer, seine junkerhafte Unverschämtheit und seine Geldgier bekannt, hatte er sich im Jahre 59, um Volkstribun werden zu können, mit Cäsars Hülfe durch einen Plebejer adoptiren lassen. Als Volkstribun aber d. J. 58 hat er dann theils im Interesse der Triumvirn, theils aber auch (wie früher Catilina) auf eigene Rechnung gearbeitet; nur daß es sich bei Clodius nicht um sozialdemokratische Pläne, sondern um die Ausbrüche keckften demagogischen Uebermuthes und schmählichen Mißbrauch des Tribunats zu lärmender Anarchie handelte. Wir sehen später, wie er nach Cäsars Abreise in das gallische Kriegslager selbst den übrigen Triumvirn und ihren Freunden höchst unbequem wird, und die römische innere Geschichte mit neuen, wenig rühmlichen Blättern verunziert. Zunächst aber führte Clodius den Stoß gegen Cicero, gegen den er wegen seiner übermäßig scharfen Zunge und bissigen politischen und juristischen Angriffe einen glühenden persönlichen Haß nährte, indem er mit sehr verständlicher Hindeutung auf diesen Consular und auf die Hinrichtung der Catilinarier die Rogation einbrachte, „wer einen römischen Bürger ohne Urtheil und Recht getödtet habe, der solle verbannt werden“. Die Sympathien des Senats halfen dem berühmten

Redner diesmal gar nichts. Von den Consuln A. Gabinius und L. Calpurnius Piso Cäsonianus sehr bestimmt unterstützt, konnte Clodius mit voller Sicherheit gegen Cicero zu Werke gehen. Cäsar, der Ciceros litterarische Begabung sehr hoch schätzte und ihm vor der Attacke des Clodius eine Legatenstelle im gallischen Heere angeboten hatte, um ihn auf mildere Weise aus Rom zu entfernen, nahm in den Contionen des Tribunen, obwohl nach seiner Art in maßvoller Form, natürlich gegen Cicero Stellung, und Pompejus versagte dem tief gedemüthigten Manne bei einer persönlichen Bitte um Hülfe sehr kaltblütig jede Unterstützung. Da gab sich Cicero verloren und ging freiwillig in höchster Niedergeschlagenheit nach der Balkanhalbinsel in das Exil. Nun ließ ihn Clodius in aller Form unter Nennung seines Namens in härtester Weise auf eine Entfernung von 400 Millien aus Rom verbannen und setzte seiner Privatrache dadurch die Krone auf, daß er Ciceros Haus am Palatin zerstören ließ, und zugleich zwei Villen seines Feindes verwüstete. Ein Theil des ciceronischen Hauses wurde durch den wüsten Gesellen zur Errichtung eines Tempels der Freiheit bestimmt, als deren Standbild er sehr passend die Bildsäule einer griechischen Hetäre aufstellte, die sein Bruder im Jahre 61 zu Tanagra in Böotien gestohlen hatte. Den Rest des an Cicero verübten Raubes in Rom verwandte der Tribun mit zu einem Hause, welches er sich selbst am Palatin erbaute. In der Form weit milder war die Art, wie Clodius den ihm persönlich ebenfalls verhaßten Cato entfernte; nur daß der Volksbeschluß, durch den ihm der Tribun die Einziehung des Königreiches Kypros übertrug, — ein Punkt, auf den wir noch näher zurückkommen müssen, — für den ehrenfesten Mann im höchsten Grade widerwärtig war, weil er ihm die Durchführung eines überaus cynischen Gewaltstreiches aufbürdete.

Die schmutzige Arbeit in Rom war gethan. Der Senat war möglichst tief gedemüthigt, und Cäsar konnte unbedenklich mit Ende März 58 nach seiner Provinz abreisen, wo er nun eine weltgeschichtlich bedeutsame Rolle spielen sollte. Schon der Besitz des fünfjährigen Oberbefehls in Oberitalien mit der Alpengrenze würde ihm Chancen genug geboten haben für eine nach verschiedenen Seiten hin höchst erfolgreiche militärische und politische Arbeit. Das Commando aber in der transalpinischen Provinz setzte ihn endlich in den Stand, den alten großen Gedanken der bedeutendsten Köpfe seiner Partei seit Gajus Gracchus, die Eroberung und Romanisirung des Keltenlandes bis zum Ocean wirksam in Angriff zu nehmen. Und nun hatten die politischen Zustände in diesem großen Lande seit mehreren Jahren eine Gestalt angenommen, Dank welcher Cäsar genöthigt war, von vornherein militärische Operationen von den großartigsten Dimensionen einzuleiten.

Cäsar hatte offenbar von Anfang an den Plan, die noch sehr unvollständig arrondirte narbonensische Provinz in sehr umfassender Weise zu erweitern. Die Zustände aber, die sich seit einer Reihe von Jahren auf der Ostgrenze des großen gallischen Keltenlandes durch den Druck ausgebildet

hatten, den auf der ganzen Linie vom Nieder- und Mittelrhein bis über den Schwarzwald hinaus die deutschen Völker auf die keltischen Nachbarn ausübten, waren gerade jetzt in einer Weise entwickelt, daß weiterblickende römische Staatsmänner eine baldige empfindliche Collision mit den Interessen der römischen Politik zu fürchten anfingen. Die nordöstlichen Stämme freilich des großen Landes Gallia, die zwischen dem Rhein, der Seine und dem Kanal wohnenden belgischen Völker, welche, in Dialekt und Sitten mehrfach von den bereits weit civilisirteren Kelten des inneren Landes verschieden, bei noch verhältnißmäßig einfachen Lebensgewohnheiten in einer Anzahl waldbedeckter Kantone unter einander in Bundesgemeinschaft standen, behaupteten mit ihrer wilden Tapferkeit damals ihre Sitze gegen die Germanen. Indessen müssen in etwas früherer Zeit vom Rhein her nicht unerhebliche deutsche Massen nach Belgien vorgedrungen sein und sich mit diesem Theile der Kelten verschmolzen haben. Namentlich die kriegerischen Trevirer (bei Trier) und die Nervier (im Hennegau) rühmten sich später gern deutscher Abkunft, gleichviel mit wie großem Rechte. Dagegen hatten damals im Süden die Helvetier (S. 456) alles Land südlich vom Main bis zu den öden und vielumstrittenen südlichen Höhen und Thälern des Schwarzwaldes an die Deutschen verloren, und fanden den Druck von Norden und Nordosten her so unerträglich, daß sie eben jetzt (seit 61) in allem Ernste den Plan gefaßt hatten, das ganze Land zwischen Bodensee, Oberrhein, Genfersee und Jura freiwillig zu verlassen, und auf dem Boden des inneren keltischen Landes sich eine neue Heimath mit dem Schwerte zu gewinnen.

Noch imposanter aber hatte sich von dem (jetzigen elsässischen) Oberrhein her eine deutsche Masse den Weg in das innere Keltenland hinein gebahnt. Seit dem Niedergange der Macht der Arverner (S. 429) waren den den Römern befreundeten Häduern als eifersüchtige Gegner und Rivalen um die Hegemonie unter den keltischen Völkern zwischen Seine und Garonne die mächtigen Sequaner entgegengetreten, welche westlich vom Jura (um das jetzige Besançon) ihre Sitze hatten. In der schwierigen Zeit der ausgehenden Sertorianischen und der gefährlichen pontischen Kämpfe Roms war es endlich zu einem großen und langwierigen Kriege zwischen Sequanern und Häduern gekommen. Die Sequaner hatten um das Jahr 71 v. Chr. von dem Oberrhein her einen deutschen Häuptling, den Ariovist, zur Hülfe geworben, der mit zuerst 15,000 Mann an ihrer Seite focht, allmählich immer zahlreichere deutsche Massen über den Rhein zog, und endlich 61 v. Chr. in einer Hauptschlacht bei Admagetobriga die Häduer so vollständig schlug, daß sie sich den Sequanern gänzlich unterwerfen mußten. Der Versuch des flüchtigen Häduerhäuptlings Divitiacus, die Hülfe der Römer zu gewinnen, hatte keinen Erfolg; vielmehr war Ariovist von dem Senat als Freund des römischen Volkes (59 v. Chr.) anerkannt worden. Nun aber hatte dieser energische Häuptling angefangen, mit Hülfe seiner nachwandernden, bis 58 v. Chr. auf 120,000 Köpfe angewachsenen Landsleute sich der Suprematie auch über

die Sequaner zu bemächtigen. Er zwang dieselben zu sehr erheblichen Landabtretungen, und schien seine unmittelbare Macht immer weiter ausdehnen zu wollen. Endlich hatten sich unter dem Druck nachdrängender Völker auch die deutschen Usipeter und Tencterer seit 59 v. Chr. angeschickt, bei dem Rhein- und Maasdelta den Rhein zu überschreiten.

Aus allen diesen zusammentreffenden Motiven heraus schienen sich Zustände der Verwirrung in Gallien entwickeln zu sollen, die zu dulden Cäsar im Interesse des römischen Reiches nicht gewillt war, und denen er sofort nach seiner Ankunft in Oberitalien mit durchschlagender Kraft entgegentrat. Als er im April des Jahres 58 in seiner Provinz eintraf, hatten sich die Massen der Helvetier nach Zerstörung aller ihrer Wohnsitze bereits in Bewegung gesetzt, — 368,000 Menschen, von denen der vierte Theil die Waffen führte, — um bei Genava (Genf) den Durchmarsch nach Gallien zu versuchen, der sie auf dieser Seite zunächst durch das Gebiet der Allobroger geführt hätte. Cäsar nun, der weder die Ueberfluthung des römischen und des unabhängigen Keltenlandes durch die helvetischen Massen, noch die Besetzung des öden helvetischen Alpenlandes durch Germanen dulden wollte, eilte mit den römischen Truppen in der transalpinischen Provinz, wie auch mit den Milizen des Landes, ihnen die Päſſe an dem Rhone zu sperren, und nöthigte sie, sich nordwärts zu wenden und die Engpäſſe des Jura zu überschreiten. Die antirömische Partei unter den Häduern, durch den Ritter Dumnorix geführt, vermittelte ihnen zugleich den freien Durchmarsch durch das Land der Sequaner. Als Cäsar das erfuhr, unternahm er den ersten jener kühnen Schritte, welche den Römern zu Hause, wie der antiken Welt überhaupt verkündigten, daß in der römischen auswärtigen Politik der alte Geist wieder erwacht war, der in dem Zeitalter der punischen Kriege die Weltherrschaft der Latiner begründet hatte. Er zog aus Oberitalien in Eile die drei alten Legionen von Aquileja her und zwei neugebildete heran, rückte mit seiner Gesammtmacht von Genf her in das Land der Häduer ein, und machte nun auf die Helvetier Jagd, vernichtete den Theil derselben, den er noch auf dem linken Ufer des Arar (Saone) traf, und folgte der Hauptmasse auf dem rechten Ufer dieses Stromes in nordwestlicher Richtung fünfzehn Tage lang. Bereits wurde für die Römer die Verpflegung schwierig, ihre keltischen Hülfsvölker zeigten sich unzuverlässig; da kam es endlich bei der Hauptstadt der Häduer, Bibracte (jetzt Autun) zu einer entscheidenden Schlacht. Nach einem auch für die Römer höchst verlustvollen, furchtbar mörderischen Kampfe wurden die Helvetier schwer geschlagen. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich den Römern zu unterwerfen. Sie mußten sich entschließen, — nur 110,000 hatten die furchtbare Wanderung und die Mordschlacht überlebt, — nach ihrem alten Lande zurückzukehren. Die südwestlichste Spitze ihres Gebietes nahmen die Römer in Besitz; hier ist später am Genfersee die keltische Stadt Noviodunum (jetzt Nyon) als „Julia Equestris" in römischer Weise kolonisirt worden.

Nun aber galt es das Schwerere zu thun, nämlich sofort auch die Macht des tapfern deutschen Ariovist zu brechen. Damals also begann die verhängnißvolle Berührung zwischen Römern und Deutschen. Damals zuerst verschlangen sich die weltgeschichtlichen Schicksale der lateinischen und der germanischen Welt, die seitdem bis auf diesen Tag nicht aufgehört haben, in Krieg und Frieden in der bedeutungsvollsten Weise auf einander einzuwirken. Die keltischen Stämme des mittleren Galliens waren in ihrer Furcht vor der Ausbreitung der Germanen sehr geneigt und daher leicht dafür gewonnen, auf einem Landtag die Hülfe der Römer gegen Ariovist in Anspruch zu nehmen. Als nun auf Cäsars Antrieb die Hädner dem deutschen Heerkönige den Tribut verweigerten und ihre Geiseln zurückforderten, eröffnete Ariovist gegen sie die Fehde. Sofort trat Cäsar dagegen auf und verlangte von ihm, er sollte einerseits die Feindseligkeiten gegen die Hädner einstellen, andrerseits aber keine weiteren Germanen über den Rhein nach Gallien mehr kommen lassen. Der deutsche Heerkönig antwortete stolz, schroff ablehnend, und trat dem Römer ganz entschieden mit dem Gefühl gleichen Rechtes und gleichen Kraftbewußtseins gegenüber. So kam es denn schnell genug zum Bruche, und Cäsar eilte, den Germanen in der Besetzung der durch ihre Lage und ihre Stärke überaus wichtigen Stadt Vesontio (Besançon), der Hauptstadt der Sequaner, zuvorzukommen. Noch aber hatte er bei der Einleitung dieses neuen Kampfes eine unerwartete Schwierigkeit zu besiegen. Die Geschichte der römisch-deutschen Kriege zeigt uns bis herab zu den Zeiten der großen Gothenschlachten der Völkerwanderung wiederholt Scenen einer ganz auffallenden Scheu romanischer Armeen vor dem ersten Zusammenstoße mit den grimmen Söhnen der deutschen Wälder. Die Erinnerung an die Schrecknisse der teutonisch-kimbrischen Kämpfe lebte bei den italischen Truppen noch fort. Gerade jetzt hatte man erfahren, daß Ariovists Heerschaaren, die blonden, riesigen Nordlandsrecken, vor denen die Kelten zitterten, ganz besonders furchtbare Gegner sein würden, — hatten diese rauhen Natursöhne, wie sie selbst von sich rühmten, doch seit 14 Jahren immer unter freiem Himmel kampirt. Namentlich unter den vielen jungen Herren vornehmer Geburt aus der Hauptstadt war die Angst groß, Cäsar aber noch nicht als der gewaltige Held bewährt, als welcher er am Ende des großen keltischen Krieges seinen begeisterten Kriegern erschien. Jetzt aber zeigte der junge Feldherr, der bisher nur erst in dem Spiele der römischen inneren Politik den Zauber seiner Kunst der Menschenbehandlung erprobt hatte, sein unvergleichliches Talent, die Truppen zu gewinnen, zu beschämen, sie fortzureißen und ihnen einen Theil seines eigenen Feuers und seiner Siegeszuversicht einzuflößen. In einer flammenden Anrede wußte er den Muth seiner Offiziere neu zu beleben, die Muthlosen wirksam zu beschämen. Die Gesammtheit aber der Truppen riß er durch die feine Wendung fort, daß er erklärte, im Nothfalle allein mit der zehnten Legion, deren vorzügliche Tüchtigkeit bereits erprobt war, die Germanen angreifen zu wollen.

Nun ging es nordwärts. Cäsar traf die Germanen Ariovists im oberen Elsaß. Nach längerem Manövriren und kleineren Kämpfen nahm endlich der deutsche Fürst, der einige Zeit gezögert hatte, weil die Wahrsagerinnen verboten hatten, vor dem Neumond die entscheidende Schlacht zu liefern, den großen Kampf an. In der Ebene nicht fern von dem jetzigen Mülhausen (man meint, in der Gegend der j. Dörfer Czernay und Nieder-Aspach), nicht sehr fern vom Rheine, maß sich die ungestüme Tapferkeit der deutschen Haruden, Markomannen, Triboker, Nemeter, Vangionen, Sedusier, mit der römischen Taktik. In mörderischem Gefecht gewann Cäsar persönlich mit seinem rechten Flügel erhebliche Vortheile. Aber auch die Deutschen warfen mit ihrem rechten Flügel die diesem gegenüberstehenden Römer zurück. Da zog der junge feurige Reiterführer Publius Crassus, des Triumvirs tüchtiger Sohn, auf eigene Verantwortung das dritte, das Reservetreffen der Römer heran, rettete den linken Flügel und entschied damit den Sieg. Die geschlagenen Germanen wurden unter sehr erheblichen Verlusten bis an den nahen Rhein verfolgt, über welchen Ariovist sich zu retten vermochte. Zum ersten Male spiegelten sich die Waffen römischer Krieger in den grünen Wogen des Rheinstromes. Die deutschen Völker, die Ariovist auf der Linie vom oberen Elsaß bis gegen Mainz hin angesiedelt hatte, die Triboker im Elsaß, die Nemeter in der Gegend von Speyer, die Vangionen in der von Worms, durften, so scheint es, unter Anerkennung der römischen Oberhoheit ihre Sitze auf dem linken Rheinufer behalten.

Als Cäsar im Winter von diesem glänzenden Feldzuge in seine Provinzen zurückkehrte, um die gewöhnlichen Civilgeschäfte des regierenden Statthalters zu erledigen, hatte er eine Stellung errungen, wie sie noch vor zwei Jahren für ihn unerreichbar hatte gelten mögen. Seine Gegner unter den Optimaten, deren viele mit Sicherheit gehofft hatten, den verhaßten Mann unter den Schwertern der Helvetier oder doch gewiß der Germanen erliegen zu sehen, waren schwer betroffen. Die Demokratie dagegen triumphirte. Was Niemand, selbst nach Cäsars ersten spanischen Feldherrnproben, gehofft hatte: dieser ihr politischer Führer zeigte sich als ein Heerführer ersten Ranges, selbst dem alten Marius weit überlegen, und in noch weit höherem Grade, als bisher Pompejus, geschickt ein Heer an seine Person zu fesseln. Das Jahr 58 v. Chr. aber ist durch Cäsars kühnen und glänzenden doppelten Feldzug für die Geschichte des römischen Reiches, wie für die der gesammten abendländischen Welt von welthistorischer Bedeutung geworden. Das große Ergebniß war, daß auf der einen Seite der Rheinstrom vom Bodensee bis zu seinem Delta principiell für die neue nordwestliche Grenze des römischen Reiches erklärt, daß auf der andern die Suprematie der Römer in dem großen transalpinischen Keltenlande im Großen festgestellt worden war. Cäsar hatte hier zuerst gezeigt, daß er weit mehr war, als nur ein kühner und glücklicher Parteiführer. Wenn

ein gewaltiger Theil der politischen Folgen seiner Thaten in Gallien, vor Allem die ungeheure Erweiterung des „historischen Horizontes“ der auf ihn folgenden römischen Geschlechter und die bleibende Verbindung der Geschichte des römischen Reiches mit jener der Völker des mittleren und des nördlichen Europas, von ihm selbst noch gar nicht vorausgesehen werden konnte: das war jedenfalls schon seine bewußte Absicht, seiner Nation im Nordwesten ein neues und ausgedehntes Gebiet zu neuer und freier Ausbreitung, zur Absorbirung und Romanisirung zahlreicher „barbarischer“ Stämme zu gewinnen, die alte, ewig drohende keltische Gefahr endgiltig zu beschwören, die neue germanische Gefahr bei Zeiten abzuwehren, und durch Eroberung eines breiten Hinterlandes mit gut zu hütenden Grenzen den bisher noch zusammenhanglos am Mittelmeer zerstreuten Gliedern des römischen Herrschaftsgebietes und dem Römerthum einen neuen starken Rückhalt zu schaffen. Freilich war noch unendlich viel zu thun, um das mächtige Gebäude aufzuführen, dessen riesige Fundamente Cäsar i. J. 58 gelegt hatte. Und auch das darf über der nun immer staunenswerther sich entfaltenden Größe dieses Mannes nicht vergessen werden, daß die neue Erhebung des Römerthums, die sich an seine Ruhmesthaten knüpft, daß die gewaltige Macht, die er theils als Eroberer, theils als neuer Entdecker in den Ländern nördlich von den Alpen bis zum Ocean, bis zur Themse, bis zu den germanischen Wäldern sich errungen hat, nur um den Preis von furchtbaren Strömen Blutes, nur um den Preis der Vernichtung wie der nationalen Freiheit und Existenz der großen gallischen Nation, so einer ganzen Generation unglücklicher Kelten erkauft worden ist.

Die großen Siege des Jahres 58 v. Chr. hatten doch nur erst die Stämme des keltischen Binnenlandes zwischen der alten narbonensischen Provinz, zwischen Garonne, Oberrhein und Seine, unter die römische Suprematie gebracht. Eine politische Einheit oder auch nur eine alle Stämme des großen Landes umfassende Föderation kannte die vielgetheilte Nation nicht. Ihr nationaler Zusammenhang war nur repräsentirt durch die über ganz Gallien und die brittische Keltenwelt verbreitete, mächtige Priesterschaft der Druiden, welche ihre Schulen, ihre eigenthümlich entwickelte Theologie und Bildung pflegte, in der Gegend des heutigen Chartres ihren Centralpunkt besaß, und nicht bloß durch ihren mit grausamen Menschenopfern verbundenen Kultus, sondern auch durch ihre selbständige Gerichtsbarkeit und ihren Einfluß auf die politische Haltung der Stämme eine sehr erhebliche Macht ausübte. Nach der politischen Seite dagegen war von den bisher mächtigen Stämmen des Mittellandes völlig unabhängig außer den kräftigen belgischen Völkern namentlich der Bund der aremorikanischen Kantone (in der Normandie und der Bretagne). Beide Bünde mußten erst zur Anerkennung der römischen Oberhoheit genöthigt werden, wenn Cäsars Werk in der Hauptsache als vollendet gelten sollte. Und selbst dann blieb es fraglich, ob nicht der trotzige Gegensatz gegen die Fremdherrschaft noch zu neuen und schweren Kämpfen führen würde.

Einstweilen konnten die Römer hoffen, die Kelten dem italischen Wesen allmählich zu assimiliren. Ja, ihre narbonensische Provinz, die seit uralter Zeit sehr stark unter den von Massilia ausgehenden Kultureinflüssen gestanden hatte, war theils durch italische Einwanderungen, theils durch die Verbindung mit Italien bereits auf dem besten Wege, in analoger Weise romanisirt zu werden, wie Oberitalien. Die Völker dagegen bis zur Seine, die schon jetzt in sehr lebhaftem Handelsverkehr mit dem römischen Gallien standen, hatten in ihren stark bevölkerten Kantonen selbständig eine ziemlich bedeutende Civilisation entwickelt. Allerdings wurde bei ihnen die Viehzucht noch immer mit weit größerer Vorliebe betrieben, als der Ackerbau. Aber neben zahlreichen Dörfern hatten sich schon auf vielen Stellen ummauerte und dicht bevölkerte Städte gebildet, deren Häuser allerdings aus Holz erbaut waren. Es gab Straßen und Brücken für den lebhaften Verkehr, und neben der Flußschifffahrt spielte auch die Befahrung der See eine erhebliche Rolle. Mehrere der Stämme am atlantischen Meere, namentlich die Veneter, bedienten sich sogar der Segelschiffe; die Segel waren aus Leder gefertigt. Die gewerbliche Thätigkeit, namentlich in der Bearbeitung der Metalle, war nicht unerheblich. Auch der Bergbau wurde mit Eifer betrieben; nur daß der damalige Goldreichthum Galliens, der nachmals Cäsars Kassen füllte, weit mehr aus Beutezügen oder Handelsverkehr, als aus bergmännischem Betriebe stammte. Dagegen hatte die politische Entwickelung eine Gestalt angenommen, welche die Fremdherrschaft zu begünstigen schien. Abgesehen von der Theilung in Stämme und kleine Bündnisse, so war Gallien in einer Weise innerlich gespalten, wie im Alterthum nur etwa Hellas in der Zeit seit dem peloponnesischen Kriege, und in späteren Zeiten Hindostan. In der vorcäsarischen Periode war fast überall das Königthum dem Adel erlegen, an die Stelle der alten fürstlichen Gewalt bei den einzelnen Stämmen ein jährlich wechselnder Beamter getreten. Der Adel hatte sich, den belgischen Norden etwa ausgenommen, zu einem vollständigen Ritterstande ausgebildet. Auf Grund großer Besitzungen und gestützt auf Massen geworbener reisiger Knechte, die oft nach Tausenden zählten, hatten die Ritter weithin die Macht in ihre Hände gebracht, die gemeinen Freien, vielfach verschuldet wie diese waren, in wachsender Ausdehnung zur Hörigkeit herabgedrückt, und beuteten den Staat auch materiell stark zu ihrem Vortheile aus. Bei den zahlreichen unruhigen Bewegungen, die aus solchen Verhältnissen heraus sich entwickelten, hielten nun allerdings die Ritter des ganzen Landes immer gegen das Volk siegreich zusammen. Dagegen war der Adel selbst, oft bis in die einzelnen Familien hinein, wieder auf das tiefste gespalten durch die Parteiungen bald für, bald wider diesen oder jenen der mächtigen centralen Stämme, welche mit einander bisher um die gallische Hegemonie gestritten hatten. War nun in Folge solcher Entwickelung für den Fall des Krieges das keltische (jetzt nicht mehr mit langen Degen, sondern mit Stoßlanzen bewehrte) Fußvolk südlich von der Seine

an Werth und soldatischer Brauchbarkeit erheblich heruntergekommen, so erhielt sich dagegen der alte kriegerische Geist in dem inneren Gallien namentlich noch bei der ritterlichen Reiterei mit dem Zubehör der massenhaft geworbenen einheimischen und fremden Landsknechte, während die belgischen und brittischen Kelten auch noch die alte Waffe der Streitwagen sehr geschickt handhabten. Und trotz der furchtbaren Schäden des politischen Lebens und der vielseitigen Spaltung war doch sammt den Druiden die Ritterschaft bedeutsam als Trägerin des Nationalgefühles, so daß unter Umständen gerade von dieser Seite her sehr erbitterte und sehr hartnäckige Reactionen gegen die Römer zu erwarten standen, sobald die letzteren sich anschickten, aus ihrer noch erst nominellen Oberhoheit eine wirklich fühlbare zu machen.

Cäsar ging zur Vollendung der Einfügung der transalpinen Kelten in das römische Reich zunächst darauf aus, die starken und höchst kriegerischen belgischen Völker im Jahre 57 v. Chr. zur Anerkennung der römischen Oberhoheit zu nöthigen. Die materiellen Mittel, welche er zur Führung dieses und aller daran sich schließenden Kriege auf keltischem Boden nöthig hatte, gewährte ihm nach der finanziellen Seite größtentheils das reiche Land selbst. Die Armee dagegen, das Kunstwerk, welches später seine Hauptwaffe im römischen Bürgerkriege geworden ist, — schuf er sich selbst, und zwar durch immer neue, von Rom her nicht weiter beanstandete, Werbungen und Aushebungen aus der römischen Bürgerbevölkerung in seinen Provinzen, wie aus den „latinischen" Transpadanern. Das neue, seit Marius (S. 458 ff.) entwickelte System des römischen Kriegswesens erscheint unter Cäsars Leitung jetzt zu besonders hoher Vollendung ausgebildet. Die Legionen, jetzt 6000 (thatsächlich freilich oft nur 5000) Mann stark, nahmen mehr und mehr den Charakter stehender Heereskörper an; und neben diesem aus italischem Material geformten Kerntheile des römischen Heeres sind die leichten Truppen und die Reiterei aus den Contingenten der Unterthanen und Klientelstaaten gebildet. Abgesehen von dem Material, welches unterworfene und befreundete Kelten an Fußvolk und Reiterei stellten, so hatte Cäsar über spanische Reiter, über balearische Schleuderer, numidische Speerschützen und kretische Scharfschützen zu verfügen. Je mehr er ferner die ausgezeichnete militärische Brauchbarkeit der Germanen kennen lernte, um so mehr war er bemüht, Krieger dieses Volkes für seine Dienste zu werben. Der langwierige keltische Krieg ist ferner Anlaß geworden, daß auch das Geschützwesen und die Kunst der Ingenieurs nach allen Richtungen hin in Cäsars Heer zu besonders reicher Ausbildung gedieh. An der Spitze seiner „Arbeitertruppen" stand der Ritter Mamurra aus Formiä. Die bedeutendsten Führer, die unter dem Oberfeldherrn sich ausbildeten, gehörten außer dem jungen Crassus meist den Reihen seiner bisherigen Parteigenossen an, wie denn namentlich T. Labienus in Gallien eine hervorragende Rolle gespielt hat. Die höheren Classen Roms waren sonst nur durch eine ziemlich dünne Schicht in seiner Armee vertreten. Die Hauptsache war nun, daß Cäsar

selbst fortschreitend glänzendere Talente als Feldherr entfaltete. Bei aller Strenge der Disciplin in militärischen Dingen, die freilich arge Bedrückung des fremden Feindes nach schlimmer antiker Art gar sehr zuließ, wußte Cäsar wie keiner seiner Zeitgenossen die Soldaten und Offiziere seines Heeres vorzugsweise durch moralische Mittel zu entflammen, und durch seine heitere Ruhe in der Gefahr, durch seine unerschöpfliche Ausgiebigkeit an Hülfsmitteln in der schwierigsten Lage, durch seine persönliche Tapferkeit, durch seine unvergleichliche Schnelligkeit und Energie ihnen das sichere Zutrauen zu seiner Führung einzuflößen. Dem treuen Kameraden, dem freigebigen Sieger folgten die Truppen ohne Zaudern zu jedem Wagniß; sie waren überzeugt, daß diesem Feldherrn, dessen Kraft, Kühnheit und Zuversicht mit jeder Gefahr nur glänzender sich bewährte, keine Schwierigkeit unüberwindlich sei.

Cäsar ist im Frühjahr 57 v. Chr. mit jetzt acht Legionen gegen die belgischen Völker aufgebrochen. Diese waren entschlossen, unter Führung des Galba, des Königs der mächtigen Suessionen (bei dem j. Soissons), den Römern entschlossen zu widerstehen. Nur die Remer (bei dem j. Rheims) rissen sich von der Herrschaft der Suessionen los und traten zu Cäsar über. Der römische Feldherr fand diese tapferen Feinde, angeblich 300,000 Mann stark, nördlich von der Axona (Aisne), und wußte sie nun, — indem er sorgsam eine Hauptschlacht vermied und sich in einer wohlgewählten festen Stellung in kräftiger Defensive hielt, — zu ermüden. Galba vermochte sein starkes Heer nicht zu gebrauchen, auch nicht recht zusammenzuhalten, und als auf die Kunde von einem Einbruch der unter Cäsar fechtenden Häduer in das Gebiet der Bellovaker (bei Beauvais) die Krieger dieses großen Stammes abzogen, da löste sich das gewaltige belgische Heer auf. Man beschloß, daß unter Unterstützung durch die Nachbarn der jedesmal durch Cäsar angegriffene einzelne Stamm im eigenen Lande sich vertheidigen sollte. Dieser thörichte Einfall entschied die Niederwerfung der belgischen Völker. Denn als Cäsar nunmehr mit energischen Stößen sich zuerst gegen die Gaue der westlichen Stämme wandte, streckten vor der Taktik und den Belagerungsmaschinen der Römer die Suessionen, die Bellovaker und die Ambianen (bei Amiens) schnell nach einander die Waffen. Desto kraftvoller dagegen hielten sich mehrere der östlichen Stämme. Die kriegerischen Nervier in Verbindung mit den Atrebaten (bei St. Quentin), den Viromanduern (beim j. Arras) und die (S. 458) kimbrischen Aduatuker (beim j. Namur) schlossen sich eng an einander und sammelten ihre streitbaren Mannschaften am Flusse Sabis (j. Sambre). Nur die Trevirer hielten im Osten zu den Römern. Als Cäsar mit seiner gesammten Macht gegen ihre Stellung aufbrach, und zuerst mit sechs Legionen (in der Gegend von Haumont, Bavay oder Maubeuge) die Höhen auf dem linken Ufer des Sabis erreichte und hier sich zu verschanzen anfing, erfolgte ein jäher und wahrhaft imposanter Gesammtangriff Seitens der tapfern und höchst zahlreichen Gegner. Nur die Aduatuker waren noch nicht eingetroffen. Der linke Flügel allerdings unter

T. Labienus und das Centrum der Römer fochten von Anfang an siegreich. Aber die zwei Legionen des rechten Flügels, wo Cäsar selbst sich befand, geriethen durch die Angriffe der Nervier zeitweise in so furchtbare Bedrängniß, daß der Oberfeldherr selbst wie ein gemeiner Soldat kämpfen mußte, bis endlich die Ankunft der zwei Legionen der Nachhut und die des Labienus mit einer Legion vom linken Flügel her die Sache zum Unheil für die Nervier entschied, die nunmehr eine vernichtende Niederlage erlitten. Gleich nachher schlug Cäsar auch die Aduatuker an der Maas (bei Huy); eine sehr unglückliche Erneuerung des Kampfes noch nach der Ergebung büßte dieses Volk mit vollständiger politischer Vernichtung, — ihrer 53,000 wurden in die Sklaverei verkauft. Damit war auch der belgische Norden (mit Ausnahme der Kantone am Meeresufer und des stark mit Deutschen durchsetzten Striches zwischen der Schelde, der untern Maas und dem Rhein) unter die Hoheit Roms gezwungen. Die Remer erhielten hier die führende Stellung zugetheilt. Und unter dem Eindruck der Mordschlachten an der Sambre und der Maas erkannten auch die keltischen Völker der Normandie und der Bretagne Cäsars Suprematie an, als Publius Crassus mit einer römischen Abtheilung in diesen Gegenden erschien.

Cäsar konnte jetzt seine Armee in den Landschaften überwintern lassen, die heutzutage Chartres, Anjou und Touraine genannt werden. Noch aber durften die Waffen der Römer nicht ruhen. Die erste Ueberraschung bei den keltischen Völkern am Gestade des atlantischen Meeres wich sehr schnell tiefem Unwillen über die ihnen aufgenöthigte Anerkennung der Fremdherrschaft, und unter dem Vorgang der kühnen und hochgesinnten Veneter (in der südwestlichen Bretagne, in der Gegend des j. Vannes) brach in der ganzen Küstenlandschaft vom Delta der Loire bis zu dem des Rheines mit Ausgang des Winters 56 v. Chr. ein höchst energischer Aufstand aus, dem aus verschiedenen Theilen des übrigen Keltenlandes Theilnehmer zuzogen. Die Veneter rechneten sogar auf eine neue Erhebung in Belgien, nicht minder auf Hülfe von den brittischen Kelten und den rechtsrheinischen Germanen. Da griff auch Cäsar mit gewaltiger Energie zu. Der Legat Labienus sollte mit der gesammten Reiterei Belgien und das linke Rheinufer überwachen. Der Legat Quintus Titurius Sabinus mußte mit drei Legionen die keltischen Massen in der heutigen Normandie angreifen. Den Hauptstoß aber richtete Cäsar selbst gegen die Veneter. Die letzteren schienen unangreifbar zu sein; ihre festen Plätze lagen auf steilen Klippen des Felsengestades und waren zur Zeit der Fluth durch den Ocean, zur Zeit der Ebbe durch Watten und Sümpfe gedeckt. Ihre Flotte, ihre Macht an starken Segelschiffen, war sehr bedeutend. Als daher Cäsar erkannte, daß von der Landseite her gegen die venetischen Städte nichts ausgerichtet wurde, warf er seine Hauptkraft auf das Meer. Einer seiner Legaten, Decimus Brutus, hatte ihm auf der Loire eine starke Ruderflotte bauen müssen. Anfangs waren die minder zahlreichen und viel niedrigeren Schiffe der Römer trotz ihrer schnellen Be-

weglichkeit nicht im Stande, den hochbordigen 220 Segelschiffen der Veneter mit Erfolg zu begegnen. Endlich aber erfanden die lateinischen Matrosen die Kunst, mit Sicheln, die sie an langen Stangen befestigten, die Takelage der venetischen Kriegsschiffe zu zerschneiden, diese dadurch unlenksam zu machen, und sie nun zu entern. Eine jäh eintretende Windstille machte es endlich den Venetern unmöglich, ihre Flotte auf das hohe Meer zu führen, wohin die Römer mit ihren Ruderschiffen nicht hätten folgen können. So wurde die erste große Seeschlacht, die auf dem Atlantischen Meere ausgefochten worden, von Cäsars Flotte vollständig gewonnen. Der Sieg führte zur Ergebung der Kelten in der Bretagne. Als entsetzliches Schreckmittel ließ Cäsar dann den Gemeinderath der Veneter hinrichten und dieses ganze Volk in die Sklaverei verkaufen. Auch die Kelten der Normandie waren von Sabinus aufs Haupt geschlagen worden. Nur die Moriner und Menapier weiter im Norden waren bei der Unzugänglichkeit ihres mit Wald und Sümpfen bedeckten Landes jetzt so gut wie i. J. 55 nicht zu unterwerfen.

Bis zu Ende d. J. 56 war nichtsdestoweniger „Gallien" der Hauptsache nach als römische Provinz anzusehen. Es galt nun für Cäsar, die Sicherheit des neuen großen Besitzthums der Republik auch an den noch offenen und durch die Nachbarschaft kriegerischer Völker gefährdeten Grenzen festzustellen. Der umsichtige Feldherr hatte bereits im Herbst 57 den Versuch gemacht, sich die kürzeste Verbindung zwischen Italien und dem mittleren Gallien zu sichern. Der Widerstand jedoch, den die Alpenvölker Cäsars Legaten Servius Galba entgegenstellten, als dieser zur Sicherung der alten Handelsstraße, die über den großen Bernhard nach dem jetzigen Kanton Wallis und weiter nach dem Genfersee führte, Octodurum (j. Martigny) im oberen Rhonethale besetzte, ließ diesen Plan nur unvollkommen zur Ausführung gelangen. Dagegen hatte der junge treffliche Publius Crassus i. J. 56, während die römische Flotte auf dem Ocean kämpfte, in einem schnellen und glänzenden Feldzuge die Landschaft Aquitania zwischen der Garonne und den Pyrenäen erobert. Die hier wohnenden iberischen Stämme waren trotz ihrer Tapferkeit und trotz der Hülfe der spanischen Kantabrer nicht im Stande, den Römern zu widerstehen. Obwohl zuletzt 50,000 M. den zwölf Cohorten und den Reitergeschwadern des Crassus gegenüberstanden, siegte der junge Heerführer überall im offenen Felde und gewann alles Land bis zur spanischen Grenze für Cäsar.

Der Oberfeldherr persönlich hielt es für nothwendig, sowohl die damals andauernd in unruhiger Bewegung befindlichen Germanen auf der rechten Seite des Niederrheins, wie die keltischen Stämme Britanniens die Wucht seines schweren Armes fühlen zu lassen. Die Kelten Galliens sollten sich politisch und moralisch von jenen ihren zur Hülfe gern bereiten Nachbarn, von diesen ihren sympathischen Stammesgenossen isolirt fühlen, sie sollten sich in die eiserne Umrahmung Roms gewöhnen, — die Grenznachbarn aber empfinden,

daß es nur der eigene, wohlerwogene Entschluß des römischen Feldherrn sei, wenn nicht auch sie Unterthanen der italischen Wolfsbrut würden. Zuerst sollten die Waffen und die List Cäsars den Germanen furchtbar werden, und dieses in einer Art, die für Jahrhunderte gleichsam prototypisch geworden ist für die Weise, in welcher auch höher geartete Römer die gefürchteten und gehaßten Völker deutscher Zunge zu verderben nur sehr selten sich gescheut haben. Die Massen der Usipeter und Tencterer (S. 575) hatten während des Winters 56 auf 55 v. Chr., angeblich 430,000 Seelen an der Zahl, den Rhein in der Gegend von Emmerich oder Nymwegen überschritten. Ihre Reiter streiften bis tief nach Belgien hinein, und Cäsar mußte fürchten, daß an ihrer Hülfe die belgischen Völker sich wieder zu neuem Kriege gegen die Römer aufrichten würden. Er zog ihnen daher entgegen und fand sie nicht geneigt, mit ihm zu schlagen. Aber während einer Reihe von Unterhandlungen mit ihren Häuptlingen, die nur eine Landanweisung unter römischer Hoheit begehrten, kam es zu einem für die Römer sehr verlustvollem Zusammenstoße zwischen deutschen und römischen Reitern. Wer oder was an diesem Gefecht die Schuld trug, ist unbekannt. Genug, Cäsar, der ohnehin dem Ernst der Germanen bei den Unterhandlungen mißtraute, der unwillig war über den erlittenen Verlust, schritt zur blutigen und völkerrechtswidrigen Gewaltthat. Als am andern Tage die Häuptlinge, überhaupt die angesehensten Männer der Germanen bei ihm erschienen, um den wider ihr Vorwissen erfolgten Angriff zu entschuldigen, ließ der Römer sie festnehmen und zugleich seine Legionen auf die führerlose und ahnungslose deutsche Masse einbrechen. Unter den Schwertern der italischen Soldaten und auf der Flucht über den Rhein gingen jene Stämme großentheils zu Grunde. Ihre Reste fanden jenseits des Stromes bei dem starken, zwischen Lippe und Lahn ausgebreiteten, Volke der Sigambrer eine Zufluchtsstätte. Cäsar seinerseits, der in so greulicher Weise die Gefahr deutscher Einfälle in Belgien für lange abgewehrt hatte, gab seiner deutschen Grenzpolitik noch erhöhten Nachdruck dadurch, daß er als der erste aller römischen Feldherrn den mächtigen Rheinstrom überschritt und dessen rechtes Ufer mit seiner Armee betrat. Eine kunstvoll ausgeführte Pfahlbrücke (zwischen Koblenz und Andernach, oder bei Bonn) führte die Römer in das Land der damals von der unteren Sieg bis tief südwärts über die Lahn hinaus ausgebreiteten, bereits mit Cäsar verbündeten Ubier. Es galt, die Sigambrer wegen der Aufnahme der flüchtigen Usipeter zu strafen, die Ubier aber gegen die lästigen Angriffe „suevischer" Schaaren (anscheinend der Katten) zu schützen. Die Germanen zogen sich jedoch tief in das Innere zurück, wohin ihnen Cäsar nicht folgte, der vielmehr nach achtzehn Tagen wieder nach Gallien zurückkehrte.

Die Abschlachtung der Usipeter und Tencterer hatte auch in Rom vielen Unwillen erregt, namentlich Cato besann sich nicht, diese Metzelei im Senat in der denkbar härtesten Weise zu tadeln. Wirkliche Bewunderung dagegen

erregte auch in der Welthauptstadt die Kühnheit, mit welcher der Eroberer von Gallien noch in demselben Jahre 55 v. Chr. von den Hafenplätzen der Moriner aus den „Pas de Calais" mit zwei Legionen überschritt und im südöstlichen Britannien (vielleicht ein wenig östlich von Dover, bei Walmercastle) unter hartem Kampfe die Landung erzwang. Viel war jedoch jetzt hier nicht auszurichten. Nach einer Reihe hitziger Gefechte, die sich um den Besitz der nächsten Punkte bei Cäsars Landungsplatze drehten, kehrte der Feldherr wieder nach Gallien zurück; diesmal um eine neue große Flotte von 800 Transportschiffen in Stand setzen zu lassen, auf welcher er im Frühling des Jahres 54 v. Chr. von Portus Itius aus (vielleicht bei dem j. Ambleteuse) volle fünf Legionen und 2000 Reiter nach Kent führte. Im raschen und glücklichen Vordringen nach Norden begriffen, nöthigte ihn die Nachricht von schweren Verlusten, die seine Flotte durch einen Sturm erlitten hatte, zu längerem Aufenthalte. Als er dann wieder den Marsch nach dem inneren Britannien aufnahm, fand er in dem an der untern Themse herrschenden Häuptling Cassivellaunus, einem der ersten Keltenhelden dieser Zeit, einen tapferen Gegner, der mit seiner Reiterei und seinen Streitwagen den Römern große Schwierigkeiten zu bereiten verstand. Als Cäsar die Themse (bei Sunbury, Kingston oder Brentford) oberhalb des heutigen London überschritten hatte, machte ihm die Erkenntniß, daß die Kelten zu keiner Hauptschlacht zu bringen waren, und die Nachricht, daß die Besatzung seines Schiffslagers einen Angriff in seinem Rücken aufgestandener Kelten hatte abschlagen müssen, die Einstellung dieses neuen Krieges durchaus wünschenswerth. Ein noch zuletzt erzielter nicht unerheblicher Erfolg machte es ihm möglich, mit Cassivellaunus einen anständigen Vertrag zu schließen. Der brittische Häuptling bequemte sich zu rein formeller Unterwerfung und stellte Geiseln; der versprochene Tribut dagegen ist niemals gezahlt worden, die wirkliche Eroberung Britanniens ist einer späteren Generation römischer Imperatoren vorbehalten geblieben. Zur Zeit war nur die Verbindung zwischen den gallischen und den brittischen Kelten lahm gelegt worden.

Damit hatte Cäsar die erste Hälfte der Kämpfe abgeschlossen, die seinen Namen als Eroberer des europäischen Westens für die Nachwelt unvergeßlich gemacht haben. Noch ahnte er nicht, daß die Zeit nahe war, wo er unvergleichlich gewaltigere Anstrengungen zu machen hatte, um die prachtvolle Erwerbung für das römische Reich nun auch dauernd zu behaupten. Inzwischen hatte er alle Veranlassung, auf die weitere Entwickelung der Dinge in Rom und sonst in dem Reiche ernsthaft zu achten. Gar nicht lange nach seinem ersten Aufbruch gegen die Helvetier hatte sich die Wendung der Verhältnisse in Rom vorbereitet, die für die politische Zukunft des Reiches, Cäsars selbst und der späteren Cäsaren von höchster, verhängnißvoller Bedeutung werden sollte. Von den sogenannten Triumvirn hatte nur Cäsar mit der aus dieser Privatallianz der großen römischen Machthaber jedem derselben zuge-

wachsenen imposanten Stellung große Dinge zu erzielen vermocht. Ganz anders stand es mit Pompejus. Freilich schien noch im Jahre 58 gerade dieser stolze Mann in seinen eigenen Augen und in denen der Römer der eigentliche Herr des Reiches zu sein. Aber während Schritt für Schritt die neuen blutigen Lorbeeren imposanter Schlachten und militärischer Entdeckungszüge Cäsars die asiatischen Ruhmeskränze des Pompejus in halbe Vergessenheit gerathen ließen, fehlte dem Pompejus die Gewandtheit und die Kraft, der politische Führer der Römer zu sein. Nicht die Optimaten waren es, die seine Stellung erschütterten, sondern die zuchtlose Demokratie der Hauptstadt. Freilich muß man sich daran erinnern, daß unter dem Bann der unbrauchbar gewordenen und doch allerseits zäh festgehaltenen Staatsformen die Regierung in Rom mitten unter den Massen eines überaus zahlreichen, unruhigen und immer mehr in Pöbel sich umwandelnden Proletariats keine Garnison, keinerlei wirksame Polizei, nicht einmal eine organisirte Feuerwehr zu ihrer Verfügung hatte, — wenn man es verstehen will, wie jetzt die Welthauptstadt Jahre lang in die Hände frecher Rowdy-Banden fallen, wie diese selbst zu der unverdienten Ehre einer hohen politischen Bedeutung gelangen konnten. Es war dieses Material, welches — oft in Verbindung mit Gladiatorenhaufen einzelner Machthaber — in bezahlte Banden zusammengeballt, für die verschiedenen römischen Parteien damals die politischen Geschäfte, mit Einschluß der Einschüchterung, Bedrohung und Vergewaltigung der Gegner auf dem Forum, zu besorgen hatte. Der Meister auf diesem Gebiet politischen Skandals war jener Volkstribun des Jahres 58 P. Clodius, welcher nach Cäsars Abreise in den helvetischen Krieg nunmehr auf eigene Rechnung die frechste Demagogie trieb, und bei wesentlich anarchischen Neigungen, aber ohne den furchtbar grandiosen Hintergrund des kolossalen Verbrechens wie Catilina, zunächst den Senat unaufhörlich plagte, bald aber auch dem Pompejus höchst unbotmäßig und unverschämt gegenübertrat. Die Straßen und die Umgegend der Welthauptstadt erhielten unter diesem unruhigen Treiben die unruhige und unsichere Physiognomie, wie es im Mittelalter in nicht wenigen Städten der Halbinsel, Rom und Genua in erster Reihe zu nennen, unter dem ewigen Hader der großen rivalisirenden Patricierfamilien und ihrer Gefolgschaften der Fall war.

Der schmähliche Mißbrauch des tribunicischen Amtes und die Schwäche aller andern Machtelemente in Rom verliehen für sein Amtsjahr dem Clodius allmählich ein Uebergewicht, welches der elende Bursche immer mehr zur Förderung seiner Privatinteressen ausbeutete. Pompejus seinerseits, der gegen diesen Menschen, der ihn zeitweise selbst in seinem eigenen Hause blokirt gehalten hatte, nichts zu thun vermochte, als nun ebenfalls gegen die Rowdys des Clodius Banden aufzustellen, unter deren Führern Titus Annius Milo der bekannteste ist, näherte sich unter diesen Umständen wieder dem Senat. Er wirkte dazu mit, daß im Jahre 57 die Aufhebung der Verbannung des Cicero ernstlich in Angriff genommen wurde, der inzwischen

in Thessalonike, seit Ende des Novembers 58 dagegen in Dyrrhachion ein Asyl gefunden hatte. Aber während der ersten Zeit des Jahres 57 scheiterten die Versuche der Freunde des Verbannten theils an der Intercession der Freunde des Clodius unter den neuen Tribunen, theils an den wüsten Banden, mit denen Clodius selbst eine Versammlung der Comitien auf dem Forum (25. Januar) im blutigen Gefecht auseinandertrieb. Endlich hatten die Volkstribunen Milo und P. Sextius sich so stark mit bewaffneten Haufen gerüstet, daß sie seit dem Juli 57 dem Clodius materiell überlegen waren. Und als nun unter lebhafter Mitwirkung des Pompejus der Senat so gut wie einstimmig die Zurückberufung des Cicero beschlossen hatte, trat das in den Centurien diesmal in Masse versammelte wirkliche Volk am 4. August diesem Beschluß unter dem Ausdruck der stärksten Sympathie mit großer Mehrheit bei. Die Heimkehr des berühmten, vom Senat für seine Verluste auch materiell entschädigten Redners (4. September), wie schon seine ganze Reise von Brundisium bis Rom, hatte nun für die Italiker und Römer die Gelegenheit zu den lebhaftesten Demonstrationen gegeben. Es zeigte sich überaus deutlich, daß bei der Masse des besitzenden Volkes der Triumvirat höchst unpopulär, daß aber auch die Demokratie im höchsten Grade verächtlich und verachtet geworden war. Jetzt, wie später noch sehr häufig, konnte man wieder erkennen, daß die uralte Republik bei dem Kern des römisch-italischen Volkes andauernd als die einzig denkbare Verfassung, als das einzig denkbare Fundament bürgerlicher Freiheit galt. Aber es wurde immer unheilvoller, daß Niemand wußte, wie die besten Ergebnisse dieser Freiheit zugleich mit einer Verfassung behauptet werden sollten, die sich trotz aller Sympathien täglich mehr als völlig unbrauchbar bewährte. Vor der Hand zog jedoch der Senat und die Aristokratie aus der allgemeinen Stimmung wieder neue Kraft. Pompejus, der in seiner unbequemen Lage nichts lebhafter erstrebte, als die Gewinnung einer ähnlichen militärischen Machtstellung, wie sie wider alles Erwarten Cäsar sich in Gallien geschaffen hatte, konnte jetzt von dem Senat nur die schattenhaftesten Concessionen erlangen. Er forderte durch den Volkstribunen Gajus Messius auf Grund einer drückenden Theuerung in Rom die Oberaufsicht über das Getreidewesen im ganzen römischen Reiche mit einer die Amtsgewalt der Statthalter übersteigenden Competenz, mit freier Verfügung über den Staatsschatz, wie auch mit Heer und Flotte (September 57). Der Antrag, den nun auch Cicero lebhaft unterstützte, wurde jedoch nur in der Art bewilligt, daß Pompejus die Leitung des hauptstädtischen Proviantwesens, namhafte Geldmittel, fünfzehn Legaten zur Unterstützung, und für fünf Jahre in Proviantsachen im Reiche proconsularische Gewalt erhielt. Als nachher auch sein Wunsch, die in Aegypten neu ausgebrochenen Unruhen zu schlichten, von dem Senat abgeschlagen wurde (Januar 56); als Pompejus persönlich auch mit Crassus sich überwarf, auf dessen Gegenwirkung er den nur halben Erfolg in der Getreidefrage zurückführte, wurden die Republikaner immer kühner. Die

Wahlen zu den wichtigsten Aemtern für das Jahr 56 waren auf entschiedene Gegner der Triumvirn gefallen, und nunmehr rüstete sich die republikanische Partei in Rom, selbst Cicero in ihren Reihen, im April des Jahres 56 bereits zu einem entschiedenen Angriff auf Cäsars consularische (S. 571), als wegen schwerer Formfehler für ungültig zu erklärende Gesetze, namentlich die Assignation der campanischen Domäne.

Da griff aber Cäsar schnell und kraftvoll zu. Er war durch zahlreiche Agenten über die Zustände und Vorgänge in der Hauptstadt stets sehr genau unterrichtet, und hielt nun in der zweiten Hälfte des April 56 v. Chr. mit Crassus und Pompejus zu Luca eine überaus wichtige Conferenz. Bei diesem großen Hoftage hatten sich auch sehr zahlreiche der bedeutendsten Anhänger aller Triumvirn, sowohl solche, die zur Zeit als Staatsbeamte fungirten, wie einfache Senatoren zusammengefunden. Hier wurde die Allianz der drei Machthaber wieder festgezogen, Crassus mit Pompejus wieder ausgesöhnt, dann aber für alle drei große Männer eine neue Basis ihrer Machtstellung gefunden. Crassus und Pompejus sollten für das Jahr 55 wieder das Consulat bekleiden. Nach dessen Ablauf sollte Pompejus die beiden spanischen Provinzen, Crassus dagegen Syrien, durch die Bürgerschaft, beide Länder auf je fünf Jahre, zugetheilt erhalten mit der nöthigen militärischen und finanziellen Ausstattung. Cäsar sollte nach Ablauf seines ersten Quinquenniums (Ende Februar 54) das Commando in Gallien neue fünf Jahre hindurch (bis 49 v. Chr.) führen, und nach Ablauf dieser Zeit sich um das Consulat für 48 v. Chr. bewerben dürfen. Seine Legionen sollte er auf die Zahl von zehn vermehren dürfen, die von ihm auf eigene Rechnung neu geworbenen Truppen aber von nun ab aus der Reichkasse besoldet werden. Clodius endlich erhielt durch Cäsar die peremtorische Weisung, den Pompejus nicht weiter zu belästigen.

Die wiederhergestellte Allianz der Triumvirn trug zunächst auch diesmal die erwarteten Früchte. Die senatorische Partei in der Hauptstadt sah sich sofort wieder entwaffnet. Cäsars Forderung der Uebernahme seiner neuen Legionen auf die Reichskasse fand im Senat keinen Widerspruch. Die Angriffe auf Cäsars Gesetze wurden einfach unterlassen, und namentlich Cicero sah sich in der unerwünschten Lage, mit den großen Machthabern nicht ohne unangenehme Demüthigungen seinen Frieden machen zu müssen. Alles was sonst zu Luca beschlossen war, kam (mit Ausnahme nur der letzten auf Cäsar bezüglichen Verabredung) zur Durchführung. Die Machthaber, die ihre wesentlichsten Beschlüsse lediglich durch die Machtsprüche ihrer Werkzeuge unter den Volkstribunen von der Bürgerschaft sanctioniren ließen, drängten ersichtlich den Senat mehr und mehr von der militärischen und hochpolitischen Competenz zurück. Die energische Opposition, welche der im Jahre 56 aus dem Orient heimgekehrte Cato den Machthabern und ihrem Einflusse entgegenstellte, hatte für mehrere Jahre keinerlei ernstliche Wirkung. Trotzdem war es bei der Stimmung eines erheblichen Theiles der italischen Bürger-

schaft nicht leicht, auch für die innere Politik den Willen der Triumvirn glatt durchzusetzen. Geld und Gewalt mußten rücksichtslos genug angewandt werden, um namentlich bei den Wahlen die republikanische Gegnerschaft zu besiegen. Pompejus und Crassus konnten ihre Ernennung zu Consuln für das Jahr 55 nur unter Anwendung brutaler Gewalt, bei der auch Cato verwundet wurde, durchsetzen. Catos Wahl zur Prätur wurde vereitelt, und die durch den Volkstribunen Gajus Trebonius beantragte Genehmigung der Uebertragung der spanischen und syrischen Provinz für fünf Jahre auf Pompejus und Crassus, wie der Verlängerung von Cäsars gallischer Amtsgewalt, bei der Bürgerschaft dadurch durchgesetzt, daß man jede tribunicische Intercession physisch unmöglich machte.

Allmählich trat nun eine Vereinfachung der auf die Dauer unabweisbaren Frage nach der künftigen Stellung der drei Machthaber zu Rom und zu einander ein. Freilich durch eine militärische Katastrophe, deren für das Reich höchst unheilvolle Folgen erst zu Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt wirksam wieder haben überwunden werden können. Während Pompejus, dem (wie dem Crassus) die Beschlüsse der Jahre 56 und 55 das Recht verliehen hatten, nach Belieben für seine Provinz Truppen auszuheben und nach eigenem Gutdünken in seiner Statthalterei Krieg zu führen, zu Rom Hof hielt und Spanien durch seine Legaten verwalten ließ, trachtete der bereits alternde Crassus jetzt ebenfalls dahin, durch neue und glänzende Kriegsthaten Ruhm, Gold und Macht in erhöhtem Grade zu gewinnen. Für ihn war bei der damaligen Weltlage das nur auf einer Stelle des Orients möglich. Seit der Rückkehr des Pompejus aus Asien hatten die Dinge daselbst auf mehreren Punkten wieder zu neuen Bewegungen geführt. Der aus Rom wieder entwichene jüdische Fürst Aristobulos und sein Sohn Alexander hatten während der Statthalterschaft des Proconsuls Aulus Gabinius, jenes als Volkstribun wie als Soldat gleich energischen Pompejaners (57—54), drei höchst gefährliche Aufstände gegen die Regierung seines Bruders Hyrkanos versucht, die jedoch alle energisch gedämpft wurden. Aristobulos kam wieder als Gefangener nach Rom, das jüdische Land dagegen wurde mit schwerem Tribut belastet, die weltliche Macht des Hohenpriesterthums einstweilen sehr stark beschränkt. Anders stellten sich die römischen Machthaber zu den Ptolemäern. Der ägyptische König Ptolemäos Auletes (S. 556) hatte im Jahre 59 den neuen großen römischen Machthabern die ungeheure, thatsächlich jedoch niemals ganz bezahlte, Summe von 6000 Talenten versprochen, um endlich seine Anerkennung von Seiten des römischen Staates zu erzielen. Unter Cäsars Consulat wurde auch ein Volksbeschluß in dieser Richtung erwirkt. Dagegen war es die persönliche Malice des Volkstribunen Clodius gegen den in Kypros regierenden, zu solcher Zahlung nicht geneigten Ptolemäos, was im Jahre 58 die römischen Machthaber bestimmte, angeblich auf Grund einer Förderung der Piraterie durch die Kyprier, durch Volksbeschluß die Einziehung des kyprischen Fürstenthums

verfügen zu lassen. Zu seinem tiefen persönlichen Unwillen wurde (S. 573) der treffliche Cato mit der Durchführung dieses Aktes rohester Raubpolitik beauftragt. Da der unglückliche Dynast ohne weiteren Widerstand sich selbst tödtete, so konnte Cato die Annexion ohne Schwierigkeit vollziehen. Kypros wurde unter das Commando des Statthalters von Kilikien gestellt, der fürstliche Schatz dagegen (7000 Talente) nach Rom abgeführt.

Dieser Räuberstreich der Römer und der finanzielle Druck, mit dem Auletes zur Erfüllung seiner finanziellen Zusagen jetzt die Bewohner des Nilthales mehr denn je heimsuchte, erbitterte die Aegypter, namentlich die Alexandriner dermaßen, daß sie noch im Jahre 58 ihren nichtsnutzigen Herrscher zur Flucht aus dem Lande nöthigten, und nun dessen ältere Tochter Berenike zur Königin erhoben, für welche sich im Jahre 56 ein hochstrebender Gemahl fand in der Person des fürstlichen (S. 554) Hohenpriesters Archelaos in dem pontischen Komana. Seine Herrschaft war aber nur von kurzer Dauer. Auletes hatte die Römer um Hülfe gebeten, hatte auch den Triumvirn neue enorme Summen (10,000 Talente) zugesagt. Und so erhielt der syrische Proconsul Gabinius Seitens jener den Auftrag, unter passenden Vorwänden eine Fehde gegen Aegypten zu eröffnen. Unter Mitwirkung des trefflichen Reiterführers Marcus Antonius, der damals seinen soldatischen Ruf begründete, überschritt die Armee des Gabinius im Jahre 55 die Steppenlandschaft zwischen Gaza und dem Nil. Die Aegypter wurden überall geschlagen, Archelaos selbst fand in der letzten Schlacht den Tod, und Auletes konnte mit der Hinrichtung der Berenike ein wüstes, rachsüchtiges Blutregiment beginnen, dessen materielle Ergebnisse, umfassende Confiskationen, zur Deckung eines Theiles seiner Zusagen an die Römer dienten. In Alexandria blieb seit dieser Zeit eine römische Besatzung (italisches Fußvolk, keltische und deutsche Reiter) zur Sicherung des Auletes dauernd stehen.

Während in solcher Weise die alte Monarchie der Lagiden in Schmutz und Blut versank, war den Römern in den durch Pompejus (S. 554) seiner Zeit mehrfach verletzten Parthern ein ungewöhnlich gefährlicher Feind erwachsen. Der schwache Großkönig Phrahates III. war (gegen das Jahr 57) von seinen Söhnen Mithradates und Orodes ermordet worden. Mithradates III. erklärte dann als neuer Herrscher des Parthischen Reiches dem armenischen König Artavasdes, des zu Anfang des Jahres 56 gestorbenen Tigranes II. Nachfolger, also dem Vasallen der Römer, im Jahre 56 den Krieg. Kaum aber hatte er siegreich das nördliche Mesopotamien an sich gerissen, so brach in seinem eigenen Lande hinter ihm eine Palastrevolution aus. Mit Hülfe der Großen des Reiches, namentlich des jungen und reichbegabten Großwessirs, des Arsakiden Surenas, riß Orodes die parthische Krone an sich. Darüber entbrannte zwischen den königlichen Brüdern ein blutiger dynastischer Krieg, und bald blieb dem Mithradates nichts übrig, als seine Zuflucht bei dem Römer Gabinius zu suchen, der nach Ueberwältigung eines jüdischen Aufstandes (S. 589) bereits seine Truppen

über den Eufrat geführt hatte. Für die Römer schienen sich bereits günstige Chancen zu bieten: da sah sich Gabinius durch Pompejus veranlaßt (im Jahre 55) den oben beschriebenen Zug nach Aegypten anzutreten. Darüber erneuerte Mithradates seine Angriffe auf das parthische Reich mit eigenen Mitteln, und hatte auch das Glück, die Städte Babylon und Seleukia für sich zu gewinnen: freilich nur, um gleich nachher von Surenas in Babylon zur Ergebung genöthigt zu werden, worauf er denn auf seines Bruders Befehl ermordet wurde.

Gabinius, der inzwischen die ägyptische Intervention vollendet hatte, schickte sich bereits an, nun doch seinerseits gegen König Orodes zu Felde zu ziehen. Da erschien aber der alte Crassus in Asien, um den Parthischen Krieg zu übernehmen, den er für eine nichts weniger als bedenkliche militärische Aufgabe ansah. Crassus hatte nicht einmal den Ablauf seines Consulatsjahres 55 abgewartet. Unbekümmert um den Fluch, welchen sein und seiner Verbündeten politischer und persönlicher Gegner, der Volkstribun Gajus Atejus Capito, bei seinem Ausmarsch aus Rom gegen ihn schleuderte, und voll kühnster Siegeshoffnungen, eröffnete er im Sommer 54 nicht ohne Erfolg seine Operationen in Mesopotamien. Dann aber machte er eine Reihe bedenklicher Fehler. Ziemlich frühzeitig kehrte er nach Syrien zurück und gewährte dadurch den bisher nur schlecht vorbereiteten Parthern volle Zeit zu ausgiebigen Rüstungen. Dann erbitterte er die Völker der Provinz durch arge Erpressungen und Akte der Raubgier; namentlich wurde der Tempel zu Jerusalem und der besonders reiche Tempel der Derketo zu Hieropolis Bambyke ausgeplündert. Der entscheidende Fehler aber wurde bei der Anlage des Hauptfeldzuges i. J. 53 gemacht. Bei der landschaftlichen und klimatischen Natur der centralasiatischen Länder und gegenüber einem Feinde, dessen Hauptstärke in der Reiterei bestand, war es das rathsamste, den Angriff auf die parthischen Vorländer über Armenien zu versuchen. Crassus entschied sich jedoch für den Marsch durch Mesopotamien. Anstatt nun aber dem Eufrat zu folgen, wo damals zahlreiche, von den Diadochen angelegte, griechische und halbgriechische Städte lagen, deren Einwohner, wie die der Hauptstadt Seleukia selbst, mit den Römern lebhaft sympathisirten, ließ sich Crassus durch den verrätherischen arabischen Häuptling (S. 550) Abgaros von Edessa dahin bethören, den Zug durch die öden, glühenden Steppen des nördlichen Mesopotamien anzutreten, um möglichst schnell das Thal des Tigris zu erreichen.

Crassus überschritt daher mit sieben Legionen, 4000 Reitern und 4000 Schleuderern und Schützen den Eufrat bei Zeugma (Biradschik) und trat den hochgefährlichen Steppenmarsch an, der sein Heer schnell genug gefährlich ermüdete. Endlich stieß er nach Ueberschreitung des Flusses Balissos (Belik) auf das gewaltige Heer der Parther unter Surenas. Und nun zeigte es sich, daß die parthischen Reitermassen in diesen Steppen für die Legionen unüberwindlich waren. Gegen die mit langen Stoßlanzen bewehrten Eisenreiter mit Schuppenpanzer oder Lederkoller war mit Pilum und

Schwert nicht viel zu machen, und die Geschwader der reitenden Schützen, welche zwei Ellen lange Pfeile mit scharfen Stahlspitzen mit höchster Geschicklichkeit im Angriff wie auf der Flucht abzuschießen verstanden, thaten den Legionen den schwersten Abbruch. Als der ritterliche Versuch des ausgezeichneten jungen Publius Crassus, mit 6000 Mann (Schützen, Legionäre und 1000 ausgesuchte keltische Reiter) den Feind fest anzupacken, mit vollständiger Vernichtung dieser Abtheilung geendet hatte, sah sich der alte Crassus am Abend in der Lage, wie nach einer vollständig verlorenen Schlacht: fast ohne sich wehren zu können, hatte auch die Hauptmacht die schwersten Verluste erlitten. Crassus selbst hatte vollständig den Kopf verloren. Sein ausgezeichneter Quästor Gajus Cassius rettete durch raschen nächtlichen Abmarsch das Heer nach dem sechs Meilen entfernten, nördlich von dem Schlachtfelde belegenen Karrhä. Da man aus Proviantmangel hier nicht lange halten konnte, so wurde der Marsch nach den nicht mehr fernen armenischen Bergen gerichtet, wo man vor den parthischen Reitern sicher sein konnte. Da die Römer nur bei Nacht marschirten, wo die iranischen Völker nicht zu fechten pflegten, so erreichten sie endlich Sinnaka, nur noch einen Marsch von dem Gebirge entfernt. Da wurde ihnen die List der Parther gefährlich. Surenas forderte den Crassus zum Abschluß eines Vertrages auf. Und als der völlig haltlose Oberfeldherr unter dem Drängen der entmuthigten Soldaten darauf einging, entstand ein Conflikt, bei welchem Crassus selbst und alle seine Begleiter den Untergang fanden (9. Juni 53), dem auch noch ein erheblicher Theil des Heeres verfiel. Die große Armee des Crassus war militärisch vernichtet, mehr als 20,000 Mann waren gefallen, 10,000 Mann gefangen (die nachher in der Oase von Merw angesiedelt worden sind), die Adler der Legionen in den Händen der Parther.

Diese ungeheure Niederlage der Römer erschütterte den Nimbus derselben im Orient ganz außerordentlich. Erst der große Kriegsmeister Trajanus hat die Blutrache für den Tag von Karrhä und die Mordscene bei Sinnaka genommen. Einstweilen gewann Surenas im Morgenlande den furchtbaren Ruf, wie einst der große Würger Mithradates vor Sullas Erscheinen in Troas. Unmittelbar freilich verloren die Römer nur die Oberhoheit über Armenien, dessen König Artavasdes jetzt auf die Seite der Parther trat und seine Schwester dem Kronprinzen Pakoros zur Frau gab, und über das gesammte Mesopotamien. Dagegen verstand es der treffliche Quästor Gajus Cassius, der aus den Resten des vernichteten römischen Heeres zwei schwache Legionen bilden konnte, mit eben so großer Tapferkeit als Gewandtheit die syrische Provinz zu schützen, als noch i. J. 53 und wieder i. J. 52 parthische Schaaren nun ihrerseits den Eufrat überschritten. Und nun beraubte sich der armselige Partherkönig Orodes selbst seiner besten Kraft, indem er den Surenas, dem er mehr verdankte, als die dumme Eifersucht eines orientalischen Despoten zu ertragen vermochte, aus dem Wege räumen ließ. Als im J. 51 der junge Prinz Pakoros in Begleitung des Fürsten Osakes mit

starker Macht in Syrien einbrach, erlitt er durch Cassius vor den Mauern der festen Städte Antiochia und Antigoneia erhebliche Verluste, und verlor am Orontes ein Gefecht, in welchem Osakes tödtlich verwundet wurde. Der armselige Bibulus freilich, der im Oktober 51 als Proconsul den Cassius ablöste, war nicht der Mann, die Waffenehre der Römer noch weiter glänzend herzustellen. Dafür schützte jedoch ein Conflikt, in welchen Pakoros i. J. 50 mit seinem Vater gerieth, Syrien und die Römer einstweilen vor weiteren Angriffen.

Man hätte nun erwarten sollen, daß die Römer in Italien, daß vor Allen Held Pompejus mit Eifer die Gelegenheit ergriffen hätte, in neuen asiatischen Ruhmesthaten es jetzt dem Eroberer Galliens gleich zu thun. Aber davon war nicht die Rede. Vielmehr bereitete sich in jenen kritischen Tagen allmählich die politische Wendung vor, die das römische Reich in den neuen, endlich entscheidenden Bürgerkrieg stürzen sollte. Für das Verhältniß zwischen Pompejus und Cäsar wurde es sehr schädlich, daß i. J. 54 die schöne Gattin des Pompejus, Julia, plötzlich starb. Nun war auch Crassus vom Schauplatze abgetreten, und in Rom Niemand mehr vorhanden, der den Pompejus durch persönliches Ansehen gehindert hätte, in Italien die Dinge so zu gestalten, um hier das entschiedenste Uebergewicht über Cäsar zu gewinnen. Pompejus hatte noch als Consul zur Freude der Massen mit großem Aufwand das erste bleibende Theater von Stein in Rom erbauen lassen. Er hatte endlich, wenig beirrt durch die erbitterten Republikaner, die andauernd seine und Cäsars untergeordnete Werkzeuge, den Gabinius nicht ausgenommen, durch politische Prozesse plagten, die wüste Confusion der Jahre 54 und 53 v. Chr., wo bis zum Juli 53 gar keine Consulwahlen zu Stande kamen, und die wilden bewaffneten Banden, namentlich die des Clodius und Milo, durch ihren gegenseitigen Hader die Unruhe in der Hauptstadt permanent machten, zur Einleitung eines für seine Stellung entscheidenden Schrittes benutzt. Für das Jahr 52 bewarben sich zwei Freunde des Pompejus, unter ihnen Quintus Metellus Scipio der bekanntere, um das Consulat. Gegen sie kandidirte der energische Milo, zur Zeit in den Gassengefechten der gewöhnliche Vorfechter der aristokratischen Republikaner. Noch war die Wahl nicht entschieden, da kam es am 13. Januar 52 auf der Via Appia bei Bovillä zufällig zu einem mörderischen Gefecht zwischen den Rowdybanden des Clodius und des Milo, in welchem — zuletzt unter Milos persönlicher Anregung — Clodius das Leben verlor. Darüber brach in der Hauptstadt der helle Aufstand aus. Die tumultuarische Bestattung des Clodius, bei welcher auch das Senatshaus niederbrannte; ein Angriff auf Milos Haus; endlich noch weitere Unruhen, unter denen die Massen jetzt laut die Dictatur des Pompejus forderten, gaben dem letzteren die Möglichkeit, nunmehr vom Senat die thatsächliche Dictatur wirklich zu erlangen. Das Vaterland wurde in Gefahr erklärt, Pompejus mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet und zum „alleinigen Consul" ernannt, mit dem Rechte, sich nach Bedürfniß einen Collegen zuzugesellen.

Pompejus stellte mit Kraft die Ordnung her, immer seine eigenen Interessen dabei fördernd. Er nahm alle dienstpflichtigen Mannschaften in Italien in Eid und Pflicht, zog zuverlässige Truppen nach der Hauptstadt, und führte nun eine Reihe von Gesetzen durch, welche theilweise für die nächsten Zeiten bedeutungsvoll werden sollten. Während die Besetzung der Geschwornenhöfe neu regulirt, die schrankenlose Redefreiheit der Anwälte eingeengt, Milo am 8. April 52 zur Verbannung verurtheilt wurde, erfolgte namentlich ein Gesetz über Wahlumtriebe, mit rückwirkender Kraft für alle seit 70 v. Chr. in dieser Richtung begangenen Verbrechen, und schärfte die Bestimmungen über die Aemterbewerbungen wieder ein. Dann aber sollten künftig die Statthalterschaften an die Consuln und Prätoren nicht sogleich nach Ablauf des Amtsjahres in Rom, sondern erst nach Ablauf von weiteren fünf Jahren vergeben werden.

Gleichzeitig aber begann Pompejus allmählich sein Verhältniß zu Cäsar zu lösen. Aeußerlich zeigte sich dies darin, daß er den Vorschlag seines bisherigen Verbündeten zu neuer Verschwägerung abgelehnt, sich selbst mit der Tochter jenes Metellus Scipio verheirathet hatte, den er dann auch im August des Jahres 52 für den Rest des Jahres zu seinem Collegen im Consulat ernannte. Wichtiger aber wurde es, daß neben manchen für Cäsar verletzenden Einzelheiten der Dictator sich im Jahre 52 seine spanische Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre (bis 45 v. Chr.) verlängern ließ, ohne für Cäsar ähnliches zu beantragen. Mehr aber, die neue Ordnung der Statthaltereien konnte benutzt werden, um Cäsars Stellung in Gallien bei nächster passender Gelegenheit zu erschüttern. Wie die Dinge im römischen Reiche jetzt standen, ließ sich deutlich erkennen, daß sich ein schwerer Zusammenstoß zwischen Pompejus und Cäsar vorbereitete. Es war Cäsars Glück, daß sein nunmehriger Gegner, trotz aller hochgesteigerten Eifersucht auf den früheren Freund, nicht daran dachte, ihn jetzt durch Volk und Senat aus Gallien abberufen zu lassen. Denn gerade jetzt stand der große Julier in Gallien inmitten eines furchtbaren Volkskrieges der untergehenden keltischen Nation.

Die Eroberung von Gallien schien zu Ende des Jahres 54 vollendet zu sein. Aber die stolze Nation war mehr nur betäubt, als schon vollständig niedergebrochen, und namentlich ihre bisher herrschenden Stände, Klerus und Adel, überhaupt Alles, was von erbitterter Abneigung gegen das neue römische Joch erfüllt war, sann auf neue Erhebung gegen Cäsar, zumal dieser bei seiner letzten brittischen Expedition den mächtigen römerfeindlichen Ritter Dumnorix, jenen stolzen Häduer, hatte als Deserteur verfolgen und niederhauen lassen. Diese Stimmung fand während des Winters von 54 auf 53 ihren schrecklichen Ausdruck. Cäsar hatte sein Heer damals dergestalt vertheilt, daß eine Legion in der Bretagne, eine andere bei Chartres lagerte. Die übrigen sechs waren der bequemeren Verpflegung halber auf

einer langen Linie in weitem Bogen vertheilt worden, dessen Halbmesser zwanzig Meilen betrug. Die verschiedenen Winterlager befanden sich in den Kantonen der Bellovaker, Ambianen, Moriner, Nervier, Remer und Eburonen, das letzte, wo Titurius Sabinus mit einer Legion und fünf Cohorten stand, etwa in der Gegend des späteren Tongern. Cäsar stand bereits im Begriffe, wie gewöhnlich für die Geschäfte des Winters nach Oberitalien abzureisen. Zu seinem Glück war es noch nicht geschehen, als auf der äußersten Ostspitze seiner militärischen Stellungen der große Aufstand der belgischen Stämme aufloderte. Den Anstoß gab die schon seit längerer Zeit heimlich agitirende römerfeindliche Partei unter den Trevirern, deren Führer der Ritter Induciomar war. Den Aufstand selbst eröffneten die Häuptlinge des kleinen Stammes der Eburonen (im mittleren Maasgebiet), Ambiorix und Catuvolcus, durch einen Angriff auf die Stellung des Sabinus. Als dieser mißlang, bethörte Ambiorix den Römer durch geheucheltes Wohlwollen und durch die Mittheilung, daß ganz Belgien in Bewegung und zahlreiche Germanen vom Rhein her im Anmarsch seien, zu dem starken Fehler, sein Lager zu räumen, um sich auf die nächste römische Stellung zurückzuziehen. Unterwegs aber überfielen ihn die Eburonen und vernichteten in einem Wald- und Paßgefecht die fünfzehn Cohorten militärisch vollständig. Dieser ebenso bedeutende als unerwartete Sieg über die gefürchteten Legionen hob die Zuversicht der belgischen Völker auf das höchste. Ueberall wurde es unruhig. Sofort schlossen die Reste der Nervier und Aduatuker den Eburonen sich an und warfen sich, durch Zuzug der Menapier bis auf 60,000 Mann verstärkt, mit Macht auf das verschanzte römische Lager im Nervierlande (in der Gegend von Namur oder Charleroi), wo der Legat Quintus Cicero, ein Bruder des berühmten Redners, commandirte, der seit Anfang des Jahres 54, um die halbe Aussöhnung seines Bruders mit Cäsar zu fördern, in des letzteren Dienst getreten war. Vorsichtiger als Sabinus, ließ Cicero sich nicht berücken und hielt mit höchster Tapferkeit unter den schwierigsten Umständen aus, bis endlich Cäsar die schlimme Kunde erhalten hatte, und nun in aller Eile mit 7000 Mann und 400 Reitern von Amiens her zur Rettung heranzog. Ein glänzender Sieg über die blokirenden Belgier machte deren Erhebung einstweilen wieder ein Ende, und wirkte auch niederschlagend auf verschiedene andere zum Abfall geneigte Stämme. Noch aber war die Gefahr nicht vorüber. Die Trevirer, deren Führer Induciomar nach der Katastrophe des Sabinus die Remer überfallen, aber in einem Reitergefecht mit den Truppen des hier befehligenden Labienus den Tod gefunden hatte, hielten sich zwar momentan ruhig. Aber es war bekannt, daß gerade dieser Stamm jetzt das Feuer im Stillen eifrig schürte und die Germanen zur Ueberschreitung des Rheines aufstachelte; nicht minder, daß im centralen Gallien die Senonen und Carnuten (zwischen der mittleren Seine und Loire) lebhaft den Aufstand vorbereiteten. Cäsar stellte daher eifrige Rüstungen theils zur Ausgleichung seiner Verluste durch die Eburonen, theils zur Vergrößerung des

Heeres an, lieh von Pompejus eine italische Legion, und warb zwei neue, so daß er mit dem Frühling des Jahres 53 v. Chr. über zehn Legionen zu verfügen hatte. Nun wurden die Kelten kräftig zu Paaren getrieben. Während Labienus mit sehr gewandter Strategie die Trevirer überwand, zertrümmerte Cäsar persönlich die Kraft der Nervier, dann die der Senonen und Carnuten, und zwang auch die trotzigen Menapier durch einen mit drei Colonnen versuchten Angriff, sich endlich ihm zu unterwerfen. Dann führte er die ganze Armee nach dem Lande der Trevirer, um zur Einschüchterung der diesen verbündet gewesenen Katten abermals, diesmal etwas oberhalb der früher benutzten Stelle, den Rhein zu überschreiten und hier einen kurzen Vorstoß zu versuchen. Den Schluß machte die systematische Vertilgung des Volkes der Eburonen; nur Fürst Ambiorix vermochte mit vier Reitern über den Rhein zu entkommen.

Noch aber war der keltische Adel nicht entmuthigt, vielmehr durch die kriegsrechtliche Hinrichtung des Ritters Acco, eines mächtigen Carnuten, neu erbittert. Als daher Cäsar, durch die wachsende Confusion in Rom bestimmt, im Spätjahr 53 sich nach Oberitalien begeben hatte, da wagten die keltischen Häuptlinge, denen die beginnende Entfremdung zwischen Pompejus und ihrem neuen Zwingherrn sicherlich nicht unbekannt sein konnte, noch einmal den kolossalen Waffengang mit den Legionen. Nach getroffener Abrede eröffneten auf ihren eigenen bestimmten Wunsch die Carnuten an einem verabredeten Tage im Winter 53 auf 52 v. Chr. den Aufstand, indem sie zu Genabum (nach der gewöhnlichen Annahme das jetzige Orleans, nach anderer Ansicht Gien) an der Loire alle daselbst in Handelsgeschäften anwesenden Römer niedermetzelten. Nun griff der Aufstand mit der Schnelle und dem Ungestüm eines Präriebrandes nach allen Richtungen hin um sich. Die Leitung aber riß sehr schnell ein königlicher Ritter aus dem Volke der Arverner an sich. Es war der hochgesinnte, tapfere und kluge Vercingetorix. Als dieser Führer der antirömischen Partei zu Gergovia (beim jetzigen Clermont-Ferrand am Puy de Dôme) in der Stadt sich nicht halten konnte, entflammte er den Aufstand der Bauern siegreich gegen Adel und Römer und riß nun, von den Seinigen als König begrüßt, binnen überraschend kurzer Zeit fast sämmtliche Stämme des Landes bis zur Garonne und bis zur Normandie mit sich fort. Als er zunächst die Bituriger (bei Bourges) entflammt hatte, schickte er sofort den Lucterius südwärts, um auch die narbonensische Provinz zu insurgiren und Narbo zu bedrohen. In Mittel-Gallien hielten nur die Hädner, Sequaner und Helvetier noch zu Rom. Den belgischen Norden hüteten einstweilen die Legionen, von denen zwei an der Grenze der Trevirer, zwei im Kanton der Lingonen (beim jetzigen Langres), sechs im Gebiet der Senonen bei Agedincum (jetzt Sens) standen.

Da eilte Cäsar mit gewohnter ungestümer Schnelligkeit herbei, sicherte die alte gallische Provinz, und erreichte in ungeheurer Kühnheit im Februar

52 v. Chr. mit nur schwacher Macht quer durch das feindliche Land das Gebiet der Lingonen, wo er nun seine ganze Armee zusammenzog. Vercingetorix, der inzwischen sein Heer besser organisirt, namentlich die Reiterei und die Schützen in Massen aufgeboten, und einen zu den Römern noch haltenden Stamm auf den Grenzen der Hädner angegriffen hatte, mußte bald davon ablassen, als Cäsar von Agedincum aus nunmehr direkt gegen die schöne Hauptstadt der Bituriger, Avaricum (Bourges), mit acht Legionen vordrang. Den durch den Abfall der Kelten veranlaßten Mangel an Reiterei hatten die Römer durch Anwerbung starker Massen deutscher Krieger ersetzt. Bereits war auf Cäsars Befehl Genabum in Asche gelegt worden. Nun sollte Avaricum erobert werden. Weil aber der keltische Oberfeldherr alle Orte ringsum zerstörte, mit seiner Reiterei alle Straßen beherrschte und die stark besetzte Stadt, neben welcher das keltische Fußvolk in einem festen Lager stand, tapfer und geschickt vertheidigte, so geriethen die Römer in schwere Verlegenheit. Aber ihre Ausdauer wurde aller Schwierigkeiten Herr. Das keltische Heer konnte endlich sich nicht länger halten und mußte die unglückliche Stadt den Römern überlassen, die hier (im Frühling 52) volle 40,000 Menschen niedermetzelten. Nun wandte sich Cäsar nach dem noch nicht ausgezehrten Gebiet der Hädner und theilte hier zu Decetia an der Loire (jetzt Decize, oberhalb der Mündung des Allier) sein Heer. Labienus zog mit vier Legionen gegen Senonen und Carnuten, wo er jedoch schließlich bei den Ruinen von Lutetia (Paris) durch feindliche Massen in unbequemer Weise sich aufgehalten sah. Cäsar selbst warf sich mit sechs Legionen auf die feste Arvernerhauptstadt Gergovia, unter deren Mauern sein großer Gegner wieder ein festes Lager aufgeschlagen hatte. Hier kam aber der Kampf in einer für die Römer sehr nachtheiligen Weise zum Stehen. Und als erst seine Truppen bei einem Gewaltangriff auf Stadt und Lager der Arverner eine derbe Schlappe erlitten hatten, fielen auch die Hädner, selbst deren bei Cäsars Heer stehendes Contingent, von Rom ab, und erhoben sich auch die belgischen Völker gegen Cäsar, mit Ausnahme der Remer, Suessionen, Leuker und Lingonen, wie auch der deutschen Stämme am Oberrhein.

Unter so verzweifelten Umständen wandte sich Cäsar nordwärts, um zunächst das Corps des Labienus an sich zu ziehen, der inzwischen die Senonen geschlagen hatte und seinem Oberfeldherrn bereits entgegenkam. Als sich die Römer bei Sens oder Troyes wieder vereinigt hatten, sollte der Marsch nach Besançon genommen werden, um auf diesem Umwege zunächst die alte Provinz zu erreichen. Unterwegs aber stieß Cäsar auf das nordwärts marschirte große Heer des Vercingetorix, der die feste Stellung von Alesia im Kanton der Mandubier (Alise Sainte-Reine bei Semur im Dep. Côte d'Or, westlich von den Quellen der Seine, zwischen Dijon und Chatillon) zum Stützpunkt genommen hatte. Ein Angriff seiner trefflichen Reiterei wurde durch Cäsars deutsche Reiter und Legionen glänzend abgeschlagen, und nun kam es dahin, daß der römische Feldherr das große keltische Heer, welches

80,000 Mann und 15,000 Reiter zählte, in dem wohlverproviantirten Alesia einschloß und energisch belagerte. Während die keltischen Reiter in den Gefechten mit den Deutschen stets den Kürzeren zogen, umschloß Cäsar die keltische Stellung durch eine Schanzenlinie von vier Stunden Länge. Ehe aber die Umwallung fertig war, schickte der Kelte seine sämmtlichen Reiter hinaus in das Land; sie sollten ganz Gallien von den Ardennen bis zum Ocean aufbieten, um Alesia durch ein Aufgebot in Masse zu entschütten. Nach einer Zeit von mehr als vier Wochen, als bereits Mangel an Proviant bei den Belagerten in der schrecklichsten Weise sich fühlbar machte, näherte sich endlich das ungeheure keltische Heer, zu dem von allen insurgirten Völkern nur die Bellovaker kein Contingent gestellt hatten, 250,000 Mann und 8000 Reiter. Aber auch Cäsar hatte nicht nur die gegen Alesia gerichteten Werke inzwischen erheblich verstärkt, sondern auch seine Stellungen nach Außen in einer Ausdehnung von sechs Stunden durch Schanzen gesichert. Die mit ungeheurer Energie unternommenen Versuche des Vercingetorix, die römischen Linien von Alesia her zu durchbrechen, — der Kelten, von Außen her die römische Umklammerung zu sprengen, scheiterten insgesammt. Als endlich die letzteren eine furchtbare Niederlage erlitten hatten, stimmte Vercingetorix selbst für die Uebergabe. Der edle Held ließ sich als Opfer für seine Nation an Cäsar ausliefern. Es gehört zu den vielen greulichen Flecken, mit denen die Römer im Laufe ihrer Eroberungskriege sich für alle Zeiten besudelt haben, daß selbst Cäsar fünf Jahre später in Rom, als er seinen Triumphzug halten konnte, den edlen Helden der niedergebrochenen keltischen Nation enthaupten ließ. Die Gefangenen von Alesia verfielen, mit Ausnahme der klugerweise begnadigten Hädauer und Arverner, der Sklaverei.

Der große Krieg war zu Ende, und Cäsar eilte, Gallien nach allen Richtungen hin zu beruhigen. Kluge Milde führte schnell zur Herstellung der alten Verhältnisse zu den Hädauern und Arvernern, wo die römische Partei ohnehin sehr stark war. Dagegen konnten verschiedene andere starke Stämme nur erst unter harten Kämpfen unterworfen werden. Noch im Winter 52 auf 51 wurde der letzte Widerstand der Bituriger und Carnuten gebrochen. Während des Jahres 51 mußte noch ein schwerer Krieg gegen die Bellovaker, Atrebaten, Ambianen und andere Belgier geführt werden, der erst nach dem Tode des tapfern bellovakischen Feldherrn Correus zu Ende ging. Labienus dämpfte die letzten Unruhen an der Mosel. Cäsar dagegen hatte nach Ueberwindung der belgischen Völker noch die Massen der aufständischen Völker an der mittleren und unteren Loire zu dämpfen. Die letzten Führer, Lucterius und Drappes, wurden endlich tief im Süden zu Uxellodunum am Lot (in der Gegend von Cahors) überwältigt; den Soldaten der überwundenen Besatzung ward als scheußliches Schreckmittel die rechte Hand abgehauen.

So war endlich zu Anfang des Jahres 50 v. Chr. die keltische Nation

überwunden, obwohl im belgischen Norden die Unterwerfung immer nur erst als eine nominelle gelten konnte. Der Eindruck der römischen Waffenüberlegenheit und zerschmetternden Härte war so gewaltig, daß Cäsar, der dann während d. J. 50 Verschiedenes that, um auch die Sympathien der einflußreichen Elemente des Landes für sich zu gewinnen, der auch die nördlichen und nordwestlichen Stämme einstweilen mehr sich selber überließ, während der folgenden schweren Jahre des Bürgerkrieges eine neue Erhebung der Kelten nicht mehr zu besorgen gehabt hat. Die neuen Kämpfe mit seinen Gegnern in Rom rückten aber jetzt in bedrohliche Nähe. Während d. J. 50 mußte es jedem, der seit längerer Zeit in der Welthauptstadt die Sturm- und Wetterzeichen zu beobachten gewohnt war, klar werden daß ein neuer kolossaler Bürgerkrieg nur noch eine Frage der Zeit sein konnte.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Cäsar von Anfang seiner politischen Laufbahn an sich konsequent mit dem Plane getragen hat, dereinst die römische Krone für sich zu erobern. Cäsar hatte, wie wir sahen, seine Bahn als Demokrat begonnen; seine eifrigsten Anhänger, die edleren wie die gemeineren Naturen, haben ihn bis zuletzt als solchen angesehen. Was ihn aber von seinen Freunden wie von seinen Feinden, und von einem Rivalen wie später Pompejus, scharf unterschied, war die durchdringende Schärfe des politischen Blickes, die Energie des Verstandes, und die ungeheure Kraft seines Willens. Die Sullanische Episode hatte es klar an den Tag gebracht, daß über die Herrschaft im römischen Reiche nur noch der Besitz der Militärgewalt entscheiden konnte. In diesem Sinne war es der Demokratie sehr erwünscht, daß endlich ihr bedeutendster Führer in die Lage gekommen war, sich ein mächtiges, sieggewohntes, ihm gänzlich ergebenes Heer zu schaffen. Während jedoch nicht wenige der Anhänger Cäsars noch immer des Glaubens lebten, daß es sich nur um die Gewinnung des endlichen durchschlagenden Sieges ihrer Partei handle, hatte Cäsar längst erkannt, daß die Zeit der alten Republik abgelaufen war, daß der abgetakelten und nur noch schattenhaft fortbestehenden Herrschaft des Senats und der aristokratischen Republik die Herrschaft eines militärischen Imperators folgen müsse, und für ihn, der sich zum Herrscher geboren fühlte, der in der That immer bestimmter als ein imperatorisches Genie von seltener Kraft, Elasticität und Vielseitigkeit sich entfaltete, — für ihn war es nicht mehr zweifelhaft, daß Er selbst der neue Herr des Reiches sein sollte.

Es ist schwer zu sagen, — der frühe Tod Cäsars hat ihn verhindert, seine Absichten nach dieser Richtung hin praktisch zu entwickeln, — in welcher Weise er seine zu erringende Stellung als der künftige neue Herr des Reiches mit dem seit fünf Jahrhunderten entwickelten Organismus der republikanischen Staatsgewalt dauernd zu verbinden, in welcher Gestalt etwa er die neue Herrenstellung mit der alten römischen Bürgerfreiheit ausgleichen zu können gehofft hat. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß Cäsar nicht dahin trieb, seine Oberherrschaft in Rom auf dem Wege des Bürgerkrieges

zu begründen, oder vielmehr, daß er den Bürgerkrieg gern vermieden haben würde. Es scheint vielmehr, daß sein Plan dahin ging, jedenfalls unmittelbar aus der gallischen Statthalterschaft heraus zunächst das zweite Consulat, nämlich für das J. 48 zu gewinnen, dann aber mit allen politischen Mitteln, wo dann auch offene Gewalt freilich nicht hätte fehlen können, das Consulat zur Dictatur zu erweitern und so seine Obmacht zu begründen.

Wie nun aber die Dinge in Rom sich entwickelt hatten, war es nicht mehr möglich, daß ein Plan dieser Art gelingen konnte. Es gab jetzt in der Welthauptstadt zwei Machtelemente, die eben dieses Vorgehen Cäsars fürchteten, und fest entschlossen waren, dasselbe um jeden Preis, den offenen Krieg nicht ausgenommen, zu verhindern. Die Oligarchie, die die entschiedene Mehrheit im Senat behauptete, haßte und fürchtete keinen Mann im Reiche mehr, als gerade den siegreichen Eroberer Galliens. Diese Männer, die sich als die Träger des republikanischen Gedankens fühlten, grollten ihm unversöhnlich. Was nur immer seit 71 v. Chr. Cäsar und Pompejus den alten stolzen Granden der Republik an Demüthigungen bereitet hatten, das Alles wurde dem Cäsar zur Last geschrieben, — jetzt um so mehr, weil die schärfer blickenden Männer des Senates jetzt in diesem Cäsar, der früher nur als ein eleganter Weichling und als ein Mann von ähnlicher Art wie einst Catilina ihnen gegolten hatte, weitaus den gewaltigsten Gegner des alten Systems erkannten. Seit nun die Optimaten aber auch erkannt hatten, daß bei dem italisch-römischen Mittelstande auf der Apenninenhalbinsel die Sympathie für die Republik weit stärker und nachhaltiger war, als man noch zur Zeit der Rückkehr des Pompejus aus dem Orient geglaubt, war bei ihnen auch die Neigung zum Widerstande erheblich gewachsen. Rechte Kraft dazu verlieh ihnen jedoch erst seit dem Sommer d. J. 52, wie wir sahen, die Annäherung des Pompejus. Dieser Staatsmann war endlich dahin gekommen, nicht wieder freiwillig von seiner Machtstellung zurücktreten zu wollen. Da er seinerseits eine endliche Auseinandersetzung mit Cäsar für unvermeidlich erkannte, so lag es für ihn überaus nahe, sich mit der Mehrheit des Senats gegen Cäsar zu verbünden. Gewann er dadurch für den Fall des entscheidenden Conflikts mit Cäsar den enormen Vortheil, als Vertreter der bestehenden Regierung, als Vorfechter der Republik auftreten zu können, so war es wieder für die Oligarchie, die zur Zeit keine namhaften Heerführer in ihren Reihen zählte, und deren beste Männer, nämlich Cicero und Cato, jedenfalls zu Parteihäuptern wenig geeignet waren, ein erheblicher Vortheil, jetzt den gefeierten Imperator, den Mann des größten politischen Einflusses in der Osthälfte des Reiches, an ihre Politik gefesselt zu sehen. In Wahrheit wogen jedoch diese Vortheile für Pompejus wie für den Senat erheblich leichter, als das äußerlich scheinen konnte. Die Allianz dieser beiden Mächte war sicherlich nicht redlich gemeint. Pompejus konnte nur hoffen, nach eventuellem Sturze seines gewaltigen Rivalen, in irgend welcher Gestalt doch endlich der alleinige Herr des Reiches

zu werden. Die Optimaten dagegen hofften jedenfalls, nach Beseitigung des gefürchteten Cäsar den als Politiker ziemlich unbehülflichen und schwerfälligen Pompejus in ähnlicher Weise wieder matt setzen, ja selbst über Bord werfen zu können, wie es schon mehr als einmal gelungen war. Und wie nun später, als wirklich das Schwert über Roms Zukunft zu entscheiden hatte, die Kriegführung des Pompejus durch den Einfluß des Senats in der für ihn nachtheiligsten Weise bestimmt und geschädigt worden ist, so veranlaßte schon jetzt die Verkettung der oligarchischen Politik gegen Cäsar mit der persönlichen des Pompejus, daß an Stelle einer Reihe kühner Schläge gegen den gallischen Proconsul ein Spiel bösartiger Intriguen trat, in welchem Cäsar, der Meister diplomatischer Kunst, schon vor Ausbruch des Krieges den Sieg davontragen sollte. Die Verbindung der Schwerfälligkeit des Pompejus mit der ebenso leidenschaftlichen wie listigen Politik der schroffsten Optimaten machte es wirklich möglich, daß Cäsar seine Feinde zunächst diplomatisch ins Unrecht setzen konnte.

Für Cäsars Feinde kam Alles darauf an zu verhindern, daß der gewaltige Feldherr nicht unmittelbar aus seiner proconsularischen Stellung heraus am 1. Januar 48 sein neues, von ihm erstrebtes Consulat antrat. Ihr Streben ging dahin zu erwirken, daß Cäsar nach Niederlegung seines Oberbefehls einige Zeit lang nur Privatmann war. Für diese Zeit hofften sie ihn sofort in eine Reihe politisch ihn ruinirender gefährlicher Prozesse zu verwickeln. Um dieses Ziel drehte sich nun seit Anfang d. J. 51 der Hauptsache nach der Kampf der politischen Intriguen. Cäsar hatte noch i. J. 52 zur Zeit der Dictatur des Pompejus durch tribunicischen Antrag das Vorrecht zugestanden erhalten, daß er für d. J. 48 sich abwesend um das Consulat bewerben dürfe. Als gleich nachher die alte Wahlordnung, welche solche Ausnahmen untersagt, neu hergestellt wurde, war Cäsars Anspruch stillschweigend übergangen worden; und die auf Andringen Cäsars erfolgte Herstellung der Clausel zu Gunsten des letzteren wurde nicht förmlich durch Volksbeschluß bestätigt, blieb also in ihrer rechtlichen Wirkung sehr zweifelhaft. Viel bedenklicher aber wurden für Cäsar die Schlüsse, welche seine Gegner aus der neuen Ordnung (S. 594) der Besetzung der Statthaltereien zogen. Nach der für die Verwaltung des Consulats und Proconsulats üblichen Rechnung lief, vom 1. März d. J. 59 ab gerechnet, Cäsars gallische Statthalterschaft mit Ende Februar d. J. 49 ab. Da jedoch nach der seit Sullas Zeit bestehenden Praxis ihn erst einer der Consuln d. J. 49 als gallischen Proconsul hätte ablösen können, so hatte Cäsar auf Grund althergebrachter Gewohnheiten das Recht, sein Commando noch bis zu Ende 49, bis zur Ankunft eines Nachfolgers, fortzuführen. Seit aber Pompejus, wie wir sahen, i. J. 52 die alte Ordnung dahin verändert hatte, daß nicht mehr die unmittelbar abgehenden Consuln und Prätoren, sondern die vor fünf Jahren oder noch früher abgetretenen, zu Statthaltern berufen werden sollten: so stand nichts im Wege, schon für den 1. März d. J.

49 irgend einen älteren Consular mit der Herrschaft im Keltenlande zu betrauen.

Die Operationen in Rom gegen Cäsar begannen im Jahre 51. Der neue Consul Marcus Claudius Marcellus, ein eifriger Anhänger Catos, ein strenger und energischer Optimat, stellte sehr frühzeitig den Antrag, die beiden jetzt von Cäsar verwalteten Provinzen mit dem 1. März 49 anderweitig zu besetzen. Der Sturm gegen Cäsar tobte mit entfesselter Wuth. Indessen kam es bei der Zauderpolitik des Pompejus und bei der Abneigung der meisten Senatoren gegen entscheidende, gefährliche Schritte damals noch zu keinem Resultat. Dagegen wurde am 29. September 51 beschlossen, die Frage über die Neubesetzung der gallischen Statthaltereien den Consuln des Jahres 50 v. Chr. anzuvertrauen, den eifrigen Pompejanern L. Aemilius Paullus und Gajus Marcellus, die mit dem 1. März ihres Amtsjahres die Sache energisch in Angriff nehmen sollten. Dagegen wurde schon jetzt der tückische Versuch gemacht, Cäsars Schwert zu durchfeilen, ehe es gezogen werden könne. Man beschloß nämlich, seine Veteranen aufzufordern, sich wegen ihres Abschiedes an den Senat zu wenden. Ein perfider Streich, der weniger durch die Intercession einiger für Cäsar gestimmter Volkstribunen, als durch die Treue der Krieger unwirksam gemacht wurde.

Gegenüber dieser Maulwurfsarbeit seiner Feinde hatte Cäsar, der einstweilen klug abwarten mußte, zur Zeit nur ein wirksames Mittel, nämlich seine reichen Geldmittel. Die riesenhafte keltische Beute hatte seit Beginn des Krieges jenseits der Alpen und des Genfer Sees dem kühnen Parteiführer die Möglichkeit geboten, in der Hauptstadt unaufhörlich in seinem Interesse zu arbeiten; theils durch große Bauten in seinem Auftrage, die viele Leute beschäftigten und nährten, theils durch Geschenke oder Darlehne an einflußreiche Menschen der verschiedensten Lebensstellungen. Jetzt aber griff der Proconsul tiefer als gewöhnlich in die gallische Beute und zog den neuen Consul L. Aemilius Paullus durch das ungeheure Geschenk von mehr als sechs Millionen Mark auf seine Seite. Noch werthvoller wurde es, daß es ihm glückte, einen seiner heftigsten Gegner zu kaufen. Es war dieses der mit des Clodius Wittwe Fulvia vermählte Volkstribun Gajus Scribonius Curio, ein höchst wirksamer, talentvoller Sprecher, ein Mann von großen Gaben und seltener Verwegenheit, der bisher mit ungeheurer Heftigkeit gegen Cäsar gedonnert hatte. Durch unerhört leichtsinnige Verschwendung war er aber dermaßen in Schulden gerathen, daß Cäsar ihn durch deren Bezahlung (mit beiläufig 13½ Millionen Mark) gänzlich für sich gewinnen konnte, und nun in ihm ein höchst gewandtes Werkzeug sich schuf. Der feine Spieler in Gallien hatte inzwischen andauernd die friedlichste Haltung bewahrt. Sein im Winter 52 auf 51 bis auf elf Legionen verstärktes Heer hütete noch immer die Ruhe in dem soeben mühsam niedergeworfenen keltischen Volke. Nur Eine Legion war im Sommer 51 nach Oberitalien gelegt worden, weil zur Zeit des großen Kampfes mit Vercingetorix wilde Alpen-

völker (52) die Stadt Tergeste überfallen hatten. Mehr aber, als noch tief im Frühling des Jahres 50 der Senat zur Deckung der syrischen Grenze gegen die Parther von Cäsar und Pompejus je Eine Legion begehrte, schickte Cäsar sofort sowohl eine seiner alten, wie auf des Pompejus listige Forderung die (S. 596) zu Ende des Jahres 54 von diesem geliehene Legion nach Italien, wo man sie ebenso perfider als thörichter Weise dann als Reserve gegen Cäsar bei Capua aufstellte. Als nun mit Anfang des März 50 die Verhandlungen über die gallischen Statthaltereien begannen, verblüffte und verwirrte Curio als Volkstribun die Pompejaner dadurch vollständig, daß er dem Plane der Neubesetzung jener Posten an sich zwar völlig beistimmte, aber dabei erklärte, er werde nur dann sein Veto zurückhalten, wenn auch Pompejus veranlaßt würde, seine außerordentlichen proconsularischen Vollmachten niederzulegen, denn nur so könne ein rechter friedlicher und verfassungsmäßiger Zustand hergestellt werden. Dadurch kamen, weil Pompejus sich zu solchem Schritte natürlich nicht entschließen mochte, später auch längere Zeit krank lag, alle Maßregeln gegen Cäsar ins Stocken, der zugleich in dem von ihm acceptirten Vorschlage des Curio die passende Handhabe gefunden hatte, seine friedfertige Gesinnung deutlich ans Licht zu stellen, und die schwankende Stimmung der senatorischen Mehrheit zu erhalten. Als der gallische Proconsul im Herbst des Jahres 50 sich nach Ravenna begeben hatte, kamen endlich unter seinen Augen die Dinge in rascheren Fluß.

Als nämlich die Abstimmung über den Antrag des Curio endlich im Senat erfolgte, erlitt die fanatische Kriegspartei eine harte Niederlage. Von den im Hause anwesenden Senatoren gaben gegen die Minderheit von 20 volle 370 Senatoren ihre Zustimmung zu der Rogation, daß Cäsar und Pompejus beide aufgefordert werden sollten, ihre Aemter zugleich niederzulegen. Da verloren die Männer der Kriegspartei die Geduld und verließen den Rechtsboden: gerade für die Vertreter der conservativen Regierungspartei ein höchst bedenklicher Schritt. Als sich im Oktober 50 das bald nachher als falsch erwiesene Gerücht verbreitete, Cäsar habe vier Legionen nach Placentia gezogen, eilte gegen des Senats Wunsch der Consul Marcellus auf eigene Verantwortung mit den designirten Consuln des Jahres 49 Gajus Marcellus (Bruder des Consuls von 51) und L. Cornelius Lentulus zu Pompejus, forderte ihn auf, das Commando der Legionen bei Capua zu übernehmen und nach Ermessen die italischen Dienstpflichtigen zu den Adlern zu versammeln. Nun begann der Feldherr ernsthaft zu rüsten. Cäsar seinerseits hielt noch immer zurück, gab jedoch seinen Legionen im Keltenlande Marschbefehl. Einstweilen betraute er den Curio, der nach Ablauf seines Tribunats sich im December nach Ravenna begab, mit dem neuen Vorschlage, der die Gegner vollständig ins Unrecht setzen sollte. Er erbot sich, bis zum 1. März 49 Gallien aufzugeben und 8 Legionen aufzulösen; man solle ihm nur bis zum Vollzug der neuen Consulwahlen für 48 Oberitalien mit zwei Legionen lassen. Als aber Curio am 1. Januar 49

im Senat diesen Vorschlag mittheilte, weigerten sich die neuen Consuln, diesen und andere dem Cäsar günstige Anträge berathen zu lassen. Der Senat nahm vielmehr unter dem Drucke der Kriegspartei jetzt das Ultimatum an: Cäsar solle bis zu einem bestimmten Tage die beiden gallischen Provinzen räumen und sein Heer entlassen, falls er nicht als Hochverräther behandelt werden wolle. Als die Freunde Cäsars unter den neuen Volkstribunen, der bereits als Offizier viel bewährte M. Antonius und Q. Cassius Longinus dagegen ihr Veto einlegten, schuf die Leidenschaft, mit welcher die Pompejaner sie dafür bedrohten, dem Cäsar neue Handhaben, um nun auch als Vertreter der verletzten tribunicischen Rechte sich geltend zu machen. Als endlich (7. Januar 49) das Vaterland in Gefahr erklärt, den Großbeamten die für solche Fälle übliche unbedingte Vollmacht ertheilt, die Nation zu den Waffen gerufen, und nun Pompejus zum Oberfeldherrn des Senats mit unumschränkter Gewalt ernannt war, eilten jene beiden Volkstribunen, sich in Cäsars Lager zu flüchten.

Die Kriegspartei in Rom hatte wohl erwartet, daß ihr schroffes Vorgehen auflösend auf Cäsars Anhänger wirken würde. Sie hatte sich schwer getäuscht. Nur Ein Mann, allerdings einer der besten Offiziere Cäsars, nämlich Titus Labienus, verließ jetzt, — wir kennen die letzten persönlichen oder politischen Gründe nicht, — die Partei seines vieljährigen Freundes und trat zu den Optimaten über, um dann mit ihnen seine alten Kameraden mit unerhörter Erbitterung zu bekämpfen. Dagegen sollten die Gegner Cäsars schnell genug sich überzeugen, daß sie trotz ihres Ungestüms den Losbruch übereilt hatten.

Für Cäsar war jetzt der „Sprung ins Dunkle" unvermeidlich. Er hatte nicht die Scheu des Pompejus zu Brundisium, den entscheidenden Kampf gegen die überlebte Art der Republik aufzunehmen. Er hatte ausreichend die Chancen des ungeheuren Wagnisses erwogen, welches ihm jetzt allein noch übrig blieb, wollte er nicht in klägliche Nichtigkeit versinken oder das gehetzte Wild seiner Feinde werden. Wohl war es ein ungeheures Wagniß. Gegenüber der bestehenden Regierungsmacht mit allen ihren Mitteln; mit starken volksthümlichen Sympathien für die Republik; gegenüber einem immerhin bedeutenden Feldherrn wie Pompejus, auf dessen Gebot ganz Spanien und der gesammte Osten von der Adria bis zum Eufrat ihre Kräfte zur Verfügung stellten, — dem auch in Gallien von Alters her Massilia, und in Numidien des Hiempsal II. Sohn Juba, Cäsars und Curios persönlicher Gegner, ganz ergeben waren, hatte Cäsar zunächst nur über sein ausgezeichnetes Kriegsheer von 50,000 Mann Linienfußvolk mit dem nöthigen sonstigen Zubehör zu verfügen. War es ein Uebelstand, daß alle seine Unterfeldherren an Bedeutung weit unter ihm standen, so fiel dafür die enthusiastische und ausdauernde Begeisterung der Soldaten für ihn, die unbeschränkte Einheitlichkeit der Leitung, und vor allem sein persönliches Genie als Oberfeldherr schwer zu seinen Gunsten ins Gewicht. Wirklich bedeutsam wurde es ferner,

daß seine oberitalische Provinz, die Heimath seiner besten Soldaten, ihm mit höchster Treue anhing, vor Allem die Transpadaner, denen Cäsar für den Fall des Sieges das volle römische Bürgerrecht versprochen hatte. Nun aber galt es, die noch sehr dürftige Lage der Pompejanischen Rüstungen in der italischen Halbinsel zu benutzen und im ersten Ansturm das Centralland des Reiches zu überrennen, und mit allen Mitteln verständiger Politik die Gemüther der wichtigen Klassen zu gewinnen und zu beruhigen, die in Cäsar, den freilich in Rom auch Leute höchst bedenklicher Art sehnsüchtig erwarteten, immer noch nur den Neffen des Marius und den Complicen eines Catilina sehen wollten.

Als Antonius und Cassius in Ravenna angekommen waren, wo zur Zeit nur erst Eine Legion stand, überzeugte Cäsar in feuriger Rede seine Soldaten von dem guten Rechte seiner Sache, und überschritt dann mit ihnen (5000 Mann und 300 Reiter) um den 12. Januar 49 den welthistorischen Grenzbach der Halbinsel, den Rubicon.

Pompejus hatte zur Zeit nur erst etwa 7000 Mann (S. 603) wenig zuverlässiger Linientruppen bei Capua auf dem Kriegsfuße, dazu noch einige Reiter. Die Mobilisirung von etwa 60,000 Mann war eben erst im Gange. Trotzdem war es ein starkes Wagniß, daß Cäsar, dessen Hauptmacht erst noch auf dem Marsche von Gallien her sich befand, jetzt in Italien einbrach. Es galt eben, die Rüstungen der Gegner zu stören, und vor Allem vor der Ankunft der sieben trefflichen Pompejanischen Legionen aus Spanien Entscheidendes zu gewinnen. Und diese Kühnheit trug ihre Früchte. Unter ungeheurer, rathloser Bestürzung der Gegner rückten Cäsars Truppen auf den beiden Hauptstraßen, über Ariminum und Arretium, ohne Aufenthalt und ohne auf Widerstand zu stoßen, in Italien südwärts vor. Die auf verschiedenen Punkten für Pompejus sich sammelnden Rekruten wagten nirgends, einen Angriff auszuhalten. Unter diesen erschreckenden Eindrücken eilte Pompejus, der die Legionen von Capua inzwischen nach dem apulischen Luceria dirigirt hatte, das unhaltbare Rom zu verlassen. Auch die Senatoren, — denen man drohte, jeden in der „Stadt" zurückbleibenden als Mitschuldigen Cäsars behandeln zu wollen, — flüchteten in Menge. Die Consuln ließen in übereilter Flucht selbst die Staatskassen in der Hauptstadt zurück. Pompejus war nach Teanum Sidicinum geeilt, wo er (23. Januar) noch einmal Vergleichsvorschläge Cäsars erhielt, die jedoch zu keiner Ausgleichung mehr führten. Dann wollte er nach Luceria gehen, um von hier aus die ihm und ihrem Landsmann Labienus treu ergebene Bevölkerung von Picenum gegen Cäsar in Kampf zu bringen. Dazu ließ ihm aber Cäsar nicht mehr Zeit. Vor dessen nun wieder gesammelten, von Ancona her vordringenden Schaaren hielten sich nach einem ersten Gefecht bei Auximum die Aufgebote dieser Landschaft nirgends. Nur ein Corps

von 7000 Mann erreichte noch Corfinium, wo der für Gallien designirt gewesene Nachfolger Cäsars, Lucius Domitius Ahenobarbus, aus den kräftigen Bergvölkern von Mittelitalien 15,000 Mann, lauter tüchtige Soldaten, gesammelt hatte. Wie jetzt die Dinge standen, hielt es Pompejus mit Recht für klüger, alle diese Truppen rasch nach Luceria zu ziehen. Domitius aber, ein wüthender Feind Cäsars, aber auch ein militärisch wenig fähiger und dabei höchst eigensinniger Mensch, hielt es für weise, in Corfinium stehen zu bleiben und sah sich schließlich von Cäsar angefaßt, der (14. Februar) durch Zuzug von zwei seiner alten Legionen und durch massenhafte Freiwillige und Rekruten aus Italien bereits bis zu 40,000 Mann verstärkt war. Der unfähige Domitius, der nichts Rechtes zu thun verstand, kam endlich auf den Einfall, unter Täuschung seiner Soldaten heimlich mit einigen Begleitern zu flüchten. Als die Truppen das merkten, nahmen sie ihn fest und ergaben sich an Cäsar (20. Februar), der nun den Domitius, sammt einer namhaften Zahl von Rittern und Senatoren, unbehindert zu Pompejus abziehen ließ, während die Masse der Soldaten von Corfinium in seine Dienste übertrat. Unter diesen Umständen blieb dem Pompejus nichts übrig, als in aller Eile nach Brundisium zu retiriren. Es wurde jetzt sein Plan, Italien einstweilen aufzugeben und den Krieg gegen Cäsar von Griechenland aus zu führen. Von Brundisium aus wurde am 4. März der größte Theil der 25,000 Mann, über welche Pompejus endlich noch zu verfügen hatte, nach Epirus eingeschifft. Mit 10,000 Mann wußte er dann die Stadt gegen alle Angriffe Cäsars, der keine Flotte hatte, so geschickt zu vertheidigen, daß er endlich am 17. März auch seine letzten Truppen ohne Verlust einschiffen und selbst nach dem Osten führen konnte. Und nun trennte die Adria und das ionische Meer die beiden großen Gegner für viele Monate vollständig.

So war also binnen nur sechszig Tagen die Halbinsel der Apenninen, das Kernland des Reiches, ohne Schlacht in Cäsars Hand gefallen. Es war immerhin ein ungeheurer Gewinn, aber, — in Wahrheit, das Spiel war für Cäsar noch lange nicht gewonnen, nur der Einsatz erhöht, die Schwierigkeiten für den Sieger erst recht gewaltig gewachsen. Italien war mehr überrannt und überrascht als wirklich gewonnen. Noch grollte und schmollte der besitzende Mittelstand, der nicht aufhörte, von Cäsar Confiscationen und Proscriptionen zu fürchten, der aber auch wieder die ruhige Milde und Schonung des genialen Siegers für ein Zeichen der Unsicherheit und der Furcht vor Pompejus hielt. Noch hatte Cäsar die gewaltige spanische Armee des Pompejus unter zwei trefflichen Legaten, L. Afranius und M. Petrejus, zu denen noch im südlichen Spanien der als gelehrter Antiquar berühmte M. Terentius Varro kam, zu fürchten und für den Fall eines spanischen Zuges mußte Cäsar besorgen, daß Pompejus von Epirus her mit seiner Flotte die Halbinsel in seinem Rücken angriff und mit Truppen überschwemmte. Es kam Alles darauf an, ob es der unvergleich-

lichen Raschheit Cäsars auch diesmal gelingen würde, alle nur zu nahe liegenden Berechnungen der Gegner zu durchkreuzen.

Cäsar handelte indessen ebenso energisch, wie unbeirrt durch Leidenschaften und Schwierigkeiten aller Art. Die gute Mannszucht, die seine Soldaten in Italien hielten, und die völlig unerwartete Milde des Siegers gegen seine politischen Gegner gewann ihm doch allmählich das Vertrauen des italischen Volkes. Und als er in Rom, wo er gegen Ende März d. J. 49 erschien, bei dem Rumpfsenat auf eine unüberwindliche Kälte und auf die bestimmteste Abneigung stieß, sich irgendwie für ihn und gegen Pompejus zu kompromittiren, ließ er sich nicht irre machen. Der Widerstand des Volkstribunen L. Metellus gegen die Wegnahme des Reichsschatzes (69 Millionen Mark) wurde ruhig beseitigt, der Prätor M. Aemilius Lepidus (der spätere Triumvir, gegen 89 v. Chr. geboren), einer seiner eifrigsten Anhänger, zum Stadtpräfekten ernannt, dann aber alle Maßregeln getroffen, um so schnell als möglich den gesammten Westen den Pompejanern zu entreißen. Bereits war Curio mit vier Legionen, meistens Soldaten von Corfinium, auf dem Wege, um mit Hülfe des Gajus Caninius Rebilus den M. Cato aus Sicilien zu vertreiben und nachher nach Afrika zu gehen. Der Legat Quintus Valerius vertrieb ihm mit nur einer Legion den M. Cotta aus Sardinien. Oberitalien wurde einem Sohne des alten Triumvirs Crassus, die illyrische Landschaft aber dem Gajus Antonius, einem Bruder des Marcus, anvertraut.



Lepidus.

Cäsar persönlich eilte im April, die gewaltige Stellung der Pompejaner im Westen, die noch ganz zuletzt durch den offenen Abfall der durch den aus Corfinium entlassenen Domitius Ahenobarbus bestimmten Stadt Massilia zu Cäsars Gegnern verstärkt war, mit neun seiner besten Legionen und mit 6000 deutschen und keltischen Reitern zu brechen. Den Angriff auf Massilia leiteten die Legaten Gajus Trebonius, der zu Lande, und der Veneterbezwinger Decimus Brutus, der zu Wasser zu operiren hatte. Cäsar persönlich, dessen Truppen bereits den Pompejanern die Pässe der Pyrenäen abgewonnen hatten, konnte mit sechs Legionen und der Reiterei in den spanischen Landen zwischen Pyrenäen und Ebro den hier kämpfenden fünf Legionen, wie auch den spanischen Kriegern, 40,000 Mann und 5000 Reitern, des Afranius und Petrejus sofort auf den Leib rücken. Der Kampf drehte sich hauptsächlich um die Stadt Ilerda (Lerida) am Flusse Sicoris (Segre), der zum Ebro strömt. In und bei dieser festen Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses hatten die Legaten des Pompejus ihre starke Stellung genommen. Der im Mai im vollen Gange befindliche, aber erst seit Cäsars Ankunft (23. Juni) im Lager mit wirklichem Nachdruck geführte Kampf, der nicht nur durch schwierige Gefechte, sondern auch durch Proviant- und Ueberschwemmungsnoth für Cäsar wiederholt höchst bedenklich sich gestaltete, gewann erst dann für diesen eine günstige Wendung, als es ihm gelungen

war, den Sicoris zu überschreiten, das Land weithin durch seine Reiter durchstreifen und für sich aufregen zu lassen, und nun seinerseits die Legaten in große Proviantschwierigkeiten zu versetzen. Als diese endlich ihre Stellung verließen, um auf dem linken Ufer des Sicoris nach einer für sie, vier Meilen südlich, über den Ebro geschlagenen Schiffbrücke bei Octogesa (Mequinenza) zu marschiren, gelang es dem Cäsar, der ihnen mit Ungestüm nachdrängte, ihr Heer auf diesem Zuge vom Ebro abzuschneiden, tödtlich zu ermüden, endlich strategisch wie taktisch vollständig matt zu setzen. Das nunmehr nutzlose Blutvergießen einer großen Schlacht, die er jetzt leicht hätte gewinnen können, vermied Cäsar. Am 2. August des Jahres 49 mußte die stolze spanische Armee des Pompejus die Waffen strecken und kapituliren. Mit der klugen Milde, welche Cäsar gegen die römischen Gegner in dem Bürgerkriege konsequent entfaltete, bewilligte er diesen Truppen die günstigsten Bedingungen; das heißt, er begnügte sich einfach mit Auflösung der Pompejanischen Armee, so daß die spanischen Soldaten auf der Stelle, die italischen nachher bei der Ankunft an den Grenzen von Narbonensis und Oberitalien nach Hause entlassen wurden. Diese Katastrophe machte auch die Stellung des Varro im südlichen Spanien unhaltbar, zumal die Einwohner des Landes wie die römischen Truppen sich allenthalben für Cäsar zu „pronunciren" anfingen, sobald es nur hieß, daß dieser im Anmarsch begriffen sei. Unter solchen Umständen konnte Cäsar seine politische Thätigkeit in Spanien schnell zu Ende führen. Er ließ für die Pyrenäische Halbinsel den Q. Cassius Longinus als Legaten zurück, und stellte demselben die beiden Legionen des Varro und zwei seiner eigenen zur Verfügung, und eilte nun, auch die Ergebung der Stadt Massilia entgegenzunehmen, deren Streitkräfte nach tapferer und überaus zäher Gegenwehr endlich gegenüber Cäsars trefflichen Unterfeldherren durchaus den kürzeren gezogen hatten. Klug und großmüthig wie er war, begnügte sich Cäsar, lediglich die Auslieferung aller Waffen, Kriegsschiffe und Kriegswerkzeuge, wie auch des städtischen Schatzes zu fordern; die Stadt wurde mit zwei Legionen besetzt, im Uebrigen nur durch Schmälerung ihres Gebiets für ihre zähe Feindseligkeit bestraft.

So hatte Cäsar die sehr schwierige Aufgabe, den Westen des Reiches sich vor dem großen Waffengange mit Pompejus selbst gründlich zu sichern, in erstaunlich kurzer Zeit durchgeführt. Dagegen war zu seinem großen Schaden, was namentlich später als sehr bedenklich sich zeigte, der Zug des Curio gänzlich mißlungen. Sicilien freilich hatte dieser junge feurige Feldherr dem Cato ohne Kampf abgewinnen können. Als er aber mit zwei Legionen und 500 Reitern nach Afrika übersetzte, wo der Pompejanische Commandant P. Attius Varus mit zwei Legionen und mit der Armee des numidischen Königs Juba die Sache der Republik vertrat, glückte es ihm zwar, den Varus unter den Mauern von Utika aufs Haupt zu schlagen. Als er dann aber Utika selbst belagerte, und nun Juba mit gewaltigen Massen und 16 Elefanten zum Entsatz sich näherte, ließ Curio sich durch

falsche Nachrichten über die Stärke des Feindes täuschen. In einer Schlacht am Bagradas ist er nach hartem Kampfe gegen Schwierigkeiten aller Art mit seiner gesammten Streitmacht zu Grunde gegangen (bis zum September des Jahres 49).

Durch diese Katastrophe war zunächst das herbeigeführt, daß Rom wenigstens auf die afrikanische Zufuhr für die Dauer des ganzen Krieges verzichten mußte. Das war aber sehr übel. Man war bei der italischen Wirthschaftsart auf der Halbinsel und in der Hauptstadt jetzt leider immer entschiedener auf auswärtiges Getreide angewiesen. Das Volk und die Legionen sahen sich einstweilen auf die aus Sicilien, Sardinien und Oberitalien kommenden landwirthschaftlichen Produkte beschränkt. Der Osten dagegen blieb für die Römer der Hauptstadt zunächst gänzlich verschlossen. Hier machte sich nun allmählich die erste Wirkung des Pompejanischen Kriegsplanes bemerkbar. Der Oberfeldherr des Senats hatte unter freudiger Mitwirkung der asiatischen Vasallen und weitaus der meisten griechischen Republiken, unter Aufbietung der in allen Provinzen des Ostens stehenden Legionen, gewaltige Kriegsmittel zusammenzubringen vermocht. Der Heerd der Rüstungen war Makedonien, das politische und militärische Hauptquartier Thessalonike, wo sich die aus Rom ausgewanderten Senatoren und Ritter zusammenfanden. Hier trafen auch alle die Führer und Offiziere der Pompejanischen Truppen zusammen, die Cäsars Schlägen im Westen erlegen waren. Hier entwickelte sich aber auch ein wilder und rachgieriger Fanatismus gegen Cäsar und dessen Partei, der für den Fall des Sieges für Rom und Italien Bluttaten fürchten ließ, die jene des Sulla weit in den Schatten gestellt hätten. An Machtmitteln, die grimmen Racheplänе auszuführen, — von denen freilich Pompejus, Cato und Marcus Marcellus nichts wissen wollten, — fehlte es, wie gesagt, nicht mehr. Gegen Ende des Jahres 49 hatte Pompejus endlich ein starkes Heer von neun mobilen, zum Theil durch Werbungen in Griechenland noch vervollständigten Legionen gesammelt, zu denen noch zwei aus Syrien erwartet wurden. Freilich waren nur fünf dieser Legionen wirklich schon kriegsgewohnt. Die östlichen Provinzen und Vasallen stellten ferner 7000 ausgesuchte Reiter, und dazu sehr zahlreiche, vielfach recht brauchbare, leichte Truppen aller Art. Geldmittel, Proviant, Kriegsmaterial waren in Masse vorhanden, vor Allem wichtig aber die starke Flotte, die aus allen Küstenländern des Ostens sich bildete und bis auf 500 Schiffe gebracht worden ist (darunter nur wenig über hundert italische). Nur daß Pompejus dieselbe nicht dem viel tüchtigeren Cato, sondern dem M. Bibulus anvertraute, der ebenso wie Labienus mit Vorliebe gefangene Soldaten und Offiziere Cäsars hinrichten ließ.

Welches der eigentliche Plan des Pompejus zur Wiedergewinnung Italiens gewesen ist, läßt sich sicher kaum feststellen. In erster Linie allerdings sollte das Kernland des Reiches durch die Flotte ausgehungert

werden. Da jedoch die Aufbietung, Organisirung und Einschulung des großen Heeres sich bis zum Herbst des Jahres 49 hinzog, so ist Pompejus wider sein Erwarten in die Lage gekommen, sich auch auf griechischem Boden durch Cäsar angreifen zu lassen. Auch die mächtige Flotte war während des Sommers nicht benutzt worden, um den Truppen in Spanien und der Stadt Massilia ernstlich zu helfen, oder Italien anzugreifen, wo für Cäsar der bisherige Volkstribun M. Antonius mit proprätorischer Gewalt und drei Legionen die südöstlichen Häfen hütete. Nur auf Einer Stelle hatte die Pompejanische Uebermacht im Hochsommer 49 einen starken Erfolg über Cäsars Truppen davongetragen. Zwei Pompejanische Schiffsabtheilungen, Marcus Octavius mit griechischen, L. Scribonius Libo mit illyrischen oder liburnischen Schiffen, griffen damals Cäsars Streitkräfte im dalmatinischen Archipel an. Nach Vernichtung einer Flotte von 40 Schiffen unter Publius Dolabella sah sich Cäsars Statthalter Gajus Antonius mit zwei Legionen auf der Insel (Schwarz-Korkyra, j. Curzola, wie einige meinen, oder, wie gewöhnlich angenommen wird), Curicta, j. Veglia im Golf von Quarnero, abgeschnitten, die nun größtentheils gefangen genommen wurden. Dann reichte Octavius den schon seit einiger Zeit gegen Cäsar erbitterten Dalmatinern die Hand, und gewann Issa und andere Orte für Pompejus, während Cäsars Freunde mit guten Erfolgen sich in Salonä und Lissos zu behaupten vermochten.



Marcus Antonius.

So also konnte Cäsar seinerseits die Offensive gegen die Balkanhalbinsel ergreifen. Als er von Massilia nach Rom kam, fand er, daß Lepidus ihn zum Dictator ernannt hatte, und benutzte nun die eilf Tage, während er diese Würde behauptete, zu einiger Erleichterung für die massenhaften Verschuldeten. Die Güter der Schuldner sollten zu dem Werthe, den sie vor Ausbruch des Krieges gehabt, abgeschätzt und zu diesem Werthe von den Gläubigern angenommen, bereits bezahlte Zinsen aber von dem Capital abgezogen werden. Dann berief er die meisten in den letzten Jahren verbannten Römer zurück, ließ sich und den P. Servilius Isauricus für das Jahr 48 mit dem Consulat bekleiden, und rüstete dann Alles aus, um mit zwölf bei

Brundisium versammelten Legionen und 10,000 Reitern den Krieg nach Griechenland zu tragen.

Die Politiker zu Thessalonike hatten inzwischen allen ihren Beamten das Commando für 48 verlängert. Pompejus seinerseits hatte für den Winter auf 48 die feste Stellung von Dyrrhachion zum Hauptquartier bestimmt. Epirotische und ätolische Milizen hüteten ihm das Gestade der Adria, und seine Armee war in vollem Aufmarsch von dem makedonischen Beröa am Haliakmon nach der Adria begriffen, während für den Frühling des Pompejus Schwiegervater Metellus Scipio die zwei syrischen Legionen von Pergamon heranführen sollte. Bibulus hielt mit 110 Kriegsschiffen bei Kerkyra, 18 andere lagen bei Orikon. Als nun Cäsar im Spätjahr 49 zu Brundisium erschien, fehlte es ihm noch immer sehr an Schiffen. Er fand nur zwölf Kriegsschiffe vor, und nur so viele Transportfahrzeuge, um mit ungeheurer Kühnheit zu schneller Störung der feindlichen Bewegungen 15 bis 20,000 Mann und 600 Reiter einzuschiffen, mit denen er (4. Januar 48, oder nach dem berichtigten Kalender am 5. November 49) wunderbar glücklich in der öden Bucht von Paleassa inmitten der Akrokeraunien landete, um sich dann blitzschnell der Städte Orikon und Apollonia zu bemächtigen. Nun aber stockte sein Erfolg. Pompejus hatte noch im letzten Moment Dyrrhachion erreicht. Bibulus aber hütete jetzt das Meer höchst sorgsam, zerstörte einen Theil der feindlichen Transportflotte, und als dieser über seinen Anstrengungen starb, versuchte sein Nachfolger Libo zeitweise sogar eine Blokade von Brundisium.

Unter diesen Umständen mußte Cäsar, allmählich selbst durch Mangel gedrückt, mit seiner schwächeren Macht am südlichen Ufer des Flusses Apsos Halt machen, dessen nördliches Gestade Pompejus mit weit zahlreicheren Streitkräften hütete. Viele Wochen verstrichen in verzweifelter Thatlosigkeit, und Cäsar hatte für den Eintritt der guten Jahreszeit in der That das Schlimmste zu befürchten. Da endlich wurde es seinem treuen und geschickten Marcus Antonius möglich, unter ganz besonderer Gunst des Windes und Wetters vier Legionen und 800 Reiter von Brundisium nach Lissos, nördlich von Dyrrhachion, zu führen. Als darauf hin Pompejus vom Apsos sich nordwärts wandte, folgte ihm Cäsar sofort, erzielte wirklich die Vereinigung mit Antonius, und begann nun, jetzt 10 Legionen stark, energisch zu operiren. Während Pompejus südlich von Dyrrhachion am Flusse Genusos eine feste Stellung bezog, schickte Cäsar mehrere starke Detaschements theils nach Aetolien, theils nach Thessalien und Makedonien. Es galt einerseits hier Proviant zu holen, andrerseits den Theil der Griechen, die sich seiner Partei zuneigten, in Bewegung zu bringen, — endlich auch den Metellus Scipio an der Vereinigung mit Pompejus zu hindern. Mit seiner Hauptmacht dagegen warf sich Cäsar in das Gebiet mitten zwischen Pompejus und der Stadt Dyrrhachion. Als darauf hin Pompejus sich mehr nach Norden zog und die Klippenstellung von Petra besetzte, von wo aus er zu Wasser mit Dyrrhachion die Verbindung offen hielt, wagte es der kühne Cäsar, mit seiner

viel schwächeren Macht ihn hier zu blokiren. Er mußte zu diesem Zwecke die Pompejaner durch Linien in einer Ausdehnung von sieben Stunden einschließen. Während allmählich beide Heere drückende Noth zu leiden begannen, kämpften beide tapfere Gegner wochenlang ohne Entscheidung bald mit den Werkzeugen der Ingenieurs, bald mit dem Schwerte. Endlich aber gelang es nach viermonatlichem Ringen dem Pompejus, die Kette der feindlichen Schanzen auf einer sehr gefährlichen Stelle zu durchbrechen. Und in einer Schlacht, die sich daran schloß, wurde Cäsar mit Verlust von tausend Mann empfindlich geschlagen.

Cäsar war in der übelsten Lage. Geschlagen, auch noch durch die feindliche Flotte von jeder Verbindung mit Italien abgeschnitten, aus seinen Schanzen verdrängt: so schien er verloren zu sein, wenn Pompejus es nur wollte. Es war für diesen vielleicht noch vortheilhafter, sofort den Stoß nach Italien zu richten und ohne erhebliche Schwierigkeiten Alles wieder zu gewinnen, was der in Griechenland abgeschnittene Cäsar mit ungeheurer Mühe im Abendlande errungen hatte. Aber auch eine energische Verfolgung der geschlagenen Armee konnte schnell und glücklich zum Ziele führen. Pompejus versuchte das letztere. Nun aber gewann Cäsar wieder über den schwerfälligen Gegner die Oberhand. Mit unvergleichlicher Schnelligkeit und taktischer Meisterschaft entkam er der Verfolgung seines Gegners nach Apollonia, und wandte sich dann schnell entschlossen ostwärts in das griechische Binnenland, um hier vor Allem seine detaschirten Corps wieder an sich zu ziehen. Aufwärts durch das Aoosthal gelang der Marsch nach dem thessalischen Grenzgebirge am oberen Peneios. Die Erstürmung und furchtbare Plünderung der Stadt Gomphoi öffnete ihm Thessalien, wo er, nun wieder mit der Hauptmasse der ins Innere geschickten Truppen vereinigt, jetzt sich wieder erholen konnte.

Inzwischen aber waren auch die ihres Sieges jetzt nur zu sicheren Republikaner und Pompejaner über Pella nach Larissa vorgedrungen, wo sich ihre Hauptmacht mit den Legionen des Metellus Scipio vereinigten. Bald fanden die feindlichen Heere einander. Cäsar stand in der Ebene, die zwischen dem Siegesfelde des Flamininus, nämlich den Hügeln von Kynoskephalä, und dem Othrys sich ausdehnt und von dem zum Peneios strömenden Enipeus (Fersaliti) durchschnitten wird, am linken Ufer desselben bei Pharsalos. Auf dem Abhange der Höhen am rechten Ufer des Flusses dagegen lagerte Pompejus, etwa eine Meile von Cäsar entfernt. Da der letztere schwer durch Proviantmangel gedrückt wurde, so war es ihm im höchsten Grade erfreulich, als endlich Pompejus, dessen senatorische Begleiter zur Ausnutzung ihres für sicher gehaltenen Sieges die baldige Rückkehr nach Rom ersehnten und zu der Hauptschlacht drängten, seine sehr günstige Stellung verließ und sich am Morgen des 9. August 48 anschickte, mit 47,000 Mann und 7000 Reitern Cäsars 22,000 Veteranen und 1000 Reiter anzugreifen. Die weltgeschichtlich entscheidende Stunde war gekommen.

Pompejus überschritt den Enipeus, an dessen Ufer er seinen rechten Flügel lehnte. Er gedachte, mit seinem Fußvolk zunächst nur erst defensiv sich zu halten, und den ersten großen Hauptstoß durch seine Reitermassen führen zu lassen. Als der wilde Kampf zwischen den Legionen im vollen Gange war, stürzte sich Labienus mit der Kavallerie auf Cäsars Reiter, die dessen rechten Flügel decken sollten. Bald waren diese auseinandergesprengt, und nun wollte Labienus die rechte Flanke seines alten Oberfeldherrn verderblich überflügeln. Da warf sich ihm, — für solchen Fall von Cäsar aufgespart, — eine aus dem dritten Treffen herausgenommene, ausgesuchte Reserve von 2000 Mann Kerntruppen entgegen und brachte durch ihre Tapferkeit und durch Verwendung der Pila zum Stoß die pompejanische Reiterei schnell in vollständige Verwirrung. Als diese zum Weichen gezwungen war, begannen die 2000 Mann, die linke Flanke der Pompejaner energisch zu überflügeln. Nun griff auch das dritte Treffen Cäsars nachdrücklich in den Kampf ein, und damit war endlich in heißer Mittagsstunde die Widerstandskraft der Pompejaner gebrochen, die nun unter schweren Verlusten über den Enipeus nach ihrem Lager zurückwichen. Und nun war es das Schlimmste, daß Pompejus selbst allen Muth verloren hatte. Er verließ das Lager, als dasselbe bereits von Cäsars Truppen mit Sturm genommen wurde, und eilte so schnell als möglich nach Larissa, um nachher auf einem Schiffe nach Amphipolis zu flüchten. Sein fliehendes Heer hatte inzwischen ebenfalls den Weg nach Larissa zu gewinnen gesucht, wurde aber noch am Abend von Cäsar mit vier Legionen gefaßt und blokirt, und mußte am folgenden Morgen, noch 20,000 Mann stark, die Waffen strecken.

Die große Entscheidung war gefallen. Sie war zu Gunsten des Römers ausgefallen, der an Klarheit des Denkens, an Bestimmtheit des Wollens, an Feldherrntüchtigkeit, — aber auch an wahrem Beruf zur Herrschaft seinen Rivalen unendlich übertraf. Nun aber kam es darauf an, den großen Sieg in großer und umfassender Weise auszunutzen, und da zeigte es sich sehr schnell, daß die alte Republik doch zu fest gewurzelt war, um schon nach Einem, wenn auch noch so wuchtigen, Schlage das Schwert aus der Hand sinken zu lassen. Auf dem Boden von Thessalien noch verfügte Cäsar über die besiegte und gefangene Armee. Die Soldaten übernahm er für seinen Dienst; dagegen war von der früheren bedingungslosen Milde gegen die eigentlichen politischen Feinde nicht mehr die Rede. Wer unter namhafteren Senatoren und Rittern schon einmal von Cäsar gefangen, entlassen und jetzt wieder gefangen war, wurde nunmehr zum Tode bestimmt. Es sind jedoch auch von diesen Leuten schließlich noch manche begnadigt worden. Großsinnig ließ Cäsar auch die gesammten Briefschaften des Pompejus verbrennen, die in seine Hände fielen; es galt für ihn, das Werk des Kampfes und der Rache gegen die römischen Feinde nicht über das unbedingt gebotene Maß hinaus fortzusetzen. Nach der militärischen Seite hin sah Cäsar auf griechischem Boden sehr rasch die einheimische Gegnerschaft

zusammensinken. Das gut Pompejanische Athen ergab sich jetzt an Cäsars in Mittelgriechenland operirenden Legaten Q. Fufius Calenus, und erhielt von Cäsar volle Verzeihung. Dagegen schlugen sich die allezeit tollköpfigen Bürger von Megara noch jetzt mit so wildem Fanatismus gegen die Soldaten des Calenus, daß sie bei endlicher Erstürmung ihrer Stadt gegen die Römer sogar eine Anzahl Löwen losließen, die für die Spiele der Hauptstadt bestimmt waren und zufällig in Megara Rast machten.

Dagegen war ein erheblicher Theil der Römer noch zu energischer Fortsetzung des Krieges gestimmt. Die 18 Cohorten, die Cato in Dyrrhachion noch immer hatte, und andere sehr erhebliche Reste der Landmacht, deren Kern bei Pharsalos zertrümmert war, boten den vielen aus der Niederlage geretteten höheren Führern der Pompejaner und Republikaner einen guten Anhalt. Nun hatte allerdings Cato Dyrrhachion aufgegeben, auch den Gedanken fallen lassen, den Kampf im Peloponnes wieder aufzunehmen. Dagegen wurde einstweilen die Insel Kerkyra der Sammelplatz für die Heerestrümmer und für die vielen aristokratischen Flüchtlinge, die sich nicht entschließen oder nicht hoffen konnten, von Cäsar Gnade zu nehmen oder sonst in irgend einer Weise mit dem Sieger ihren Frieden zu machen. Nun geschah es aber, daß auf die Kunde von der Siegesschlacht bei Pharsalos die Völker und Fürsten des Orients, zu deren unbegrenztem Staunen Pompejus besiegt worden war, sich beeilten, dem neuen Herrn des Reiches zu huldigen, mindestens gegen denselben sich nicht weiter zu kompromittiren. Ging die Sache, um die Hauptmomente zu betonen, im fernsten Nordosten so weit, daß jetzt der bosporanische König Pharnakes (S. 553) zu den Waffen griff, Phanagoria an sich riß und die alten Besitzungen seines Vaters in Klein-Armenien dem König Dejotarus zu entreißen begann, so wurde es für die Pompejaner noch viel fataler, daß jetzt aller Orten die Contingente und Schiffsgeschwader des Ostens nach Hause abberufen wurden. Unter diesen Umständen zogen die auf Kerkyra versammelten Führer es vor, ihre Zuflucht nach Afrika zu nehmen, wo sie an König Juba einen sicheren Halt hatten. Wußten sie doch auch, daß unter den Mißgriffen des cäsarischen Legaten in Spanien auch in diesem Lande eine neue erhebliche Gährung entstanden war. Nur der Umstand wirkte vorläufig sehr lähmend, daß Republikaner und Pompejaner einstweilen in der tödtlichsten Ungewißheit über das Schicksal ihres Oberfeldherrn blieben. Cäsar seinerseits machte trotz seines durchschlagenden Sieges bei Pharsalos eine ähnliche fatale Erfahrung, wie einst — allerdings bei aller innerer Haltlosigkeit weit zahlreicheren Gegnern gegenüber, — Alexander der Große nach den Schlachten von Issos und Gaugamela. Die Zahl der Kräfte, über die er zu verfügen hatte, war zu klein, die Menge der zu lösenden Aufgaben zu groß, die Ausdehnung der Arena dieser Kämpfe zu gewaltig, als daß nicht noch wiederholt sich ihm die zu bewältigenden Schwierigkeiten bergehoch hätten zusammenballen sollen.

Cäsars nächste Aufgabe war es, dem flüchtigen Pompejus nach dem

Osten zu folgen und zu verhindern, daß der besiegte Rival in einer der ihm von Alters her noch ergebenen Landschaften neue Streitkräfte sammle. In seiner Scheu, nach seiner Niederlage sofort wieder mit den Republikanern zusammenzutreffen, hatte Pompejus in der That, nachdem er sich in Lesbos mit seiner Gattin und seinem Sohne Sextus vereinigt, von dieser Insel aus seine Fahrt nach dem Nil gerichtet. Syrien war bereits nicht mehr zu halten; hier hatte sich Antiochia schon für Cäsar erklärt. In Aegypten war der blutige Ptolemäos Auletes im Mai d. J. 51 gestorben. Die Herrschaft war auf zwei seiner Kinder übergegangen; auf die (geb. 69 oder 68 v. Chr.) jugendlich schöne, anmuthige Kleopatra und deren präsumtiven Gatten, den bei des Vaters Tode zehnjährigen Ptolemäos XII. Dionysos. Zwischen den Geschwistern oder vielmehr zwischen Kleopatra und des Knaben Vormund Pothinos war es aber zum Bruche gekommen, Kleopatra war vertrieben, und suchte nun von Syrien her ihr Reich zurückzugewinnen. In solchem Kampfe stand eben jetzt Pothinos mit seinem fürstlichen Mündel an der Spitze der ägyptischen Armee, — deren Kern das alte Truppenkorps des Gabinius (S. 590) bildete, welches durch frische italische und kilikische Söldner verstärkt war, — am Kasischen Vorgebirge in der Gegend von Pelusion. Da erschien das kleine Geschwader des Pompejus in der Nähe: er war seinem Schicksal verfallen. Der Hof der Lagiden wollte ihn zuerst bloß nicht aufnehmen, um sich nicht mit Cäsar zu verfeinden. Da rieth aber des Königs Erzieher, der griechische Rhetor Theodotos, ihn lieber aus dem Wege zu räumen; das sei eine gute Empfehlung bei Cäsar und sichere das Reich vor Versuchen des Pompejus, durch seine alten Truppen doch am Nil festen Fuß zu fassen. Wirklich wurde der unglückliche Imperator auf seine Anfrage durch den General Achillas eingeladen, sich zu dem jungen Könige zu begeben, und nun während der Fahrt durch die Untiefen der Küste auf einer kleinen Barke durch einige seiner eigenen alten Soldaten ermordet, die jetzt in Aegypten dienten; (am 28. September 48, am Tage vor seinem 59. Geburtstage).

Cäsar seinerseits hatte von dem Siegesfelde bei Pharsalos aus mit einer Reiterschaar und einer Legion die Schritte des Pompejus ungestüm bis zum Hellespont verfolgt, hatte dann in Asia noch eine zweite Legion aus Griechenland an sich gezogen und war, endlich über des Pompejus Absichten aufgeklärt, mit zusammen 3200 Mann und 800 Reitern und 34 Schiffen nach Aegypten abgesegelt. In den ersten Tagen des Octobers erschien er auf der Rhede von Alexandria, um hier tief erschüttert und empört zu hören, in welcher Weise die kleinliche Pfiffigkeit armseliger Schächer und die Hand gemeiner Mordbuben in den Weltkampf der Gewaltigen Roms einzugreifen sich vermessen hatte. Wenig erfreut über Cäsars ungeheuchelten Abscheu vor ihrer Bluthat, waren aber die Stimmführer am Hofe der Lagiden noch weniger angenehm durch Cäsars Absicht berührt, einstweilen in Alexandria sich aufhalten und die hier schwebende Frage in seinem Sinne endgültig lösen

zu wollen. Cäsar bezog das königliche Schloß der Lagiden und forderte dann als sehr ermäßigte, abschließende Zahlung von dem Hofe auf Grund (S. 589) der Zusagen des Auletes vom J. 59 und 56 die Summe von zehn Millionen Denaren, und gebot den hadernden Geschwistern Frieden, ihr Streit sollte vor seinem Forum entschieden werden. Damit aber stürzte er sich in bedenkliche Gefahren. Die riesige Weltstadt Alexandria mit ihren Hunderttausenden rühriger Bürger und mit ihrem wilden griechisch-ägyptischen Pöbel, der an Blutgier, Wildheit und Neigung zu furchtbaren Straßenkämpfen dem Pariser und dem in Neuorleans mehr als ebenbürtig war, grollte in trotzigem Nationalgeist dem römischen Feldherrn, von dem man das Schlimmste für die Unabhängigkeit des Reiches fürchtete. Cäsars Einzug in Stadt und Schloß hatte ein gefährlicher Tumult begleitet; nicht wenige seiner Soldaten wurden einzeln in der Stadt ermordet. Geradezu gefahrvoll wurde die Sache, als die junge Königin Kleopatra Mittel gefunden hatte, mit erstaunlicher Keckheit von der Seeseite her Nachts in das Schloß zu gelangen, wo nun ihr feingebildeter Geist, ihre fürstliche Würde, nicht minder ihre blendende, durch seltene Anmuth und unübertroffene Meisterschaft in jeder Art der Koketterie gehobene, Schönheit den großen Römer vollständig bezauberten. Die von Cäsar verfügte Ausgleichung zwischen Kleopatra und ihrem Bruder, (mit welcher auch die Zurückgabe der Insel Kypros an ihre jüngeren Geschwister Arsinoë und Ptolemäos verbunden war) erbitterte den Großwessier Pothinos auf das Höchste, der von der Herstellung der Herrschaft der ihm bitter verhaßten Dame für seine Stellung und seine Person alles fürchten zu müssen glaubte. Pothinos also schürte mit allen Mitteln den Fanatismus des Volkes gegen Cäsar und die Römer. Nun hatte zwar Cäsar sofort Verstärkungen aus Asien herbeigerufen. Aber ehe dieselben kommen konnten, erhoben die ägyptische Armee unter Achillas, die trotz ihrer theilweise italischen Abkunft dem Cäsar todtfeindliche soldatische Masse, 20,000 Mann und 2000 Reiter, die jetzt von Pelusion anrückten, und das Volk von Alexandria auf des Königs und des Pothinos geheimen Befehl einen furchtbaren Aufstand, durch welchen Cäsar für längere Zeit in die gefahrvollste Lage gerieth. Von der durch die Prinzessin Arsinoë und (nach Ermordung des Achillas) durch deren Vertrauten, den Eunuchen Ganymedes politisch und militärisch geleiteten, das ganze Land ringsum beherrschenden Masse energisch und geschickt angegriffen, kostete es Cäsar, der den Pothinos aus dem Wege geräumt und den König Ptolemäos verhaftet hatte, die größte Mühe, mit seiner Handvoll Leute und seinen meistens rhodischen Schiffen das Schloß und Theater und nach Zerstörung eines Theiles der ägyptischen Flotte die Leuchtthurm-Insel Pharos zu behaupten. Als nach nahezu fünfmonatlicher Gefahr Ganymedes auch Pharos erobert hatte, unterhandelte Cäsar und gab den König Ptolemäos frei, der ihm dafür versprach, die Alexandriner zur Ruhe stimmen zu wollen. Kaum aber hatte dieser das Schloß hinter sich, so erneuerte er den Kampf mit erhöhter Wuth, lähmte aber sich selbst jeden Erfolg, weil er aus Eifer-

sucht auf Arsinoë den hochbegabten Ganymedes aus dem Wege räumen ließ. Und nun endlich, nachdem schon vorher zu Wasser eine frische Legion aus Asien angelangt war, erschien im März d. J. 47 über die Landenge von Suez ein starkes Hülfsheer. Mithradates von Pergamon, angeblich ein Bastard des alten pontischen Königs, ein tüchtiger Soldat aus dessen Schule, brachte Hülfsschaaren verschiedener Art aus den Nationaltruppen der Kilikier, der Ituräer, der Völker am Libanon, der Juden und anderer Stämme. Als Mithradates sofort Pelusion überrannt hatte und nun auf Memphis marschirte, trotz der Gegenwehr eines ägyptischen Heeres das linke Ufer des Nilstroms gewann, dann am linken Ufer des westlichsten Delta-Armes abwärts zog, eilte Cäsar, mit einem Theile seiner Truppen den See von Mareotis westlich zu umgehen, um sich mit dem tapferen Pergamener zu vereinigen. Nun wurde die Armee des Königs Ptolemäos, die sich in das Delta gezogen hatte, in furchtbarem Angriff vollständig zerschmettert, der König ertrank selbst auf der Flucht. Nun konnte Cäsar als triumphirender Sieger von Süden her in Alexandria einziehen (27. März 47). Die Stadt wurde nicht weiter bestraft, erhielt aber drei Legionen als bleibende römische Besatzung. Arsinoë wurde als Gefangene nach Rom geschickt, Kypros wieder zu Kilikien geschlagen, Kleopatra dagegen, der nur noch ein sechsjähriger Bruder zur Seite stand, unter Roms Oberhoheit als Königin von Aegypten anerkannt.

Noch einige Zeit rastete Cäsar in dem Nilthale, wo den stolzen Mann die mächtigste Leidenschaft für die in ihrer Art unvergleichlich reizende junge Königin, seine treue Kampfgenossin, erfaßt hatte. Als dann die Waffen wieder arbeiten sollten, standen die Dinge im Abendlande auf vielen Seiten bedenklich genug. Die lange Abwesenheit Cäsars und seine schwer bedrohte Lage in Alexandria hatten die Feinde in Afrika zu sehr ausgedehnten neuen Rüstungen ausgenutzt. In Italien, wo Alles gespannt die Rückkehr, die neuen Bestimmungen und Organisationen des jetzigen Herrn des Reiches erwartete, hatte nach der Siegeskunde von Pharsalos der Senat für den Sieger die ausgedehntesten Ehren und Rechte beschlossen. Cäsar sollte das Recht über Krieg und Frieden, die Verfügung über die prätorischen Provinzen, die Entscheidung über die Wahlen aller Großbeamten, die von den Tributcomitien zu vollziehenden ausgenommen, weiter aber das Recht erhalten, das Consulat fünf Jahre nach einander bekleiden zu dürfen. Vor Allem aber ernannte man Cäsar zum Dictator, und zwar für zwölf Monate. Andrerseits kostete es, — nachdem schon im Jahre 48 der kräftige und verständige Consul Servilius Isauricus viele Mühe gehabt, die unsinnige Agitation des tief verschuldeten Prätors M. Cälius Rufus zu bändigen, der zur Zeit der schweren Kämpfe vor Dyrrhachion Abschaffung aller Schulden und freie Hausmiethe für ein Jahr verkündigt, schließlich im offenen Aufstande sammt seinem Gehülfen Milo bei Thurii den Tod gefunden hatte, — im Jahre 47 den M. Antonius, der bei allen tollen Ausschweifungen ein gewandter und energischer Mensch war und bei der Suspen-

dirung aller kurulischen Wahlen bis zu Cäsars Rückkehr Italien als dessen Magister equitum regierte, viele Anstrengung, die Unruhen einzudämmen, welche der Volkstribun P. Dolabella durch Wiederaufnahme der kommunistischen Politik des Cälius veranlaßte. Auch in Dalmatien hatte der Kampf noch fortgedauert. Hier hatte den starken Resten Pompejanischer Truppen und Schiffe unter M. Octavius (S. 610) und den ihm verbündeten Dalmatinern zuerst Cäsars Legat Quintus Cornificius tapfer widerstanden. Dagegen hatte sein Nachfolger, A. Gabinius, mit starker Macht im Winter 48/47 einen sehr unglücklichen Feldzug in die rauhen dalmatischen Gebirge versucht und war nach der Rückkehr zu Salonä gestorben. Die erfolgreiche Energie, mit welcher jetzt Octavius diese Gegend wieder überzog, wurde erst durch einen glänzenden Seesieg (bei Tauris, jetzt Torcola in der Nähe von Lesina) des zu Brundisium kommandirenden P. Vatinius gebrochen, der den Octavius zur Abfahrt nach Afrika zwang.

Vorzugsweise übel stand es aber im Frühling 47 in Kleinasien. Jener Pharnakes hatte auch auf Cäsars bestimmten Befehl Kleinarmenien nicht wieder räumen wollen, und so mußte Cäsars nach der Schlacht von Pharsalos in Kleinasien vorgehender Legat Gnäus Domitius Calvinus zu den Waffen greifen. Er hatte nur eine alte Legion bei sich, die aus bisher Pompejanischen Soldaten, und eine andere, die aus conscribirten Römern in Asien gebildet war, wie auch zwei römisch geschulte Abtheilungen des galatischen Dejotarus. Als es aber bei Nikopolis gegen Ende des Jahres 48 zur Schlacht kam, trug Pharnakes den entschiedenen Sieg davon, weil nur die alte römische Legion des Calvinus sich tapfer hielt. Der letztere konnte die erobernde Ausbreitung des Pharnakes nicht hindern, der nun sich überall die schwersten Ausschreitungen gestattete. Hier beschloß Cäsar zuerst kraftvoll durchzugreifen. Und als er im Sommer 47 von Aegypten her Syrien, Kilikien und Kappadokien durchzogen, überall die neue Ordnung der Dinge festgestellt hatte, warf er sich mit nur Einer schwachen Veteranenlegion und mit den Truppen des Calvinus und des Dejotarus auf Pharnakes, der am 2. August 47 bei Ziela aufs Haupt geschlagen worden ist. Das bosporanische Reich sollte dann Cäsars Retter in Aegypten, Fürst Mithradates erhalten. Demselben fiel auch ein Theil Galatiens zu. Denn Dejotarus als eifriger Pompejaner wurde auf seine galatischen Erblande beschränkt, auch Kleinarmenien an Kappadokien abgegeben.

Nun endlich konnte Cäsar nach Rom zurückkehren, wo er im September eintraf. Freilich nur, um sofort wieder in die schwierigsten Geschäfte und Kämpfe sich stürzen zu müssen. Die Ernennung der Consuln des Jahres, die Erhöhung der Prätorstellen auf zehn, einige Erleichterungen im Schuldenwesen, waren Nebendinge neben der schwierigen Aufgabe, einer höchst gefährlichen Meuterei eines großen Theiles seiner alten Truppen Meister zu werden, die seit Pharsalos in Campanien lagerten und in dem Müßiggange die alte Zucht vergessen hatten. Ihrer Belohnungen harrend und sehr ver-

drießlich über die Aussicht auf einen neuen mühevollen Krieg in Afrika, hatten sie sich im Juli 47 geweigert, sich nach Sicilien einschiffen zu lassen und marschirten jetzt im offenen Aufstande bis nach dem Marsfelde bei Rom. Hier erst vermochte der große Heermeister Cäsar selbst, indem er sie sofort entließ, ihnen trotzdem die reichsten Belohnungen zusagte, sie aber dann nicht mehr als Kameraden, sondern als „Bürger" behandelte, diese Veteranen, die sich nur noch als Soldaten fühlten, vollständig wieder zu gewinnen.

Trotzdem war der neue Feldzug furchtbar schwer. In Afrika, wo sich die Elite aller Pompejanischen und republikanischen Offiziere gesammelt hatte, standen jetzt, mit einer Flotte und reichen Geldmitteln wohl versehen, unter dem Oberbefehl des Metellus Scipio 10 römische Legionen und vier des Juba, dazu 120 Elefanten und sehr zahlreiche Reiter. Die Erbitterung und der Fanatismus der meisten Führer außer Cato war grenzenlos. Der Gedanke Cäsars, schon früher von Spanien her gegen die Afrikaner operiren zu lassen, war unausgeführt geblieben, weil auch dort ein Aufstand drohte, den Cäsar erst im Herbst 47 durch Abberufung des Cassius Longinus, für den Gajus Trebonius nach dem Bätis ging, zu beschwichtigen vermochte. So konnte Cäsar erst zu Ende des Jahres 47, (nachdem er für 46 zum Consul erwählt war,) nach Afrika aufbrechen. Nach alter Annahme am 25. December, (nach berichtigtem Kalender am 8. October) stach er mit fünf jungen und einer alten Legion in See, hatte aber solche Schwierigkeiten mit Wind und Wetter zu bestehen, daß erst am 3. Januar 46 sein Heer bei seinen Landungsplätzen Ruspina und Klein-Leptis zusammen war, die er durch verschanzte Linien mit einem festen Lager in Verbindung setzte. Nun hatte der Feldherr zunächst sehr schwierige Kämpfe mit den von Labienus geführten Massen der afrikanischen Reiter und Schützen zu bestehen, wußte jedoch die mauritanischen Fürsten Bogud von Tingis und Bocchus in Jol, dann den alten Freibeuter Sittius (S. 560) und die gätulischen Nomaden zu Angriffen auf Numidien aufzustacheln. Der schwere Fehler endlich des wenig fähigen Metellus Scipio, anstatt sich tiefer in das Innere zu ziehen, den Krieg in der den Republikanern nur wenig geneigten, an Städten reichen Küstenlandschaft zu führen, ließ diesem gute Chancen gegen Cäsar entgehen. Der Krieg, der sich in der Gegend von Hadrumetum, Ruspina und Thapsos zusammendrängte, verlief zwei Monate lang in nichts entscheidenden Kämpfen und Scharmützeln. Endlich hatte Cäsar auch die alten Legionen aus Italien an sich ziehen können. Nun griff er die wichtige Stadt Thapsos an, um dadurch die Gegner zur Schlacht zu zwingen. Am 6. April 46 nahmen diese den Kampf an, in einer für sie schlecht gewählten Stellung. Noch ehe sie die Schanzen ihres Lagers hatten vollenden können, griff Cäsar sie mit acht Legionen wuchtig an, trieb durch seine Schleuderer und Schützen die 60 Elefanten, durch welche Scipio seinen linken Flügel decken wollte, in wilder Unordnung auf denselben, und stürzte sich dann auf die bereits arg verwirrten Gegner mit zerschmetternder Energie.

Da die Soldaten Cäsars durch die endlosen Feldzüge furchtbar erbittert waren, so würgten sie unter den Pompejanern so schonungslos, daß deren 50,000 den Untergang fanden. König Juba, wie die meisten der feindlichen Führer, fanden, zum Theil durch eigene Hand, den Tod auf der Flucht, nur Labienus, Varus und die Söhne des Pompejus waren nach Spanien entkommen. Der edelste aller Gegner Cäsars, der zu Utika befehligende Cato, gab sich selbst den Tod, um den Untergang der Republik nicht zu überleben. Das Reich Numidien wurde aufgelöst, die westliche Masse dem mauritanischen König Bocchus überlassen, die östliche bis zum Flusse Ampsaga mit Cirta, wo das Corps des Sittius angesiedelt ward, zur Provinz „Neu-Afrika" gemacht, die zunächst der Historiker Sallustius verwaltete. Im Juli des Jahres 46 konnte Cäsar wieder in Rom eintreffen, um seinen Prachttriumph über Kelten und Aegypter, Bosporaner und Numidier mit imposantem Glanz zu feiern.

Drittes Kapitel.

Der Untergang der Republik.

Die Waffen, so schien es, durften nun für lange ruhen. An Cäsar, dessen Alleinherrschaft nun nicht mehr bestritten wurde, trat die riesige Aufgabe heran, für seine neue Stellung die versöhnende Form zu finden, und das aller Orten unter den furchtbaren Wunden des Bürgerkrieges blutende und unter den Folgen des langen schlechten aristokratischen Regimes leidende Reich neu zu organisiren und zu beleben. Es hat sich schnell genug herausgestellt, daß selbst dem Genie Cäsars diese Riesenaufgabe nur zum Theil gelingen konnte. Es war bei der sozialen und politischen Entwickelung der Römer ebensowohl unmöglich geworden, noch länger eine wirkliche Republik festzuhalten, wie ein neues, gern und freiwillig anerkanntes Königthum ins Leben zu rufen. Jeder Blick in die inneren Zustände des römischen Volkes, namentlich der eigentlichen Römer, zeigt nur allzudeutlich, daß die alten nationalen Tugenden, die in guter Zeit die wahre Grundlage der stolzen Republik ausgemacht hatten, in immer rascherem Verschwinden sich befanden. Wohl war die äußere Physiognomie des römischen Lebens in den Tagen der ausgehenden Republik ungemein reich und glänzend. Die alte Rusticität wich in den dominirenden Klassen der römischen Gesellschaft mehr und mehr der übermächtigen hellenischen Civilisation, welche allmählich ganz in das Römerthum aufgenommen worden ist. Das griechische Wesen war auch für die Art der römischen Jugendbildung mustergiltiges Vorbild geworden. Römische Jünglinge studirten seit Ausgang des sullanischen Bürgerkrieges mit immer größerer Vorliebe auf der großen philosophischen Schule zu Athen und griechische Rhetorik zu Rhodos, besuchten auch wohl noch andere griechische Bildungsanstalten in Kleinasien, machten mit wachsendem Behagen bildende Reisen nach den klassisch geweihten Sitzen alter Geschichte und den Museen alter Kunst. Die edle



Da die Soldaten Cäsars durch die endlosen Feldzüge furchtbar erbittert waren, so würgten sie unter den Pompejanern so schonungslos, daß deren 50,000 den Untergang fanden. König Juba, wie die meisten der feindlichen Führer, fanden, zum Theil durch eigene Hand, den Tod auf der Flucht, nur Labienus, Varus und die Söhne des Pompejus waren nach Spanien entkommen. Der edelste alte Gegner Cäsars, der zu Utika befehligende Cato, gab sich selbst den Tod, um den Untergang der Republik nicht zu überleben. Das Reich Numidien wurde aufgelöst, die westliche Masse dem mauritanischen König Bochus überlassen, der östliche bis zum Flusse Ampsaga mit Cirta, wo das Heer des Sittius angesiedelt ward, zur Provinz „Neu-Afrika" gemacht, die zunächst der Historiker Sallustius verwaltete. Im Juli des Jahres 46 konnte Cäsar wieder in Rom eintreffen, um seinen Prachttriumph über Gallier und Aegypter, [illegible] und Numidier mit imposantem Glanz zu feiern.

Drittes Kapitel.

Der Untergang der Republik.

Die Waffen, so schien es, durften nun für lange ruhen. An Cäsar, dessen Alleinherrschaft nun nicht mehr bestritten wurde, trat die riesige Aufgabe heran, für seine neue Stellung die versöhnende Form zu finden, und das aller Orten unter den furchtbaren Wunden des Bürgerkrieges blutende und unter den Folgen des langen schlechten aristokratischen Regimes leidende Reich neu zu organisiren und zu beleben. Es hat sich schnell genug herausgestellt, daß selbst dem Genie Cäsars diese Riesenaufgabe nur zum Theil gelingen konnte. Es war bei der sozialen und politischen Entwickelung der Römer ebensowohl unmöglich geworden, noch länger eine wirkliche Republik festzuhalten, wie ein neues, gern und [illegible] Königthum ins Leben zu rufen. Jeder [illegible] Volkes, namentlich der eigentlichen [illegible] alten nationalen Tugenden, die in guter [illegible] Republik ausgemacht hatten, in [illegible] befanden. Wohl war die äußere [illegible] in den Tagen der ausgehenden Republik ungemein [illegible] glänzend. Die alte Rusticität wich in den dominirenden Klassen der römischen Gesellschaft mehr und mehr der übermächtigen hellenischen Civilisation, welche allmählich ganz in das Römerthum aufgenommen worden ist. Das griechische Wesen war auch für die Art der römischen Jugendbildung [illegible] giltiges Vorbild geworden. Römische Jünglinge studirten [illegible] Ausgang des [illegible]nischen Bürgerkrieges mit immer größerer Vorliebe an der großen philosophischen Schule zu Athen und griechische Rhetorik zu Rhodos, [illegible] auch wohl noch andere griechische Bildungsanstalten [illegible] mit wachsendem Behagen bildende Reisen nach den klassisch geweihten [illegible] der Geschichte und den Museen alter Kunst. Die edle



Julius Cäsar. Kolossalstatue (Neapel).

lateinische Sprache, die allerdings bei gleichzeitiger Ausbreitung nach Gallien und Spanien wieder vielen barbarisirenden Einflüssen ausgesetzt war, erreichte eben damals auf der Rednerbühne und in der Literatur der Hauptstadt, hier namentlich unter Ciceros mächtiger Einwirkung, wie zugleich unter der Cäsars, ihre höchste formelle Ausbildung, gewann damals die Muster ihrer lange als klassisch geltenden Prosa. Die literarischen Beschäftigungen nahmen in der römischen Welt einen immer breiteren Raum ein. Und in diesem Zeitalter, wo die Sklaverei, auf welcher nun einmal so viele Seiten dieser antiken Civilisation basirten, immer mehr zur Ausbeutung auch der geistigen Kräfte der Unfreien die Mittel bot, wurde auf Grund der immer stärkeren Nachfrage nach Büchern die moderne Buchdruckerpresse durch die Arbeit zahlloser gebildeter Sklaven ersetzt, die zu fabrikmäßigem Abschreiben alter und neuer Bücher geschult wurden. Ciceros und vieler anderer namhafter Römer Freund, der fein gebildete Banquier Titus Pomponius Atticus (S. 503), zählt zu den wesentlichen Schöpfern dieser neuen Industrie, auf welche sich dann ein sehr lebhaft betriebener Buchhandel stützen konnte.

Die Literatur dagegen, wie die Römer selbst sie erzeugten, war noch immer nicht sehr reich an Werken von bleibender Bedeutung. Die Geschichtsschreibung, die am ersten einen nationalen Charakter hätte entfalten können, entwickelte sich nur sehr langsam. Die älteren Schriften des bereits mehr kritisch arbeitenden, kunstmäßig und rhetorisch schreibenden, auf die Geschichte des zweiten punischen Krieges, dann auf „Historien" oder ältere römisch-italische Geschichte gerichteten (geb. um 180, bis nach 120 v. Chr.), durch Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe ausgezeichneten, viel gelesenen L. Cälius Antipater und die des P. Sempronius Asellio sind auch jetzt noch nicht übertroffen worden, weder durch die bombastische Geschichte des Bundesgenossen- und Bürgerkrieges von L. Cornelius Sisenna (der 78 Prätor war), noch durch die späteren Annalisten, welche die alte Geschichte der Stadt wieder neu behandelten, unter denen der im Jahre 66 verstorbene Gajus Licinius Macer die Zeit der alten Ständekämpfe wesentlich im Sinne der zu seiner Zeit giltigen demokratischen Tendenz behandelte, dagegen Valerius Antias durch unkritische Uebertreibungen, namentlich nach Seiten der Zahlen der Besiegten und der Siege der Altrömer, eine wenig beneidenswerthe Berühmtheit erlangt hat. Von wahrhaft erheblicher historischer und sprachlicher Bedeutung sind dagegen die historischen Schriften des großen Mannes selbst, Cäsars, der nicht bloß als Feldherr und Staatsmann der Zeit seiner Mannesjahre die Signatur gegeben hat, und etwas später die eines seiner eifrigsten Anhänger, des Gajus Sallustius Crispus (geb. 86 v. Chr. zu Amiternum, gest. 35 v. Chr.), dessen Schilderungen des Jugurthinischen Krieges und der Catilinarischen Verschwörung trotz mehrfacher Mängel durch Frische, Kraft und plastische Anschaulichkeit der Sprache und der Schilderung zu den interessantesten Denkmälern dieses Zeitalters gehören. Während neben solchen Männern der

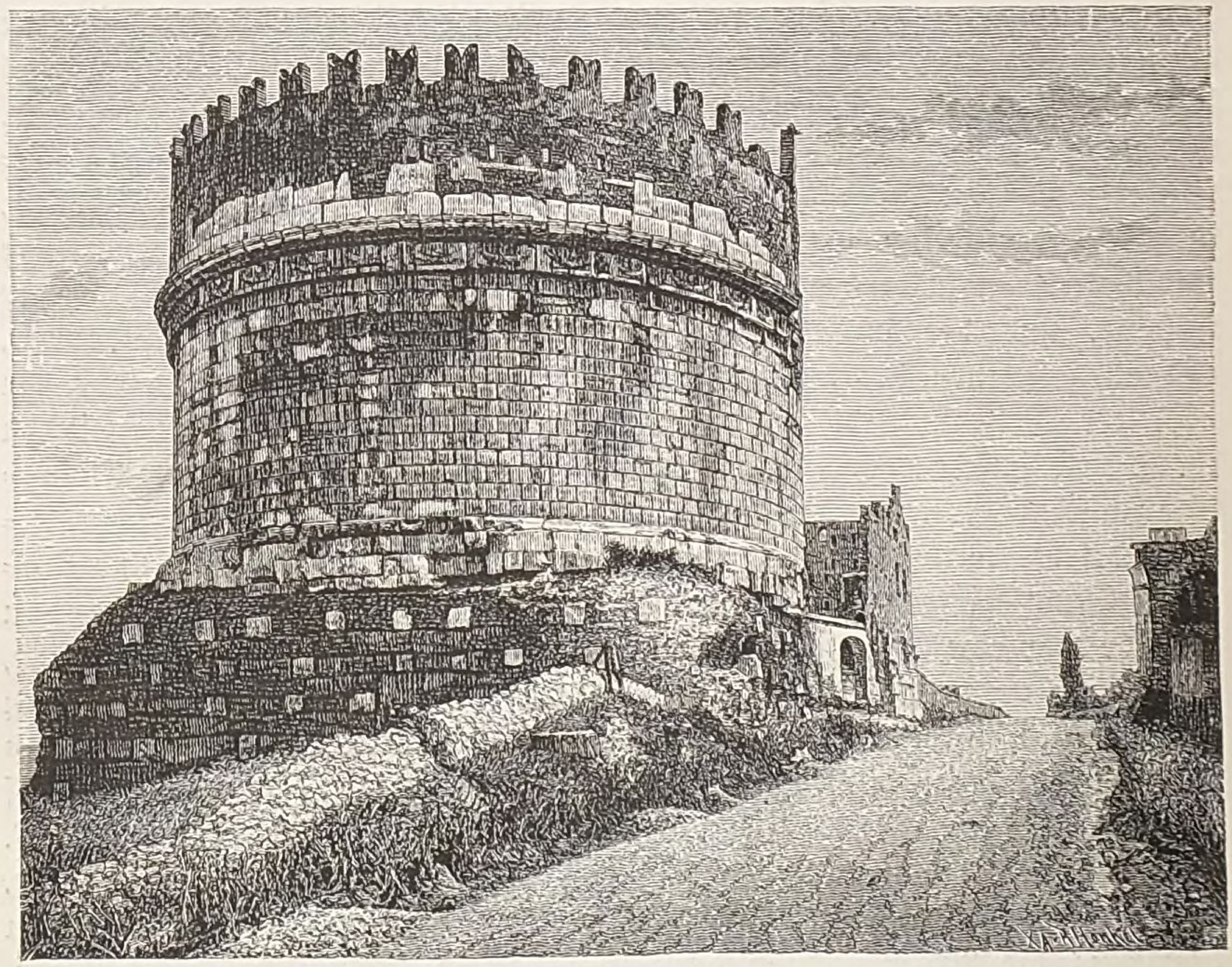
treffliche M. Terentius Varro (116—27 v. Chr.), ein Sabiner aus Reate, einer der wackersten Vertreter der guten alten Zeit in Sprache und Sitte, auch seinerseits ein ebenso fruchtbarer als vielseitiger Schriftsteller, namentlich als gelehrter Forscher auf dem Gebiet der lateinischen Sprache, wie als ausgezeichneter Kenner der Alterthümer der römischen Nation, sich seiner Zeit einen glänzenden Namen gemacht hat, war es wieder Cicero, der nicht nur in seinen zahlreichen — wie die anderer großer Redner des Tages, zu denen auch Cäsar zählte, buchhändlerisch verbreiteten — politischen und gerichtlichen Reden, sondern auch in seinen zahlreichen Schriften über die Kunst, die Geschichte, die Theorie und die Technik der Beredtsamkeit, in der von ihm wie von andern Zeitgenossen meisterhaft gehandhabten Epistolographie, und in seinen vielen philosophischen Schriften als vollendeter Meister des klassischen lateinischen Styles glänzte.

Ungleich geringer war, zwar nicht die Produktivität der Geschlechter dieses Jahrhunderts, wohl aber die Zahl der poetischen Leistungen, die sich auch nur bei der römischen Nachwelt behauptet haben. In der Tragödie, wie in der Komödie ist nichts Erhebliches mehr geleistet worden. Nur der Mimus, nämlich eine neue Gattung von kleineren Komödien, meist keck erotischen Inhalts, welche das alltägliche Leben der Hauptstadt darstellten, und unter Zurückdrängung der alten Atellanen-Posse seit 82 v. Chr. auf die Bühne der Hauptstadt kamen, für das Publicum aber dadurch noch einen besonderen Reiz hatten, daß hier die Frauenrollen durch Frauen gespielt wurden, — gewann für diese Zeit eine eigenthümliche Bedeutung. Unter den Vertretern dieser Richtung haben besonders der reichbegabte Laberius (gest. 43), der in geistreicher Charakterzeichnung und in lebendigem und sprachlich gewandtem Ausdruck Meister war, und Publius Syrus eine größere Bedeutung gewonnen. Von wirklich höherer Bedeutung waren unter den Vertretern der übrigen Gattungen der redenden Künste nur zwei Männer, nämlich Q. Valerius Catullus aus Verona (87—54 v. Chr.), der als feuriger Anhänger der republikanischen Gegner der großen Triumvirn in den italischen Municipien gegen die verhaßten Machthaber eben so bissige als elegante Epigramme schleuderte, der ferner neben einer Reihe von Nachahmungen des Alexandriners Kallimachos in seinen Elegieen in frischer und glücklicher Weise seine glänzende Begabung, Formgewandtheit und fesselnde Anmuth entfaltete, — und ferner der Didaktiker Titus Lucretius Carus (99—55 v. Chr), der in seinem Lehrgedicht „Vom Wesen der Dinge" die Anschauungen der Philosophie des Epikuros, an die Art des alten Ennius anknüpfend, doch in mehr melodischer Weise, in römischem Geiste und mit voller Wärme der Ueberzeugung wie mit echter dichterischer Gluth behandelte. Das ganz eigenthümlich römische Gebiet der Satura oder Satire, welches aber jeder hier schöpferisch auftretende Dichter nach seiner individuellen Art gestaltete, hatte früher in Gajus Lucilius von Suessa (148—103) einen sehr namhaften, geistreichen und kaustisch-witzigen Vertreter gefunden. In der Periode dagegen, deren

Darstellung wir hier abschließen, hat der bereits mehrfach genannte treffliche Varro in eigenthümlicher Verbindung poetischer mit prosaischer Darstellung (nach dem Muster des um 280 v. Chr. blühenden kynischen Philosophen Menippos von Gadara in Syrien), sogenannte Menippeische Satiren verfaßt, in welchen er mit römischem skoptischem Humor seinem Unbehagen über die in den Augen des ehrenfesten Römers von altem Schlage tief entartete Zeit kräftigen und lebhaften Ausdruck verlieh.

Dazu hatte er allerdings sehr viel Grund. Die Zustände der römischen Welt, denen allerdings in vielen Theilen Italiens, namentlich in dem Sabinerlande und in dem frisch und kräftig aufblühenden Oberitalien, noch immer ein guter Fonds besserer Sitte und frischer Kraft gegenüberstand, waren in der That seit dem beginnenden Sittenverfalle des zweiten Jahrhunderts v. Chr. immer energischer ausgeartet. Der ungeheure Reichthum, der — leider weit überwiegend auf dem Wege der Erpressung durch die Statthalter, heerführenden Offiziere, Beamten, und das sonst sich anschließende Gefolge, und der furchtbaren Ausbeutung durch die italische Finanzwelt, aus allen Theilen des großen Mittelmeerreiches nach Italien, vor Allem noch der Welthauptstadt an der Tiber strömte, hatte die Möglichkeit zu einem noch immer wachsenden, großartigen Luxus gegeben, der die alte Einfachheit vollständig verdrängte, der aber theils einen geradezu barbarischen Geschmack trug, theils in der Hauptsache auf üppige Verschwendung und sinnlichen Genuß hinauslief. Gerade die Freude an den Werken der bildenden Künste war eine sehr äußerliche und oft mit häßlichen Zügen versetzt. Raub, Erpressung und Kauf führten Massen edler Kunstschätze, wie sie zu besitzen Mode geworden war, aus der griechischen Welt nach Rom und nach den Villen der großen und reichen Römer. Noch lebhafter ging der Trieb auf Ansammlung reicher und kostbarer Geräthe für Tafel- und Zimmerschmuck. Seit der Zeit der Kimbrerschlachten war der Luxus der Villen, Gärten, Fischteiche, und namentlich der eigentliche Baulurus in gewaltigem Steigen begriffen; die Verschwendung der verschiedensten, namentlich der farbigen, Marmorsorten Griechenlands, Italiens, Afrikas wurde immer geläufiger. Dabei gewann die Kunst nur wenig; auch im Einzelnen zeigte sich die immer wieder durchschlagende, derb realistische Bauernmanier des Romanen, die sich mit Vorliebe auf das schwer Massenhafte richtete. Charakteristisch mögen dafür auch die riesigen Grabdenkmäler erscheinen, die wir (hier ein wenig in die Anfänge der Augusteischen Zeit hinübergreifend) von politisch ziemlich untergeordneten Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts besitzen. Wir meinen das Riesengrab einer Dame, Cäcilia Metella, auf der Südseite der Stadt an der Via Appia, ein gewaltiger, massiver, im Alterthum wahrscheinlich kegelförmig bedachter Steincylinder, und an der alten Via Ostiensis die auf Travertinquadern ruhende, bis zu 37 Meter aufsteigende, mit weißen Marmorplatten bekleidete Pyramide über dem Grabe des früheren Prätors Gajus Cestius, die in Agrippas Zeit aufgeführt ist.

Parallel mit dem Versiegen der Kraft zu dramatischen Schöpfungen war die äußere Pracht, der Reichthum in der Ausstattung, die Vollendung in der Technik, die Fülle der Costüme und der Dekorationen, aber auch der Mittel zu gemeinem Sinnenreiz, bei theatralischen Aufführungen gestiegen. Damals fehlte es weder den großen und mit Recht bewunderten Schauspielern, wie zu Sullas Zeit Roscius, noch den geringeren Helden und Heldinnen der Bühne und des Ballets, an nahezu fürstlichen Einkünften.

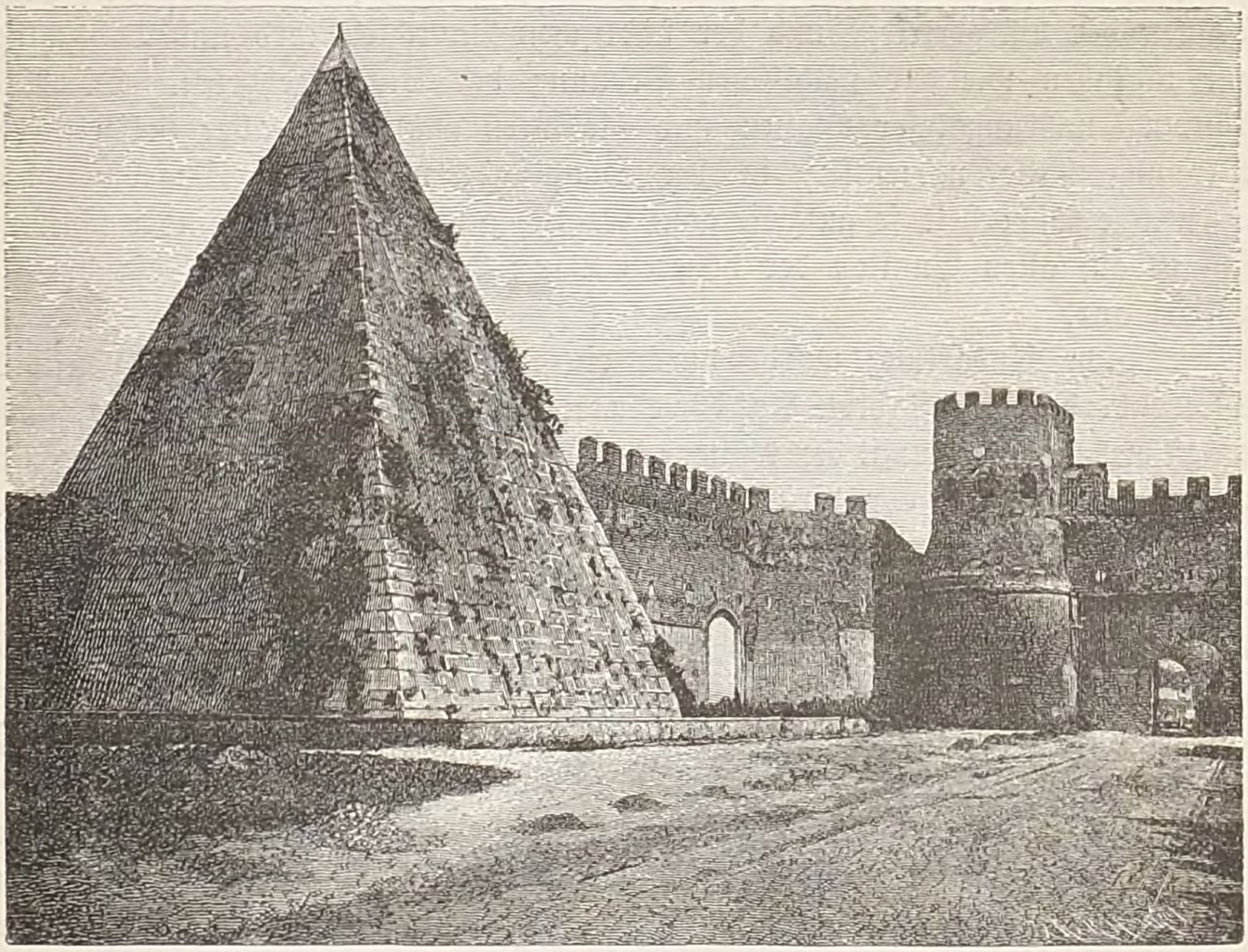


Grabmal der Cäcilia Metella.

Viel häßlicher aber war es, daß der zugleich rohe, massenhafte und raffinirte Tafelluxus seit einem Jahrhundert fortschreitend die riesigsten Verhältnisse annahm. Für die reichen Schwelger der römischen Welt, unter denen leider auch ein Held wie Lucius Lucullus — dieser freilich mit Zuthat ästhetischer und sinnreicher Verfeinerungen — einen unsterblichen Namen sich erworben hat, drehte sich schließlich, so zu sagen, das ganze Leben nur noch um das Diner, richtiger um die Kunst, nicht nur durch die feinsten, wie durch die kostbarsten und fremdartigsten Tafelgenüsse und deren ungeheure Fülle und Abwechselung, eine Mahlzeit sich und ihren Gästen zu einem Hochgenuß zu machen, sondern auch an einem Tage möglichst viele solcher Gelage aushalten zu können. Der Produktenhandel des ganzen Reiches, seiner Gewässer, und der Nachbarländer, die zur höchsten Vollendung

gesteigerte Kunst der Köche, die gesammte Einrichtung der Villen und Paläste, mußten diesem wüsten Unwesen dienen. Die reiche Ausstattung der großen Häuser, die Massen der Luxussklaven, Musik und Ballet verherrlichten die tollen Schwelgereien.

War diese Art des Genusses die Sünde der reichen und vornehmen Welt, so fanden sich Adel, Ritterschaft und Gemeine zusammen in der Freude an der blutigen Lust der Gladiatur und in dem greulichen Behagen an den Thierhetzen, die seit Anfang des letzten Jahrhunderts der Republik



Pyramide des Cestius.

die großartigsten Dimensionen annahmen. Die Jagd auf Löwen, Panther und Bären wurde ein höchst einträgliches Gewerbe, und die wilden Bestien der Wüsten und Gebirgswälder der barbarischen Grenzländer wurden ein Hauptartikel des Handels. Schon i. J. 93 hatte Sulla als Prätor volle hundert Löwen in der römischen Arena operiren lassen.

Dieser wüste Unsinn, mit welchem auf allen übrigen Punkten des Lebens eine analoge Verweichlichung, Genußsucht und Unsittlichkeit gleichen Schritt hielt, war natürlich nur bei der schreckhaft schnell zunehmenden Entartung der alten Sitte möglich. Hielten immerhin ungezählte Tausende ehrenfest an den Tugenden der Alten fest, so beherrschte doch eine tiefe Unsittlichkeit das öffentliche Treiben. Neben dem breiten Raume, den die gewöhnlich aus der freigelassenen Bevölkerung, besonders jener griechischer Zunge, sich

ergänzende Demi-Monde damals in den Städten Italiens einnahm, und neben der Liederlichkeit der Männerwelt, war auch aus den Reihen der Frauen, bis in sehr gute Familien hinauf, weithin die alte edle Weiblichkeit nur zu sehr entschwunden. Mit den zahllosen frivolen oder politischen Scheidungen stimmte das Uebermaß frivoler Liebeshändel und Ehebrüche; rühmliche Ausnahmen wurden freilich noch immer mit warmen Worten gefeiert. Das Familienleben in allen Schichten war tief zerrüttet. Die Käuflichkeit hatte in allen Klassen entsetzliche Fortschritte gemacht. Die alte römische Ehrlichkeit war verschwunden. Meineid und Fälschung sind landläufige Verbrechen, neben denen bei der wüthenden Parteisucht, und unter den Eindrücken der Bürgerkriege und der städtischen Anarchie Mord und Todtschlag zur täglichen wie zur nächtlichen Ordnung der Dinge gehörten. Die Anhäufung nahrungsloser Massen und die Vernachlässigung aller polizeilichen Ordnung hatte namentlich in der Hauptstadt und deren Umgebung die öffentliche Sicherheit so gut wie ganz fraglich gemacht. Nicht minder schlimm sah es auf allen Punkten der höheren Bau-, Wohlfahrts-, und Gesundheitspolizei aus.

Solche Ausartung wurde durch ein negatives und durch ein positives Moment erheblich gefördert. Auf der einen Seite hatte die alte römische, schon längst mehr und mehr mit den Göttern des Olymps durchsetzte Staatsreligion mit ihrem Zubehör von Priesterkollegien, Augurn und Auspicien längst ihre ethische Kraft eingebüßt. Bestand sie trotz des ausgesprochenen Unglaubens immer weiterer Kreise doch immer als politische Institution fort, so hatte sich das Volk zwar durch Aufnahme orientalischer Kulte einen Ersatz geschaffen; weniger noch der iranische Mithrasdienst als jener der ägyptischen Isis mit seinen Mysterien gewann immer allgemeinere Verbreitung, nur daß damit für eine sittliche Erneuerung verzweifelt wenig gewonnen wurde. Anders hatte sich die höher gebildete Welt geholfen. Bei dieser dominirte jetzt die griechische Philosophie. Unter den Hauptrichtungen derselben hatte namentlich die Stoa die größte Beliebtheit gewonnen, welche sich ihrer konservativen Art nach (Th. I, S. 601) nicht unschwer an die alte Landesreligion und deren ursprüngliches Wesen anzuschmiegen vermochte, und deren Pflege einer kasuistischen Moral und rationeller Behandlung der Fachwissenschaften der römischen Art, namentlich auch dem altrömischen Tugendstolz, sehr wohl zusagte. Seit der Zeit des Scipio Aemilianus hatte die stoische Philosophie sich dermaßen in Rom eingebürgert, daß sie sehr wesentlich für die gebildete spätere römische Gesellschaft die Ethik geschaffen hat, freilich auch hier nur bei wenigen edleren Naturen mit wirklich durchschlagender, produktiver Kraft. Daneben hatten aber auch andere Richtungen erheblichen Raum gewonnen; so nach dem Verfall des älteren Euemerismus namentlich die Lehre Epikurs, theils bei scharf skeptischen Naturen, theils bei denen, die sich — diese mehr schlaff und genußsüchtig, jene mehr ironisch zu dem Verfall des alten Staatswesens stellten, und weiter die skeptische Theorie der

neueren Akademie, die ebenfalls zu der römischen Religion in ein positives Verhältniß zu treten ihrer Natur nach nicht im Stande war.

Positiv aber aufs höchste schädlich hatte die soziale Entwickelung gewirkt. So reich Italien damals war; so glänzend gerade unter den Einwirkungen des Luxus die italische Weinbergs-, Garten-, große Guts- und Weidewirthschaft sich entwickelt hatte, so unheilvoll war die soziale Zersetzung der Nation. Denn neben den Millionen von Sklaven aller Art war das römische und nun in großen Strichen auch das italische Volk ohne verbindenden Mittelstand, und namentlich ohne gewerbliches Bürgerthum, immer mehr zerfallen in zwei sehr ungleiche Hälften. Es gab einerseits eine immerhin ausgedehnte Klasse sehr wohlhabender Leute, theils nämlich Kaufleute und Gutsbesitzer in Menge von durchaus bedeutendem Vermögen und solider Art, theils Männer von wahrhaft enormen, geradezu fürstlich zu nennenden Einkünften. Aber diese Reichthümer waren meistens aus dem Blut und Schweiß der Provinzen gezogen, und dienten theils zu jenem wüsten Luxus, dessen wir gedachten, theils zu nichts weniger als lauteren politischen Zwecken, theils auch wurden sie von jungen Verschwendern arg vergeudet, um dann wieder die unerhörtesten Schuldenmassen aufzuthürmen. Und diesem Reichthum, dieser reinen, mit allen in solchen Fällen sich stets wiederholenden, schweren Schäden verbundenen Geldherrschaft stand nun wieder eine große Masse ganz armer freier Leute gegenüber, die durch verlorene Existenzen aus den besser situirten Schichten wiederholt sehr gefährliche Zumischungen erhielten. Das auf öffentliche Kosten genährte hauptstädtische Proletariat, zahlreiche Räuberschaaren mit und ohne politische Färbung, in den ländlichen Distrikten neben der Alles überwuchernden Arbeit mit Sklaven eine Minderzahl freier Knechte, Pächter und Meier, die Kleingärtner bei Rom, dann die massenhaft als Krämer und Industrielle arbeitenden Freigelassenen, und endlich das üppige proletarische Material, aus welchem die Armeen sich ergänzten: das waren die wesentlichen Elemente der „Gemeinen", zu denen außer der Sklavenbevölkerung nun noch die vielen Fremden aus den Provinzen kamen, in der Regel griechischer Zunge, dazu aber auch schon jetzt massenhafte Juden. Jene erfüllten zum Theil als litterarische Lehrer der Römer und als Aerzte, häufiger noch, wie diese, zu merkantilen Zwecken die Welthauptstadt und die lebhaften Hafenplätze, wie Brundisium, Puteoli, Ostia, und andere. Die freie Bürgerbevölkerung der italischen Halbinsel, wo der sabellische Süden seit Sullas Zeit stark verödet, das alte Latium durch Rom selbst mehr und mehr absorbirt war, hatte sich unter solchen Umständen natürlich keineswegs gehoben. Dieselbe wird schwerlich auf höher als sieben Millionen Seelen anzuschlagen sein.

Zustände, wie wir sie soeben in ihren stärksten Umrissen andeuteten, zeigten nur zu klar, daß die Zeit der alten Art republikanischer Regierung ein für allemal vorüber war. Darum konnte aber die Monarchie noch keineswegs ohne Weiteres an die Stelle treten. Die Erinnerungen der politischen Machtelemente und bestimmenden Klassen der italischen Welt waren seit

unvordenklicher Zeit mit den Formen des senatorischen und des comitialen Staatswesens untrennbar verbunden. Der Name eines Königthums war in Italien theils verachtet, theils tief verabscheut. Die Wege, auf denen die Welt des Mittelalters und der neueren Jahrhunderte es versucht und in verschiedenen Staaten wirklich mit Erfolg ermöglicht hat, die Monarchie mit einer wohlgeordneten bürgerlichen Freiheit zu verbinden, fanden die Alten nicht, — auch Cäsar hat sie nicht gefunden. Wenn jetzt die besiegten Anhänger der aristokratischen Republik dem neuen Herrn auf das bitterste grollten, so war das nur natürlich, so grundschlecht immer die republikanische Verwaltung seit mehreren Jahrzehnten gewesen, so hoffnungslos und jeder Verbesserung unfähig auch mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln der bisherige Zustand war. Aber auch die Demokratie war nicht sehr erfreut, als sie erkennen mußte, daß der hundertjährige Kampf ihrer Partei mit dem Senat dahin geführt hatte, — daß nach der Art der altgriechischen Parteikämpfe nun auch in Rom der größte aller Demagogen schließlich zum Tyrannos wurde. Denn die Tyrannis im antiken Sinne war es, welche Cäsar, — gleichviel wie er einst sich sein Ziel gedacht haben mochte, — nunmehr aufrichten mußte. Schon in der Politik des Gajus Gracchus hatte sie im Keime verborgen gelegen. Jetzt war nichts mehr zu verschleiern. Für Cäsar blieb nur die Chance übrig, seine neue Herrenstellung unter Verwendung der hergebrachten politischen Formen auszugestalten; wie weit aber bei dem nominellen Fortbestehen des republikanischen Gebäudes eine wirksame Competenz des Senates und der Comitien zugelassen werden sollte, das schärfer und für die Dauer zu bestimmen, ist der neue Herr der Welt durch seinen jähen Tod verhindert worden. Es war aber nur natürlich, daß gegen den endlichen Abschluß des republikanischen Wesens, wie ihn Cäsar einleitete, früher oder später noch einmal ein Gegenstoß versucht wurde. Für Rom ist es verhängnißvoll geworden, daß das Gelingen dieses Schlages es verhindert hat, daß die Monarchie damals endgiltig und ausgesprochenerweise zum Durchbruch kam. Nicht nur die neue 13jährige Agonie der Republik und die Greuel eines neuen Weltbrandes, die damit sich verbanden, auch das war zu beklagen, daß unter den Händen der Erben Cäsars, die auf einer andern Grundlage zu bauen anfangen mußten, der bedenkliche Zustand sich vorbereitete, der Roms Geschichte noch mehrere weitere Menschenalter hindurch beherrscht hat: der klaffende Widerspruch zwischen Form und Inhalt, zwischen Namen und Realität des römischen Staatswesens. An dem unversöhnten Groll der Parteien und ihrem Haß gegen den Namen der Monarchie ist Cäsars stolzes Fahrzeug nur allzu schnell gestrandet. Das Bleibende waren die vielen bedeutsamen Reformen in der Verwaltung und sonstige neue Schöpfungen, die der große Staatsmann während der kurzen Zeit seiner Herrschaft, Dank der eminenten Klarheit seines Blickes, der unvergleichlichen Schärfe seines Verstandes, der Elasticität und wunderbaren Vielseitigkeit seines Geistes ins Leben zu rufen vermochte.

Bei der Rückkehr aus Afrika hatte der Senat den neuen Herrn mit einer Reihe von Ehren und Rechten überhäuft, von denen die Ernennung zum Dictator auf zehn Jahre das politisch bedeutungsvollste war. Zu Anfang d. J. 44 hat Cäsar sich die Dictatur dann für Lebenszeit übertragen lassen. Es war die Dictatur in dem Sinne einer Regentenstellung, wie sie zuletzt Sulla inne gehabt hatte; aber ohne die blutigen Schrecknisse, mit denen in der Phantasie der Römer seit der Zeit des furchtbaren Optimaten dieses Amt verbunden war. Neben dieser allgemeinen unbeschränkten Gewalt erhielt Cäsar noch wiederholt einzelne speziell formulirte Rechte, die selbständige Entscheidung über Krieg und Frieden, die selbständige Verfügung über die Heere und Kassen des Staates, das Recht der Ernennung der Provinzialstatthalter, dazu die censorischen Rechte, zu denen die Ernennung der Senatoren gehörte. Das Consulat führte der neue Regent zuweilen neben der Dictatur. Dagegen beschränkte er sich den Comitien gegenüber darauf, für einen Theil der Prätoren und der niederen Beamtungen ein bindendes Vorschlagsrecht in Anspruch zu nehmen. Wahrscheinlich wollte Cäsar jedoch die Dictatur nicht länger als bis zur Vollendung des Ueberganges in vollkommen geordnete Verhältnisse beibehalten. Wie er sich die Unverletzlichkeit der Tribunen beilegen ließ, so hat er auch (45) die Benennung als Imperator sich für Lebenszeit ertheilen lassen, und diese Stellung scheint in der That die Mittel für die Form der neuen Monarchie haben abgeben zu sollen. Der neue Imperator verband unter diesem Titel alle Macht, wie sie einst die alten Könige besessen hatten, die höchste militärische, richterliche und administrative Gewalt, womit dann die ausdrückliche Herabsetzung des Senats von einer vielhundertjährigen höchsten regierenden Behörde zu einem nur berathenden Staatsrath verbunden war, während der Regent in seiner Person die dominirende Beamtengewalt vereinigte. Mit dem Jahre 44 erschien dann auch auf den Münzen des römischen Staates Cäsars Porträt. Dagegen sollten die Comitien, die Gemeindeversammlung nach wie vor die Gesetze und Verfügungen des Imperators sanctioniren, was allerdings bei dem Zustande der römischen Bürgerversammlungen nicht viel mehr als einen formellen Werth haben konnte. Der Senat aber erhielt eine sehr umfassende Ergänzung, theils wegen der vielen Lücken, die hier der Bürgerkrieg gerissen hatte, theils weil Cäsar viele seiner Anhänger, darunter selbst Nicht-Italiker, belohnen wollte, die zugleich die zähe alte Opposition niederhalten sollten. Die Zahl der Senatoren wurde damals auf 900 gebracht; für die Zukunft sollte sich das hohe Haus immer aus den Quästoren ergänzen, deren von jetzt ab jährlich 40 gewählt wurden. Im Justizwesen blieb die bisherige Art der Rechtspflege der Hauptsache nach bestehen; auch bei politischen Verbrechen wurde nicht der Tod, sondern die Verbannung als Strafe festgestellt. Die Stellen der Geschwornen wurden zwischen Ritterschaft und Senat getheilt. Dagegen konnte, so scheint es, von den Dekreten der Statthalter des Reiches an die höhere Instanz des Imperators appellirt werden.

Dazu traten nun die umfassenden Reformen in der Verwaltung, von denen die meisten für den Bau, den nachmals Augustus und seine Nachfolger aufgeführt haben, grundlegend geworden sind. Das Finanzwesen zog Cäsar als Imperator an sich und verwaltete dasselbe, wie das Münzwesen, wesentlich durch seine Freigelassenen und Sklaven. Die reichen Einkünfte des Staates wurden durch bessere Ordnung und größere Regelmäßigkeit in der Verwaltung nun wieder dem Staate ganz gesichert, dazu aber zwei schwere Uebelstände in ihrer Wirkung erheblich abgeschwächt. Für die Erhebung nämlich der Steuern ließ Cäsar nur bei den indirekten das System der Verpachtung bestehen; bei den direkten dagegen wurde dasselbe abgeschafft. Diese Steuern wurden je nach der Natur der Provinzen entweder in Gestalt von Naturallieferungen unmittelbar dem Staate zugeführt, oder in feste Abgaben verwandelt, wo dann die einzelnen Beträge von den Steuerdistrikten selbst eingezogen worden sind. Die freie, seit 58 v. Chr. durch Clodius völlig unentgeltlich gestellte, Kornvertheilung an die römischen Proletarier wurde erheblich modificirt, und unter Ausscheidung aller irgend besitzenden bisherigen Empfänger in eine wirkliche Armenversorgung verwandelt. Hatten bisher volle 320,000 Römer sich in solcher Weise von Staatswegen füttern lassen, so wurde die Zahl der Armen jetzt auf 150,000 fixirt, und die Listen jährlich neu revidirt. Die Reichssteuern wurden genau revidirt und vielfach, theils unter gänzlicher Befreiung vieler Gemeinden von allen solchen Abgaben, wie unter anderen Ilion, theils durch erhebliche Herabsetzung derselben, fühlbar erleichtert. So wurde unter Anderem der Provinz Asia der dritte Theil ihrer Steuern erlassen. Trotzdem und trotz erheblicher neuer Ausgaben, die nach der militärischen Seite durch die Vermehrung der bleibend zusammengehaltenen Truppen und durch Erhöhung des Soldes der Legionssoldaten auf jährlich 900 Sestertien pro Mann (rund 158 Mark) gefordert wurden, gelang es dem Regenten, durch verständige Reformen und wohlbemessene Sparsamkeit sehr gute Resultate zu erzielen und das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe mit erheblichen Ueberschüssen schnell genug wiederherzustellen.

Unendlich schwieriger war natürlich der Versuch, dem inneren Verfall des römischen Volkes wirksam zu begegnen. Doch ist auch hier geschehen, was mit äußerlichen Mitteln gemacht werden konnte. Die Weltstadt Rom vor Allem, in welcher nun auch die Juden ihren Kultus mit Erfolg anpflanzen durften, sollte von den gefährlichen Proletariermassen befreit werden. Abgesehen von der neuen Energie, mit welcher die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt wurde; abgesehen von der verständigen Pflege einer tüchtigen Polizeiwirthschaft: so wurde eine ganze Reihe wahrhaft großartiger baulicher Unternehmungen theils vorbereitet, theils sofort in Angriff genommen, die einerseits in umfassendster Art dem allgemeinen Nutzen wie der architektonischen Schönheit dienen, andrerseits aber unzählige verarmte Menschen dauernd und sicher ernähren sollten. Die Hauptsache war aber,

daß Cäsar das alte Gracchische System in großartigster Gestalt wieder aufnahm, der proletarischen Bevölkerung den Weg zur Auswanderung nach den Provinzen zu öffnen, sie daselbst anzusiedeln und wieder zu wohlhabenden Bürgern des Reiches umzuschaffen. Gajus Gracchus hatte zuerst versucht, die scharfe Grenze zu durchbrechen, welche die republikanische Aristokratie zwischen dem römischen Italien und den Unterthanenländern gezogen hatte. Er hatte ferner mit Energie den Grundsatz aufgestellt und betont, daß aller Grund und Boden der unterthänigen Gemeinden rechtlich als Privateigenthum des Staates anzusehen sei, soweit er nicht durch besonderen Akt der römischen Staatsregierung an Gemeinden und Private abgetreten worden; daß daher die sonstigen zeitigen Inhaber rechtlich „nur einen geduldeten und jederzeit widerruflichen Erbbesitz hätten". Diese harte Theorie machte Cäsar zu einem Grundsatz des neueren monarchischen Staatsrechtes, zumeist um die verarmte Bevölkerung der Hauptstadt und der Halbinsel, wie erhebliche Massen der zu belohnenden Veteranen, in den Provinzen kolonisiren, deren wirksame Romanisirung dadurch einleiten zu können. Es ist dieses ein Theil seiner schöpferischen Arbeit, den später namentlich Augustus in der großartigsten Weise weiter fortgeführt hat. Es ist während seiner kurzen Regierung dem Regenten gelungen, 80,000 solcher Kolonisten nach überseeischen Provinzen zu führen. Namentlich das (alte) transalpinische Gallien, speziell auch das den Massilioten (S. 608) abgenommene Gebiet, diente zur Anlage solcher Kolonien, wie damals seit 46 nicht nur nach Narbo eine neue Kolonie geführt, sondern auch zur Anlage von Bäterrä (Beziers), Arelate (Arles), Forum Julii (Frejus) und Arausio (Orange) geschritten wurde. In derselben Weise sind italische Kolonisten in Spanien in Emporiä und in Urso (Osuna) bei Sevilla angesiedelt worden. Weitaus aber die berühmtesten neuen kolonialen Schöpfungen Cäsars wurden Korinth (Laus Julia Corinthus) und Karthago. Die Besiedelung der öden Plätze dieses Namens i. J. 44 sühnte zugleich zwei der dunkelsten Thaten der alten Republik. Im Osten sind italische Kolonisten nach bithynisch-Heraklea und Sinope, wie auch nach dem phönikischen Berytos geführt worden.

Die damit eingeleitete, im Laufe der gesammten Kaiserzeit, zunächst bis zu dem großen Akte des Kaisers Caracalla, mehr oder minder systematisch fortgeführte Politik der Nivellirung innerhalb der unter römischer Hoheit vereinigten Völkerwelt diente nun für den gesammten Westen in der umfassendsten Weise dem römischen, mit griechischer Kultur und Civilisation durchdrungenen Wesen, während das Hellenenthum, wo es bestand, erhalten und geschützt werden sollte. Die Ausdehnung aber des Romanenthumes wurde nicht bloß durch die neuen Kolonisationen gefördert. Die Hebung der wirthschaftlich vielfach schwierigen Lage Italiens und die Vermehrung seiner freien Bevölkerung war auf administrativem Wege nicht zu erzielen. Was immer versucht worden ist, um durch wohlgemeinte Verfügungen hier den wuchernden Uebeln wenigstens Einhalt zu thun; um dem Hang zur

Ehelosigkeit und zur Beschränkung der Familien auf wenige Kinder zu begegnen; um den wüsten Luxus in Grabmonumenten und Tafelorgien einzudämmen; um den Druck der Verschuldung und seine heillosen Folgen zu mindern; um überall auch der kleineren Ackerwirthschaft wieder aufzuhelfen, und endlich auch das Municipalwesen angemessen zu reguliren, konnte nur sehr theilweise und sehr allmählich wirken. Dagegen hat Cäsar mit erheblichem Erfolge dahin gearbeitet, das Romanenthum schon zu seiner Zeit auf eine viel breitere ethnographische Basis zu stellen. Den Transpadanern mit ihren frischen, wohlhabenden, regsamen Gemeinden ist durch ihn das versprochene römische Vollbürgerrecht i. J. 49 endlich wirklich gewährt worden. Mehr aber, das latinische Recht ist seit dieser Zeit weit über die Grenzen von Italien hinaus verbreitet worden. Bei der Insel Sicilien allerdings, die jetzt des Zehntendruckes entlastet und mit „latinischem Recht" begabt wurde, scheint nicht die Absicht bestanden zu haben, die Sikelioten zu romanisiren. Desto bestimmter in den keltischen Landen jenseits der Alpen, wo jetzt eine sehr bedeutende Anzahl von Orten latinisches Recht erhielten, darunter so wichtige wie Nemausus (Nismes), Antipolis (Antibes) und Avenio (Avignon). In Spanien hat Cäsar bereits i. J. 49 die uralte kraftvolle Gemeinde Gades mit dem vollen Rechte der römischen Municipien begabt und in den römischen Bürgerverband aufgenommen. In Afrika erhielt Utika das latinische Recht, das neu annectirte Cirta „Julia" (S. 620) dagegen die Rechte einer römischen Militärkolonie.

Sehr wichtig aber sollte es werden, daß der neue Herr des Reiches sich mit höchstem Ernst um das Wohl und Wehe der Provinzen kümmerte, die einerseits durch die langen Kriege der letzten Jahrzehnte, andrerseits durch die schlechte Regierung der Oligarchie und die Erpressungen und die Aussaugung der italischen Geldleute so tief herabgekommen waren. Nach dieser Richtung wurde es nun besonders wohlthätig, — und dieses Moment hat auch bis tief in die Kaiserzeit hinein die Lage der Provinzialen unter der Monarchie erheblich besser gestaltet, als unter den Fasces der ausgehenden Adelsherrschaft, — daß die römischen Großbeamten jetzt nicht mehr so gut wie vollkommen selbständige Satrapen blieben, sondern unter der Hoheit und Controlle eines Höheren standen. Für die Hauptstadt und Italien, wie für die Provinzen blieben die seit uralter Zeit entwickelten Aemter fortbestehen, aber allerdings mit erheblich geminderter Bedeutung; jetzt namentlich auch deshalb, weil die neue Wendung der Dinge, Dank welcher mit dem Aufhören der Republik das Reich nicht mehr, wie theoretisch bisher, mit der Stadt Rom zusammenfiel, dahin drängte, daß die meisten der alten Großämter jetzt mehr den municipal-römischen Charakter, als den von Reichsbeamtungen annahmen. Die Statthalterschaften aber wurden nach wie vor durch hochstehende Römer aus den Reihen der gewesenen Consuln und der (jetzt bis auf 16 erhöhten) Prätoren besetzt; nur daß sich jetzt Cäsar die Auswahl der passenden Persönlichkeiten für die Provinzen vor-

behielt. Und wenn nun überhaupt die Monarchie für die Provinzen dadurch förderlich wirkte, daß die endlich zu reiner Ausbeutung gewordene Herrschaft des italischen Volkes über die Völkerwelt des Mittelmeeres aufhörte und dafür das alte herrschende Kernland des Reiches und die um dasselbe bisher gelagerten Unterthanenländer nunmehr gleichmäßig unter die Herrschaft Eines Imperators gestellt wurden: so mußte es, wenigstens später, zu einer fühlbaren Besserung in der Lage der Provinzialen führen, daß die Statthalter unter der strengen Controlle des Imperators standen, daß mit der Verantwortlichkeit wegen Erpressungen wirklich Ernst gemacht wurde, daß (s. oben) neben vielfacher Minderung der Lasten die Erhebung der Steuern anders geordnet war, daß endlich das Militärwesen gänzlich in der Hand des regierenden Imperators ruhte. Unter den Provinzen des Reiches hatte Cäsar natürlich für das von ihm neu eroberte Gallien ein spezielles Interesse. Dieses Land hatte ihm während der inner-römischen Entscheidungskämpfe zu seinem Glück keine Schwierigkeiten bereitet; nur i. J. 46 mußte noch einmal eine Bewegung der Bellovaker bekämpft werden. Das Land war vorläufig nur nothdürftig organisirt worden. Zunächst noch mit Narbonensis verbunden, mit der jährlichen, von den einzelnen Gemeinden selbst aufzubringenden Steuer von neun Millionen Mark belastet, hatte es einstweilen die Gauverfassungen, wie sie sich ausgebildet, und den Nationalkultus behalten; nur daß überall die römische Partei nach allen Kräften gefördert wurde. Dagegen war bis zu einem gewissen Grade das Lateinische als offizielle Sprache schon jetzt in der Einführung begriffen. Im J. 44 zerlegte Cäsar endlich Gallien in drei Theile, so daß Narbonensis, Belgien und das große Centralgebiet der Loire (mit Aquitanien) je selbständige Kommandos wurden. Auch Dalmatien erscheint seit dieser Zeit als ein selbständiger Verwaltungsbezirk.

Die Geschichte der Kaiserzeit wird uns zeigen, wie unter der nivellirenden Arbeit der späteren Imperatoren und der Logik der Thatsachen, — seit dem Moment, wo von Cäsar an Stelle der bisher scharf festgehaltenen Trennung zwischen Italien und den Provinzen das System der Verschmelzung und der Nivellirung proklamirt war, — aus dem rings um die Halbinsel der Apenninen aufgehäuften kolossalen Aggregat von Stadt- und Stammgebieten und Militärkommandos allmählich ein wirklich organisirtes, großartiges Reich herausgebildet worden ist, und wie schrittweise die Völker dieses Reiches endlich alle zu dem vollen Reichsbürgerrechte gelangt sind. In Cäsars eigener Zeit sind nur erst die Anfänge einiger umfassender Reichsinstitutionen theils vorbereitet, theils ins Leben getreten. Cäsar selbst, der auch die Vermessung und Katastrirung des Reichsgebietes anordnete, leitete die Einrichtung einer allgemeinen Reichsschatzung wieder ein, welche der Centralregierung die Uebersicht über den Stand der Bevölkerung und ihres Vermögens ermöglichen sollte. Unmittelbar fühlbar wurde die Einführung der römischen Reichsmünze für sämmtliche in rö-

mischer Umrahmung zusammengefaßte Nationen der alten Welt. In dem gesammten Westen des Reiches erhielt, seitdem nun auch die Prägstätte zu Massilia geschlossen worden, der römische Denar die Alleinherrschaft. Nur silberne und kupferne, hauptsächlich für den Lokalverkehr bestimmte, Scheidemünze nach römischem Fuße durften noch einige abendländische Gemeinden prägen lassen. In der griechisch redenden Welt des Ostens behielten die in Masse vorhandenen alten Landesmünzen in ihren Gebieten ihren legalen Umlauf. Indessen erhielt daneben auch hier der Denar seinen gesetzlichen Curs; offiziell wurde auch hier nach Denaren gerechnet, die vorhandenen silbernen Landesmünzen zu dem Denar in ein Rechnungs-Verhältniß gestellt, in welchem derselbe überall bevorzugt war. Daneben aber führte Cäsar, — jedoch so, daß bis auf Neros Zeit im Reiche das System der Doppelwährung bestehen blieb, — in höchst umfassender Weise die Goldwährung ein. Statt der früheren Goldbarren wurden jetzt ungeheure Massen von geprägten Goldstücken ausgegeben. Der Aureus Cäsars, die erste goldene Reichsmünze, im Normalgewicht von 8,186 Gramm, $^1/_{40}$ Pfund Gold, sollte zu hundert Silbersesterzen genommen werden; nach heutigem Metallwerthe wird sie auf beinahe 23 Reichs-Mark berechnet. Weiter wurde besonders bedeutsam, und zwar für lange Jahrhunderte, die mit Hülfe des alexandrinischen Mathematikers Sosigenes durchgeführte Reform des furchtbar verwirrten römischen Kalenders. Der neue julianische Kalender trat mit dem 1. Januar 45 v. Chr. ins Leben; damit für das Reich nun auch bleibend der erste Januar als Termin des bürgerlichen wie des amtlichen Neujahrs.

Den Abschluß nach dieser Richtung machte die militärische Organisation. Cäsar hatte durchaus nicht die Absicht, in seinem Reiche eine Soldatenherrschaft zuzulassen. Sein Auftreten in dieser Richtung war so entschieden, daß trotz des militärischen Fundaments der neuen römischen Monarchie und trotz der furchtbaren Uebermacht, die nach Cäsars jähem Tode für längere Jahre das Soldatenthum im Reiche gewonnen hat, sein Erbe und Nachfolger Augustus gerade auf diesem Wege ihm mit der größten Bestimmtheit und Sicherheit gefolgt ist. Cäsar hat, soweit es ihm möglich war, dahin gearbeitet, die militärische Gewalt „dem bürgerlichen Gemeinwesen ein-, womöglich unterzuordnen“. Die siegreiche Armee des Bürgerkrieges wurde, auch mit Gold reich belohnt, aufgelöst und mit Landanweisungen ausgestattet; großentheils in Italien, hier aber durch die ganze Halbinsel zerstreut, nur auf kampanischen Domänen in dichten Schaaren bei einander. Für die Folgezeit legte Cäsar bereits den Grund zu dem System, welches später Augustus, — dieser jedoch mit sehr erheblichen Abweichungen auf einigen Hauptpunkten, — wieder aufgenommen hat. Die Armee, aus welcher freilich die höheren Klassen der Römer in sehr schädlicher Weise immer mehr entwichen, sollte für die Legionen, für die Linien-Infanterie, aus der römisch-italischen Bürgerschaft sich bilden. Aber die Dienstzeit wurde

erheblich verkürzt, ein öfterer Wechsel im Personal der Legionen, und weiter der Plan in Aussicht genommen, unter Fernhaltung der Armee von Italien, die Truppen an den Grenzen des Reiches zu concentriren und nach Ablauf ihrer Dienstzeit regelmäßig zu kolonisiren. Die Reiterei und das leichte Fußvolk wurden aus den Provinzialen ausgehoben. Die oberste Führung der unter je sechs Obersten oder Kriegstribunen stehenden Legionen legte Cäsar dauernd in die Hand von Legaten mit prätorischer Gewalt, die er selbst ernannte. Die oberste Leitung des Kriegswesens ruhte bleibend in seiner eigenen Hand.

Viel ruhige Zeit jedoch, diese ausgedehnten Schöpfungen und manche anderen Pläne (darunter die Anlage einer großen Bibliothek in Rom, deren Leitung Varro übernehmen sollte) durchzuführen, behielt Cäsar nicht. Die Erbitterung der aus Afrika nach Spanien entkommenen Reste der fechtenden Pompejaner und Republikaner war zu groß, die Zustände in der südlichen Provinz der pyrenäischen Halbinsel (S. 619) noch immer so wirr, daß es der wüthenden Emigration nicht schwer wurde, mit Hülfe der in Massen abgefallenen Einwohner und römischen Ansiedler und eines Theiles der dort stationirten alten pompejanischen Truppen 13 Legionen zu bilden, mit denen des Pompejus Söhne Gnäus und Sextus, der alte Labienus, Attius Varus und andere den Krieg wieder eröffneten. Die Führer und Streitkräfte, welche Cäsar auf der Rückkehr aus Afrika nach Rom im Juni 46 nach Spanien geschickt hatte, konnten des immer gefährlicher sich ausbreitenden Aufstandes nicht Meister werden. Da mußte der Dictator selbst rettend eingreifen. Im November des Jahres 46 brach er von Rom auf und übernahm das Commando seiner Armee in Bätica. Er begann von Obulco aus den Krieg durch einen Angriff auf Corduba, um dadurch den Gnäus Pompejus von der Belagerung der cäsarianisch gesinnten Stadt Ulia abzuziehen. Als das gelungen war, wandte sich Cäsar gegen die feste Stadt Ategua auf dem rechten Ufer des Guadajoz. Als diese Stadt nach erbitterter Gegenwehr endlich am 19. Februar 45 des neuen julianischen Kalenders gefallen war, wich das Pompejanische Heer zuerst nach Hispalis, endlich in das Gebirge von Granada zurück und bezog eine sehr starke Stellung bei Munda (nördlich von dem heutigen Ronda auf der Linie von Cordova nach Gibraltar). Und hier griff nun Cäsar am 17. März mit nur acht Legionen die feindliche Uebermacht an. War der Krieg bisher von beiden Seiten sehr grausam und erbittert geführt worden, so schwankte in dieser schwierigsten aller Schlachten Cäsars, in diesem wilden Todeskampfe der verzweifelten Gegner, die Entscheidung lange in einer für Cäsar höchst gefährlichen Weise. Erst als gegen Abend Cäsars Bundesgenosse, der mauritanische Häuptling Bogud, das feindliche Lager überfiel und nun der alte Labienus rasch fünf Cohorten zurücknahm, um sich gegen diesen Afrikaner zu wenden: da, so heißt es, ergriff Cäsar mit rascher Geistesgegenwart den Moment. Sein Ruf: „sie fliehen!“ brauste, von seinen Veteranen jubelnd aufgenommen, als

wildes Siegesgeschrei durch seine Reihen, trug Unsicherheit und Verwirrung in die der Pompejaner, die nun dem letzten ungestümen Stoß der Cäsarianer blutig erlagen. 33,000 Feinde waren auf diesem Blutfelde gefallen; auch Attius Varus und Labienus, auf der Flucht auch der wilde Gnäus Pompejus, fanden diesmal den Untergang. Nur Sextus Pompejus entkam in die spanischen Gebirge, und von den glänzenden Namen des alten pompejanischen Stabes tauchte später noch einmal der des Labienus auf. Der Träger desselben, Quintus, des bei Munda gefallenen Feldherrn Sohn, erscheint einige Jahre später unter den bei einem höchst bedauerlichen Schachzuge der untergehenden Republikaner vorzugsweise Betheiligten.



Labienus der Jüngere.

Nach der mühevollen vollständigen Ueberwindung der Reste des großen Aufstandes und der neuen Organisirung Spaniens kehrte Cäsar im September 45 nach der Welthauptstadt zurück. Es galt, auf der einen Seite das gewaltige Werk der Neugestaltung des Reiches weiterzuführen, auf der anderen die Rüstungen zu einem neuen großen Kriege einzuleiten. Nicht sowohl neue ausgedehnte Eroberungen blieben für den neuen Herrscher zu gewinnen übrig. Wohl aber gab es für ihn noch zwei Punkte, wo die ganze Gewalt der römischen Waffenkraft noch einmal geltend gemacht werden mußte. Auf der einen Seite die Balkanhalbinsel, wo die römischen Statthalter Makedoniens während der letzten anderthalb Jahrzehnte gegen die wilden Stämme an der Nord- und Nordostgrenze in trauriger Weise den Kürzeren gezogen hatten, und wo die Vorschiebung der Reichsgrenze bis zur unteren Donau für das Reich eine militärische Nothwendigkeit wurde. Auf der anderen Seite die Eufratgrenze. Es galt, den Tod des Crassus zu rächen, die Parther schwer zu schlagen, im Orient den Nimbus der Römer wiederherzustellen. Gerade dieser Zug, der demnächst vorbereitet wurde, konnte als ein nationaler Krieg gelten, und wohl auch dazu dienen, die unvermeidlich in Masse angehäufte Unzufriedenheit aus dem Innern gegen den stolzen Reichsfeind in Iran abzuleiten.

Für den Parthischen Krieg, der im Frühling d. J. 44 eröffnet werden sollte, waren drei Jahre in Aussicht genommen. Bedeutende Rüstungen waren eingeleitet, ein Theil der Truppen stand bereits in Makedonien, die Großbeamten des Reiches und der Provinzen waren bereits auf längere Zeit im Voraus bezeichnet. Man wußte, daß die Abreise des Imperators nahe bevorstand. In der epirotischen Griechenstadt Apollonia wartete bereits ein Liebling Cäsars, einer seiner nächsten Angehörigen, auf die Ankunft des großen Feldherrn, unter dessen Leitung er den Krieg und dessen Aufgaben praktisch kennen lernen sollte. Es war dieses kein Anderer als der damals achtzehnjährige Gajus Octavius (geb. am 23. September 63 v. Chr. zu Rom), der Sohn des trefflichen gleichnamigen Vaters und der Atia, einer Tochter von Cäsars jüngerer Schwester Julia, also der Großneffe des Imperators. Cäsar, der selbst seit seiner Tochter Julia Tode kinderlos war,

hatte sich von Anfang an für den vielversprechenden, schönen Knaben lebhaft interessirt, zumal derselbe schon mit vier Jahren seinen Vater durch den Tod verloren hatte. Er kümmerte sich eifrig um dessen Erziehung, und als Gajus heranreifte, um dessen Einführung in das öffentliche Leben. Während aber der Jüngling in Apollonia inmitten seiner Freunde, unter denen schon damals der ebenfalls i. J. 63 v. Chr., in niederem Stande geborene, energische und reichbegabte M. Vipsanius Agrippa den bedeutendsten Einfluß auf ihn ausübte, theils den Studien oblag, theils bei den hier versammelten Truppen sich als Soldat ausbildete, erhielt er die furchtbare Nachricht, daß der große Imperator unter den Dolchen einer Anzahl republikanischer Verschwörer gefallen war.


Der junge Octavian (Augustus).

Der gewaltige Schlag bei Munda hatte freilich dem offenen Widerstande der besiegten Partei gegen Cäsar ein Ende gemacht. Dafür war nun aber ein neues, überaus trübseliges Zeitalter über das römische Reich hereingebrochen, welches herabreicht bis zu den wilden Tagen unmittelbar vor Diocletians Erhebung, nämlich das der Mordverschwörungen gegen das Leben der Imperatoren, zunächst noch im republikanischen Sinne. Die inneren Schwierigkeiten hatten für Cäsar persönlich eigentlich mit dem Moment erst recht begonnen, wo er als Sieger aus Afrika nach Rom zurückgekehrt war. Was auch immer die Schuld seiner Jugend gewesen sein mochte: jetzt, wo der neue Herr des Reiches die volle Arbeit der Aufrichtung eines wohlthätigen, wohlwollenden und in hohem Sinne geführten Regiments mit der ganzen Kraft seines Genies in Angriff genommen hatte, wollte er nicht mehr Parteiführer sein. Die neue Monarchie sollte nicht auf der Einstampfung und Austilgung der Republikaner und Pompejaner begründet werden, sondern mit Hülfe einer Ausgleichung und gewissermaßen Auflösung der alten Parteien aller Farben. Daher zeigte Cäsar theils aus seinem natürlichen Wohlwollen und aus seiner großen Seele heraus, theils aus klarer und verständiger Erwägung der Lage nicht allein eine Versöhnlichkeit gegen die alten Gegner aller Art, wie sie in diesen Kämpfen bisher nicht bekannt gewesen war, sondern verwendete auch tüchtige Männer der früheren Gegenpartei, wenn sie seinem Staate dienen wollten, ohne Bedenken zu öffentlichen Diensten. Aber es ist ihm nicht gelungen, weder durch sein wohlwollendes, kraftvolles, tüchtiges Regiment, noch durch seine versöhnliche Haltung die alten Gegner zu versöhnen. Der Groll der alten

aristokratischen Republikaner über den Untergang des uralten senatorischen Staates war nicht zu besiegen. Nicht nur daß die ganze politische Schule, die jetzt in Cato den letzten Römer verehrte, die zähe literarische Opposition aufnahm, die noch das Zeitalter der flavischen Kaiser überdauert hat; nicht nur daß auch bei solchen, die Cäsar persönlich mit Auszeichnung behandelte, wie Cicero, oder die er in kritischen Momenten begnadigt hatte, ein mehr oder minder feindseliger Geist unverändert fortlebte: auch unter Cäsars alten demokratischen Anhängern zeigten sich auf mehreren Seiten starke Verstimmungen. Es war unvermeidlich, daß die nichtsnutzigen Glieder dieser Partei schmollten, weil Cäsar ihrer Raublust nicht die Zügel hatte schießen lassen. Noch andere grollten, weil der Herrscher sich jetzt auch der besiegten Partei freundlich und versöhnlich näherte. Wirklich gefährlich waren auf dieser Seite indessen nur solche, die sich enttäuscht fanden, die einen weil sie sahen, daß aus dem Volksführer ein Herrscher geworden war, die anderen weil sie sich für ihre Dienste nicht entsprechend belohnt meinten. Je mehr nun die neue Stellung des Imperators sich der alten königlichen Gewalt näherte; je deutlicher es wurde, daß die siegreiche Rückkehr Cäsars aus dem großen parthischen Nationalkriege die Monarchie sicher und bleibend begründen würde: um so tiefer griff die Erbitterung eines Theiles der leidenschaftlichsten Politiker, die ohnehin durch das unbesonnene, von Cäsar nur mit Mühe abgewehrte, Drängen mancher exaltirter Cäsarianer nach Entfaltung der äußeren Zeichen des Königthums, wie durch mehrere Verletzungen der republikanischen Etikette von Seiten Cäsars sich gestachelt fühlten.



M. Junius Brutus. (Rom, Capitol.)

Genug, aus mißvergnügten Elementen aller Art bildete sich im Frühjahr 44 v. Chr. eine Verschwörung gegen Cäsars Leben. Unter diesen Männern — es waren ihrer mehr denn sechszig, — zu denen von alten Anhängern des Imperators namentlich Decimus Brutus und Gajus Trebonius gehörten, war weitaus der bedeutendste jener tapfere Gajus Cassius Longinus, der einst nach des Crassus Untergange Syrien gerettet, nach der Schlacht

bei Pharsalos von Cäsar Gnade angenommen und dem neuen Herrn sich angeschlossen hatte. Theils der harte republikanische Stolz dieses hagern, finstern Mannes, der vielfach altrömisches Wesen entfaltete, theils gekränkter Ehrgeiz machten diesen Cassius, zur Zeit Prätor, zum Anstifter und zur Seele der Verschwörung. Der reinste Charakter unter den Verschworenen dagegen war der damalige städtische Prätor M. Junius Brutus (geb. 85 v. Chr.), ein Sohn jenes Brutus, den einst Pompejus als den Genossen des Lepidus vernichtet hatte, (S. 527) und der schönen Servilia, einer Stiefschwester des strengen Cato. Ein ernster und strenger Mann, ehrenhaft in der Art dieses seines Oheims, — nur daß auch an ihm der schlimme Flecken haftete, in Kappadokien und in dem kyprischen Salamis mit seinem Vermögen wahrhaft schnöden Wucher getrieben, jedenfalls das schmähliche Treiben seiner Agenten zugelassen zu haben, — hatte er bei Ausbruch des Bürgerkrieges sich nicht ohne Selbstüberwindung entschlossen, unter den Adlern des Pompejus zu fechten. Trotzdem hatte ihn Cäsar nachher vielfach begünstigt und ausgezeichnet, ihm namentlich im J. 46 die Verwaltung des Cisalpinischen Galliens übertragen: theils weil er die tüchtige Persönlichkeit schätzte, theils aus Rücksicht auf Servilia, mit welcher Cäsar (übrigens erst geraume Zeit nach Brutus' Geburt) während einer zweiten Ehe der Dame zu Catos höchstem Aerger ein zärtliches Verhältniß angeknüpft hatte, dessen der Imperator bis zu seinem Ende eingedenk geblieben ist. Obwohl eifriger Republikaner, enthusiastischer Philosoph im Sinne der Akademie, und seit 45 v. Chr. mit Catos stolzer Schwester Porcia, des Bibulus Wittwe vermählt: bedurfte es doch erst vieler Mühe für Cassius, den populären Mann mit dem altgefeierten Namen des ersten „Befreiers" und Gründers der Republik für die Verschwörung zu gewinnen, der Brutus dann, unpraktisch genug, in Sachen ihrer Consequenzen dadurch sofort einen schweren Schaden zufügte, daß er die Mordgenossen veranlaßte, das Leben des Consuls M. Antonius, also des kräftigsten und klügsten aller Cäsarianer, zu schonen.


M. Junius Brutus.

Zum höchsten Unheil für die römische Welt glückte der blutige Plan. Die Mörder hatten die voraussichtlich letzte Sitzung des Senats vor Cäsars Abreise nach Asien, die Iden des März (15. März 44) gewählt, um ihr Schlachtopfer möglichst sicher überfallen zu können. In der That konnten sie an diesem Tage den Imperator in offener Sitzung in einem Saale des Theaters des Pompejus umringen und mit ihren Dolchen niederstoßen. Von 23 Wunden getroffen, sank der Gewaltige unter der Bildsäule des Pompejus nieder. Die ungeheure That war vollzogen, die Folgen blieben nicht aus. Mars beherrschte abermals die Stunde, und neue grauenvolle 14 Jahre mußten verstreichen, bis die römische Welt, bis zum Tode ermattet und halb verblutet, die Ruhe unter der Hand eines viel geringeren Mannes, des Erben Cäsars, zu finden vermochte.

Mit dem berühmten Worte eines modernen Staatsmannes kann man sagen, die That des Cassius und Brutus war „schlimmer als ein Verbrechen, sie war ein Fehler". Sie erwies sich sofort als eine furchtbare Thorheit. Der ganze Witz der Verschworenen hatte nur bis zu den Dolchstößen gereicht, die dem Leben des größten Römers dieses Zeitalters ein vorzeitiges Ende bereiteten. Von einem wohlerwogenen Plane war gar keine Rede. Die Mörder schienen wirklich in gänzlicher Verkennung der Weltlage und der wirklichen Zustände des römischen Volkes und Reiches gemeint zu haben, es genüge zur Herstellung der Republik, den „Tyrannen" aus dem Wege zu räumen.

Die erste Folge der Bluthat war ein tödtlicher Schrecken, der sich über ganz Rom ausbreitete. Die Senatoren waren in jäher Angst geflüchtet, die Läden und Häuser der Weltstadt wurden in aller Eile geschlossen, die Straßen lagen öde und menschenleer. Auf den Ruf der Mörder, die in allen Straßen die gerettete Freiheit ausriefen, antwortete nur ein beredtes Schweigen. Es blieb ihnen endlich nur übrig, sich mit ihrer Gladiatorenschaar auf das Capitol zurückzuziehen. Was überhaupt geschehen sollte, wußte Niemand, die Mörder am wenigsten. So verging von ihrer Seite der blutige 15. März und nicht minder der 16. ohne entscheidende Schritte. Es half ihnen wenig, daß am Abend des 15. verschiedene Senatoren auf dem Capitol erschienen, darunter auch Cicero, um über die weiteren Schritte zu berathen. Es blieb für diese Leute, die als Verfechter der alten Verfassung gar kein Mittel hatten, um ohne deren Verletzung sich wenigstens der realen Macht zu bemächtigen, nichts übrig, als im Laufe des 16. gerade mit dem Manne zu verhandeln, der ihr natürlicher Gegner sein mußte, nämlich mit dem damaligen Consul M. Antonius. Dieser hatte bereits verschiedene Schritte gethan, um ihnen zunächst Wind und Wetter abzugewinnen.

Marcus Antonius, dem wir bereits wiederholt begegnet sind (geboren 83 v. Chr.), war den Römern bisher als ein ausgezeichneter Offizier und als ergebener Anhänger Cäsars bekannt, der ihn wiederholt als seinen Stellvertreter in Rom gebraucht hatte. Man wußte auch, daß er bisher einer der tollsten Schuldenmacher unter der adeligen Jugend gewesen war (als 24jähriger hatte er es bis zu 953,000 Mk. Schulden gebracht), und in höchst bedenklicher und ausgedehnter Weise der Pflege leichtsinniger Verhältnisse diesseits und jenseits der Demi-Monde huldigte. Erst die Heirath, die er (46) mit der eifersüchtigen Fulvia, des Curio Wittwe, schloß, änderte hierin für Rom seine Haltung. Jetzt aber, wo sein großer Freund gefallen war, sollten die Römer erkennen, daß in diesem Manne, dessen Stahl und geistige Elasticität immer erst durch schwierige Nothlagen geweckt wurde, eine ganz ungemeine Begabung als Feldherr wie als kühner und schlauer Politiker steckte. Nicht ohne eine gewisse Ritterlichkeit, eine imponirende Erscheinung, im Besitze einer fortreißenden volksthümlichen Rednergabe, und

ein Mensch von sehr gewinnendem Wesen, konnte er schnell genug den Gedanken fassen und höchst energisch ins Werk setzen, der Rächer und Erbe Cäsars zu werden. Zunächst freilich mußte er sehr vorsichtig auftreten. Nicht nur daß er Grund zu haben glaubte, für seine persönliche Sicherheit besorgt zu sein, so war es noch gar nicht gewiß, daß nach des großen Cäsars Tode die übrigen Großoffiziere des Imperators so schnell sich bereit finden lassen würden, nun auch unter die Führung des Antonius zu treten. Aber er verstand es wirklich äußerst geschickt zu operiren, dabei durch seine Brüder Gajus, damals Prätor, und Lucius, zur Zeit Volkstribun, persönlich unterstützt.

Sobald er erkannte, daß die Mörder ihn nicht anzutasten wagten, setzte er sich noch in der Nacht vom 15. zum 16. März 44 durch raschen Handstreich als Consul in den Besitz des öffentlichen wie des cäsarischen Privatschatzes, zusammen von mehr als 140 Millionen Mark, und bestimmte auch Cäsars erschreckte Wittwe Calpurnia, ihm des Ermordeten sämmtliche Papiere zu übergeben. Und als ziemlich gleichzeitig ein anderer cäsarianischer Machthaber, der für Narbonensis und Nordspanien bestimmte Statthalter Lepidus, sofort mit seinen Truppen nach Rom zurückgekehrt war, gewann er den ehrgeizigen, aber politisch nicht sehr weitsichtigen Mann durch das Versprechen, ihm die Stellung des Pontifex Maximus zu verschaffen, und durch andere Zusagen zur Allianz. Als dann am 16. März die Mörder mit ihm zu unterhandeln anfingen, verwies er sie auf den Senat, den er dann für den 17. März nach dem Tempel der Tellus berief. Hier wurden nun entscheidende Beschlüsse gefaßt. Die Gewandtheit des Antonius erzielte es, daß der Senat einen zwischen den Parteien vermittelnden, für die Zukunft aber dem schlauen Rechner nützlichen Beschluß faßte. Cäsars Tod wurde nicht gebilligt; das hätte geheißen, ihn zum Tyrannen erklären und alle seine Anordnungen in Frage stellen, die für Viele aller Betheiligten viel zu vortheilhaft waren, um sie fallen zu lassen. Vielmehr wurde den Mördern nur Amnestie ertheilt, dagegen ausgesprochen die Anerkennung der Anordnungen Cäsars, sowohl der bereits bekannten, wie derer, die sich noch in seinen Papieren vorfinden würden.

Das Volk hielt jetzt den Frieden für gesichert, zumal noch an demselben Abend eine formelle und festliche Versöhnung zwischen Antonius, Lepidus und den Mördern vollzogen wurde. Nun aber begann Antonius ein Intriguenspiel, welches sehr bald enthüllen sollte, wohin er eigentlich zielte. Zu den berühmtesten, auch durch einen Dichter erster Größe unsterblich gemachten Schreckensscenen der antiken Geschichte gehört die Bestattung Cäsars. Antonius hatte die Aristokratie gleich nach jenem Akte der Versöhnung durch verschiedene entgegenkommende Schritte, darunter die von ihm im Senat beantragte Abschaffung der Dictatur für ewige Zeiten (bei Todesstrafe für den, der sie wieder einführen würde), in Sicherheit gewiegt. Nun aber zeigte er plötzlich die Klaue des Löwen. Cäsars Testament

sollte öffentlich verlesen, dann der große Todte feierlich bestattet werden. Schon die Verlesung des Testaments wirkte im höchsten Grade aufregend; hatte doch Cäsar darin für das Volk sehr erhebliche Geschenke ausgesetzt, und zugleich mehrerer der Männer, die dann seinen Tod veranlaßt hatten, namentlich des Decimus Brutus, sehr wohlwollend gedacht. Als nun gleich nachher auf dem Forum die Leiche des Imperators, die dann auf dem Marsfelde feierlich den Flammen übergeben werden sollte, vor einer ungeheuren Volksmenge ausgestellt wurde, hielt Antonius ihm die Leichenrede. Und dieser wußte mit wahrhaft dämonischer Kunst aus der uralt üblichen Lobrede allmählich zu einer furchtbaren Agitation gegen die Feinde und Mörder des Imperators überzugehen. Die Entfaltung der blutigen, von den Dolchen der Verschworenen zerrissenen Toga Cäsars, endlich die Ausstellung eines Wachsbildes des Todten mit den 23 Wunden, entflammte die Wuth des Volkes und der anwesenden Veteranen auf das äußerste. Die Leiche wurde auf der Stelle in einem tumultarisch aufgehäuften Scheiterhaufen verbrannt, dann zogen die Massen tobend, die Mörder mit dem Tode bedrohend, unter mehrfachen Gewaltthätigkeiten durch die Gassen der Stadt. Cäsars Mörder waren nun freilich der Wuth der Massen entgangen. Aber eine sichere Stellung hatten sie wenigstens nicht mehr in Rom, obwohl Antonius der Aristokratie wieder insoweit entgegenkam, daß er einen wilden Agitator, einen gewissen Herophilos oder Amatius, der sich jetzt Gajus Marius nannte, sich für einen Enkel des alten Feldherrn von Arpinum ausgab, und in der ersten Hälfte des April eine fanatische Agitation unter den Massen in cäsaristischem Sinne eröffnete, nach einiger Zeit verhaften und kurzweg hinrichten ließ. Dabei gab ihm wieder diese Bewegung den Anlaß, sich selbst eine Leibwache von 6000 Veteranen zu schaffen. So hatte Antonius vorläufig die Gewalt in Rom in den Händen. Die Optimaten und die Mörder waren zur Zeit in höchst unbequemer Lage, was jene bestimmte, theilweise nach ihren italischen Landsitzen zu gehen, diese dagegen, in verschiedener Weise Rom seit Mitte April momentan zu verlassen. Decimus Brutus begab sich nach der ihm noch durch Cäsar für das nächste Jahr bestimmten Cisalpinischen Provinz, Gajus Trebonius nach Asia, Tillius Cimber nach Bithynien. Brutus und Cassius dagegen, die als Prätoren die Stadt nicht auf länger als zehn Tage verlassen durften, waren in der unbequemen Lage, durch die Intervention des Antonius sich ein Mandat des Senats verschaffen zu müssen, welches ihnen erlaubte, unter der formellen Aufgabe die Stadt mit Proviant zu versorgen, sich außerhalb Roms aufhalten zu dürfen.

Antonius hatte das sehr gern gethan. Ihm kam Alles darauf an, alle diese Männer von der Hauptstadt fern zu halten, wo er selbst nun unter schmählichem Mißbrauch der Papiere Cäsars und der Schätze des Imperators seine Macht zu erweitern suchte. Unterstützt durch Cäsars betrügerischen Geheimschreiber Faberius veröffentlichte er eine Fülle von angeblich cäsarischen Verordnungen, bei denen der neue Machthaber nur sein und

seiner Kassen Interesse kultivirte. Verfügungen wie die, durch welche alle freien Bewohner Siciliens das römische Bürgerrecht erhielten, Dejotarus (S. 619) Kleinarmenien und das Land der galatischen Trokmer zurückerhielt (jener Mithradates von Pergamon, S. 619, war im Kampfe um das bosporanische Reich durch den Usurpator Asandros erschlagen worden), und den Kretern Steuerfreiheit bewilligt wurde, konnten bei Antonius nur um schweres Geld erkauft werden. Diese Summen aber und die öffentlichen Schätze dienten ihm, neben seiner energischen Schwelgerei, sehr wesentlich zur Gewinnung der Veteranen, die er auch durch ein neues, formell durch seinen Bruder Lucius beantragtes Ackergesetz (noch im April) an sich fesselte, welches reiche Ländereien in Campanien und Samnium zur Assignation bestimmte. Allmählich entwickelte sich nun auch der große politische Plan des Antonius. Sobald die Mörder Cäsars Rom geräumt hatten, veranlaßte er seinen Collegen im Consulat, den Dolabella, mit dem er sonst auf sehr schwankendem Fuße stand, sich durch Volksbeschluß die Provinz Syrien übertragen zu lassen, die bisher noch durch Cäsar für das folgende Jahr dem Cassius zugetheilt war. Antonius selbst bestimmte den Senat, ihm die für Marcus Brutus vorbehaltene Provinz Makedonien zu übertragen. Für Cassius und Brutus wurden zur Entschädigung andere Provinzen in Aussicht gestellt, zunächst aber erhielten sie (5. Juni) den Auftrag, zur Versorgung der Hauptstadt mit Proviant Kreta und Kyrene zu übernehmen. Nun lag jedoch dem Antonius an Makedonien selbst nur wenig; desto mehr an den dort für den parthischen Krieg bereits gesammelten sechs Legionen. Auch diese wurden ihm, mit Ausnahme einer für Dolabella bestimmten, bewilligt. Nicht aber die Abwehr der Donau-Geten hatte Antonius im Sinne, wie er angab. Es galt, nachdem Lepidus sein Heer nach Narbo und Spanien geführt hatte, seiner Zeit jene ausgesuchten Truppen aus der Balkanhalbinsel zu ziehen, um mit ihnen endlich das Land zu erobern, dessen Besitz für Antonius zur Beherrschung der Halbinsel und zur Durchführung seiner weiteren politischen Pläne unbedingt nothwendig erschien, nämlich das Cisalpinische Gallien. Hatte Antonius bis tief in den Juni 44 hinein noch immer zu dem Senat und zu den Führern der Mörder mit großer Gewandtheit eine ganz erträgliches Verhältniß zu bewahren sich bemüht, so erfolgte jetzt der nicht mehr zu verhüllende Bruch, als er nun vom Senat die Uebertragung der doch bereits in den Händen des Decimus Brutus befindlichen oberitalischen Provinz forderte, und bei dem sehr begreiflichen und nicht zu überwindenden Widerspruche des Senates schließlich seinen Willen in der Gemeindeversammlung durchsetzte. Damit war nun aber im Princip ein neuer Bürgerkrieg bereits unverhüllt proklamirt.

Noch aber brach der Kampf nicht sogleich aus. Während einstweilen der Senat sich vollkommen lahm gelegt fühlte und nach keiner Seite hin Machtelemente zu entdecken vermochte, auf die er gegen die Uebergriffe des Antonius sich zu stützen vermocht hätte, behauptete Antonius noch mehrere Wochen

hindurch lediglich seine ungestörte Oberhoheit in Rom, bis endlich mit Anfang des Herbstes 44 die Ereignisse auf verschiedenen Punkten des Reiches wieder in lebhafteren Fluß geriethen.

Brutus und Cassius hatten endlich auch erkannt, daß Antonius keineswegs friedliche Absichten gegen sie nährte. Es war endlich zum Bruch gekommen, unter dem 4. August hatten sie dem Consul förmlich abgesagt, dann zu Anfang Septembers ihre Reise nach dem Osten angetreten. Man erfuhr sehr bald, daß sie sich nicht nach Kreta und Kyrene, sondern nach ihren alten Provinzen Makedonien und Syrien gewandt hatten, um sich daselbst mit aller Energie eine starke militärische Stellung zu schaffen.



Sextus Pompejus.

In Spanien hatte des alten Pompejus überlebender Sohn Sextus (geb. 75 v. Chr.), der nach der Schlacht bei Munda einen Theil der Trümmer des Heeres in die Gebirge gerettet und sich hier als Bandenführer gehalten, seit Cäsars Tode gegen den Statthalter der südlichen Provinz, Gajus Asinius Pollio, namhafte Erfolge erfochten und stand jetzt wieder als Imperator an der Spitze von sieben Legionen. Antonius selbst hatte allmählich aus Makedonien vier Legionen nach Brundisium gezogen und hier in ein Lager gelegt, während er die Leitung jener Provinz seinem Bruder Gajus übertrug. Am 9. October brach er selbst nach Brundisium auf, um die Truppen in Empfang zu nehmen, anscheinend um jetzt einen entscheidenden Schlag zu versuchen. Da kreuzten sich aber seine Wege mit denen seines späteren glücklichen Rivalen.

Der junge Octavius (S. 637) war nach der Schreckenskunde von seines Großoheims Ermordung von Apollonia sofort nach Italien zurückgekehrt. Zu Anfang des April 44 landete er zu Lupiä bei Brundisium. Jetzt erst erfuhr er, daß Cäsar ihn durch sein Testament adoptirt und zu seinem persönlichen Haupterben eingesetzt hatte. Nun nannte er sich sogleich Gajus Julius Cäsar Octavianus, und eilte über Neapel nach Rom: entschieden gewillt, trotz der Bedenklichkeit und der Abmahnungen seiner Mutter und ihres zweiten Gatten, zunächst des großen Adoptivvaters persönliche Erbschaft anzutreten. Daß die Zeit kommen werde, wo er auch die politische übernehmen und an den Mördern vollgültige Rache üben werde, verstand sich für diesen Jüngling von selbst, der bei großer persönlicher Schönheit und Anmuth in einem schwachen, kränklichen Körper mit heißem Ehrgeiz und einer seltenen politischen Begabung eine Frühreife, eine Schlauheit, Gewandtheit und kaltblütige Energie verband, die nur zu bald die Welt in Erstaunen setzen sollte.

Antonius trat dem unbequemen Erben seines alten Freundes zunächst kühl und ungezogen entgegen; dabei unterschätzte er seinen jungen Rivalen lange in einer für ihn selbst höchst schädlichen Weise. Octavian dagegen opferte sein Privatvermögen, um die Gunst des Volkes durch Erfüllung der von Antonius noch nicht ausgeführten testamentarischen und anderer Zusagen

Cäsars zu gewinnen, während die Veteranen ihre Gunst sehr bald dem „Sohne" ihres alten unvergeßlichen Feldherrn zuwandten. Octavian selbst hatte aber auch als feinster Spieler bei dieser großen Schachpartie mit Cicero und dem Senat Verbindungen angeknüpft, um einstweilen auch hier neben und gegen Antonius einen Anhalt zu gewinnen, während der Senat wieder in ihm eine Stütze gegen Antonius zu gewinnen hoffte. Indessen hatte sich doch vorläufig zwischen Octavian und Antonius ein äußerlich erträgliches Verhältniß hergestellt.

Nun aber kam es endlich doch zu Ende Septembers zwischen beiden Männern zum offenen Bruch, damals weil Antonius die schnöde Anschuldigung gegen Octavian erhob, dieser trachte ihm nach dem Leben. Da in derselben Zeit auch des Consuls Stellung zu dem Senat offen feindlich wurde, — es waren die Tage, wo der alte Cicero jene furchtbaren Invectiven in Rede und Schrift gegen Antonius zu schleudern begann, die nach dem Vorbild der Staatsreden des Demosthenes die „Philippischen" genannt werden, — so hatte eben Antonius sich in Bewegung gesetzt, um sein Heer von Brundisium nach Rom und Oberitalien zu führen. Jetzt, wo er sich selbst bedroht fühlte, griff Octavian kraftvoll zu. Durch große Geldspenden und noch größere Versprechungen warb er tausende der in Campanien angesiedelten Veteranen Cäsars, bildete aus ihnen und anderen Neugeworbenen drei Legionen, trat in die intimste Beziehung zu dem Senat, der unter Ciceros Einfluß nicht Anstand nahm, ihn zu begünstigen. Und nun war Antonius unbesonnen genug, mehrere schwere Fehler zu begehen. Cäsars Tod und der unter der politischen Arbeit des Antonius selbst reifende allgemeine Wirrwarr hatte die Veteranen schnell genug erkennen lassen, daß die einzige wirklich entscheidende Macht in dieser Zeit in ihren Händen ruhte. Das entsetzliche Elend der rohen Soldatenherrschaft sollte Italien freilich erst in den nächsten Jahren in vollem Maße kennen lernen. Schon jetzt aber forderten jene im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit große Geschenke und sehr rücksichtsvolle Behandlung, und es war selbst für alte Offiziere nicht eben leicht ihnen noch zu imponiren. Und nun, wo Octavians Agenten die alten Landsknechte im brundisinischen Lager auf alle Weise geschickt bearbeiteten, kargte Antonius zur Unzeit mit seinem Gelde, und versuchte es dann mit einer noch weniger zu den Verhältnissen stimmenden, furchtbaren Strenge. Die Folge war, daß auf dem Marsche nach Norden demnächst die eine seiner Legionen zu Alba sich für Octavian erklärte, und als er nun selbst wieder in Rom erschien, um von dem Senat am 28. November die Aechtung des zur Zeit in Etrurien stehenden Octavian zu fordern, auch eine zweite Legion ihm den Dienst aufsagte. Nun erzielte er nur noch einen Ehrenbeschluß für Lepidus, der inzwischen in Spanien den Sextus Pompejus zum Abschluß eines Vergleichs bestimmt hatte. Dann eilte er wieder zu seiner Armee, um sie, noch vier bis sechs Legionen, kräftig zusammenzuhalten, und durch den Kampf mit Cäsars Mörder Decimus Brutus ihr wieder einen besseren Geist einzuflößen.

Decimus Brutus hatte seither nicht nur das Volk seiner Provinz gänzlich für sich gewonnen, sondern auch mit drei Legionen, die er durch Werbungen noch erheblich vermehrte, erfolgreich gegen die Alpenvölker gefehdet. Als Antonius im December 44 nun in Oberitalien einrückte, warf jener sich in die stark befestigte, mit Vorräthen wohl versehene Stadt Mutina, um in dieser mit Waldungen damals noch stark bedeckten Gegend den Antonius aufzuhalten, bis er selbst von Osten oder Süden her Entsatz erhalte. Während Antonius die Blokade einleitete, nahmen die Dinge in Rom eine neue Gestalt an. Die unverhüllten Drohungen und die Blutgier des Consuls hatten zur Zeit alle Elemente des Senats, auch die Cäsarianer, wider ihn vereinigt. Nun aber theilten sich über die Frage, was geschehen sollte, die Parteien. Die alten Pompejaner und Republikaner, Cicero an ihrer Spitze, zu denen zunächst auch Octavian hielt, wollten den Kampf gegen ihn bis zu seiner Vernichtung geführt, die Cäsarianer ihn nur gedemüthigt wissen. Es erfolgten lebhafte Verhandlungen, und in den Debatten vom 1. bis 4. Januar des Jahres 43 erzielte Cicero, daß unter erheblichen Ehrenbeschlüssen für Decimus Brutus und für Octavian und die von Antonius zu Octavian übergetretenen Veteranen, Octavian, der zur Zeit zu Spoletium mit fünf Legionen stand, als Proprätor anerkannt, das seinen Soldaten für den Fall des Sieges ertheilte Versprechen, jedem von ihnen 5000 Denare zu zahlen, bestätigt werden sollte. Dagegen wurde es vor Ausbruch des Krieges noch einmal mit einer Gesandtschaft des Senats an Antonius versucht, übrigens auch verschiedene der früheren willkürlichen Verfügungen des Antonius, wie die in Sachen Siciliens, wieder kassirt. Als auch die letzte Gesandtschaft des Senats nichts zu erzielen vermochte, wurde zwar nicht, wie Cicero wünschte, Acht und Krieg gegen den „Reichsfeind" ausgesprochen, wohl aber das Auftreten des Antonius als „Tumultus" (Aufruhr oder Landfriedensbruch) erklärt, und nun der Kampf energisch in die Hand genommen. Octavians Armee war bereits seit Mitte Januar 43 auf dem Kriegsschauplatze erschienen, und bald nachher schloß sich ihm einer der neuen Consuln dieses Jahres, A. Hirtius, mit noch einer Veteranenlegion an. Es dauerte jedoch längere Zeit, ehe zwischen den feindlichen Heeren, — Antonius stand in Bononia, Regium Lepidi (Reggio) und Parma, Octavian dagegen im Forum Julium (Imola), Hirtius in Claterna (j. Quaderna oder Varignano), — die große Entscheidung fiel. Endlich hatten die Feldherren des Senats Bononia und Forum Gallorum (j. Castel Franco), drei Stunden von Mutina, genommen und lagerten bei Mutina dicht in der Nähe des Antonius. Inzwischen war auch der andere Consul des Jahres, Gajus Vibius Pansa, im März mit vier neuen Legionen nachgerückt. Am 15. April kam es zu einer allgemeinen Schlacht in der Nähe vom Forum Gallorum. Im heißen Kampfe wurde Pansa schwer verwundet, sein Heer war bereits geschlagen, als Hirtius die Schlacht herstellte und den Antonius mit gewaltigen Verlusten in seine Stellungen zurückschleuderte. Der Enthusiasmus in Rom war groß,

und Cicero konnte endlich durchsetzen, daß der Senat am 21. April den Antonius für einen Reichsfeind erklärte. Noch aber hielt Antonius die Stadt Mutina durch seine Linien fest umschlossen. Aber am 27. April gelang es der Geschicklichkeit des Hirtius, ihn unter ungünstigen Umständen zu einer Hauptschlacht zu zwingen, in welcher, da der tapfere Consul gleich zu Anfang fiel, Octavian einen höchst entscheidenden Sieg davontrug. Antonius mußte mit einem schwachen Reste seines Heeres die Flucht ergreifen.

Bis dahin hatte Octavian dem Senat gedient; jetzt schied er sich von den Herren in Rom für immer. Daß dieses einmal geschehen mußte, lag in der Natur der Verhältnisse. Daß es schon jetzt geschah, verschuldete die Thorheit des Senats. Die Hoffnungen der Republikaner gingen damals sehr hoch. Auch aus dem Osten hatten sie nur günstige Nachrichten. Marcus Brutus war im Herbst d. J. 44 in Griechenland erschienen, hatte hier die meisten der griechischen Republikaner für seine Sache gewonnen, namentlich wieder die Athener, hatte auch die Masse der jungen römischen Studenten in Athen, unter ihnen den feurigen Dichterjüngling Q. Horatius Flaccus von Venusia und den Sohn des Cicero, zum Eintritt in sein Heer bestimmt, und weiter mit Hülfe des zur Zeit in Makedonien regierenden Statthalters Q. Hortensius diese Provinz mit den hier noch stehenden Truppen für sich gewonnen. Gajus Antonius, der seit Ende Novembers sich gegen ihn zu behaupten suchte, war in Apollonia blokirt und zu Anfang März d. J. 43 zur Ergebung genöthigt worden. Alle diese Schritte hatte nun auf Ciceros Antrag der Senat bestätigt, und den Brutus für Makedonien, Illyrien und Griechenland mit den umfassendsten Vollmachten ausgestattet.

In analoger Weise war es dem Gajus Cassius gelungen, die ihm von Alters her zugethane Provinz Syrien an sich zu ziehen. Als jener Dolabella sich näherte, konnte er hier nicht Fuß fassen; dieser hatte daher sich gegen Asia gewendet, zu Anfang d. J. 43 den Trebonius in Smyrna verrätherischerweise überfallen und in der grausamsten Weise umbringen lassen, wofür ihn nun der Senat als Reichsfeind ächtete. Als nun die Consuln d. J. 43 bei Mutina gefallen waren und die Aussichten der Republikaner in Rom immer heiterer sich zu gestalten schienen, wurde Cassius, der bereits mehr denn zwölf Legionen in der Hand hatte, für Syrien mit denselben Vollmachten betraut, wie für sein Gebiet M. Brutus, ihm auch der Krieg gegen Dolabella übertragen. Da nun auch die Statthalter in Afrika, in Spanien und Gallien es nicht an Versicherungen der Treue und Ergebenheit fehlen ließen, — außer Asinius Pollio und Lepidus kam zur Zeit namentlich der in der transalpinischen großen keltischen Provinz kommandirende, zu Durocortorum (Rheims) residirende, L. Munatius Plancus in Betracht, der übrigens seinerseits noch heftige Kämpfe mit aufständischen Kelten zu bestehen hatte, und zugleich das Verdienst sich erworben hat, i. J. 43 an der strategisch so bedeutsamen Hauptbiegungsstelle des

Rheines in der Gegend des j. Basel die Kolonie Raurica (Augst), und am Zusammenfluß der Saone mit dem Rhone die Kolonie Lugdunum (Lyon) zu gründen, — so glaubte man in Rom des Sieges ganz sicher zu sein. Und nun wurde es verderblich, daß die Heißsporne der republikanisch-pompejanischen Partei in thörichter Verblendung wirklich es für möglich und der Zeit entsprechend hielten, das Werk Cäsars vollständig zu zertrümmern und die alte Optimatenherrschaft herzustellen. Man begann sogleich unter gänzlicher Unterschätzung der großen Talente dieses „Knaben" den Octavian mit systematischer Rücksichtslosigkeit bei Seite zu schieben und suchte seine Machtstellung schnöde zu erschüttern. Nicht Octavian, sondern Decimus Brutus erhielt das Kommando über die Truppen der bei Mutina gefallenen Consuln und den Auftrag, den dieser seit dem 29. April auszuführen begann, die Trümmer der westwärts ausgewichenen Armee des Antonius (5000 Reiter und etwas über Eine Legion) zu verfolgen und mit Hülfe des Lepidus und Plancus zu vernichten. Noch empfindlicher wurde es für Octavian und alle echten Cäsarianer, daß der Senat jetzt in aller Form die Stellung des Sextus Pompejus anerkannte, ja sogar diesen Mann zum Oberbefehlshaber der Seemacht erhob.

Alle diese Momente, die projektirte Unterstellung seiner Legionen unter das Kommando des Decimus Brutus, die Versuche des Senats, ihm seine besten Legionen zu entziehen, und ähnliche Schachzüge der republikanisch-pompejanischen Partei machten dem jungen Feldherrn die Lage vollständig klar. Aber seine Kaltblütigkeit und Schlauheit, das klare Verständniß seiner persönlichen Interessen, und die Abneigung seiner treuen, energisch cäsarisch gesinnten Soldaten, machten alle Manöver der Optimaten unwirksam. Octavian, der zunächst kein Interesse mehr daran hatte, den Antonius gänzlich vernichtet zu sehen, blieb zunächst, ohne den Bewegungen des Decimus Brutus zu folgen, ruhig bei Mutina stehen. Für ihn kam es einstweilen darauf an, die Verhältnisse reifen zu lassen und sich nunmehr nach Bundesgenossen für den unausbleiblichen Kampf mit seinen natürlichen Gegnern, den Republikanern und Pompejanern, umzusehen. Es dauerte auch nicht lange, und die Gegensätze im römischen Reiche hatten endlich ihre richtige Stellung wieder erhalten. Die schlaue Unthätigkeit Octavians rettete zuvörderst den Antonius vor gänzlicher Vernichtung. Denn jener ließ es ruhig zu, daß einer der Legaten des Antonius, P. Ventidius aus Picenum, der zu Cäsars Zeit vom Maulthiertreiber zum Senator, endlich zum Prätor für 43 v. J. emporgestiegen war, ein Mann von sehr bedeutenden Feldherrntalenten, mit drei neugeworbenen Legionen dem Antonius zuzog und diesen an der ligurischen Küste zu Savona bis zum 5. Mai 43 erreichte. Unter diesen Umständen kam nach einigen beiderseitigen Demonstrationen in den Gegenden des oberen Padusgebietes der Krieg zwischen Decimus und Antonius zum Stillstand. Während jener sein Heer bis auf zehn Legionen brachte und sich anschickte, die Alpen auf dem Wege über den kleinen St. Bernhard

zu überschreiten, hatte Antonius bereits tiefer im Süden die narbonensische Provinz erreicht. Für diesen kam es jetzt darauf an, sich womöglich mit Lepidus und Plancus zu verständigen, um mit deren Hülfe dann den Krieg gegen Decimus und den Senat, und wie er damals noch glaubte, auch gegen Octavian mit Kraft wieder aufnehmen zu können. Lepidus und Plancus, die damals noch als zuverlässige Freunde des Senats galten, hatten bereits die Masse ihrer Truppen gegen die Alpen in Bewegung gesetzt, anscheinend zur Ueberwältigung des Antonius. Lepidus stand am 7. Mai im Lager bei Forum Voconii (Vidauban) mit sieben Legionen, Plancus, der gegen Ende April den Rhone bei Vienna mit vier Legionen passirt hatte, hielt im Gebiet der Allobroger, und hatte sich mit Lepidus in die nächste Verbindung gesetzt. Nun aber war nur Plancus dem Senat wirklich ergeben. Lepidus, als alter eifriger Cäsarianer schon längst innerlich zum Uebertritt zu Antonius entschlossen, spielte zunächst nur ein pfiffiges Spiel der Intriguen, und ließ sich endlich, als Antonius am 22. Mai von Frejus her sich ihm näherte und die Soldaten zu fraternisiren anfingen, sehr gern durch seine Truppen formell zwingen, am 29. Mai sich mit Antonius wirklich zu vereinigen. Nun mußte Plancus rasch zurückweichen und vereinigte sich seinerseits am 9. Juni in der Nähe von Lyon mit Decimus Brutus; nur daß ihre 14 Legionen an soldatischer Ausbildung denen der Gegner nicht gewachsen waren. So daß der Senat, der am 30. Juni auch über Lepidus die Acht aussprach, alle Mühe hatte, ihnen frische Verstärkungen zu verschaffen.

Während in dieser Weise sowohl östlich von der Adria, wie westlich von den Alpen immer gewaltigere Streitkräfte sich ansammelten, und der Ausbruch eines neuen ungeheuren Kampfes der militärischen Machthaber um die Gestaltung der Zukunft des Reiches in immer drohendere Nähe rückte, griff mit Einem Male von Oberitalien her der schlaue Octavian kräftig zu, um durch herbe Demüthigung des Senates sich mitten zwischen den großen Generalen der verschiedenen Parteien eine eigene starke Stellung zu verschaffen. Er forderte nämlich durch eine militärische Deputation für sich das Consulat, um sich dadurch in den Besitz der „legitimen" Staatsgewalt zu setzen. Als der Senat das ablehnte, zog er sofort mit acht Legionen gegen Rom. Drei zur Verfügung des Senats stehende Legionen, die wider ihn ausgeschickt wurden, gingen sofort zu ihm über, und so blieb dem völlig machtlosen Senat nichts übrig, als zuzulassen, daß sein jugendlicher Bedränger zusammt einem seiner Verwandten, dem Q. Pedius, am 19. August für den Rest d. J. 43 zu Consuln gewählt wurden. Nun trat Octavian mit seinen Plänen schon deutlicher ans Licht. Er zog in Rom ein, ließ seine Adoption in aller Form bestätigen, vollzog das Testament Cäsars nach allen Seiten, ließ nun aber auch durch die lex Pedia die sämmtlichen Mörder Cäsars in Anklagezustand versetzen, sie in contumaciam verurtheilen, die Acht gegen Dolabella aufheben, dagegen auch den Sextus Pompejus abwesend

verurtheilen. Dann zog er wieder nach Norden ab, um dem Lepidus und Antonius entgegenzugehen. In welchem Sinne das aber zu verstehen war, sollten die Hauptstadt und die Republikaner und Pompejaner des Senats zu ihrem Schrecken schnell genug erkennen. Denn noch hatten die eilf Legionen des jungen Consuls die Tiber nicht lange verlassen, so mußte auf seine Veranlassung Q. Pedius nun auch die Acht gegen Lepidus und Antonius wieder kassiren lassen.

Die Hauptstadt und der Senat blieben inzwischen in bangster Erwartung der weiteren Entwickelung der Verhältnisse. Und diese vollzog sich unendlich entsetzlicher, als selbst die größten Pessimisten bisher es gefürchtet hatten. Auf die Nachricht von der entscheidenden Wendung der Dinge in Rom führte auch der spanische Statthalter Asinius Pollio, der bisher, anscheinend aus Abneigung gegen Antonius, sich zurückgehalten hatte, von den Pyrenäen her zu Anfang des Septembers seine Armee nach dem Lager des Lepidus und Antonius. Nun wagte es auch Plancus nicht länger, die Partei des Senats zu halten, sagte sich von Decimus Brutus los, und trat zu den Antonianern über. Das wurde zunächst für Decimus Brutus verderblich. Dieser Feldherr sah keine andere Rettung mehr für sich, als nun in aller Eile aus Gallien nach Oberitalien zurückzuweichen, zunächst nach Eporedia (Ivrea). Sein Plan war, über Aquileja nach Makedonien zu Marcus Brutus abzumarschiren. Als er aber, um dem Octavian nicht begegnen zu müssen, es vorzog, sich in die Alpenlandschaften zu werfen, verließen ihn seine Truppen mit Ausnahme einer keltischen Reiterschaar und gingen zu Antonius über. Der fliehende Feldherr selbst fand nicht lange nachher durch die Verrätherei eines ihm früher befreundeten Häuptlings den Untergang.

Als jetzt Antonius als Herr und Führer der gesammten Streitkräfte des Westens, von denen ihn unmittelbar volle 17 Legionen begleiteten, in Oberitalien wieder einrückte, fand er, daß Octavian, der auch mit seinen 11 Legionen nur schwer den Kampf gegen diese Uebermacht hätte aufnehmen können, durchaus zu einer Ausgleichung geneigt war. Lepidus machte den Vermittler, und schließlich kam man dahin überein, in der Nähe von Bononia eine entscheidende Zusammenkunft zwischen den drei Hauptführern zu veranstalten. Diese Conferenzen, die bei dem anfangs noch vorwaltenden gegenseitigen Mißtrauen zuerst unter den äußersten Vorsichtsmaßregeln abgehalten wurden, fanden auf einem Inselchen eines der bei Bononia vorüberströmenden Flüsse (des Lavinius oder des Rhenus) statt. In den Verhandlungen vom 27. zum 29. October 43 kam es zu einer vollkommenen Verständigung. Die drei Machthaber schlossen mit einander eine feste Allianz: ein Beschluß, den die größtentheils aus alten Cäsarianern bestehenden Truppen mit Enthusiasmus aufnahmen. Auf deren Drängen mußte sich auch noch Octavian mit des Antonius jugendlicher Stieftochter Clodia verloben.

Die Verabredungen gipfelten namentlich in folgenden Bestimmungen.

Antonius, Lepidus und Octavian constituirten in aller Form für fünf Jahre einen „Triumvirat zur Einrichtung des Staats", d. h. sie nahmen für fünf Jahre die höchste Gewalt im Reiche gemeinschaftlich an sich. Die ordentlichen Aemter sollten daneben allerdings fortbestehen, aber durch die Triumvirn besetzt werden. Den Westen des Reiches vertheilten sie in der Art unter einander, daß Lepidus Spanien und Narbonensis, Antonius das transalpinische Gallien und Oberitalien, Octavian Afrika, Sicilien und Sardinien erhielt. Gegen die Republikaner des Ostens sollte der Krieg sofort mit 20 Legionen (darunter sieben des Lepidus) von Antonius und Octavian eröffnet werden, der letztere für den Rest des Jahres das Consulat an Ventidius abgeben, im Jahre 42 Lepidus und Plancus zu Rom als Consuln regieren.

Nun aber galt es, zur Befriedigung der Soldaten, denen man übergroße Zusagen gemacht hatte, und zu den neuen Rüstungen gewaltige Geldmittel aufzubringen. Und diese hoffte man durch ein Mittel zu gewinnen, welches zugleich die Möglichkeit bieten sollte, der trotzigen pompejanisch-republikanischen Partei den Lebensnerv zu durchschneiden. Was die Thorheit und die blinde Feindschaft stets vergeblich von dem großen Cäsar gefürchtet hatte, brachten jetzt seine Erben über das unglückliche Italien. Nach Sullas grausamem Vorbilde wurde das System der Proscriptionen wieder erneuert. Aber das Verfahren der Triumvirn war unvergleichlich scheußlicher und empörender als jenes des alten Optimaten. Nur bei Antonius wirkte in einigen Fällen wilde Rachgier mit. Sonst aber dictirte wesentlich die Habgier und eiskalte Staatsraison den drei Blutmenschen ihr Verfahren. Und weil hier die Interessen von drei bisher mehrfach rivalisirenden Führern mit einander ausgeglichen werden mußten, so fand unter ihnen ein unsagbar niederträchtiger Tauschhandel in Sachen der Köpfe der angesehensten Männer Roms und der Halbinsel statt, bei welchem die drei großen Henker und ihre Genossen einander umschichtig die Häupter naher Anverwandter und früherer Freunde kaltblütig zubilligten. Nur daß später Antonius wenigstens seinen Oheim L. Cäsar, und Lepidus seinen Bruder L. Aemilius Paullus thatsächlich durchschlüpfen ließ. Die uralte furchtbare Härte der römischen Art, die trotz aller sittlichen Demoralisation des Zeitalters wenigstens nach Seiten der Kraft und der erbarmungslosen Energie durchaus noch nicht erschlafft war, kam wieder einmal in wahrhaft abschreckender Weise zum Vorschein. Consul Pedius erhielt den Befehl, in Rom zunächst 17 Opfer hinrichten zu lassen.

Als nach Vollendung aller Verabredungen die Armee der Triumvirn zu Anfang Novembers 43 gegen die Hauptstadt sich in Bewegung setzte, und Pedius erfuhr, was wirklich im Plane war, starb der wohlmeinende Mann vor Aufregung und jähem Entsetzen. Nun rückten die drei Machthaber mit drei Legionen in Rom ein, ließen sich nach altem Brauche durch die Gemeinde ihre selbstgeschaffene neue Machtstellung bestätigen, und eröffneten den formellen Antritt ihres Amts als „Triumvirn" am 27. November

durch Veröffentlichung der Proscriptionslisten. Die Zahl der verfehmten Senatoren wird auf 300, die der Ritter auf 2000 berechnet. Die Blutjagd durch ganz Italien wurde eröffnet; als Henker dienten die Offiziere der Legionen mit kleinen Abtheilungen, jeder freiwillige Mordknecht von freier Abkunft sollte für den Kopf eines Ermordeten 25,000, jeder Sklave in solchem Falle 10,000 Denare als Blutlohn und dazu die Freiheit erhalten. Bei Todesstrafe wurde es verboten, einem der Geächteten zur Rettung behülflich zu sein. Die Leichen sollten in die Tiber geworfen oder den wilden Thieren Preis gegeben, die Köpfe nach der alten Praxis dieser römischen Revolutionen auf der Rednerbühne am Forum ausgestellt werden. So wüthete denn nun wieder der losgelassene Mord mit allen seinen Greueln durch ganz Italien, nur selten unterbrochen durch isolirte Züge edler Aufopferung und Treue unter Blutsverwandten, ja selbst der Sklaven. Das berühmteste und weitaus am meisten beklagte Opfer dieser schauderhaften Wochen war Cicero, der natürlich durch seinen Todfeind Antonius und dessen wüthende, oft schon durch des großen Redners scharfe Zunge verletzte, Frau Fulvia rücksichtslos verfolgt wurde. Der unglückliche Flüchtling ist von den Henkern des Antonius am 7. December 43 auf seinem formianischen Landgut bei Cajeta ereilt worden. Seinen Kopf bezahlte Antonius mit dem Zehnfachen des stipulirten Blutpreises, die Megäre Fulvia stieß in wüster Rachsucht ihre Haarnadeln in die Zunge des verhaßten Todten.

Noch waren jedoch die Leiden Italiens nicht abgeschlossen. Die nöthigen Geldmittel, die die Triumvirn für ihre Truppen und ihre neuen Unternehmungen nöthig hatten, waren durch die Proscriptionen noch lange nicht aufgebracht. Um noch neue 200 Millionen Denare aufzubringen, mußte die Halbinsel allen nur möglichen fiskalischen Erpressungen, — denen diesmal gegen alles Herkommen selbst die Frauenwelt nicht entging, — unterworfen werden. Kurz es zu sagen, Cäsars Erben und Rächer behandelten jetzt ihr Vaterland, wie sonst die härtesten römischen Statthalter geknechtete Provinzen, und hinderten dabei nicht, daß ihre Soldaten aller Chargen in Raub, Erpressung, Anmaßung und frecher Unverschämtheit gegen die italische Bevölkerung in der That das Aeußerste sich erlaubten. Die Flucht aus Italien nahm daher riesige Dimensionen an; wer das fluchbeladene Land verlassen konnte, rettete sich nach Makedonien oder aber nach Sicilien, wo jetzt der kecke Sextus Pompejus Fuß gefaßt hatte, dessen starke Flotte (S. 648) auch sonst den Gegnern der Triumvirn vielfach hülfreich wurde.

In derselben Zeit, wo Italien mehr denn je den schmählichen Tod des großen Cäsar zu betrauern vollen Grund hatte, wurde der Wohlstand nicht weniger Theile des römischen Orients durch die Vorbereitungen der Republikaner zum letzten Waffengange mit Cäsars Erben zu Grunde gerichtet. Brutus so gut wie Cassius hatten während des Jahres 43 ihre Machtstellung immer systematischer befestigt, dabei auch, Brutus zuerst, — wie das seit 44 mit Cäsars Münzen (S. 629) geschehen war, — ihr Bildniß statt des

Götterkopfes auf die Vorderseite der auf ihren Befehl geprägten Münzen setzen lassen, was natürlich Antonius und Octavian sogleich nachahmten. Brutus hatte während der ersten Hälfte des Sommers sein Heer, acht Legionen, durch einen Feldzug gegen die thrakischen Besser geschult. Cassius dagegen war so glücklich gewesen, jenen Dolabella, der endlich doch noch in Syrien einzudringen vermocht hatte, in der Stadt Laodikeia einzuschließen und nach längerer Blokade (seit dem Mai 43) im Sommer zum Selbstmord zu zwingen. Durch Aufgebot aller Kräfte der Provinzen, der unterthänigen Könige und der Bundesgenossen Roms im Osten war es möglich geworden, für die Republikaner erhebliche Geldmittel und ein Heer zusammenzubringen, welches, als Brutus und Cassius im September oder October 43 zu gemeinsamer Berathung in Smyrna zusammentrafen, mehr als 21 Legionen und 20,000 Pferde stark war. Selbst Cäsars frühere Geliebte, die ägyptische Königin Kleopatra, — die im Jahre 46 nach Rom gekommen, erst nach Cäsars jähem Tode angstvoll nach dem Delta zurückgekehrt war, und anfangs den Dolabella zu unterstützen versucht hatte, — war genöthigt gewesen, die Vereinigung eines Theiles ihrer bei Kypros stationirten Kriegsschiffe mit Cassius zuzulassen. Der klügere Rath des Brutus, sofort mit gesammter Macht nach dem ionischen Meere vorzugehen, was auch die unmittelbare Verbindung mit der Flottenmacht des Sextus Pompejus ermöglicht haben würde, fiel vor dem Widerspruch des Cassius, der erst noch die letzten cäsarianisch gesinnten Elemente in Asien überwältigt wissen wollte. Nun griff Brutus die noch widerstrebenden Lykier an, die erst nach der furchtbaren Zerschmetterung der heroisch widerstrebenden Stadt Xanthos und der Einnahme von Patara sich seinem Willen fügten. Cassius seinerseits forderte von den Rhodiern die unbedingte Unterwerfung und zwang sie, als sie das ablehnten, nach kurzem aber furchtbar erbittertem Kampfe, sich völlig auf Diskretion ihm zu ergeben. Hinrichtungen, Confiskationen, Abführung der rhodischen Flotte, leiteten die systematische Ausraubung der Insel ein, die unter vollständiger Vernichtung ihres Wohlstandes den Republikanern mehr als 39 Millionen Mark Beute einbrachte. Als zu Anfang des Jahres 42 Brutus und Cassius, — die damals auch Gelegenheit fanden, den intellektuellen Urheber des einst an Pompejus verübten Mordes, Theodotos, kreuzigen zu lassen, — in Sardes wieder zusammengetroffen waren, bereiteten sie sich energisch zum Kampfe mit den Cäsarianern vor. Vorläufig operirte nur ihr Flottenführer L. Statius Murcus in den griechischen Gewässern, während auch die Triumvirn noch zauderten, und eine wenig erfolgreiche Kriegführung gegen die Insel Sicilien eingeleitet hatten. Erst im Spätsommer des Jahres 42 wurde die Balkanhalbinsel zum zweiten Male in dem laufenden Jahrhundert die riesige Arena des römischen Bürgerkrieges. Während sich die Republikaner von Sardes her nach dem Hellespont in Bewegung setzten, den sie bei Abydos überschritten, um dann der großen Heerstraße auf der Nordküste des ägäischen Meeres nach Westen zu folgen, hatten Antonius und Octavian ihre Legaten Gajus Norbanus

und Decidius Saxa ziemlich gleichzeitig mit acht Legionen über die Adria geschickt. Diese hatten bereits die Stadt Philippi im südöstlichen Makedonien, wie auch die wichtigen Pässe östlich derselben im Sapäerlande besetzt. Als aber Brutus und Cassius vor dieser unangreifbaren Stellung erschienen, gelang es ihnen, mit Hülfe eines eingeborenen thrakischen Häuptlings durch eine gewandte Umgehung die Cäsarianer aus derselben herauszumanövriren, um sich dann selbst in und bei Philippi in außerordentlich fester Stellung zu verschanzen. Hier hielten sie mit 19 Legionen oder 80,000 Mann, 12,000 Reitern und dem galatischen Contingent des Dejotarus unter Amyntas an Fußvolk und 5000 Pferden. Bald aber erschien nun die Gesammtmacht des Antonius und Octavianus, 19 übervollzählige Legionen, aber nur 13,000 Pferde, und lagerte nur 24 Minuten von ihnen entfernt. Da die Republikaner das Meer beherrschten und ein überaus reiches Land hinter sich hatten, während die Cäsarianer auf die entvölkerten und ausgesogenen griechisch-makedonischen Kantone mit der Verpflegung angewiesen waren, dazu die feindliche Flotte ihnen die Zufuhr aus Italien stark erschwerte, suchten die republikanischen Führer den Krieg verständigerweise in die Länge zu ziehen.

Endlich aber gelang es dem M. Antonius, der hier wieder einmal seine alte Regsamkeit, seine Energie und sein Feldherrntalent glänzend entfaltete, eine Hauptschlacht herbeizuführen. Sie fiel seltsam genug aus. Antonius selbst erfocht über die Truppen des Cassius glänzende Erfolge; aber in derselben Zeit konnte Brutus den linken Flügel, den des Octavian, der zur Zeit krank lag, siegreich aus dem Felde schlagen, ja selbst das octavianische Lager erobern. Nun aber wollte es die heillose Uebereilung des Cassius, der die stürmisch heransprengenden Reiter des Brutus, die ihm dessen Sieg melden sollten, für Feinde hielt und sich verzweifelt durch einen treuen Sklaven niederstechen ließ, um nicht gefangen zu werden, daß die Republikaner ganz unnützerweise ihren kraftvollsten Führer verloren. Trotzdem war die Lage der Triumvirn nach ihrem nur halben Siege nichts weniger als bequem; zumal in derselben Zeit die republikanischen Admirale Murcus und Domitius Ahenobarbus ihnen auf der Adria eine sehr erhebliche Verstärkung von erprobten Truppen und Vorräthe aller Art abfingen. Dagegen hatte der Galater Amyntas nach dem Untergange des Cassius die Sache der Republikaner verlassen und sein Contingent dem Antonius zugeführt. Brutus war jedoch nicht in der Lage, bei der zunehmend ungünstiger sich gestaltenden Witterung die Ungeduld und Kampflust seiner Truppen so lange zu zähmen, als er selbst es wünschte. Auch seine Veteranen waren so wenig ideale Naturen, wie die der Triumvirn. Hatten die letzteren ihren Leuten infamer Weise als Lohn für den Sieg 18 der reichsten Städte Italiens versprochen, so stand den Republikanern für diesen Fall die Plünderung von Thessalonike und der zu Octavian übergetretenen Stadt Sparta in Aussicht. Als zwanzig Tage nach der ersten Schlacht die Veteranen den Brutus nöthigten, die große Entscheidung zu suchen, die sich eines Nachmittags sehr wider Willen

des letzteren aus einem Vorpostengefecht heraus entwickelte: da war Brutus allerdings abermals mit seinem rechten Flügel siegreich. Aber die furchtbaren Stöße, die Antonius gegen seinen linken Flügel führte, zertrümmerten seinen ganzen Plan, und die Nacht sah den letzten Feldherrn der Republikaner von Antonius verfolgt auf hoffnungslosem Rückzuge mit noch vier Legionen nach den nördlichen Gebirgen. Als am folgenden Morgen die Soldaten sich des weiteren Kampfes weigerten, beschloß Brutus, — dem seine stolze Gattin schon vor einiger Zeit im Tode vorausgegangen war (ihr späterer grauenhaft heroischer Selbstmord ist poetische Dekoration des Unterganges der Republik seitens der Späteren,) — nach seines Schwagers Cato Vorbild den Fall seiner letzten Ideale nicht zu überleben. Mit ihm suchten mehrere der namhaftesten Republikaner in seiner Umgebung freiwillig den Tod. Seine Truppen kapitulirten gegen Zusage der Amnestie unter Führung des Valerius Messalla Corvinus. War der Kampf aber bisher schon von beiden Seiten nicht ohne Grausamkeit gegen Gefangene geführt worden, so erfolgten auch jetzt Hinrichtungen angesehener gefangener Offiziere, bei welcher Gelegenheit Antonius, nach seiner beweglichen und unter Umständen der Großmuth nicht unzugänglichen Art, in seiner Siegesfreude entschieden minder hart auftrat als Octavian, dieser allezeit der Mann der harten Staatsraison.

Die zerschmetternde Niederlage der letzten republikanischen Armee bei Philippi, der gleichzeitig die Ueberwältigung einer republikanischen Bewegung von geringerer Ausdehnung in Afrika zur Seite ging, hatte das zu Pharsalos und Thapsos gefallene Verdict des Schlachtengottes über die Zukunft des römischen Reiches, so zu sagen, in zweiter Instanz bestätigt. Die Aera der Bürgerkriege war aber leider noch nicht zu Ende. Nicht nur stand Sextus Pompejus, dem jetzt zahlreiche Flüchtlinge aus Makedonien zuzogen, noch unbezwungen. Viel bedenklicher blieb es, daß jeder schärfer Blickende erkennen mußte, wie noch immer die endgiltige Auseinandersetzung zwischen Cäsars siegreichen Erben übrig blieb. Zunächst freilich waren Octavian und Antonius sofort darüber einig geworden, den schwachen Lepidus, den man zweideutiger Unterhandlungen mit Sextus Pompejus beschuldigte, möglichst weit bei Seite zu schieben, ihm Spanien (für Octavian) und Narbonensis (für Antonius) zu entziehen, ihn eventuell durch Afrika zu entschädigen. Aber das Verhältniß zwischen den beiden Siegern von Philippi trug von Anfang an den Keim zu neuen Kriegen unverkennbar in sich. Das sollte der römischen Welt zum Entsetzen schnell klar werden.

Noch zu Philippi theilten die beiden Feldherren ihre Aufgabe. Sie entließen zunächst die ausgedienten Soldaten bis auf 8000 Mann, die selbst bei den Adlern zu bleiben wünschten. Antonius übernahm dann acht Legionen und 10,000 Pferde. Er übernahm das anscheinend bequeme und glänzende Geschäft, überall im römischen Orient die Herrschaft der Cäsa-

rianer sicher zu stellen, die Anhänger des Brutus und Cassius zu strafen, und namentlich Geldmittel aufzubringen, damit die ungeheuren finanziellen Versprechungen erfüllt werden könnten, welche die Triumvirn ihren Soldaten gemacht hatten. Man hat die Summe dieser Zusagen bis auf die schreckliche Höhe von 750 Millionen Mark berechnet.

Octavian dagegen übernahm das entsetzliche Geschäft, die übrigen Legionen und die Ausgedienten nach Italien zurückzuführen und daselbst mit Austheilung der Belohnungen den Anfang zu machen, das heißt namentlich zu Gunsten der neu anzusiedelnden Veteranen die Bewohner von 18 italischen Städten von Haus und Hof zu vertreiben. Nur ein Mann von so unerbittlicher Härte wie Octavian, der zugleich seinen Rivalen und dessen Schwächen so scharf erkannt hatte und einen eminenten politischen Weitblick besaß, konnte hoffen, aus solcher grauenhaften Arbeit heraus, die ihm das Hauptland des Reiches in die Hand gab, sich die Basis für die spätere Ueberflügelung des Antonius zu schaffen. Seine Lage wurde sehr bald nahezu unerträglich. Wohl lieferte Asien, unter furchtbarer Aussaugung des schon durch die Republikaner schrecklich ausgebeuteten Landes, namentlich der Provinz Asia, dem Antonius noch immer sehr erhebliche Mittel. Davon jedoch kam nur wenig nach Rom, weil der Feldherr theils persönlich rücksichtslos verschwendete, theils mit schmählicher Sorglosigkeit sich nicht darum kümmerte, daß große Summen unter den Händen seiner Umgebungen einfach verschwanden. Die Ausführung aber der Ansiedlung der Veteranen in Italien stieß im Jahre 41 auf drei sehr erhebliche Schwierigkeiten. Einerseits widersetzten sich die Bewohner jener 18 den Soldaten als Lohn bestimmten Städte wiederholt mit Gewalt der niederträchtigen Expropriation, und erfüllten die Halbinsel und die Hauptstadt mit ihren nur zu gerechten, erbitterten Klagen; die leidenschaftlichste Aufregung tobte überall von Ariminum bis nach Rhegion. Andrerseits überschritt die Zuchtlosigkeit und Unverschämtheit eines großen Theiles der Soldaten, deren damals 34 Legionen auf der Halbinsel lagerten, alles selbst damals bereits erhörte Maaß, und kehrte sich unter Umständen auch gegen Octavian selbst. Dazu trat nun aber drittens der schwere Uebelstand, daß in der Hauptstadt, wo der letztere im Frühling 41 eintraf, die Familie des Antonius, die ihren Marcus jetzt als die Hauptperson im Reiche betrachtete und in Octavian nur einen lästigen Knaben sah, Alles aufbot, seine Verlegenheit zu steigern und aus derselben für sich Vortheile zu ziehen. Die Führer der Intrigue waren die wüthende Megäre Fulvia und einer der Consuln des Jahres, des Triumvirs Bruder Lucius, die auf die seit Philippi wieder zu voller Höhe gestiegene Beliebtheit des Marcus bei der Armee zählten, von Antonius' Generalen in Gallien, Asinius Pollio, Plancus, Ventidius und Fufius Calenus nicht einmal zu reden. Die Flotte des Sextus Pompejus und die noch unbezwungenen Geschwader des todten Brutus unter Domitius



Lucius Antonius.

Ahenobarbus erhöhten noch durch Sperrung der Zufuhr nach Italien die Schwierigkeiten.

Alle vorsichtigen und versöhnlichen Schritte des Octavianus gegenüber der Familie des Antonius und alle Versuche, jener furchtbaren Expropriation die schlimmsten Härten zu benehmen, hinderten nicht, daß Lucius und Fulvia einen Theil der Soldaten und große Massen der verzweifelnden italischen Civilbevölkerung immer tiefer gegen Octavian zu fanatisiren vermochten, zum Theil durch die schnödesten Unwahrheiten und die illoyalsten Mittel.

Endlich gedieh der greuliche Streit zwischen Octavian und seinen Gegnern, der bisher mehr durch Schmähschriften geführt war, im Sommer 41 zu offenem Kampfe. Octavian schickte der Fulvia ihre Tochter Clodia (S. 650) zurück. Fulvia ihrerseits, — diese auch in der schnöden Hoffnung, ihren Gatten dem Zauber der Aegypterin Kleopatra (s. unten) durch Entzündung eines neuen Krieges entziehen zu können, — und Lucius nahmen ihr Hauptquartier im Sommer 41 in der Festung Präneste. Während nun im Herbst 41 Octavian seinen mit sechs Legionen nach Spanien detaschirten Legaten Q. Salvidienus, der bereits die Alpen erreicht hatte, wieder zurückrief, und persönlich gegen das umbrische Sentinum und das sabinische Nursia operirte, und zur Befriedigung seiner Veteranen bei allen Tempeln Zwangsanleihen machte, okkupirte Lucius momentan die Hauptstadt. Hier aber konnte er sich doch vor Octavian nicht halten, und mußte sich endlich in die feste etrurische Felsenstadt Perusia, welche dieser Fehde den Namen gegeben hat, einschließen, wo ihn Agrippa und Salvidienus blokirten. Da des Marcus Antonius gallische Heerführer, die nicht wußten, wie sich der orientalische Triumvir zu diesem wüsten Handel seiner Familie stellen würde, wider des Lucius Hoffnung nur sehr langsam und zögernd in Oberitalien einrückten, so mußte Lucius nach langer Einschließung, von schrecklicher Hungersnoth gedrückt, zu Ende des Winters 40 endlich kapituliren. Auch das für ihn durch Tiberius Claudius Nero in Campanien gebildete Entschüttungsheer stob jetzt auseinander, und der letztgenannte Führer mußte mit seiner schönen Gemahlin Livia Drusilla und seinem zweijährigen Söhnchen Tiberius zu M. Anton fliehen.

Lucius und sein Heer wurden freilich durch den klugen Octavian aus Perusia ungekränkt entlassen; aber die Magistrate der Stadt und 3—400 hier gefangene Senatoren und Ritter verfielen dem Henker. Nun aber wurde es die schicksalsschwere Frage, wie Marcus Antonius, dessen Gattin Fulvia nach Athen entwichen war, diesen Kampf aufnehmen würde. Von seinen Generalen hatte Plancus sich bereits nach dem Osten begeben Asinius Pollio in Venetien sieben Legionen gesammelt, den republikanischen Admiral Domitius Ahenobarbus für Anton gewonnen, und sich dann selbst, wie auch Ventidius, zu dem Oberfeldherrn begeben, — während dagegen Octavian durch den Tod des Calenus in die Lage kam, dessen eilf Legionen in Narbonensis auf seine Seite ziehen zu können. So schien denn schon im

Frühling 40 v. Chr. der große Entscheidungskrieg zwischen Octavian und Antonius unmittelbar bevorzustehen.

Marc Anton seinerseits hatte nach dem Abmarsch von Philippi zunächst nur einen sehr bequemen militärischen Spaziergang durch Griechenland und Kleinasien angetreten, bei welchem die besseren Züge seines Wesens in merkwürdiger Durchsetzung mit den gefährlichen zum Vorschein kamen. Sorglos, ohne tiefere Pläne, dem Genuß der Gegenwart hingegeben, bedachte der von Natur nicht harte Mann sich keinen Augenblick, den stark kompromittirten hellenischen Republikanern einfach Gnade zu gewähren, namentlich Athen, den alten Heerd solcher Sinnesweise in Griechenland, durch längeren Aufenthalt unter den dortigen Gelehrten und höchste Leutseligkeit gegen das Volk zu entzücken, dessen geschmeidige Haltung und geistreiche Schmeichelei er sogar durch das der kleinen Republik zugewandte Geschenk mehrerer namhafter Inseln, wie Aegina, Ikos, Keos, Skiathos und Peparethos, belohnte. Als er dann zu Anfang d. J. 41 nach Ephesos kam und die unglücklichen Rhodier für die Cassianische Nothzeit durch das Geschenk der Inseln Andros, Tenos, Naxos und der Stadt Myndos einigermaßen entschädigt hatte, begann er unter großer Milde gegen Leib und Leben das Werk der (S. 656) erneuten, ebenso kolossalen wie gedankenlosen Aussaugung der Provinzialen und Vasallen, bis der freimüthige Einspruch des Rechtsanwaltes Hybreas in Mylasa zu Ende d. J. 41 wenigstens zur Einstellung der größten Härte Anlaß gab, — freilich erst nachdem nur aus Asia 200,000 Talente gezogen waren. Schon aber hatte das Verhängniß seines Lebens den Antonius ereilt, und zwar in Gestalt des bezauberndsten Weibes dieser Tage, der Königin Kleopatra von Aegypten. Als Antonius in der kilikischen Hauptstadt Tarsos sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, wo die verschiedenen Vasallen des Reiches erscheinen mußten, um sich wegen ihres Verhaltens zu den Republikanern zu rechtfertigen, beziehentlich die Gnade des Imperators zu erkaufen, beschied er auch die Königin Kleopatra vor sein Tribunal. Er konnte noch nicht wissen, daß diese andauernd cäsarianisch gesinnt gewesen und nur durch die frühere Uebermacht der Republikaner gehindert worden war, die Partei auch öffentlich zu ergreifen, der sie wirklich sich zuneigte. Und nun entwarf die jetzt in der vollen Reife ihrer Schönheit stehende, mit den Schwächen des Antonius gar wohl bekannte schlaue Fürstin den Plan, ihn vollständig zu ihrem Sklaven zu machen und durch seine Gunst ihre persönliche und ihres Reiches Stellung in ganz neuer Weise zu sichern und möglichst glänzend zu gestalten. Als sie als Aphrodite in einem phantastischen, sinnberauschenden Aufzuge nach Tarsos gekommen war, gelang es ihr, den Antonius auf der Stelle vollkommen zu bezaubern. Und damit begann die zweite Herrschaft der Königin der Koketterie über einen der Herren des römischen Reiches, — nur daß dieser Marc Anton in allen Stücken dem Zauber der Lagidentochter in ganz anderer und viel unheilvollerer Weise verfiel, als einst der große Cäsar, der

auch der Frauenliebe niemals den Sieg über die Aufgaben des Regenten gestattet hatte. Je weniger Antonius die Kraft besaß, sich selbst zu beherrschen und seine sinnlichen Neigungen der Politik unterzuordnen, um so sicherer verfiel er, der in seiner Weise die Aegypterin wirklich liebte, ihrer Herrschaft. Kleopatra dagegen, die ihn an Bildung, Geist und Verstandesschärfe übertraf, und bei welcher in diesem Verhältniß das Herz nur sehr theilweise mitsprach, hatte wenig Mühe, durch die Kraft ihrer Reize, ihrer Anmuth, ihrer Koketterie ihn immer wieder an ihre Person zu fesseln. Zunächst erzielte die Königin, die die ganze Rachsucht und brutale Grausamkeit ihres Hauses besaß, von Antonius die Ermordung ihrer verhaßten Schwester Arsinoë (S. 617) zu Milet und anderer ihr verhaßter Leute. Dann veranlaßte sie ihn, nach Erledigung der Geschäfte in Syrien ihr nach Alexandria zu folgen. Hier begannen die glänzenden Feste, in denen ägyptische und griechische Kunst der Sinnenberauschung, des üppigsten wie des feinsten Genusses in einer für Antonius, der die raffinirte Art des alexandrinischen Lebens jetzt erst kennen lernte, vollständig betäubenden Weise sich entfaltete. Weltberühmt wie damals das Taumelleben des großen fürstlichen Liebespaares geworden ist, sollte es jedoch seine volle Höhe erst dicht vor dem Kriege erreichen, in dem die eisernen Würfel zum letzten Male über die Schicksale der Römerwelt entschieden.

Diesmal konnte der Imperator nicht allzu lange seinen ägyptischen Liebesfrühling feiern. Der Schlachtruf seiner Partei auf den Mauern von Perusia drang doch endlich auch bis zum Nil. Und noch schlimmer war es, daß gerade jetzt auch der parthische Krieg neu entbrannte. Die Republikaner hatten nicht lange vor der Schlacht bei Philippi auch den parthischen Großkönig Orodes für sich zu gewinnen gesucht, der ihnen auch ein kleines Hülfskorps geschickt hat. Als aber die Unglückskunde aus Makedonien nach Ktesiphon kam, war es der Führer der republikanischen Gesandtschaft, der junge (S. 636) Labienus, der in seinem Hasse gegen die Cäsarianer nun die Parther antrieb, die Gelegenheit zu benutzen und die durch die schrecklichen Erpressungen des Antonius tief erbitterten, zur Zeit nur schwach besetzten, asiatischen Provinzen der Römer mit Krieg zu überziehen, womöglich selbst Syrien zu erobern, wohin sie ohnehin durch verschiedene locale Gegner des Antonius gerufen wurden. Zu Ende d. J. 41 war wirklich unter Labienus, dem Kronprinzen Pakoros und andern parthischen Heerführern ein gewaltiges Partherheer in Syrien eingefallen, hatte bei dem Abfall eines Theiles der alten Truppen des Cassius den tapfern Statthalter Decidius Saxa aus Apameia am Orontes verdrängt, — er fand fliehend in Kilikien den Tod, — und eroberte dann im J. 40 Antiochia und wandte sich weiter gegen Kleinasien.

Unter solchen Umständen mußte sich Antonius aus den Armen der Königin losreißen. Mit schnell wieder gewonnener Energie eilte er im Frühling d. J. 40 nach Asia, dessen Schutz gegen die Parther er dem

Plancus übertrug, und eilte, vor Allem die große römische Streitfrage zu lösen. In Athen begegnete er der Fulvia. Die Erkenntniß der Lage, die ihm dieses schlechte, grausame, vor rohem Ehrgeiz und flammender Eifersucht bald toll gewordene Weib und die Intriguen ihrer Gehülfen geschaffen hatten, war für ihn so erbitternd, daß er ihr die furchtbarsten Vorwürfe machte und sie innerlich gebrochen hier zurückließ. Keineswegs zu neuem Bürgerkrieg entschlossen, wies er auch die Allianzanerbietungen des Sextus Pompejus, — der wie andere alte Pompejaner und Republikaner jetzt die Lage ähnlich ansah, wie sie gewesen war, als der Kampf zwischen Cäsar und Pompejus Magnus sich vorbereitete, — höflich zurück. Hatte inzwischen Octavian einerseits dem Lepidus, der treu zu der Sache des Triumvirats hielt, wirklich Afrika und sechs antonianisch gesinnte Legionen übergeben, und andererseits auch von sich aus mit Sextus Pompejus Verbindungen eingeleitet, indem er die Scribonia, die Schwester des Schwiegervaters des Sextus, (L. Scribonius Libo) heirathete: so hatte dagegen Antonius durch den Zuzug des Domitius Ahenobarbus eine Flotte von 500 Segeln in der Hand, mit welcher er, obwohl sein Landheer noch in Makedonien stand, einen starken Druck auf Italien ausüben konnte, da Octavian zwar über 34 Legionen, aber über keine Flotte verfügte.

Es schien, als Antonius von Kerkyra her vor Brundisium erschien, nun doch zum Kriege kommen zu sollen. Es gab zur Zeit keine geeigneten Vermittler. Brundisium wurde blokirt, Sipontum genommen, und jetzt besetzte Pompejus (im Sommer 40) auf des Antonius Wink nicht nur Sardinien, sondern griff auch Thurii und Consentia an, worauf Agrippa sofort Sipontum zurückeroberte, eine Schlappe der Pompejaner dagegen vor Thurii durch ein siegreiches Reitergefecht des Antonius wett gemacht wurde. Da war es endlich die Abneigung der nach Ruhe sich sehnenden Veteranen selbst, noch länger ohne einen für sie ersichtlichen Zweck sich gegenseitig zu befehden, was die beiden großen Machthaber friedlich stimmte. Ein Freund des Octavian, L. Coccejus Nerva, erzielte die erste Annäherung, die um so leichter wurde, weil die unglückliche, unselige Fulvia inzwischen zu Sikyon gestorben war. Antonius schickte den Domitius Ahenobarbus als Statthalter nach Bithynien, gab die Verbindung mit Pompejus wieder auf, und nun erzielte eine Commission von drei Männern, — Nerva, Gajus Cilnius Mäcenas und Asinius Pollio, — den neuen Vertrag von Brundisium. Es kam zum vollen Frieden. Das Reich wurde jetzt in der Art getheilt, daß Antonius die Leitung des gesammten Ostens, Octavian die des Westens erhalten sollte. Die Adria und in Illyrien die Stadt Scodra bildeten die Grenzlinie. Lepidus sollte Afrika erhalten, zur wirklichen Besiegelung aber der neuen Freundschaft Antonius sich mit Octavian verschwägern. Eben damals war die bildschöne Octavia, des jungen Triumvirs ältere, anmuthige Schwester (geb. 71 oder 70 v. Chr.), durch ihres Gatten Gajus Claudius Marcellus (S. 603) Tod Wittwe geworden. Diese ebenso

liebenswürdige, als feingebildete, damals als Idealtypus edler römischer Weiblichkeit geltende Dame sollte des Antonius Gattin werden.

Damit war die Gefahr eines neuen Weltbrandes wieder beschworen. Als es sich nun aber darum handelte, jetzt noch den Sextus Pompejus gemeinsam zu erdrücken, da waren es die den Verkehr und die Zufuhr der Römer schwer belästigenden Kaper des letzteren, und der furchtbare Zorn des römischen Volkes über die Last neuer Rüstungen, was unter dem Drucke eines blutigen, nur mühsam gedämpften Volksaufstandes die Imperatoren endlich bestimmte, auch mit dem Beherrscher des westlichen Mittelmeeres Frieden zu suchen. Im Sommer d. J. 39 wurde der Vertrag zu Misenum geschlossen, welcher außer vielen anderen Concessionen den Pompejus im Besitz von Corsika, Sardinien und Sicilien bestätigte, ihm auch den Peloponnes zutheilte, und allen Flüchtlingen in seiner Umgebung (Cäsars Mörder ausgenommen) Amnestie und vollständige Rehabilitirung gewährte.



Marcus Antonius und Octavia.

Die große Auseinandersetzung zwischen Antonius und Octavian war also noch einmal vertagt. Sie schien um so weiter hinausgeschoben zu sein, je mehr der edle Zauber einer Frau wie Octavia, die als guter Genius zwischen Gatten und Bruder vermittelte, beide Machthaber fest zu verbinden schien, und je dringender die Lage des Orients die Aufmerksamkeit des Antonius in Anspruch nahm. Die Parther hatten während d. J. 40 furchtbare Fortschritte gemacht. Von der erbitterten Bevölkerung nur zu freudig begrüßt, waren ihre Eisenreiter, vor denen Plancus auf das Meer zurückwich, bis nach Karien vorgedrungen, wo nur die starke Festung Stratonikeia mit Erfolg ihnen widerstand. Ihre Geschwader streiften tief hinein nach Phrygien und Jonien, und die Erhebung von Alabanda, Mylasa und Laodikeia wurde von Labienus mit blutigen Greuelthaten, wie auch durch Niederbrennung von Mylasa gestraft. Inzwischen eroberte Pakoros ganz Syrien und Phönikien bis auf Tyros, endlich auch Palästina, wo neben dem schwachen Hohenpriester Hyrkanos zwei Parteien blutig um die Herrschaft rangen, nämlich die alte militärische Nationalpartei unter des Aristobulos Sohn Antigonos, und eine andere unter den Idumäern Phasaël und Herodes, den 41 von Antonius zu Tetrarchen ernannten Söhnen des i. J. 47 von Cäsar zum Procurator in Judäa ernannten Antipater. Hier machten die Parther den Antigonos zum König, der den Phasaël tödtete, und führten den Hyrkanos nach Babylon, während Herodes nach Rom entkam, wo ihn die Triumvirn ihrerseits zum König von Judäa ernannten.

Unter so heillosen Umständen schickte Antonius im Frühling 39 seinen trefflichen Legaten P. Ventidius mit starker Macht nach Asien. Dieser ausgezeichnete Feldherr wußte nach seiner Landung in Kleinasien den Labienus

vollständig zu überraschen, trieb diesen jungen Abenteurer mit seinen römischen Ueberläufern vor sich her bis in die Schluchten des Tauros, und wußte dann, als die parthischen Massen von Kilikien heranzogen, deren Angriff auf sein Lager brillant abzuschlagen. Das Corps des Labienus ging auf dem Rückzuge elend zu Grunde, der nichtsnutzige Landesverräther aber fiel auf der Flucht dem Statthalter von Kypros in die Hände und wurde hingerichtet. Ventidius aber zerschmetterte nach Wiedergewinnung von Kilikien ein zweites parthisches Heer am Amanos, und befreite durch diesen neuen Schlag ganz Syrien von der iranischen Ueberfluthung. Als dann i. J. 38 der Prinz Pakoros den Eufrat wieder überschritt, mußte er auf ungünstigem Terrain bei dem Schloß Gindaros in Kyrrhestike eine Hauptschlacht annehmen, in welcher am 9. Juni 38, dem Todestage des alten Crassus, sein Heer von Ventidius bis zur Vernichtung geschlagen wurde, der junge Feldherr selbst mit 20,000 Mann den Untergang fand.

Antonius, der im Herbst d. J. 39 seinen Hof mit Octavia in Athen aufschlug, war hoch erfreut, während des Winters auf 38 die ersten stolzen Siegesdepeschen seines Legaten erhalten zu können. Als auch Pakoros gefallen war, eilte er selbst nach Asien, zwang auch den Antiochos von Kommagene, aus der parthischen wieder in die römische Clientel einzutreten, und setzte nach Vertreibung des Antigonos den Herodes als Herrn in Judäa ein. Dann kehrte er nach Athen zurück, um die italischen Verhältnisse in der Nähe zu beobachten, weil sich hier wieder ein neuer Kampf zwischen Octavian und Pompejus vorbereitete.


Agrippa.

Octavian hatte sich nicht lange nach dem Vertrage von Misenum nach Gallien begeben. Hier galt es, unruhige Bewegungen der aquitanischen Stämme zu dämpfen. Die siegreiche Vollendung dieses Feldzuges überließ er dann seinem Freunde Agrippa, der seit d. J. 40, wo er vor Perusia so erfolgreich gekämpft und die Prätur bekleidet hatte, nunmehr für lange Jahre die beste Stütze seines fürstlichen Freundes geblieben ist. Agrippa leitete während d. J. 38 die Verwaltung Galliens mit großem Erfolge. Er war der erste römische Feldherr, der seit Cäsars Abzug aus Gallien den Rhein wieder überschritten hat. Für die Zukunft sollte es sehr bedeutsam werden, daß er die wegen ihrer Befreundung mit Rom von ihren deutschen Nachbarn hart bedrängten Ubier (S. 584) veranlaßte, aus ihren rechtsrheinischen Sitzen nach dem linken Ufer überzusiedeln, wo sie nun auf der langen Linie von Coblenz und Andernach bis Neuß sich festsetzten. Ihre Hauptmasse wohnte nunmehr im Ahrthal und in der Gegend von Bonn und Köln, wo „civitas" oder „ara Ubiorum" ihre Hauptstadt geworden ist. Dem Octavian auf das treueste ergeben, dabei stets der Interessen des Reiches und Volkes eingedenk; ein Mann von unermüdlicher Thatkraft, furchtlos, tapfer, erfinderisch, und eben so rasch wie energisch im Handeln, wurde Agrippa aber schon in eben diesem Jahre dem Octavian wieder in Italien nöthig.

Der Frieden mit Pompejus nämlich war nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Antonius zauderte mit der Räumung des Peloponnesos, richtete einstweilen dieses Land durch furchtbare Erpressungen zu Grunde. Ebenso hörten die Recriminationen zwischen Octavian und Pompejus nicht auf. Als endlich der erstere aus Liebe zu der blendend schönen Livia (S. 657) deren Gatten Claudius Nero veranlaßt hatte, sich von derselben zu trennen und sie dem Octavian als Gattin zu überlassen, dieser aber zu demselben Zwecke die Scribonia wieder abschüttelte; als ferner auch der treulose Admiral Menas einen Theil der Flotte des Pompejus mit den Inseln Sardinien und Corsika dem Octavian auslieferte, und dieser die geforderte Rückgabe verweigerte: da loderte i. J. 38 die Kriegsfurie wieder hell auf. Anfangs hatte Octavian entschiedenes Unglück. Zur Zeit ohne Hülfe Seitens der übrigen Triumvirn, ließ Octavian im Sommer 38 zwei Flotten, von Rom und von Ravenna her, in See gehen, die vor Rhegion sich sammeln sollten. Hier wollte man dann die Landarmee nach Sicilien übersetzen. Nun aber gelang es dem pompejanischen Admiral Menekrates, bei Cumä die italische Westflotte entschieden zu schlagen. Und als nach seinem Tode sein Nachfolger Demochares in der sicilischen Meerenge auch die Ostflotte, bei welcher Octavian sich selbst befand, gründlich geschüttelt hatte, wurde der Rest derselben durch einen Sturm nahezu gänzlich zertrümmert.

Das Jahr 38 war für Octavian verloren. Aber während Pompejus in seinen Erfolgen müßig sich sonnte, sich zu Messana als „Sohn des Neptun“ feiern ließ, rief Octavian, wie immer unermüdlich, zäh und ausdauernd, den Agrippa aus Gallien zurück, designirte ihn für d. J. 37 zum Consul, und übertrug ihm die Aufgabe, während dieses Jahres in umfassender und systematischer Weise für einen neuen Seezug zu rüsten. Agrippa schuf sich damals an dem Golf von Cumä durch umfassende Damm- und Kanalbauten aus dem Lucriner- und Avernersee einen geräumigen und gegen feindliche Angriffe leicht zu schützenden Kriegshafen. Im Frühjahr 36 gewann Octavian noch andere Hülfe. Antonius, obwohl durch mancherlei Mißverständnisse ebenso gegen seinen Schwager verstimmt, wie dieser gegen ihn, war durch die feine Vermittelung der Octavia wieder mit Octavian völlig ausgesöhnt worden. Und in einer Conferenz bei Tarent wurde nicht allein der Triumvirat auf weitere fünf Jahre verlängert, sondern auch zwischen beiden Imperatoren die nöthigen Streitkräfte ausgetauscht. Antonius, der jetzt die Parther energisch bekriegen wollte, erhielt von Octavian 20,000 M. Kerntruppen, während der letztere dafür von Antonius 120 Schiffe unter Statilius Taurus in Empfang nahm. Octavia, die ihrer Entbindung entgegensah, siedelte nach Rom über, Antonius eilte nach Asien, Octavian aber eröffnete am 1. Juli 36 mit gewaltigem Nachdruck den sicilischen Krieg, während Lepidus in derselben Zeit mit 12 Legionen und 5000 Pferden von Afrika her in Sicilien landete und Lilybäum zu belagern begann.

Auch diesmal versagte sich das Glück anfangs dem Octavian. Der

Plan, mit zwei Flotten gleichzeitig westlich und südlich von Messana auf Sicilien festen Fuß zu fassen und dann mit Macht sich auf diese Hauptstellung der Pompejaner zu werfen, scheiterte. Agrippa allerdings konnte die äolischen Inseln erobern und nach einem schwer erkämpften Seesiege bei Mylä sich zu Tyndaris festsetzen. Dagegen wurde die Abtheilung Octavians, als sie erst ein Corps von drei Legionen bei Tauromenion gelandet hatte, durch Sextus Pompejus vollständig zerstreut. Nun schlug sich aber Cornificius mit diesen drei Legionen glücklich zu Agrippa durch. Octavian selber wandte sich von Rhegion mit allen seinen Streitkräften über Lipara ebenfalls nach Tyndaris, und auch Lepidus führte sein Heer von Lilybäum nach der Nordostecke der Insel, wo auch Pompejus jetzt seine sämmtlichen Streitkräfte zu Wasser wie zu Lande concentrirte. Schon fing Lepidus an, dem Octavian durch Anmaßung und Widerspruch, wie durch die Neigung zu Unterhandlungen mit Pompejus sehr unbequem zu werden: da war es Pompejus, der — um die drohende Umklammerung auf der Landseite durch einen Seesieg wett zu machen, — am 3. September 36 die große Seeschlacht bei Naulochus (zwischen Mylä und Cap Pelorum) wagte. Agrippas Talente, dazu die größere Festigkeit und Höhe seiner Schiffe, trugen den Sieg nach langem und schwerem Kampfe über die Schnelligkeit und Beweglichkeit der Pompejanischen davon. Da die gewandten Manöver des Agrippa den Pompejus zugleich von der Verbindung mit seiner Landmacht abgedrängt hatten, so gab der letztere, ohnehin bisher mehr ein Günstling des Glückes, als gerade ein Charakter und Staatsmann von hohen Ideen, den Kampf auf, und wandte sich mit dem Reste seiner Flotte, nur 17 Schiffe, flüchtig nach dem Osten, wo er zunächst zu Mytilene seine Station nahm.

Dem vollständigen Siege Octavians über Pompejus folgte sofort die Abrechnung mit Lepidus. Dieser Feldherr hatte bei der Flucht des Sextus dessen zu Messana stehende acht Legionen durch die schmähliche Erlaubniß, an der Plünderung von Messana theilnehmen zu dürfen, zur Ergebung bestimmt. Jetzt Chef von 21 Legionen, forderte er von Octavian die Abtretung der Insel Sicilien. Als der Widerspruch des letzteren zu tumultuarischen Scenen geführt hatte, bei denen Octavian nur mit Mühe den persönlichen Angriffen der Lepidianer entging, begann Octavian das Heer seines Collegen zu blokiren und erschütterte bei der großen militärischen Unfähigkeit desselben die lepidianische Armee ohne Kampf dermaßen, daß sie in hellen Haufen zu Octavian überzugehen begann. Nun flehte Lepidus in demüthigster Weise um sein Leben. Octavian nöthigte ihn, alle seine bürgerlichen Würden niederzulegen; dagegen durfte er sein Privatvermögen und die Stellung als Pontifex Maximus behalten, und hat noch bis zum J. 13 v. Chr. in tiefer Nichtachtung gelebt, zuerst in Circeji, nach der Schlacht von Actium in Rom. Nicht lange nach der Katastrophe des Lepidus ging es mit Sextus Pompejus zu Ende. Dieser Mann hatte von Mytilene aus mit Antonius Unterhandlungen angeknüpft, dann aber unter Benutzung der

parthischen Verlegenheiten des Imperators i. J. 35 auf eigene Hand den Versuch gemacht, Vorderasien für sich zu erobern. Nun unterlag er im Kampfe mit den Legaten des so muthwillig herausgeforderten Imperators, wurde endlich in Phrygien gefangen genommen und auf Befehl des M. Titius in Milet getödtet.

Damit waren die Zustände im römischen Reiche immer mehr vereinfacht worden. Die Frage der Zukunft war nur noch: wann wird der Gegensatz zwischen Octavian und Antonius gewaltsam explodiren? Vorläufig hatten die Machthaber dazu jedoch noch keine Neigung. Octavian, jetzt Herr des gesammten Westens, damit zugleich einer Macht von 45 Legionen, 25,000 Pferden, 40,000 Leichtbewaffneten und 600 Schiffen, begann sofort, die Arbeiten des Friedens aufzunehmen und die furchtbaren Wunden des Reiches einigermaßen zu heilen. Er hatte zunächst noch Mühe genug, die übermäßigen Forderungen der nach neuen Belohnungen gierigen Veteranen zu mäßigen. Als es aber erst gelungen war, 20,000 alte Soldaten abzudanken und sich mit den übrigen zu verständigen, konnte allmählich daran gedacht werden, unter den zuchtlosen Waffenknechten die Disciplin wieder anzupflanzen. Als er am 13. November 36, vom Senat mit Ehren jeder Art überhäuft, von denen er jedoch nur wenige wirklich annahm, seinen feierlichen Einzug in Rom hielt, begann er die Reihe jener versöhnlichen Schritte, die seitdem nur noch einmal durch den letzten Kampf um die Alleinherrschaft unterbrochen worden sind. Alle noch ausstehenden Schulden und Abgaben an den Staatsschatz wurden niedergeschlagen, vor Allem aber die Erklärung vor Senat und Volk abgegeben, daß er dahin trachte, sobald als nur möglich seine außerordentliche Gewalt niederzulegen. Schon jetzt wurde ein großer Theil der Ausnahmemaßregeln beseitigt. Dann aber beschloß für Octavian der Senat, wie einst für Cäsar, die rechtliche Gleichstellung mit den Tribunen auf Lebenszeit, so daß er den Sitz mit ihnen theilte, und wie sie „sacrosanct“, unverletzlich war. Nun konnte er mehr und mehr die Rolle des Parteiführers und harten Imperators mit der des um das Wohl des Reiches eifrig bemühten Regenten vertauschen. Die Rückkehr des allgemeinen Friedens im Abendlande und das Aufhören der furchtbaren Störung aller Zufuhr wirkte auf Italien neu belebend, soweit der Halbinsel, deren Mark und Kraft unter den entsetzlichen Katastrophen von Cäsars Tode bis zur Schlacht bei Naulochus gebrochen und verdorrt ist, durch die Mittel eines Regenten noch wieder aufzuhelfen war. Mit verschiedenen Akten persönlicher Versöhnlichkeit ging vor Allem das energische Bemühen Hand in Hand, die furchtbar verfallene öffentliche Sicherheit in Italien und namentlich in der Hauptstadt wiederherzustellen. Dazu trat auch jetzt noch einmal ein Krieg, diesmal aber gegen äußere Landesfeinde. Seit d. J. 42 war die cisalpinische Provinz aufgehoben, staatsrechtlich mit Italien vereinigt worden, dessen Grenzen jetzt nördlich bis zum Fuße der Alpen, östlich bis zu dem Flusse Formio (j. Risano) bei Tergeste vorgeschoben wurden. Nun aber

galt es, diese Ostseite gegen die wilden dalmatinischen Stämme zu sichern, die noch immer in unruhiger Bewegung waren. In den Jahren 35 und 34 v. Chr. haben Agrippa, Octavian persönlich, und i. J. 33 Statilius Taurus hier mit erheblichem Erfolg gefochten. Das Alles war sehr wichtig. Die Truppen gewöhnten sich an Octavians Leitung. Sie erhielten jetzt ein edleres Ziel, als die ewigen Bürgerkriege. Und außer der Niederwerfung der Dalmatiner wurde auch für die Deckung der Ostseite Italiens eine neue und treffliche Stellung gewonnen. Es gelang nämlich, nach Ueberwältigung der Japyden auch einen Theil der Pannonier zu unterwerfen. Deren Hauptort Siscia (Sziszek) an der Mündung der Culpa in die Sawe wurde ein neuer großer Waffenplatz der Römer, und damit eine Stellung geschaffen, um auch von hier aus über kurz oder lang die Donaulinie zu gewinnen, die schon Cäsar als die künftige Nordgrenze des Reiches in Europa angesehen hatte.

Daneben begann Octavian auch für Rom eine Reihe von Bauten und gemeinnützigen Unternehmungen, die zum Theil durch seinen Freund Agrippa ausgeführt oder vollendet wurden. Namentlich das Jahr 33, wo dieser die Aedilität führte, war dadurch berühmt, und wie seine Sorge für die Cloaken, so ist die für die Herstellung der alten und die Anlage neuer Wasserleitungen, mit der Anlage der zugehörigen Bassins, Springbrunnen und Wasserbehälter, — eine Sorge, die er auch später nicht aus den Augen verlor, — von den Römern sehr dankbar aufgenommen worden.

Wie alle seine Schritte, so waren auch diese seitens Octavians sehr wohl darauf berechnet, bei den Römern, die ihn schon anfingen als den eigentlichen Erben Cäsars zu betrachten, den Antonius in Schatten zu stellen, der inzwischen durch eine Reihe schwerer Mißgriffe sich stark discreditirt hatte. Antonius war im Frühling d. J. 36 von Tarent nach dem syrischen Laodikeia abgereist, von wo aus der große Krieg gegen die Parther unternommen werden sollte. Seine Chancen waren entschieden günstig. Sein Legat P. Canidius hatte seit dem Vorjahre die Armenier, Albaner und Iberer wieder für die römische Bundesgenossenschaft gewonnen. In Ktesiphon aber hatte der alte, durch des Pakoros Tod tief gebeugte Großkönig Orodes I. im September 37 das Diadem niedergelegt und die Herrschaft seinem Sohne Phrahates IV. übergeben. Dieser aber war ein furchtbarer Bluthund, der seine zahlreichen Brüder, seinen eigenen Sohn, endlich auch den greisen Vater ermordete, und somit in entsetzlichster Weise an dem Greise die einst von diesem verübten Greuel rächte. Dieses grausame Wüthen erregte aber bei den Parthern tiefen Unmuth, und einer der angesehensten Großen des Reiches, Fürst Monneses, floh zu Antonius, forderte ihn zum Kriege auf und bot sich als Gehülfe bei solchem Feldzuge an.

Antonius hatte allmählich eine prachtvolle Armee zusammengebracht, nämlich volle 100,000 Mann, unter denen neben 10,000 spanischen und

keltischen Reitern, in 13 Legionen an 60,000 Mann trefflicher römischer Soldaten sich befanden, die ihm durchaus ergeben waren und zu seinem glänzenden Feldherrntalent das sicherste Zutrauen hatten. Nun war es ein Uebelstand, daß bei so drohender Gefahr der Partherkönig sich wieder mit Monneses versöhnte, und noch übler, daß der römische Feldherr den Feldzug zu spät im Jahre eröffnete. Antonius, dessen unbezwingliche Sehnsucht nach der bezaubernden Geliebten am Nil es allmählich über die sanfteren Reize und den sittlichen Adel der Octavia wieder davontrug, hatte Kleopatra nach seinem syrischen Hauptquartier beschieden, hier über Gebühr Zeit verloren, endlich auch die für seine Stellung als Römer sehr gefährliche Thorheit verübt, die Königin mit einer Reihe römischer Besitzungen zu belehnen, nach denen die Politik der Lagiden seit den Tagen des ersten Ptolemäos unablässig getrachtet hatte. In solcher Weise wurden ihr Kypros, ein Theil von Kilikien, Phönikien, Kölesyrien, und Striche des jüdischen und nabatäischen Gebietes überwiesen. Als Antonius dann im Sommer 36 den Aufmarsch begann, gedachte er, durch des Crassus Schicksal gewarnt, die mesopotamischen Steppen zu vermeiden, und wollte den Krieg von Armenien aus eröffnen, dessen König Artavasdes ihm 16,000 Reiter stellte und zugleich den Wunsch hegte, den ersten Stoß gegen seinen Feind, den in parthischer Klientel stehenden König des atropatenischen Medien, gerichtet zu sehen. Nun aber spielte Artavasdes ein nichts weniger als ehrliches Spiel. Er führte die Römer zur Schonung seines Landes auf sehr weiten und beschwerlichen Umwegen nach der medischen Grenze. Schon nahete sich der in diesen rauhen Gegenden ziemlich früh eintretende harte Herbst des Jahres. Und als nun Antonius voller Ungeduld die damalige Hauptstadt von Atropatene, Phrahata, angreifen wollte, vernichteten die Parther ihm zwei Legionen, die unter Oppius Statianus den nachrückenden großen Belagerungspark deckten, mit demselben vollständig. Phrahata war nur durch eine regelrechte Belagerung zu bezwingen, die nun zwar versucht, später aber wieder aufgegeben werden mußte. Und während Artavasdes, der sich jetzt nicht mehr gegen die Parther kompromittiren wollte, mit seiner Reiterei verschwand, versagten die Parther den Römern jede Hauptschlacht. Als endlich der Winter und die Noth die Römer nach Abschluß eines Vertrages, den die Parther nachher nicht hielten, zum Rückzuge nöthigte, war es nur die Hülfe eines seit der Zeit des Crassus hier zurückgebliebenen Italikers, der sich als treuer Führer bewährte, und wiederholte warnende Mittheilungen Seitens des Monneses, was den Antonius vor vernichtenden Schlägen bewahrte. Unter ungemeinen Beschwerden, zahlreichen und nicht immer glücklichen Gefechten mit den nachdrängenden Parthern, erreichte das Heer nach 27 schweren Tagen das rettende Ufer des armenischen Araxes. Die Tüchtigkeit des Heeres und die militärische Gewandtheit des Antonius hatte nun allerdings diese Armee vor dem Schicksale des Crassus bewahrt. Aber man hatte doch 24,000 Mann eingebüßt, und verlor in Armenien und auf dem weiteren

Rückzuge nach Syrien durch Krankheiten noch andere 8000. Der mit stolzen Hoffnungen eröffnete Krieg hatte mit einem schlimmen Mißerfolge begonnen. Noch immer aber hatte Antonius es in der Hand, diese Scharte in einem neuen Feldzuge glänzend auszuwetzen. Aber jetzt war es auf der einen Seite eine gewisse Erschlaffung, die sich seiner bemächtigte, auf der andern vielleicht schon jetzt ein feindseliges Mißtrauen gegen Octavian, was seine Thatkraft gegenüber den Parthern lähmte. Die Hauptschuld trug nach beiden Seiten hin seine dämonische Leidenschaft für Kleopatra, die ihn nun immer mehr in ein unhaltbares Verhältniß zu Rom hineintrieb.

Zu Anfang war allerdings sehr ernstlich von Wiederaufnahme des Partherkrieges die Rede, zumal der jetzt mit Ktesiphon zerfallene König von Atropatene sich dem Antonius als Bundesgenosse antrug. Da mußte es nun aber in Rom, speziell an Octavians Hofe, sehr unangenehm berühren, daß Antonius seiner Gattin Octavia, die ihm erhebliche Vorräthe an Geld, Waffen, Kriegsmaterial und 2000 trefflich gerüstete Reiter zuführen wollte, nach Athen den Befehl entgegenschickte, nach Rom zurückzukehren. Ihre Kriegsmittel dagegen nahm er an. Erst im Jahre 34 wurde der neue Feldzug begonnen, aber er hatte nur den Zweck, Armenien zu unterwerfen. Das gelang allerdings. Antonius zog vor Artaxata, machte den Artavasdes zum Gefangenen, schlug dessen Sohn Artaxias, zwang ihn zur Flucht nach Parthien, besetzte das ganze Land, und belohnte seine asiatischen Verbündeten. Er hatte die asiatischen Verhältnisse in der Art geordnet, daß als Dejotarus von Galatien im Jahre 40, sein Enkel Kastor etwa im Jahre 36 gestorben war, nun dessen Sohn Dejotarus das innere Paphlagonien, der General Amyntas dagegen (S. 654) Galatien, und nun auch das östliche Phrygien, Pisidien, Lykaonien, Isaurien und Pamphylien überwiesen erhielt. Ein Theil der pontischen Landschaften vom Thermodon bis Cyteorum oder Kotyora (nach seiner Hauptstadt „Pontus Polemoniacus" genannt), das Gebiet von Trapezunt, das Gebiet von Ziela und Neokäsareia, und Kleinarmenien, war dem Fürsten Polemon zugetheilt worden. Mit dem Könige von Atropatene wurde im Jahre 33 ein festes Bündniß geschlossen, welches anscheinend nicht mehr bloß gegen die Parther, sondern auch gegen Octavian gerichtet war.

Dagegen aber häuften sich jetzt die Schritte, durch welche Antonius nur zu deutlich zeigte, daß er vollständig dem Zauberbann der Kleopatra verfallen war und nicht nur in Sitte und Lebensweise aufgehört hatte Römer zu sein, sondern auch immer entschiedener die Interessen der römischen Politik zu Gunsten seiner Geliebten zu verletzen sich nicht mehr bedachte. Rom empfand es als schwere Beschimpfung, daß er nach den bequemen Erfolgen des Jahres 34 mit dem gefangenen Artavasdes einen prachtvollen Triumphzug in Alexandria hielt. Mehr aber, wie er Alexandria mit dem Raube Asiens und mit der Bibliothek von Pergamon bereicherte, so bedachte er sich nun nicht mehr, die Kleopatra als „Königin der Könige" im Besitze ihres alten Reiches und ihrer neuen Besitzungen, dazu aber ihren Sohn von Cäsar (Cäsarion-Ptole-

mäos) als Mitregenten zu bestätigen, und den Kindern, die er selbst von ihr hatte, die Landschaften des Ostens zuzutheilen.

Es war der Anfang vom Ende. Mit dem Jahre 33 begann zwischen Octavian und Antonius ein zunehmend gereizter sich gestaltender Briefwechsel, in welchem beide Monarchen einander über ihre seit 36 eingehaltene Politik die bittersten Vorwürfe machten. Der entscheidende Krieg lag bereits in der Luft. Antonius siedelte daher im Jahre 33 nach dem letzten armenischen Zuge und nach Abschluß der medischen Allianz nach Ephesos über und traf Anstalten, seine Flotte und sein Landheer zusammenzuziehen. Und nun folgten schnell nach einander die politischen Schachzüge, die endlich nur noch für offenen Krieg Raum übrig ließen. Antonius erbot sich, — wahrscheinlich lief nach der Rechnung der Römer die Zeit des Triumvirats mit Ende des Jahres 33 ab, — seine Stellung als Triumvir jetzt niederzulegen, falls Octavian das Gleiche thun werde. Als dies nicht verfing, so ging Antonius, der von Ephesos zuerst nach Samos, dann im Winter von 33 auf 32 v. Chr. nach Athen übersiedelte, endlich so weit, jetzt der Octavia in aller Form den „Scheidebrief" zuzuschicken. Der diplomatische Bruch dagegen vollzog sich in Rom vor Senat und Volk. Am 1. Januar 32 hatten in Octavians Abwesenheit die neu antretenden Consuln Gnäus Domitius Ahenobarbus und Gajus Sosius, zwei eifrige Antonianer, bei dem Senat eine Reihe bitterer Beschwerden des Antonius gegen Octavian vorgetragen (sie betrafen namentlich den Sturz des Lepidus und die Einziehung von Afrika und Sicilien für Octavian, ohne Compensation für Antonius,) und eine Kriegserklärung gegen den Herrn des Westens gefordert. Hier intercedirte sofort ein Volkstribun. Nach einigen Tagen erschien aber Octavian mit bewaffnetem Gefolge in dem hohen Hause, beantwortete die Angriffe der Antonianer durch heftige Gegenvorwürfe, und versprach, für dieselben die bestimmtesten Beweise vorlegen zu wollen. Unter diesen Umständen hielten die Consuln es für gerathen, mit ihren Anhängern im Senat die Hauptstadt zu verlassen und sich nach Athen zu begeben, wo sich mit ihrer Hülfe Antonius einen Gegensenat formirte. Jetzt, wo die Sachen immer drohender sich gestalteten, wurde für Antonius die Anwesenheit der Kleopatra verderblich, die er seiner Zeit nach Ephesos berufen hatte, und die ihm nun auch nach Samos und Athen gefolgt war. Nicht nur daß die Geschäfte der Rüstungen und der Politik durch stete Feste und phantastische Spielereien durchkreuzt wurden: die Königin war bei den Römern auch von der Partei des Antonius höchst unpopulär. In Rom selbst konnten die Antonianer nicht mehr durchdringen, seit der alte Feldherr die öffentliche Meinung durch sein Auftreten in Alexandria so stark beleidigt hatte, und die Römer in des Antonius Umgebung sahen sich sehr häufig durch die hochmüthige Anmaßung und den Uebermuth dieser stolzen und grausamen Frau schnöde verletzt. Sie selbst aber wich nicht, weil sie noch immer eine ihr nachtheilige Ausgleichung ihres Sklaven mit Octavian und seiner Schwester fürchtete. So begannen denn

die Uebertritte mancher namhafter Männer von Antonius zu Octavian. Für diesen wurde es besonders wichtig, daß ihm zwei derselben, Plancus und Titius, die Mittheilung machten, daß Antonius sein Testament bei den Vestalinnen niedergelegt habe. Die öffentliche Meinung in Rom verzieh dem Octavian die widerrechtliche Gewaltsamkeit, mit welcher er sich nun in den Besitz dieses Dokumentes setzte, sobald man den Inhalt kennen lernte, der allerdings den Imperator des Ostens in einer für die Römer höchst beleidigenden Weise als völlig zum Alexandriner gewordenen Liebhaber der Kleopatra nur allzu bestimmt kennzeichnete. Es war nicht genug, daß auch jetzt wieder der junge Cäsarion als Cäsars echter und rechter Sohn anerkannt und den Kindern der Königin von Antonius ausgedehnte Länderschenkungen zugesprochen wurden: die Römer verstimmte das am meisten, daß Antonius verordnet hatte, für den Fall seines Todes seine Leiche unter allen Umständen in Alexandria in Einer Gruft mit der Königin beizusetzen. Jetzt fand Alles in Rom Glauben, was nur irgend von immer neuen Abenteuerlichkeiten und Thorheiten des Antonius erzählt oder erdichtet wurde. Endlich war die Stimmung in Rom dahin gereist, daß auf Octavians Anstoß einerseits Antonius durch Senatsbeschluß der ihm übertragenen Macht und Ehren beraubt, andrerseits der Krieg erklärt wurde. Mit großer Schlauheit bewirkte aber Octavian, daß nur der Kleopatra Fehde angesagt wurde, nicht dem in Rom noch immer mehr bedauerten als verhaßten Antonius. Damit war einerseits vielen Römern im Orient der Abfall von Antonius erleichtert; andrerseits mußte der letztere in Rom unvermeidlich in sehr üblem Lichte erscheinen, wenn er nun gegen die alte Heimath für die ägyptische Geliebte mit den Waffen Partei ergriff.

Thatsächlich freilich stand die Sache in militärischer Beziehung für Antonius durchaus nicht ungünstig. Er verfügte bereits über eine gewaltige Macht. Wie jetzt, seit zwanzig Jahren zum dritten Male, wieder die gesammte Macht des Ostens für die Entscheidung über die römische Zukunft gegen das gesammte Abendland aufgeboten wurde, so sammelten sich jetzt auch zum dritten Male wieder diese Streitkräfte auf der makedonisch-griechischen Halbinsel, deren materieller Ruin, wie der der Provinz Asia, durch diesen letzten römischen Bürgerkrieg dann auch vollendet worden ist. Schon ehe die Kriegserklärung erfolgt war, hatten Antonius und die Königin, die allein 200 Schiffe stellte, bei Ephesos 800 Segel zusammengebracht, darunter 500 Kriegsschiffe, zum Theil von starker, hochbordiger Art. Das reiche Nilthal stellte Massen von Proviant, Geld war in Fülle vorhanden, die Königin allein füllte die Kriegskasse mit 20,000 Talenten. Antonius aber hatte nicht nur von allen Provinzen seines Reiches her die Veteranen zusammengezogen, so daß er über 19 Legionen verfügte: auch die verbündeten und unterthänigen Fürsten führten ihm, zum Theil in eigner Person, treffliche Reiter und leichte Truppen in Masse zu. Arabische und jüdische Contingente, Truppen aus Kommagene und Atropatene, die starken

Zuzüge der kilikischen, der kappadokischen, der pontischen Fürsten, die Massen des galatischen Amyntas, thrakische, endlich selbst Bogubs (S. 619) mauritanische Schaaren, eilten der Balkanhalbinsel zu, so daß Antonius schließlich über 120,000 Mann und 12,000 Pferde verfügen konnte. Als im Herbst des Jahres 32 die Rüstungen des Antonius vollendet waren, sah es mit denen des Octavian noch nicht allzu günstig aus. Die Erschöpfung des Westens, namentlich Italiens, machte es sehr schwer, die starken Auflagen einzutreiben, die zur Beschaffung der nöthigen Geldmittel gefordert wurden. Die furchtbare Kriegssteuer, — von allen freien Einwohnern der Halbinsel wurde der vierte Theil des jährlichen Einkommens, von allen Freigelassenen, die über 50,000 Denare besaßen, der achte Theil des Vermögens verlangt, — veranlaßte zahlreiche Tumulte, die nur durch Waffengewalt niedergeschlagen werden konnten.

Wenn jetzt Antonius sich mit aller Macht auf Italien stürzte, so konnte der Krieg sehr wahrscheinlich eine für Octavian höchst verderbliche Wendung nehmen. Nun aber begnügte er sich mit einer sehr oberflächlichen Recognoscirungsfahrt nach Kerkyra, ließ sich durch das falsche Gerücht täuschen, daß Octavian schon auf südillyrischem Boden stehe, und machte nun den für ihn unverzeihlichen Mißgriff, den ganzen Winter auf der griechischen Westküste liegen zu bleiben. Er selbst nahm sein Hauptquartier zu Paträ. Die Armee wurde zum kleineren Theile auf die Küste bis nach Messenien hinein vertheilt; die Massen lagerten in Akarnanien bei dem Vorgebirge Actium, auf der Südseite des ambrakischen Golfes, so zwar daß das Landheer in der Nähe des daselbst befindlichen Apollotempels lagerte, die Flotte in einem außerhalb des Golfes südlich von dem Kap gelegenen Hafen stationirt wurde. Die träge Winterrast, dazu Desertion, Mangel und Seuchen verringerten aber während des Winters auf 31 v. Chr. die Zahl der Matrosen um den dritten Theil, so daß nachher aus dem bereits entsetzlich erschöpften Griechenland aller Orten das junge Volk mit Gewalt zum Seedienst gepreßt werden mußte, soweit es nicht schon sonst zur Armee gezogen war. Nur die Griechen von Mantineia und Lakonien hielten aus Motiven kantonaler Politik zu Octavian, standen im Kampfe nachher sogar auf Seite des letzteren.

Antonius überließ sogar im Frühling des Jahres 31 v. Chr. seinem Gegner die Eröffnung des Feldzuges. Der kühne Agrippa wagte sich zuerst in die griechischen Gewässer und überrumpelte Mothone. Und Antonius hinderte nicht, daß Octavian, — dieser jetzt Consul d. J. 31, — der allmählich doch 80,000 Mann, 12,000 Pferde und 250 Kriegsschiffe, diese allerdings viel kleiner, aber auch weit beweglicher, als die feindlichen Kolosse, aufgebracht und mit den namhaftesten Senatoren und Rittern Brundisium erreicht hatte, sein Heer mit einem Rucke nach Epirus überführte, unterhalb der Akrokeraunien landete, Kerkyra besetzte, und dann die Flotte nach dem Hafen Komaros nördlich von der Mündung des ambrakischen Golfes führte, wohin an der

Küste auch das Landheer marschirte, um sich dann auf der kleinen Halbinsel festzusetzen, wo später die Stadt Nikopolis entstanden ist. Hier nun lag ihm, nur durch den Golf von Ambrakia und dessen Mündung getrennt, Antonius mit seiner Hauptmacht nur allzulange fast unthätig gegenüber. Dagegen konnte in des letztern Rücken der verwegene Agrippa die Häfen Neu-Korinth, Paträ, die Insel Leukas wegnehmen, endlich selbst dem Sosius ein sehr glückliches Seegefecht liefern. Verschiedene Reitergefechte, die durch Umgehung des Golfes möglich wurden, fielen ebenfalls zu Ungunsten des Antonius aus, dem nichts gelingen zu wollen schien. Da die Zufuhr immer knapper, der Gesundheitszustand der Soldaten in der sumpfigen Küstengegend im Sommer nicht gerade besser wurde; da unter dieser unsicheren Haltung des Antonius und angewidert durch den Hochmuth und die Anmaßung der Königin allmählich mehrere Stabsoffiziere des Antonius, wie namentlich Gnäus Domitius Ahenobarbus, Amyntas von Galatien und der paphlagonische Häuptling zu Octavian übergingen, so mußte Antonius sich endlich zu einem entscheidenden Schritte entschließen. Für den erprobten Heerführer lag es nahe, entweder sich mit der Landmacht nordostwärts nach Makedonien zu ziehen und hier ein neues Schlachtfeld zu suchen, oder aber sofort mit seinen Legionen die Hauptschlacht zu erzwingen. Zu seinem Unheil aber gab der thörichte Mann den Wünschen der Kleopatra nach, die auf eine Seeschlacht drang, obwohl die gewaltigen, mit Thürmen für schweres Geschütz besetzten, Schiffskolosse seiner Flotte zur Zeit nicht genügend, zum Theil nur mit neugepreßten Matrosen bemannt waren, und man sich entschließen mußte, eine Anzahl der ägyptischen Fahrzeuge vor dem Kampfe selbst zu vernichten.

Am 2. September des Jahres 31 ordnete Antonius Morgens die Flotte zu der großen Schlacht; zur größeren Sicherung besetzte er die stark mit Geschütz versehenen Schiffe mit 22,000 Mann von den Legionen und mit 2000 Bogenschützen. Seine Flotte war am Eingang des Golfes von Ambrakia in geschlossener Aufstellung concentrirt; hinter derselben lagen 60 vorzügliche ägyptische Schnellsegler. Antonius selbst und L. Gellius Publicola führten den rechten Flügel, zwei andere Legaten das Centrum, Sosius den linken Flügel. So wollte Antonius die Gegner empfangen, die nicht säumten sich zu stellen. Aber Octavians viel kleinere Schiffe, welche schnell genug, acht Stadien (24 Minuten) von dem Feinde entfernt, auffuhren, geleitet von Agrippa, der auf der Linken hielt, während L. Arruntius die Mitte, M. Lurius die Rechte führten, fanden längere Zeit nicht die Möglichkeit, mit Erfolg anzugreifen. Und doch beruhte ihre Hoffnung auf der seit 37 v. Chr. durch Agrippa glänzend ausgebildeten Kunst des Manövrirens, mußten sie es versuchen, die feindlichen Schiffe zu vereinzeln, sie durch Vernichtung der Ruder unbeweglich oder auch leck zu machen, um sie dann zu entern. Erst 12 Uhr Mittags wich die Windstille des Morgens einer starken Brise, welche es der Flotte des Antonius unmöglich machte, in ihrer unbeweglichen Haltung zu verharren. Nun ging Sosius mit dem linken

Flügel vor und dehnte sich in der offenen See weiter aus; die übrige Flotte folgte dieser Bewegung. Nun aber entstand zwischen den beiden Flügeln des Antonius und seinem Centrum eine breite Lücke, und in diese warf sich der octavianische Admiral Arruntius und eröffnete den Angriff. Bald wurde der Kampf allgemein, und bald löste sich die Schlacht in eine Masse zerstreuter Kämpfe der kleinen octavianischen Schiffe gegen die einzelnen Kolosse des Antonius auf. Indessen konnten die eleganten Bewegungen der octavianischen Schiffe und ihre von der Mannschaft mit Wurfwaffen geführten Angriffe gegen die schweren Schiffe und die Artillerie des Antonius für längere Zeit nichts ausrichten. Da gab eine unerhörte Wendung der führenden Persönlichkeiten auf der Flotte des Orients den Anstoß zu der Katastrophe. Es ist die denkbar mildeste Auffassung, wenn zur Erklärung derselben angenommen wird, daß die Königin Kleopatra, die sonst Blut zu vergießen sich nie bedacht hat, die furchtbare Spannung der Schlacht nicht zu ertragen vermochte und plötzlich einen günstigen Landwind benutzte, um durch eine Lücke des Gefechtsfeldes durchzubrechen und mit ihren sechszig Schiffen unter stärkster Anspannung aller Ruderkräfte, — ihr Admiralschiff, die „Antonia" mit schwellendem Purpursegel voran, — die jähe Flucht nach den Küsten des Peloponnes zu ergreifen. Und nun war Antonius so unerhört kopflos, daß er in unheilvollster Verblendung auf einer mächtigen schnellsegelnden Pentere ihr nachjagte. Vielleicht daß er im ersten Moment sie noch aufhalten zu können gewähnt hat; gewiß ist, daß der seinem Verhängniß verfallene Mann der Flucht des dämonischen Weibes, die ihn jetzt ins Verderben riß, widerstandslos folgte, und seine Flotte und seine Armee ihrem Schicksal überließ. Seine Truppen, die an seine Flucht nicht glauben mochten, fochten noch mehrere Stunden lang mit furchtbarer Erbitterung weiter, bis Octavian, um zu Ende zu kommen, ihre Schiffe mit Feuerpfeilen und glühenden Kohlen bewerfen ließ: Waffen, die endlich in den späten Nachmittagsstunden dieses Tages den Widerstand brachen und die feindliche Seemacht vernichteten. Das stattliche Landheer des Antonius wurde nun zur Ergebung aufgefordert. Aber noch sieben Tage hielt die Treue der schmählich verlassenen Soldaten Stand. Erst als auch ihr Befehlshaber, der Legat Canidius, die Flucht ergriffen hatte, huldigten sie, nicht mehr gewillt, dem von Tänaron her angelangten Befehl des Antonius zum Rückmarsch nach Kleinasien zu folgen, dem Sieger von Actium, dem diese Septembertage nunmehr unbestritten die Herrschaft über die gesammte römische Welt in die Hand gegeben hatten.

Ein gewaltiger Schlag hatte auch diesmal in dem großen Waffengang zwischen Orient und Abendland entschieden. Für Octavian galt es nun, überall die Ergebnisse des großen Sieges einzuheimsen, den letzten Widerstand zu überwältigen, den er noch am Nil zu erwarten hatte. Doch fand er sofort zu viel zu erledigen, um sogleich nach dem letzten Sitze seiner Gegner vordringen zu können, und mußte zunächst das Meiste der vernichtenden Wirkung der

Nachricht von der Actischen Katastrophe im Orient überlassen. Der Platz des octavianischen Lagers vor der Schlacht wurde zur Anlage der Kolonie Nikopolis bestimmt, deren Gründung im folgenden Jahre in Angriff genommen worden ist. Zu Ehren des actischen Apollo und zur ewigen Erinnerung an die Siegesschlacht sollten hier — und seit 28 v. Chr. machte man damit den Anfang — von fünf zu fünf Jahren die neuen Actischen Spiele, musische, nautische, gymnastische Wettkämpfe gefeiert, diese als fünftes den vier alten griechischen Nationalspielen zur Seite gestellt, endlich auch nach Actiaden gezählt werden. Gegen die gefangenen Anhänger des Antonius ließ Octavian im Allgemeinen Gnade walten, doch fehlten auch jetzt mehrere Hinrichtungen nicht. Die gewaltigen Massen der Truppen wurden sofort reducirt. Die Veteranen der beiden Heere wurden nach Italien entlassen, ihnen aus der zu erwartenden ägyptischen Beute große Belohnungen in Aussicht gestellt, ein Theil der übrigen Truppen in verschiedene Provinzen entfernt. Agrippa eilte nach Rom, um mit Mäcenas die Verhältnisse in Rom und im Westen zu überwachen. Octavian selbst durchzog das vollständig ruinirte Griechenland, und traf die nöthigsten Anordnungen, um wenigstens dem größten Elend abzuhelfen, dann ging er nach Vorderasien, wo Samos als Winterquartier gewählt wurde. Während nun aller Orten in Asien die Autorität des Antonius zusammensank, und Octavian die üblichen Verfügungen zu Gunsten der schon vor der Schlacht bei Actium von jenem abgefallenen, und zum Nachtheile der übrigen Machthaber zu treffen begann, rief ihn während des Winters von 31 auf 30 die unangenehme Nachricht von neuen Unruhen in Italien nach der Halbinsel zurück. Die Veteranen hatten mit drohendem Ungestüm ihre Belohnungen und ihren Abschied gefordert. Eine sehr beschwerliche Winterreise führte den Herrscher nach Brundisium, wo es ihm auch gelang, theils durch Anspannung aller ihm persönlich disponibeln Finanzmittel, theils durch Versprechungen die Meuterer zu beschwichtigen. Dann aber galt es die letzten Aufgaben zu lösen. Es mußte auch die gefährliche Bewegung gedämpft werden, welche die gegen Octavian von Antonius mit den getischen und dakischen Völkern an der Donau eingefädelte Allianz auf der nördlichen Balkanhalbinsel veranlaßt hatte. Hier hat endlich des alten Crassus Enkel M. Licinius als makedonischer Proconsul im J. 29 v. Chr. durch ebenso grausame als erfolgreiche Kriegführung gegen die Daker, Bastarner, Mösier, und mehrere thrakische Völker die Sicherheit gründlich hergestellt, Makedoniens Nordgrenze geschützt, und bereits die spätere Annexion des mösischen Donauthales eingeleitet.

Als Octavian persönlich im Frühjahre 30 von Brundisium aus über Korinth und Rhodos nach Syrien gelangte, erreichten ihn endlich wieder Vergleichsvorschläge aus Alexandria. Antonius hatte sich, innerlich gebrochen wie er war, auf seiner Flucht aus der Schlacht bei Actium zu Tänaron mit seiner Verderberin doch wieder versöhnt. Aber er mußte bei der Rückkehr nach Afrika bereits finden, daß der zu Parätonion auf der

ägyptischen Westgrenze kommandirende Legat L. Pinarius Carsus von ihm abgefallen war. In Aegypten sebst behauptete sich Kleopatra, wie immer ebenso entschlossen als zu blutiger Gewaltthätigkeit bereit, mit Energie, machte mit allen Mitteln neue Gelder flüssig und stellte starke Rüstungen an. Für diese echte Tochter des Auletes ist es höchst charakteristisch, daß sie jetzt den gefangenen König von Armenien (S. 668) ermorden ließ und dessen Kopf an seinen alten Feind in Atropatene schickte, um sich dadurch dessen Allianz zu sichern. Aber der Abfall des römischen Legaten Didius in Syrien und die Besetzung des wichtigen Parätonion durch Cornelius Gallus von „Afrika" her war nicht zu hindern, auch vermochte Antonius selbst den wichtigen Platz nicht wieder zu erobern. Und nun machte auch der jüdische Fürst Herodes zur Sicherung seiner Herrschaft seinen Frieden mit Octavian.

Als nun Octavian sich durch Syrien i. J. 30 langsam der ägyptischen Grenze näherte, suchten ihn die beiden Machthaber am Nil durch Unterhandlungen aufzuhalten. Der schlaue Rechner aber, der jetzt das Reich der Lagiden einverleiben, die gewaltigen Schätze der Königin erbeuten, ihrer Person als Schmuck seines Triumphes sich versichern wollte, behandelte sie „dilatorisch" und drang unaufhaltsam vor, bis ihm endlich auch die Eroberung der östlichen ägyptischen Grenzfestung Pelusion gelang. Nun ging es gegen Alexandria. Noch einmal siegte Antonius in einem Reitergefecht. Aber der letzte große Kampf, den er gegen Octavian wagte, ging völlig verloren. Die Flotte (1. August) ging mit vollen Segeln zu dem letzteren über. Die Reiterei ergriff schnell genug die Flucht, und das Fußvolk unter Antonius' eigener Führung wurde nach hartem Gefecht aufs Haupt geschlagen. Jetzt, so scheint es, gab auch Kleopatra ihn auf. Ob Selbstsucht und Herzlosigkeit die Königin wirklich bestimmt haben, schon viel früher den Antonius durch Anknüpfungen mit seinem Gegner zu verrathen, wie antike und moderne Schriftsteller vielfach annehmen, ist mit Sicherheit nicht festzustellen. Nur die letzten Ereignisse scheinen deutlich zu zeigen, daß in der nun hoffnungslos gewordenen Lage die Kleopatra durch Abschüttelung des Antonius sich noch selbst zu retten suchte. Die Königin also zog sich in ein festes, bei dem Isistempel in dem Bereich des königlichen Schlosses von ihr erbautes Mausoleum zurück, welches sie mit ihren Schätzen gefüllt hatte, und ließ den Antonius, der mit der Ueberzeugung aus der Schlacht zurückgekehrt war, daß sie den Abfall der Flotte verschuldet, nun durch die Botschaft täuschen, daß sie ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht habe. Damit war aber auch des verzweifelnden Römers letzter Lebensmuth gebrochen, und ein kräftiger Schwertstoß sollte auch sein unseliges Dasein vernichten. Noch athmete der unglückliche Mann, als die Königin ihm sagen ließ, sie sei noch nicht gestorben. Da ließ sich der unverwandt treue Mann zu dem Asyl der Frau tragen, der er seinen Ruhm, seine Ehre, sein Alles als Opfer gebracht hatte, und hatte wenigstens die Genugthuung, in ihren Armen seine letzten Seufzer zu verhauchen.

Nun begann der letzte Kampf, nämlich der der List, zwischen Kleopatra und Octavian. Für jene galt es, vielleicht noch einmal durch den Zauber ihres Geistes und aller weiblichen Künste einen Herrn des römischen Reiches zu gewinnen, jedenfalls aber zu rühren, und sich selbst zu retten und die tiefe Schmach von sich abzuwenden, vor den Römern, die sie glühend haßten, im Triumphzuge aufgeführt zu werden. Aber die Schlauheit des Octavian war größer, als die der Königin, und an seiner Kälte prallte alle Kunst der klugen und noch immer schönen Frau unwirksam ab. Octavian wußte, daß Kleopatra entschlossen war, für den Fall der Gewalt sich sofort zu tödten und ihr mit Brennstoffen gefülltes, ihre Schätze bergendes Asyl in Brand zu stecken. Aber der List der Agenten des Octavianus, des Cornelius Gallus und des Ritters Gajus Proculejus gelang es, in das Asyl der Königin zu dringen, ihrer Schätze sich zu bemächtigen und sie selbst zu nöthigen, wieder nach dem Palast überzusiedeln, wo sie zunächst als Königin noch weiter behandelt wurde. Als hier aber eine Zusammenkunft mit Octavian sie überzeugen mußte, daß sie ihn nicht zu gewinnen, daß sie auch die Schmach der Aufführung im Triumphe von sich nicht abzuwenden vermochte: da beschloß sie in ihrem stolzen Sinne, als freie Tochter des alten Hauses der Lagiden zu sterben. Sie wußte die Aufmerksamkeit der Römer zu täuschen und gab sich den Tod, wahrscheinlich durch Benutzung einer kleinen äußerst giftigen Schlange, die sie unter Früchten verborgen in ihr Zimmer hatte bringen lassen (nach dem 29. August d. J. 30).

Das Haus der Lagiden war ausgestorben. Octavian aber, weder grausam noch milde aus Leidenschaft, dagegen in seiner eiskalten Staatsraison allezeit erbarmungslos, wo er es für geboten hielt, säumte nicht, der Kleopatra nun auch den Cäsarion und den ältesten Sohn des Antonius von der Fulvia in den Hades nachzusenden. Auch sonst folgten noch einige Hinrichtungen von Antonianern, wie die des letzten Cäsarmörders, der dem neuen Herrn der Welt in die Hände fiel, des Cassius Parmensis. Auch ein Sohn des früheren Triumvirs Lepidus, der ohne Wissen seines Vaters eine Verschwörung gegen das Leben des Siegers von Actium angezettelt hatte, wie deren die Annalen Roms nun zahllose gegen die Imperatoren Roms melden werden, war um solches Frevels willen dem Tode verfallen. Sonst aber begann jetzt die Zeit der Gnade. Die Sonne des Friedens ging endlich wieder auf über der seit der Schreckenszeit des italischen Bundesgenossenkrieges und seit den blutigen Orgien des pontischen Mithradates zwei Menschenalter hindurch so schrecklich durch Kriegsstürme jeder Art heimgesuchten Völkerwelt zwischen dem Eufrat und dem atlantischen Meere. Nur von dem inneren Orient her drohten dem Reiche der Römer noch einmal schwere Kämpfe. Die Schmach von Karrhä und das Mißgeschick des Antonius in seinem parthischen Kriege waren noch nicht gesühnt. Mehr noch, die durch Antonius veranlaßte Entfernung der römischen und eines Theiles der einheimischen medischen Truppen aus Atropatene und Armenien zum Ent-

scheidungskampfe von Actium hatte es den Parthern möglich gemacht, im J. 30 v. Chr. nicht nur Atropatene zu unterwerfen, sondern auch den Prinzen Artaxias (S. 668) als parthischen Vasallen auf den armenischen Thron zu setzen. Aber Octavians Glück wollte, daß die grausame innere Politik des Phrahates IV. demselben seit 35 v. Chr. immer neue mächtige Gegner erweckte, daß endlich sogar der in solchem Kampfe unterlegene Arsakide Tiridates II., als er 30 v. Chr. nach Syrien zu den Römern flüchten mußte, denselben einen geraubten Sohn des Phrahates zuführte, den Octavian als Geisel mit nach Rom nahm.



Kleopatra (Rom, Vatican).

Und nun wurde es des Siegers von Actium historischer Ruhm, daß er auch das letzte gewaltige Stück der Alexandermonarchie, das stolze Reich der Lagiden, dem römischen Reiche auf dem Wege der Personal-Union als neue Provinz angliederte. Die Macht der Römer als der Herren des Mittelmeerreiches war jetzt auch geographisch zu ihrem vollen Abschluß gelangt. Als hier Alles geordnet war, wandte sich Octavian noch vor Ablauf d. J. 30 wieder nach Syrien, um endlich die Winterquartiere in der Provinz Asia aufzuschlagen, wo er auch am 1. Januar 29 v. Chr. sein fünftes Consulat antrat. Als dann nach Erledigung zahlreicher Geschäfte der sieggekrönte Imperator den italischen Boden wieder erreicht hatte, konnte er, bereits mit unendlichen Ehren durch den Senat überhäuft, am 13., 14.

und 15. August 29 seinen dalmatinischen, actischen und ägyptischen Triumph feiern, um dann aus den Schätzen der Kleopatra die Soldaten und das Volk der Hauptstadt mit überreicher Freigebigkeit zu beschenken, alle seine Schulden und Zusagen zu bezahlen, und als großen Gnadenakt alle rückständigen Steuern und ausstehenden Forderungen der Staatskassen zu erlassen. Mehrtägige prachtvolle Spiele und Festlichkeiten folgten der Siegesfeier, und dann vollzog Octavian im Auftrage des Senats die Schließung des Janustempels: es war das mit brausendem Jubel begrüßte Symbol des wiedergekehrten Weltfriedens. Nun aber blieb ihm ein weit Schwereres vorbehalten: der neue Aufbau der cäsarischen Monarchie.

Verzeichniß der Illustrationen.

Vollbilder:

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Von den Anfängen des Römischen Staates bis zur Vollendung der Einheit Italiens.

Zweites Buch.

Das Emporwachsen Roms zur Weltmacht.

Drittes Buch.

Die Revolution. Der Bürgerkrieg. Der Cäsarismus.

Berichtigungen zum Ersten Bande.

Auf S. 102, Zeile 15 von oben, muß der Anfang heißen: „er um 612 v. Chr.".

Auf S. 357, Zeile 18 von oben, muß „Samos" durch Milet ersetzt werden.

Auf S. 373, Zeile 9 von oben, ist hinter dem Worte „Frühjahr" noch „401" einzuschalten.

Auf S. 404, Zeile 22 von unten, muß der Name „Sparta" durch „Athen" ersetzt werden.